Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

I. Kuranda.

Sechster Jahrgang.
I. Semester. I. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1847.

Inhalt.

Die jüngsten Poeten.

Erster Brief.

A Madame Eugénie .... à Bruxelles.

Es ist mein Neujahrsgruß, den ich Ihnen bringe, Eugenie! Jener geistige Luftzug, der die Phantasie so vieler großen und kleinen deutschen Poeten und Schriftsteller nach den Niederlanden getrieben, erfaßt mich unwiderstehlich in diesem Augenblicke und führt meine Gedanken nach der Stadt Egmont's, wo das Geläute der weißen Thürme von St. Gudula die Gläubigen eben zur großen Neujahrsmesse ladet, die heute der Cardinal Erzbischof in eigner Person celebrirt. Ich aber suche in der Stille meines Gemüthes eine andere Kirche auf, wo mein Herz einen eignen Altar errichtete und seinen eignen Cultus feiert. An dem Glockenzug eines grünen Thores auf der Place de la monnaie läute ich vorsichtig. Der wohlbekannte Portier öffnet und ich steige dann leise die teppichbedeckte Treppe hinauf, durchschreite zwei Vorzimmer und schaue durch die Glasthüre in ein Frauengemach, das einem Wintergarten gleicht, in dem troß der strengen Januarskälte die wundersamsten Blumentöpfe ihren süßesten Duft aushauchen. Da sitzen Sie, eine bleiche Märtyrin, auf dem leichten Sessel mit der kerzengraden Lehne, den Ihnen der Arzt zur Pflicht gemacht, das Köpfchen in gewohnter Weise auf die zwei Finger der linken Hand gestützt, deren Schnee das sündhaft reiche, tiefdunkle Haar an die Verklärung dieses winterlichen Festtages zu gemahnen scheint. Da sitzen Sie und lächeln mit tiefen, seelenvollen Augen auf die Liebesgaben, welche Vater, Mutter, Gatte, Schwestern, vor Ihnen ausbreiten, wetteifernd, wer den wärmsten Blick, das innigste Lächeln erhalten wird.

Wir Deutschen beschenken unsere Lieben am Weihnachtsabende, Ihr in französischen Sitten Erzogenen wählt das Neujahr. Ihr Franzosen und Belgier

seid ein von der Freiheit verwöhntes Volk. Wir begnügen uns, das Jahr freudig zu beschließen, Ihr wollt es sogleich freudig beginnen. Wir flüchten uns mit unserem Glücke in die stille Nacht und trösten uns für die Dunkelheit draußen durch die Weihnachtsbäume und Lichter, die wir im umfriedeten Familienzimmer anzünden. Ihr aber habt Eure Weihnachts- und Freiheitsbäume auf offener Straße angezündet, daß die Welt darüber in Brand gerieth; darum wohl genügen Euch die stillen Abende weniger, Ihr wollt Eure Gaben bei hellem Tage schenken und empfangen, sehen und beurtheilen.

So kommen denn jetzt auch die Freunde aus allen Enden der Stadt, und jeder bringt seine Gabe: eine Bonbonnière, eine Vase, einen Strauß seltener Blumen, eine Sammlung neuer Romancen, die Zeichnung einer Ihrer Lieblingsplätze, die Dedication einer Claviersonate; die kleinen chinesischen Tischchen würden heute unter der Last der Gaben, die darauf gelegt werden, brechen, wenn sie nicht treu in Ihrem Dienste wären, wie Alles, was um Sie lebt. Jetzt aber kommt das Schlimmste. Jeder der Freunde will das ihm am heutigen Tage zukommende Recht ausüben, einen Kuß auf Ihre Wangen hauchen zu dürfen; denn dies ist wieder eine jener kostbaren Freiheiten, welche die französische Sitte ihren Bekennern errungen hat. Der Deutsche in seinen Feudalsitten wird geboren als Unterthan und stirbt als Unterthan, auch nicht einen Augenblick seines Lebens hat er das Glück der Souverainetät genossen. Ein deutscher Romeo kann zehn Jahre in Liebesgram verflechen, ohne jemals mit den heißen Lippen die Wange seiner Lieben berührt zu haben. Der Franzose ist mitleidiger gegen unglücklich Liebende. Jeder Neujahrsmorgen ist ein Jubeltag auch für den Verschmähtesten; denn mit dem Morgengruß, den er der Dame bringt, ist auch das Herrnrecht von Arras verbunden, und eine Secunde kann er glücklich sein wie ein König.

Wenn Sie nun Abends die reichbedeckten Tischchen mustern, so finden Sie darauf ein kleines Geschenk, dessen Geber Sie nicht eintreten sahen. Unsichtbar hat er durch einen luftigen Genius das kleine Packet aus einer Ferne von 80 Meilen in Ihre Nähe zu zaubern gewußt. Es ist eine Maroquinmappe; der kleine stählerne blanke Schlüssel liegt dicht dabei. Sie öffnen den bescheidenen Schatz und finden darin eine kleine Bibliothek von zehn niedlichen Büchern. Erst wenn Sie das letzte herausgenommen haben, finden Sie eine Karte, die Ihnen den Namen des unsichtbaren Gebers verräth, er ist gleichlautend mit dem, der sich am Schlusse dieses offenen Briefes befindet. Es sind unsere jüngsten deutschen Poeten, die ich bei Ihnen einführe und für die ich einen Platz in Ihrer Bibliothek erbitte, in der zwei Drittel der Fächer den Franzosen eingeräumt sind und von dem letzten Dritt-

theil obendrein mehr als die Hälfte den Engländern und nur der Rest den Deutschen gehört. Und doch strömt in Ihren Adern deutsches Blut und doch sind Ihre Lippen, trotz des fremden Accents, der unserer Sprache aus dem Munde einer schönen Frau doppelten Reiz verleiht, so mächtig der deutschen Rede!

Erinnern Sie sich noch, Eugenie, wie entsetzt ich zurückfuhr, als Sie einst in Mitten einer lebendigen Unterhaltung über deutsche Poesie ausriefen: **Mais c'est un de nos plus grands poëtes qui l'a dit: c'est Lamartine.** Ich hatte Ihnen Abende lang Goethe, Rückert, Heine und Lenau vorgelesen, ich hatte Ihnen auf das Wärmste bewiesen, daß Belgien zum großen Theil deutsches Gebiet sei, ich hatte den vollsten Enthusiasmus für unsere großen Dichter bei Ihnen gefunden, ich hatte Sie vollständigst zur deutschen Religion bekehrt geglaubt und plötzlich entschlüpft Ihnen der Ausruf: **un de nos plus grands poëtes: Lamartine.** Ich war an jenem Abende sehr unglücklich über Ihr tief eingewurzeltes Ketzerthum, das der französischen Sprache und Literatur die vollständigsten Herrenrechte in Belgien einräumte, das ihr doch nur höchstens zur Hälfte gehört. Sie wissen, wie ich seit jenem Abende mit doppeltem Eifer an Ihrer Bekehrung, liebenswürdige Heidin, arbeitete, kein Missionär, der auf den Inseln des stillen Meeres für englische Hochkirche und Handelsverbindungen thätig ist, kann mit größerer Beflissenheit die Bibel anpreisen und exponiren, als ich die Schönheiten unserer Klassiker Ihnen zu preisen und zu erläutern mich bemühte. Allerdings mag es weniger angenehm sein in einer Versammlung tätowirter, mit Scalpaks und Spießen ausgerüsteter Insulaner die strengen Wahrheiten der heiligen Schrift auseinander zu setzen, als in der warmen Stille eines Frauengemachs beim Halbdunkel der Carcel-Lampe die harmonischen Worte eines sinnigen Dichters vorzulesen, Auge ins Auge einer leise athmenden Hörerin, deren Wangen bei jeder erhebenden Stelle mit rosiger Gluth sich tätowiren und die keine andere Waffe zur Seite hat, als den seelenvollen Blick, der freilich gefährlicher ist, als der Scalpak der Indianer. Aber wie ernst ich es mit meiner Mission hielt, möge Ihnen meine heutige Sendung aus weiter Ferne beweisen. Diesmal ist es sicherlich nicht der verführerische Reiz der kleinen Kapelle, nicht der Lohn aus Ihrem Auge, der mich zum Priester macht. Das Maroquinkästchen mit seinem Inhalt verhilft dem Geber nicht einmal zu jenem eifersuchterregenden Privilegium, das heute alle andern Neujahrsgaben Ihnen abzwingen. Es ist der einfache Wunsch, Sie für die Kirche Goethe's und Schiller's fester zu gewinnen, wie es uns immer ein Trost ist, mit Allen, die uns theuer sind, unter einem Himmel zu leben. Und so mögen

denn die Geister der letzten Zehn vom jüngsten Regiment, die in dem grünen Kästchen eingesperrt sind, Sie umringen und Ihnen den Beweis liefern, daß die Poesie in Deutschland noch nicht erstorben ist, wie der dicke Professor, Ihr ehemaliger deutscher Sprachlehrer, foi de Gervinus! immer behauptete. Gleich beim Eröffnen wird Ihnen ein kleines Buch in die Hände gerathen, welches den Titel führt: Ziska. Gesänge von Alfred Meißner. Dies Buch habe ich mit Absicht obenauf gelegt, da ich ihm den Vorrang vor allen übrigen zuerkennen muß, indem diese Dichtung meines Erachtens die bedeutendste poetische Production ernster Art ist, die seit Lenau's „Albigenser" in Deutschland erschienen ist.

Ich habe Ihnen oft von jener mährchenhaften Stadt an den Ufern der Moldau erzählt, die abseits aller neuern Geschichte schweigsam und in sich selbst versunken dasitzt, wie eine trauernde Königswittwe, die ein ganzes Geschlecht untergegangener Helden geboren hat. Ich habe Ihnen oft von meiner ehrwürdigen Vaterstadt Prag gesprochen, wo jeder Platz die einstige Wahlstätte eines geschichtlichen Kampfes, jeder Palast das Gehäuse eines unvergeßlichen Momentes und der zehnte Stein der Denkstein einer liebeswerthen That ist. Diese Hochschule, an der jetzt die Francesconi ihr Wesen treiben, war eine alma mater deutscher Wissenschaft, die Mutter und Musteruniversität der andern deutschen Hochschulen. In diesen Kirchen predigten die ersten und kühnsten deutschen Reformatoren, in diesen Straßen durchlebte die Reformation ihre erste und stürmischste Jugendzeit. Von hier aus zog jener gewaltige reformatorische Held, kühner, energischer und demokratischer als sein Nachfolger in Wittenberg, nach Costnitz, um seine Lehre durch den Feuertod zu besiegeln. Von hier aus brach das Heer der Kelchner, grausamer, aber uneigennütziger und begeisterungstrunkener als die Reformationsheere unter den ländersüchtigen und engherzigen Fürsten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, nach Deutschland auf, zu schrecklichen Siegen und Heldenthaten, wie nur das Alterthum und die Napoleonsschlachten sie aufzuweisen haben, und zuletzt nur deshalb unterliegend, weil sie dem Haß und nicht der Liebe ihre Waffen weihten. Von hier aus breitete sich jener dreißigjährige Kampf über Deutschland aus, der für die Gewissensfreiheit unternommen, diese Freiheit Andern errang, während seine Urheber gleich anfangs erlagen, um der Herrschaft des römischen Glaubens für alle Zukunft heimzufallen.

. . . . . . Du fremdes Blut,
Du kannst es freilich nicht in Liedern lesen,
Wie groß dies Volk in alter Zeit, wie gut,
Wie martyrheilig es im Tod gewesen.

Kein Dichterherz hat solchen hohen Tag,
Daß kund er's thäte ganz, wie du gelitten,
Wie du, da rings die Welt in Schlummer lag,
Hochherz'ges Böhmen für das Licht gestritten.
Hier war des heil'gen Feuers erster Herd,
Hier stand des ersten Lichtes Tabernakel!
Vom Scheiterhaufen, der den Huß verzehrt,
Entbrannten Luth'r und Hutten ihre Fackel.
Ein Wort, das heut noch alle Welt empört,
Das Freiheitslosung bleibt für alle Zeiten,
Ward hier zuerst genannt, zuerst gehört,
Und rief das Volk zu unerhörtem Streiten.
„Der Kelch für Alle!" Dieses Donnerwort,
Es trat von hier aus in die Weltgeschichte,
Nun braust es durch der Erde Lande fort
Und ruft der Herrschaft Sclaven zu Gerichte.
Die Trommel Ziska's bracht' es in die Welt
Und sieben Jahre trug es Procop weiter,
Wie ein glührother Stern am Himmelszelt,
Macht es am Schlachtfeld jeden Knecht zum Streiter.
Ob halbverstanden es im Geist geruht,
Die Welt erschrak vor dem gewalt'gen Schalle:
Nicht nur der Kelch mit Christi heil'gem Blut,
Der Kelch des Lichts und Lebens sei für Alle!*)

Ein Sohn dieser alten vulkanischen Stadt, in welcher die Jugend unter mährchenhaften Monumenten, unter räthselhaften Gegensätzen und phantastischen Traditionen großwächst, ein Sohn dieser versteinerten Niobe ist Alfred Meißner, der Dichter des Ziska. Mehr als zwei Jahrhunderte lag Böhmen still und brach im geistigen Winterschlaf. Woher kommt es, daß es jetzt plötzlich so rege wird unter seiner Jugend, wie unter seinen Männern? daß die Gedankenquellen plötzlich wieder flüssig werden? Haben die alten Feuergeister in den untersten Schichten dieses Vulkans sich wieder entzündet und ist die Vegetation auf seinen Flächen ein Zeichen, daß es in seinem Innern kocht? Thatsache ist es, daß in den letzten Jahren alle Blicke sich wieder rückwärts wenden zu den alten glorreichen Perioden böhmischer Geschichte, wo dem Böhmen das stolze Selbstbewußtsein seiner moralischen Kraft, seiner Freiheit und Selbstständigkeit im Herzen pochte. Aber in dieser Begeisterung für die großen Geschichtsmomente Böhmens übersieht man nur eine Kleinigkeit, nämlich daß die Hauptbrücke zur Verbindung der alten Zeit abgebrochen, und die katholische Umwandlung des Landes wie ein breiter Strom das Jetzt von dem Ehemals gewaltig scheidet. Was Böhmen einst so groß machte, das war seine geistige Freiheit; die großartigsten Mo-

*) Ziska, Seite 194.

mente seiner Geschichte hat es im Kampfe für sie erlebt; die Freiheit der Kirche war die Trägerin und Stütze der politischen Freiheit. Das Bewußtsein an der Spitze der Zeitbildung zu stehen, stählte die Geister und gab ihnen Autorität bei ihren Nachbarn und oftmals ein entscheidendes Uebergewicht. Die katholische Umwandlung des heutigen Böhmens ist jedoch zu ernst und von zu tiefen Wurzeln, um die Aehnlichkeit zwischen Einst und Jetzt wieder zuzulassen. So sucht denn Jeder die geschichtlichen Anknüpfungen nach seiner Weise. Der Adel sucht das Wiederaufleben der alten Zeiten zur Wiedererlangung seiner einstigen Macht, seiner alten landständischen Herrschaft, die ihm die Regierung allmälig entwunden hat. Plötzlich begeistert er sich für die so lang verachtete Sprache des Landmanns, um der Popularität und des directen Einflusses auf die Bevölkerung sicher zu sein. Eine solche Rückkehr zur alten Geschichte, die alte Landesordnung Ferdinand I. blankgewichst wieder hergestellt zu sehen, den Edelmann als Meister im Lande, den Bürger als Beiläufer, den Bauer als Robotknecht — kann unmöglich der Geschmack der modernen Zeit behagen. So sucht denn ein Theil der Mittelstände die altgeschichtlichen Anknüpfungspunkte durch die Belebung der czechischen Volkssprache. Nichts ist gerechter und heiliger als diese Volkssache, die den bisher von Schule und Leben ferngehaltenen Bauer und Arbeiter heranzuziehen sucht zum Herd der allgemeinen Bildung und der gleichmäßigen Berechtigung; es ist dies ein wahrer Fortschritt im Interesse der Humanität und Civilisation. Leider gerathen die czechischen Patrioten dabei auf Irrthümer und begehen dieselben tyrannischen Uebergriffe, die bisher gegen sie verübt wurden. Hat die Regierung bisher Böhmen wie ein rein deutsches Land behandelt und administrirt, so erklären jetzt die czechischen Patrioten das Land als ein rein czechisches und verlangen, jeder Böhme solle sich als Slave betrachten und das „Böhmische" als die dominirende Landessprache anerkennen. Dies ist wahrlich auch kein Vorwärts. Um einen Theil der, allerdings durch die Schuld der deutschen Herren, zurückgebliebenen Bevölkerung mit hinein zu ziehen in den Kreis der europäischen Bildung, sollen alle übrigen sich zurückschrauben und die große Culturssprache, die uns bisher mit der Gedankenwelt, der Gesittung und der Entwickelung einer der größten Nationen zusammenhielt, entsagen, um consequenter Weise nach zwei Generationen den Goethe und Lessing uns erst in's Slavische übersetzen zu lassen, um ihn lesen zu können. Das ist kein Zusammenhang mit den glorreichen Zeiten unserer frühern Geschichte, die uns in allen Geistes- und Freiheitskämpfen in den Vordergrund des alten deutschen Reichs stellte, während die neuen Geschichtsgänge des exclusiven Sla-

vismus uns am Ende an den Schweif der moskovitischen Macht binden würde, um uns auf ihren asiatischen Eroberungsgängen über die Leichenfelder unterjochter Bildungsvölker mitzuschleppen.

Doch, weiß ich, kommt ein Tag noch, wo zum Ringen,
Zum letzten Ringen sich dies Land erhebt,
Wo es, zu brechen seines Zaubers Schlingen,
Noch in der Brüder Fleisch die Nägel gräbt.
Ein Tag des Kampfs, von Schmerzen und von Leiden,
Wie 'n Becher bis zum Rande übervoll,
Ein Tag, an dem im Kampf sich soll entscheiden,
Ob Deutsch, ob Böhmisch endlich siegen soll.
Ich aber will nicht wissen, was ihm werde,
Für eine Lösung diesem Tag von Blut,
Ich freue mich, daß dann in kühler Erde
Wohl lange schon mein müder Leichnam ruht.
Der freie Dichter, deutschen Blutes Sprosse
Und doch der Heimath treu in ihren Wehn,
Der stets beim Schwächern stand als Kampfgenosse,
Wie sollt er dann im Heer der Stärkern stehn?
Für Volksthum focht er treu in allen Tagen,
Sein Wort der Losung war Gerechtigkeit,
Wie sollt' er nun zum Drängerheer geschlagen
Beim Unrecht stehn im Irrsaal dieser Zeit?*)

In diesem quälenden Dilemma stehen alle edlen deutschen Herzen, die in Böhmen geboren sind. Auf der einen Seite die gerechten Ansprüche der überwiegenden slavischen Bevölkerung, auf der andern Seite die kostbaren Errungenschaften deutscher Bildung und die zukunftsreiche Entwickelung im Wechselverkehr der deutschen Nachbarn und Stammesgenossen. Erobernd oder erobert, graut ihnen vor dem Einen und entsetzt sie sich vor dem Andern. Die deutsche Bildung in Böhmen begeistert sich nicht minder für die alten glorreichen Zeiten der Landesgeschichte, aber nicht das Begrenzte, Provinzielle, ist ihr das Wichtige, sondern das ewig Menschliche, das geistig Freie, die höhere Männerwürde, die schwungvolle Selbstaufopferung, welche diese gewaltigen Männer der Vorzeit zu großen Thaten trieben und dies alte Schwesterland mitten in den Vordergrund des deutschen Reichs stellten, dem es häufig das Banner vortrug in den Schlachten des Geistes und der Freiheit.

Unter den jungen Geistern, die eine Geschichte der böhmischen Vergangenheit und Zukunft von dieser Seite auffassen, gebührt dem Dichter des „Ziska" einer der vordersten Plätze. Die deutsche Poesie hat an den Ufern der Moldau und der obern Elbe in den letzten Jahren manchen reichbegab-

*) Ziska, Seite 200.

ten Jünger erstehen sehen, und der einst in Prag so vereinsamte Carl Egon Ebert hat an Moritz Hartmann, Uffo Horn, Joseph Rank, Friedrich Bach jüngere Genossen gefunden. Schwungvoller, tiefsinniger und formgewaltiger ist jedoch das deutsche Wort in Böhmen niemals erklungen, als in dem „Ziska" von Alfred Meißner.

Sie kennen, liebenswürdige Freundin, meine tiefe Verehrung für Lenau und irre ich nicht, so haben wir zusammen im Morgenblatte die schönen Romanzen „Ziska" gelesen, die jetzt nach dem tragischen Schicksale des übergeistigen Einsiedlers zu Winenden unvollendet als ein Torso in der neuesten Ausgabe der Lenau'schen Gedichte erschienen. Nun denn, lesen Sie, vergleichen Sie Das, was Lenau so schwermüthig besungen, mit Dem, was Meißner so energisch gestaltete, und Sie werden gleich mir dem jüngern Dichter der Vorzug zuerkennen sowohl in der Auffassung als in der Behandlung seines Stoffes. Freilich war die Tendenz beider Dichter eine ganz verschiedene. Lenau wollte den einzelnen Mann schildern und auch diesen nicht in seiner ganzen Persönlichkeit, der ganze Mann war ihm blos ein lyrischer Höhenmesser; er wollte blos das Schöne und Gewaltige eines solchen Menschennaturells in der Harmonie sowie im Gegensatze mit der lebenden Natur schildern, ja letztere wird oft die Hauptsache und der düstere Hussit wird nur Staffage, wie auf den Landschaften Salvator Rosa's ein wilder Räuberhäuptling nur die Einsamkeit einer gebirgigen Waldpartie zu beleben dient. Alfred Meißner dagegen hat in und um seinen Ziska eine ganze Zeitepoche geschildert. Er hat sich selber Unrecht gethan, indem er den Namen des einzelnen Mannes auf den Titel seiner Dichtung schreibt, er hätte diese durch einen ausgedehntern umfassendern Namen bezeichnen müssen. Kritisches Uebelwollen und Splitterrichterei können ihm vorwerfen, daß der Charakter des Helden nicht genug in den Vordergrund tritt. Ein Portraitstück ist dieses Buch freilich nicht, es ist ein großartiges historisches Gemälde. Vielleicht war der Dichter um einen kurzen, schlagenden Titel verlegen und hat rasch nach dem ersten und kürzesten gegriffen. „Hussiten", „Hussitenkämpfe" hätten den Inhalt des Buches vielleicht besser bezeichnet, wenn es nicht prätentiöser klänge.

Auch ging der ursprüngliche Plan des Dichters wirklich blos dahin, die Heldengestalt des blinden Taboriten zu schildern; aber sein Gedicht wuchs ihm unter den Händen, das Gewaltige der Zeit riß ihn mit sich fort und so wurde er statt zum Sänger eines Helden zum Sänger einer Heldenzeit. Ein ganzes Volk tritt an die Stelle eines Einzelnen und statt einer Geschichte bringt er Geschichte.

Es geht ein Laut durch alle Weltgeschichte,
In Pausen von Geschlechtern zu Geschlecht
Und ruft der Menschheit Dränger zu Gerichte,
Verkündend das vergeß'ne Menschenrecht.
Ein Rufen ist's von Armen, Unterdrückten,
Aus Nacht, aus Fesseln, Geisteszwang und Noth.
Ein Mahnen an die Reichen und Beglückten,
Ein Drängen nach Erkenntniß und nach Brod.
Der Knecht, der es vernommen, denkt an's Sterben,
Und fühlt die Seele heldenhaft empört,
Kein Zwingherr, der sein Mahnen ohn' Entfärben
Selbst in dem Schutze seiner Schergen hört.

Als Apostolen dieses Rufes treten
Im dürft'gen Kleid und durch den Schmerz geweiht
Der Volksbefreiung herrliche Propheten
Aus niedrer Hütte in die laute Zeit.
Ein Jüngling singt zu Sachsen vor den Thüren
Sein geistlich Liedlein für ein Stückchen Brod,
Derselbe, der die Wartburg wird erküren
Zum Sinai mit Zornesflammenroth!
Ein Bettler stirbt, der toll die Welt durchrannte.
Rousseau — des reichen Frankreichs ärmster Sohn,
Und hinterläßt der Welt, die ihn verkannte,
Im Testamente — die Revolution.

Dies ist der Standpunkt für den Charakter der ganzen Dichtung, die eine tiefe geschichtliche Seele vom ersten Worte bis zum letzten durchweht. Eine Schlacht voll wechselnder Gruppen und Gestalten stürmt an uns vorüber und die Blitze kühner, zündender Gedanken schießen überall hervor und beleuchten den Weg, den der Dichter durchzieht. Die Figur des Ziska steigt von Zeit zu Zeit um einen Kopf höher als die ihn umringenden Gestalten hervor; mehr hat ihm der Dichter in der ersten Hälfte seiner Schöpfung nicht eingeräumt, konnte ihm auch nicht mehr einräumen, wenn er der historischen Seele des Gedichts nicht Gewalt anthun wollte. Ziska ist nur der populairste Name unter den Hussitenstreitern, weil er der gewaltigste derselben war, weil das gigantische Bild des blinden Heerführers der Phantasie des Volkes am dauerndsten sich eingrub; aber der Träger einer besondern Idee war Ziska nicht, eine minutiösere Individualisirung des Einzelcharakters lag außerhalb der Aufgabe dieser Dichtung, deren Hauptheld ein ganzes Volk, ein ganzer Ideen- und Zeitkörper sein mußte und zum Theil auch ist, der Entwickelungsgang eines Kampfes, der an die höchsten Freiheitsgedanken schweifend, doch die sittliche Freiheit nicht erreicht, sondern gehetzt von äußerer Uebermacht und unversöhnlicher Verfolgung, und innerlich von Rache-

durst und Fanatismus getrieben, in seinen vulkanischen Anstrengungen sich selbst unterhöhlt, bis er ausgebrannt zusammenstürzt, ein großartiges Schauspiel selbst in seinem Falle bietend.

So oft erklungen durch die Reiche
Von einem Volk der Sterbeschrei,
Ziehn, sich zu werfen auf die Leiche,
Die Völkergeier auch herbei,
Ihr Flügelschlag ward oft vernommen,
Die Weltgeschichte kennt den Ton —
Doch wehe, wenn die Geier kommen
In deinem Namen — Religion!
Dann giebt's kein Hoffen für die Armen,
Kein Halten an ein irdisch Recht,
Sind Menschenherzen ohn' Erbarmen,
Sind Pfaffenherzen doppelt schlecht.
Ein Morden giebt es wie von Wilden,
Und augenrollend stimmt der Wahn
Auf den zertretnen Schlachtgefilden
Sein gräßliches Te Deum an.
Und also stirbst du armes Böhmen,
Nie sah die Welt ein gleiches Weh',
Des Landes Blut aus tausend Strömen
Erstarrt in Wintereis und Schnee,
Die Flur wird stumm die Städte fallen,
Stets kleiner wird der Kämper Bann,
Allein ein Wahlspruch lebt in Allen,
Er heißt: Bis auf den letzten Mann!

In dem letzten Drittheil, wo der Dichter den Ziska wieder in den Hauptvordergrund bringt und gleichsam, um der Aufschrift seines Buches zu genügen, das Einzelnleiden, das Einzelnwollen und den Einzelntod desselben schildert, begeht er ein Vergehen gegen die Harmonie des übrigen herrlichen Ganzen; namentlich hätte Ziska's Tod, wenn er nun einmal die Endspitze der Erzählung bilden sollte, großartiger und mit dem Geist des Ganzen mehr verflochten behandelt werden müssen. Und Meißner muß das selbst gefühlt haben, denn er läßt dem „Tod des Ziska" noch den Gesang des alten Taboriten „Javoi" folgen, der, wie ein Jeremias, trauernd auf den vergeblichen Leichenfeldern sitzt, während der Dichter selbst die gewaltigen Fäden seiner ursprünglichen Tendenz wieder anzuknüpfen sucht, um in einem glühenden Epilog auf der Gedankenhöhe, auf der er begonnen, auch wieder zu enden.

Doch Sie werden dies Alles selbst lesen und die zahllosen Schönheiten dieser Dichtung werden an Ihnen selbst vorüberziehen. Sie werden die Hussitenpredigt des „Jan von Zelau" lesen und wenn Sie dabei des Düsseldorfer Lessing gedenken, der den gleichen Stoff mit Pinsel und Farbe aus-

geführt hat, so werden Sie auf den Gedanken kommen, daß der Poesie doch größere und wirksamere Mittel zu Gebote stehen als der Malerei, oder daß wenigstens im vorliegenden Falle der Dichter den Maler überboten hat.

Auch die sinnigen Episoden der „Simplicitas" und der „Nonne", werden Sie nicht übersehen und vollends gar das erschütternde Nachtstück „die Adamiten". Von der vollendeten Formenschönheit der Verse, von der Pracht und dem Reichthum der gewählten Bilder wage ich gar nicht, Ihnen erst zu sprechen. Die zwecklose Lyrik, die abschweifende Gedankenjagd, die, um einen schönen Schmetterling zu fangen, den Hauptweg verläßt und ihn oft nur mit Mühe wiederfindet, ein Fehler, den sich die österreichischen Lyriker oft zu Schulden kommen lassen, ist überall vermieden. Gedrängt und gepanzert schreitet jeder Gesang seinem Hauptziele zu.

Aber auf einen tief humanen Zug unseres Dichters gestatten Sie mir Ihre Aufmerksamkeit besonders zu richten. Wie heiß auch sein Zorn gegen die Priestergewalt und die römische Geistesknechtung auflodert (und oft thut er im Ausdrucke hier allzuviel), nie hat er ein hartes Wort für die Bekenner selbst; welche Vorliebe er auch für die Märtyrer der Kelchslehre hat, nie wird er verleitet, den Glauben ihrer Gegner auch nur mit einem Worte zu verhöhnen. Im Gegentheil, wie schön und edel ist die fromme und gemüthsreine Gläubigkeit der Nonne geschildert, wie tief ist der Schmerz des Landes während des Interdicts aufgefaßt.

> O trauervolle Zeit, wo durch die Luft
> Kein Glockenton zur Morgenandacht ruft,
> Wo man der Liebenden geschmückte Paare,
> Gleichsam verkündend künft'ger Tage Leiden,
> Nicht in der Kirche traut, vor dem Altare,
> Nein, auf dem Friedhof unter Trauerweiden.
> O trübe Stunde, wo der Mensch im Sterben
> Vergebens nach der Kirche Trost verlangt,
> Verzweifelnd seine Seele haucht und bangt
> Ob fromm sein Thun, vor ewigem Verderben.

Ein Tendenzpoet gewöhnlichen Schlages hätte hier reichliche Reime von vermummen und verdummen angebracht. Meißner aber, ein ächter Dichter, fühlt mit dem Volke auch in solchem Schmerze; die Duldung, für die er kämpft, trägt er mild und weich im eignen Herzen. —

Und nun, schöne Freundin, werden Sie in ächter Weiblichkeit von mir verlangen, ich solle Ihnen etwas über die Persönlichkeit des jungen Dichters mittheilen, dessen Schöpfung ich Ihnen so warm an's Herz lege, und ich will mit wenigen Worten Ihrem voraussichtlichen Wunsch entgegenkommen. Alfred

Meißner ist der Enkel eines frühern Professors der Aesthetik in Prag, der selbst ein sehr fruchtbarer Romanschriftsteller gewesen und es bis an die dreißig Bände gebracht hat, obschon er nicht, wie Goethe, allen Geist seiner Familie für sich aufgezehrt hat, um seinen Nachkommen nichts mehr übrig zu lassen; es ist vielmehr in dem kleinen Buche „Ziska" seines Enkels mehr Poesie concentrirt, als selbst in dem gewähltesten Extract jener dreißig Großvaterbände. Alfred's Vater ist einer der beschäftigtsten Badeärzte in Böhmen, der seinem Sohne durchaus sein Wissen und seine Praxis zu vererben Lust hatte und diesen daher in die medicinische Carrière trieb, wie denn auch der 24jährige Dichter sechs Monate vor dem Erscheinen des „Ziska" den medicinischen Doctorhut an der altehrwürdigen Universität von Prag erhalten hat. Aber der Drang zur Poesie ist eine Herzenskrankheit, gegen die es, auch wenn der Kranke den Doctorhut selbst auf dem Haupte trägt, keine andere Rettung gibt, als Befriedigung und Hingebung. Die glühenden Bilder der Ziskagesänge im Gehirn, duldete es den jungen Arzt nicht länger an den Krankenbetten einzelner Leidenden. Die Krankheit der Menschheit, die klaffenden Wunden der Geschichte hatten seine Phantasie in Beschlag genommen, und er verließ Vaterhaus und Praxis und die Censurhospitäler Prags, um außerhalb der Grenze Oesterreichs seiner Muse die Fesseln zu lösen.

Wird die Veröffentlichung des Ziska ihm nicht für lange Zeit die Rückkehr in seine heißgeliebte Heimath versperren? Wird er nicht das kleine Häufchen österreichischer Schriftsteller vermehren, die im „Auslande" halb schutzlos, tausend kleinen und großen Beamtenneckereien ausgesetzt sind, weil ihnen ihre heimathliche Behörde grollend den Rücken wendet? Sie kennen diese Verhältnisse, Eugenie, obgleich in Ihrer freien Heimath die Censur zu den Fabelthieren gehört. Sie haben mir oft wie einem Mährchenerzähler zugehorcht, wenn ich Ihnen die Fahrten und Abenteuer, die Kämpfe mit Windmühlen und Schafhirten erzählte, die wir armen Gedankenritter von der lustigen Gestalt zu bestehen haben. Sie kennen noch viel ernsthaftere Geschichten als die unsrigen, denn Ihr Vaterhaus war ja in den dreißiger Jahren eine gastfreie Halle für viele unglückliche italienische Flüchtlinge, die nach Brüssel sich gewendet hatten. Sie sind groß gewachsen in der Mitte der Hausfreunde Chitti, Graf Arivebene, Luigi und so vieler Anderen, welche die schöne Amnestie von 1835 wieder ihrem heimathlichen Herde zuführte. Man müßte ungerecht sein, wenn man nicht gestehen wollte, daß seit jener Zeit Manches einen mildern Charakter in Oesterreich angenommen hat. Wir Schriftsteller sind aber ebenso schlimm daran als zuvor; eben weil man uns

keiner That bezüchtigen kann, die unter das Strafgesetz fiele, eben weil wir keine Revolutionaire und Complotschmiede sind. Eine That kann man thun oder unterlassen, eine That kann man strafen oder amnestiren, aber ein Gedankenleben läßt sich nicht aus der Seele schneiden. Und wenn man uns heute für Alles, was wir bisher geschrieben, amnestiren wollte, morgen wären wir wieder in der frühern Lage. So befinden wir uns fortwährend im Halbzustande von Gesetzlichkeit und Ungesetzlichkeit; es ist nicht eine Krankheit, in der eine Krisis über Leben und Tod entscheidet, es ist eine fortwährende Malaise, eine stätige Migräne. Die Regierung will sich nicht entschließen, von ihren alten Censurprincipien abzugehen und wir können nicht unsere Seele umkehren und ausbürsten lassen. Je größer und wärmer der Zug des Oesterreichers zu seiner schönen Heimath ist, je mehr drängt es ihn, in den Angelegenheiten des Vaterlandes das nothwendige Wort mitzusprechen, das allen Völkern rings umher, sogar in Preußen! längst gestattet ist.

Die Freunde Alfred Meißner's sind in nicht geringer Sorge, daß die Veröffentlichung seines „Ziska" ihn in gleiche Lage bringen könne. Dies wäre doppelt und dreifach zu beklagen. Wenn man dem Tagesschriftsteller, dem Publicisten grollt, so ist das gegenüber seiner practischen, sich stets bewußten Thätigkeit erklärlich; er ist Herr seines Thuns und Lassens und man kann ihm zürnen, daß er so thut und nicht anders. Der Dichter aber ist ein fast unbewußtes Product der Nation und der Zeit. Wie eine Tanne auf hoher Bergkuppe schießt er plötzlich aus der Mitte seiner Nation hervor. Wer hat ihn gesäet, wer hat ihn erzogen? Der Same lag unsichtbar da. Als Ferdinand II. Böhmen wieder eroberte, als Se. Maj. unser gegenwärtiger Kaiser die Huldigung des Landes in Prag empfing, da hat er das Land hingenommen mit seinen Bergen und Thälern, mit seinen Silberwerken und seinen Kohlengruben, mit seinem Goldsand und seinem Kies, aber auch mit seiner Geschichte und seinen Geistern. Das Eine kann nicht von dem Andern geschieden werden; sie gehören alle zusammen, und die geistigen Saaten, die allmälig aus den Traditionen eines Landes sich entwickelt, haben ein so tiefes Recht gepflegt zu werden, als die Kornsaaten auf den Feldern.

Die Saat von Dichtern und Denkern, die in den letzten Jahren in Böhmen unter der deutschen wie unter der czechischen Jugend emporgeschossen und deren Reihen mit jedem Tage sich mehren, hat naturgemäß aus der Geschichte, aus den Monumenten des Landes sich entwickelt, sie ist nicht von fremdem Boden hineingetragen worden, sie ist ein organisches Gewächs des Ganzen. Darum thäte die Regierung sicherlich besser, statt durch Ab-

sperrung und Niederhaltung diese ganze Generation von Geistern gegen sich zu erbittern, sie als ein Nationaleigenthum in ihrer vollen Berechtigung anzuerkennen und dem Strome ein gesetzliches und regelmäßiges Bett zu öffnen, in welchem er ruhig und wohlthuend durch das Land fließen kann, statt durch Dämme und Pfähle ihn einzuengen und zu heimlichem, unterirdischem Lauf zu zwingen, dessen Zukunft nicht zu übersehen ist.

Und doch, sollte sie Verfolgung und Strenge für durchaus nothwendig halten, so möge sie uns, die Tagesschriftsteller treffen, aber den Dichter ehre und schone man, denn des Dichters Geist ist ein heiliges Eigenthum der Menschheit. Jene grausame Zeit ist längst vorbei, wo man bei Belagerung einer Stadt zuerst nach ihren Kirchen und Monumenten schoß. Die Münster und die Kunstwerke stehen jetzt unter dem heiligen Schutze des Völkerrechts. Die Dichter aber sind die höchsten und heiligsten Münster der Nationen.

Ich habe Ihnen einen Neujahrswunsch bringen wollen, Eugenie, und meine Wünsche haben unwillkürlich eine ganz andere Richtung eingeschlagen. In meinem nächsten Briefe will ich mich bemühen, mehr bei der Sache selbst zu bleiben.

Ignaz Kuranda.

Der vierte Act der „Karlsschüler“
von Heinrich Laube.

Zum Verständnisse des hier folgenden vierten Actes der „Karlsschüler“ müssen wir den Gang des Stückes bis zu diesem Acte andeutend erzählen.

Es ist der sechzehnte September 1782 gegen Abend, und wir befinden uns im herzoglichen Residenzschlosse zu Stuttgart. Franziska, Gräfin von Hohenheim, Jahre lang die Geliebte, dann die Gemahlin des Herzogs Karl, liest im Schwäbischen Magazin Schiller's „Triumph der Liebe“ und wird in dieser Lectüre von der Generalin Rieger, welche die herzogliche Demoisellenschule in Stuttgart beaufsichtigt, überrascht. Auch die Generalin hat ein Blatt des Schwäbischen Magazins in der Hand mit Schiller's „Phantasie an Laura“. Laura ist ihre Pflegetochter und ein Liebling des Herzogs, vielleicht gar eine natürliche Tochter desselben, und sie kommt so eben von der Probe des Clavigo, welche auf dem Schloßtheater mit den Karlsschülern stattfindet, und hat ebenfalls ein Blatt des Magazins mit der „Phantasie an Laura“ in der Hand. Sie hält den Karlsschüler Koch für den Verfasser, und als die Generalin sagt, solche Verse könne nur Schiller machen, äußert sie keine besondere Neigung für den ernsthaften, ungalanten Poeten. Unterdeß bringen die Diener Licht und es erscheint der Kammerherr Hauptmann von Silberkalb, vielleicht das Urbild des Hofmarschalls von Kalb, welchen Schiller aus gutem Groll so dumm gemacht habe. Hinter ihm der General Rieger, Commandant des Hohenaspergs. Man erwartet den Herzog, welcher die Treiberlinie zu einer vorbereiteten Jagd besucht und Festlichkeiten zum Empfange hoher Gäste anordnet. Der Großfürst von Rußland wird nämlich erwartet. Silberkalb und Rieger machen kein Hehl daraus, daß sie aufrührerisches Treiben der Karlsschüler zu denunciiren haben und an der Spitze dieses Treibens den Regimentsfeldscheer Friedrich Schiller. Umsonst bitten die Frauen davon abzustehen, der Herzog kommt und die Denunciation geht vor sich. Die jungen Leute, sagt Silberkalb, halten nächtliche Zusammenkünfte in einem Saale der Karlsakademie und haben einen förmlichen Orden gebildet, welchen sie die „Bande“ nennen und welcher auf symbolische Bücher verpflichtet ist. Das wichtigste dieser Bücher habe einen greulichen Löwen auf dem Titelblatte mit der Umschrift: Zerreißt die Tyrannen! Sie wollen ausbrechen in hellen Haufen nach dem Schwarzwalde hinauf und von da alle rüstigen Männer Schwabens hinwegführen nach

der Südsee, um dort ein Reich zu gründen unter neuen, natürlich verbrecherischen Grundsätzen. Schiller sei der Rädelsführer. Rieger, welcher biblisch redet, setzt hinzu, daß die jungen Leute seit einiger Zeit in Schaaren hinausströmten auf den Asperg, um den sogenannten Märtyrer Schubart zu sehen und zu hören — genug! der Herzog gibt Ordre. Sein Factotum, Sergeant Bleistift, soll mit Wache Schlag neun Uhr hinüber in den bezeichneten Saal der Karlsakademie und seine Leute im Verborgenen aufstellen. Der Herzog selbst will unbemerkt kommen und dem Treiben der Bursche zusehen.

Der zweite Act führt uns dann gegen neun Uhr in jenen Saal. Als die Lauscher nach ihren Posten unterwegs sind, kommt Schiller und Koch und schütten einander ihr Herz aus, und daß sie's unter dem Zopfregimente nicht länger aushalten könnten und entfliehen wollten. Schiller nach der Pfalz, Koch (der später berühmte Maler) nach Welschland. Schiller, dessen Räuber schon nach Mannheim sind, hofft durch Dalberg dort eine Anstellung zu finden und erwartet stündlich die hierüber entscheidende Antwort Dalberg's. Die Scene schürzt sich wie im ersten Acte der Räuber, als Karl Moor den Brief aus Franken erwartet. Die Karlsschüler, wie Schiller's Räuber genannt, treten lärmend auf, und ihr Laufbursche bringt Schiller den ersehnten Brief. Er ist von Iffland, dem Franz Moor-Spieler in Mannheim, geschrieben und meldet abschlägigen Bescheid von Seiner Excellenz dem Herrn Intendanten. Es folgt ein stürmischer Ausbruch von Schiller's Verzweiflung gegen die Großen dieses verlassenen deutschen Reiches, donnernde Zustimmung der Schüler und Aufruf zu Gewaltschritten. Man will Sitzung und Berathung halten, und vermißt jetzt erst die symbolischen Bücher, die Anthologie und die Räuber. Laura nämlich hat den Sergeanten Bleistift genöthigt, sie zu der Execution mitzunehmen, weil sein Sohn Nette Laufbursche der Bande sei und mit in's Unglück gerathe, wenn er sie nicht den jungen Leuten helfen lasse. Sie hat die Bücher als besonders gefährliche Gegenstände in ihren Mantel gesteckt und ruft jetzt aus ihrem Versteck unter die lärmende Versammlung, um sie auseinander zu sprengen: Der Herzog kommt! Die Schüler halten dies aber für einen Scherz des im Kamin die Klarinette blasenden Nette und sammeln sich wieder um Schiller, der an ihrem Treiben keinen Antheil genommen und sich in die Lectüre eines beschriebenen Papieres vertieft hat. Dies ist das neueste Gedicht Schubart's „die Fürstengruft." Vorlesen! vorlesen! schreien sie, und Schiller liest ihnen die Fürstengruft vor. In diesem Augenblicke erscheint hinten ungesehen der Herzog und nähert sich langsam. Beim dritten Verse steht er hinter Schiller, klopft diesen auf die Schulter und sagt: Les' Er weiter! Entsetzt prallen die Schüler auseinander — Schiller muß dem Herzoge die Fürstengruft vorlesen. Es folgt Untersuchung und strenge Nachfrage nach den vermißten Büchern. Sie werden unter dem allgemeinen Titel „Poesieen" streng verleugnet, Schiller aber verlangt alle Strafe für den Exceß auf sein Haupt. Man sieht, daß Laura, welche in ihrem Junker-Mantel vom Hintergrunde aus zugehört, in steigende Bewegung geräth bei der Gefahr Schiller's, und bei der edlen, großmüthigen Art, in welcher er sie besteht und zur Entschuldigung der Andern auf sich zieht. Als der Herzog nun befiehlt, ihm den Degen abzunehmen, so eilt sie unbekümmert um das Schelten des Herzogs gegen ihre Ver-

kleidung herbei, und indem sie sich unbedacht den verkleidenden Mantel auf des Herzogs Befehl abnehmen läßt, spricht sie eifrig zu Schiller's Gunsten. Desgleichen die Generalin, welche die Meldung bringt, daß der Großfürst angekommen sei, und welche mit dieser Ablenkung der Aufmerksamkeit den jungen Leuten zu helfen sucht. So schließt der Act in solcher gesteigerten Vertheidigung wie ein Anklang an den zweiten Actschluß von „Cabale und Liebe". Der Herzog beordert auch die jungen Leute zunächst in's Schloß hinüber, wo sie im gelben Saale gewärtig sein sollen, noch in dieser Nacht vor seinen Gästen den Clavigo aufzuführen, die weitere Untersuchung behält er sich vor zum Schrecken der Frauen und Schiller's, welche jetzt erst inne werden, daß der Mantel Laura's dem Hauptmanne Silberkalb übergeben worden und „die Räuber" darin stecken geblieben sind.

Der dritte Act beginnt mitten in der Nacht in dem bezeichneten gelben Saale. Schiller und die Schüler im Clavigocostüme schlafen sämmtlich und werden durch die Generalin geweckt, welche ihnen durch Nette Kaffee bringen läßt. Die Hauptsorge ist der Mantel und Laura. Letztere sei ganz verändert und der Herzog habe sie wahrscheinlich des Interesses wegen, welches sie für Schiller gezeigt, scharf in Ansprache genommen, ja er habe wahrscheinlich vor, sie dem Silberkalb zur Frau zu geben. Auch sei sie in ihrer Störniß noch nicht des Mantels wieder habhaft geworden, wenn aber dem Herzoge ein Exemplar der Räuber, welche er noch nicht kennt, in die Hände falle, dann sei Schiller mit dem Asperge gefährdet. Da tritt von der andern Seite Rieger auf, zwei Grenadiere hinter sich mit großen Stößen der Räuber-Exemplare, welche in Schiller's Wohnung gefunden worden sind. Umsonst wird die hinzukommende Gräfin um Hülfe beschworen. Sie ist verletzt, weil sie geglaubt hat, die Gedichte im Magazin seien an sie gerichtet, nun aber weiß, daß alle der Laura gegolten. Man hört Fanfare; der Herzog kommt mit seinen Gästen zur Theatervorstellung, die beginnen soll, und er beseitigt auch ohne weitere Frage nach dem Inhalte die Grenadiere mit den staubigen, hierher nicht gehörigen Bücherballen. Diese Gefahr ist also vorüber, und während hinter der Scene die Clavigo-Vorstellung stattfindet, hofft man, Laura werde von Silberkalb den Mantel zurück erlangen. Das geschieht auch, da dieser kein Arg auf den Mantel hat und aus dem veränderten nachdenklichen Wesen des Mädchens die Hoffnung schöpft: des Herzogs Andeutung habe die Gemüthswandelung des Mädchens für ihn bewirkt. Als sie aber nun mit dem wiedererlangten Mantel rasch abgehen will, erkennt er seinen Irrthum, und als auf seine Anklage, sie habe ihn getäuscht, Laura mit vollem Herzen unvorsichtige Worte erwidert, wird sein Verdacht zur Gewißheit. Mit dem Vorwurfe trügerischer Täuschung, welcher für Laura in so liebevoll aufgeregter Seelenstimmung der peinlichste Vorwurf ist, treibt er sie zu weiterem Eingeständnisse, und als er bestimmt weiß, daß es die gesuchten Bücher sind, entwindet er ihr dieselben durch täuschende Gründe: daß nur solche Heimlichkeit, an welcher sie selbst Theil nehme, den Herzog gegen den jungen Poeten erbittere und daß Alles mit einem Verweise abgemacht sei, sobald man dem Herzoge mit Offenherzigkeit entgegenkomme. Kaum hat er die Bücher, so erscheint der Herzog in großem Zorne. Er findet die Darstellung des Clavigo abscheulich, namentlich den Schiller selbst in der Titelrolle und befiehlt, der Vorhang solle fallen und die Bursche, der Schiller be-

sonders, die ihm Schande machten vor seinen Gästen, sollten daher kommen. Und nun überschüttet er Schiller mit Vorwürfen. Dieser, entmuthigt durch all die Schläge, welche in schneller Folge ihn treffen, besonders durch das Verleugnen früherer Geneigtheit von Seiten der Gräfin, verstört durch den drohenden Verlust Laura's, welche er allenfalls diesem „Zuckermann" Silberkalb geneigt glaubt, bestürzt durch das Mißglücken seines Clavigo's, irre an all seinen Kräften und Fähigkeiten, Schiller sagt Ja zu allen Vorwürfen des Herzogs, und nun kommt das oft genannte, aber bisher immer verborgen gebliebene „Spitzbubenstück", es kommt das Räuber-Exemplar wirklich vor den Herzog! Silberkalb überreicht es in Laura's Namen! In Laura's! Wie tief auch der Groll des Herzogs erscheint, der ihm befiehlt, sich als Gefangenen auf die Schloßwacht zu begeben, Schiller hört und sieht nichts, als daß sie ihn verrathen, ihn, an den Niemand glaube, der also auch kein Poet sei. In dieser Verzweiflung ist er auf dem Wege nach seinem Gefängnisse, da ruft Laura, welche allein zurückgeblieben, seinen Namen, und es folgt eine große Scene zwischen ihm und ihr. Sie endigt damit, daß sich ihre Herzen finden und aussprechen, und daß Schiller ruft „Nun bin ich auch ein Dichter!" „Das bist Du gewiß!" ruft Laura, „aber still, man überrascht uns" — Silberkalb tritt oben aus der Theaterthür — Schiller dagegen ergreift ihre Hand und ruft „Heerschaaren von Feinden mögen kommen, ein Augenblick gelebt im Paradiese wird nicht zu theuer mit dem Tode gebüßt!"

Mit diesen Worten, welche er später dem Carlos in den Mund gelegt, schließt der dritte Act.

Vierter Act.

Saal. Links und rechts je zwei Seitenthüren. Im Hintergrunde sieht man die Landschaft.

Erste Scene.

Gräfin (das Exemplar der Räuber in der Hand haltend tritt eilig aus der ersten Thür links. Generalin.

Generalin. Die Parade kann noch nicht zu Ende sein! Rieger wollte fort, sobald er nur die Parole erfahren und ich hab' ihn noch nicht vorbeireiten sehen.

Gräfin. Ich wollte, er wäre fort! Mich peinigt eine namenlose Angst, und so lange er da ist, fürchte ich das Schlimmste.

Generalin. Das Buch ist also wirklich so arg?

Gräfin. Entsetzlich, Bäbele, entsetzlich!

Generalin. Ach, Ihr vornehmen Leute übertreibt Alles — der Schiller kann nichts Böses schreiben.

Gräfin. Was ist in diesem Falle bös? Was dafür gilt! — Meine Meinung bleibt —

Generalin. Den Schiller heraufbringen zu lassen —

Gräfin. Das ist jetzt zu spät. Der Herzog könnte kommen, und ihm muß er, wenn irgend möglich, wenigstens heute nicht in's Gedächtniß gerufen

werden — der Eindruck, welchen das Buch auf den Herzog gemacht hat, scheint fürchterlich zu sein. Bäbele, ich bin doch an ihn gewöhnt; aber ich zittere jetzt noch, wenn ich daran denke, wie er mir heute Morgen das Buch gab. Er hat offenbar auch in der Früh kein Auge zugethan, sondern nur gelesen; sein Auge war starr, seine Hand heiß, seine Stimme trocken und er sprach nur das eine Wort: Lies!

Generalin. Und nun wird er Dein Urtheil hören wollen.

Gräfin. Ja —

Generalin. Und Du bist seit Kurzem nicht gut zu sprechen auf den jungen Mann.

Gräfin. Ach, nicht doch!

Generalin. Du wirst nicht mit besonders günstigem Auge gelesen haben —!

Gräfin. Sei nicht thöricht, Bäbele, jetzt solcher Spielereien zu gedenken. Es handelt sich um Freiheit und Leben des Schiller. Er muß fort von hier; die Flucht allein kann ihn retten; ich kann ihn nicht mehr retten, nachdem der Herzog diese Räuber gelesen —

Generalin. Du großer Gott! —

Gräfin. Was ist Dir?

Generalin. Jetzt hältst auch Du die Flucht für nöthig — nun muß es schlimm aussehn.

Gräfin. Schlimm? Lebensgefährlich!

Generalin. Und er will nicht!

Gräfin. Wer? Was?

Generalin. Schiller —

Gräfin. Du hast ihn gesprochen?

Generalin. Ja.

Gräfin. Er will nicht fliehen?

Generalin. Nein.

Gräfin. Ist er rasend?

Generalin. 's ist so was wie Raserei.

Gräfin. Bäbele —!

Generalin. Soll ich Dir's denn sagen?

Gräfin. Bäbele —! Wie soll ich helfen, wenn ich nicht Alles weiß!

Generalin. 's macht Dich am End' wieder bös — wir haben das Mädchen verkannt, Franzel, die Laura ist ganz anders, als wir dachten. Das merkte ich heute beim Frühstück. Deshalb ging ich bei Zeiten zum Schiller hinab. Der Offizier hat keine besondere Ordre, er läßt ihn frei heraus in den Bogengang, und wie fand ich den Schiller?

Gräfin. Nun?

Generalin. Unbekümmert um sein Schicksal, strahlend von Glück und Uebermuth.

Gräfin. Bäbele! Die jungen Leute —?!

Generalin. Sind offenbar einig mit einander!

Gräfin. Die Unglücklichen!

Generalin. Ach, sie sind so rührend, das Kind in seiner stillen Seligkeit, der Schiller in seiner lauten Schwärmerei — (weint) es könnte einen Stein erbarmen, daß diese beiden Leute nicht glücklich werden sollten!

Gräfin. Die Unglücklichen — wenn der Herzog eine Ahnung davon hätte, so wäre Schiller jetzt schon in Ketten und Banden! 's ist ja auch eine Kinderei! Nun bete zu Gott, daß der Herzog gleich hinaus reitet zur Jagd, ohne nach ihm zu fragen.

(Trommel und klingendes Spiel im Schloßhofe.)

Generalin. Da ist er!

Gräfin. Das ist er! hinweg! Wenn ich ihn nur selbst vermeiden könnte, damit ich nichts über das Buch zu sagen brauchte! Aber er wird mich aufsuchen — Schiller muß aus Stuttgart sein, ehe der Herzog von der Jagd heimkehrt!

Generalin. Das thut er nicht!

Gräfin. Er muß; da kommt der Herzog! Ruf' die Laura zu mir! Gott schütz' uns alle! So sieht er aus, wenn er ein Todesurtheil unterschreiben will. Hinweg! Und ruf' mir die Laura!

(Beide links ab.)

Zweite Scene.

Der Herzog — Hauptmann — Rieger — Bleistift.

Der Herzog (hält das Blatt „Magazin," welches der Hauptmann im ersten Acte vom Sopha entwendet, in der Hand. Er ist sehr ernst und nachdenkend, beinahe feierlich. Zu Rieger:) Wartet! (Rieger bleibt auf der Schwelle stehen; auf einen leichten Blick folgt der Hauptmann dem Herzog in den Vordergrund.) Weiß Er gewiß, daß Er sich nicht getäuscht hat?

Hauptmann. Gewiß, Durchlaucht.

Herzog. An den Freiherrn von Dalberg hat Er also geschrieben?

Hauptmann. Zu Befehl, Durchlaucht.

Herzog. Und hat es dringend gemacht?

Hauptmann. Ueberaus dringend. Ich habe die Ansicht Ew. Durchlaucht über Dergleichen ausführlich geschildert, und wie Hochdieselben es äußerst ungnädig vermerken müßten, wenn ein offenbar unreifes Theaterstück —

Herzog. Weniger und mehr als unreif.

Hauptmann. Von einem Ihrer Karlsschüler öffentlich aufgeführt werden sollte. Das Stück sei übrigens Wurzel und Stamm einer Conspiration —

Herzog (macht eine verneinende, geringschätzige Handbewegung.)

Hauptmann. Und könne nur übeln Leumund über Erziehung und Geistesrichtung in Würtemberg erzeugen —

Herzog. Sehr richtig! Es macht diese Voraussicht Seinem Scharfsinne Ehre, da Er ja das Stück nicht gelesen hatte.

Hauptmann. Ich wußte doch Durchlaucht, was es mit diesen sogenannten Genies der bourgeoisie für eine Bewandtniß haben konnte —

Herzog (sieht ihn an von oben bis unten). Und Er hofft —?

Hauptmann. Ich bin fest versichert, daß Herr von Dalberg, ein Cavalier

von Geschmack und von großer Ergebenheit für Ew. Durchlaucht, uns sogleich willfahren und die Pièce mit meinem Courier heute noch remittiren werde.

Herzog. Ich danke Ihm, Hauptmann, für diese Fürsorge. Er hat mir einen großen Dienst damit geleistet. Unterrichte Er mich sogleich, wenn der Courier kommt (geht langsam und unsicher auf sein Zimmer zu und bleibt davor stehen). Sergeant!

Bleistift. Sire!

Herzog. Die Jagdpferde satteln lassen und fertig halten.

Bleistift. Service, Sire! (ab.)

Hauptmann. Ich erlaube mir, Durchlaucht darauf aufmerksam zu machen, daß ein Wetter im Anzuge ist —

Herzog (geht langsam nach der Glasthür und sieht nach dem Himmel).

Hauptmann. Und daß vielleicht auch eventuelle Ordres wegen des Feuerwerks nöthig wären.

Herzog (für sich.) Wetter gegen Wetter! Sturm gegen eine Wolke, und das bei Zeiten, so lange die Wolke einzeln ist. — (sich umwendend) Adieu!

Hauptmann (sich verbeugend — ab.)

Herzog. Rieger!

Rieger. Durchlaucht —

Herzog. Du sollst dabei jedes Aufsehn vermeiden — wegen der Fremden. Ich bin vor Abend wieder hier, um die Gräfin abzuholen. Bis dahin triff Deine Vorbereitungen nur in aller Stille. Erst wenn Du das Signal zum Feuerwerke vom Jagdhause aufsteigen siehst, dann erst richt' es in's Werk.

Rieger. Wenn aber der Jerobeam unterdessen das Anzünden der Stoppeln merkt und hinweg trachtet?

Herzog. Ach was! wofür sind die Thorwachen da, und wären diese blind, so hätten ihn ja die Reiterpatrouillen in fünf Minuten; er hat auch ganz Anderes im Sinne. Also mit einbrechendem Abende. Warte dort im Dienstzimmer, bis Du mich fortreiten siehst.

Rieger ab; der Herzog bleibt einen Augenblick nachdenklich in der Mitte stehen.

Dritte Scene.

Herzog — dann Gräfin.

Herzog (geht an die Thüre links und öffnet sie.) Franziska! — Ruft Eure Herrin! Ich lasse sie bitten —

Gräfin (eintretend.) Du hast befohlen —

Herzog (in Gedanken und sie nicht ansehend.) Willst Du der Jagd zusehen —?

Gräfin. Du weißt, daß ich dieses grausame Tödten in Masse nicht gern vor Augen habe —

Herzog (einen halben Blick auf sie werfend.) Es wird rasch vorüber sein. Halte Dich also jedenfalls bereit, mit Anbruch des Abends hinauszufahren zum Feuerwerk, dann zum Souper und Balle — ich werde Dich selbst abholen.

Gräfin. Könnte ich nicht diesmal wegbleiben?

Herzog. Nein — und warum willst Du das?

Gräfin. Ich fühle mich gar nicht gestimmt zu Festlichkeiten.

Herzog. Wenn Du eine Fürstin sein willst, mußt Du Deine Stimmung unterordnen können.

Gräfin (seufzt.)

Herzog. Und besonders diesen Fremden gegenüber darf nichts unterbleiben, was Deine Stellung neben mir in Zweifel lassen könnte. Ich kann Dich nicht ebenbürtig machen, aber ich kann zeigen, daß Du gesetzlich die Gattin meiner Wahl bist und daß ich Respect verlange für mein Gesetz und meine Wahl. — Pause. — (Mit tieferer Stimme) Hast Du das Buch von Schiller gelesen —?

Gräfin. Ja.

Herzog. Ganz?

Gräfin. Ganz.

Herzog. So rasch?

Gräfin. Es fesselt wie mit glühenden Ketten.

Herzog. Wie mit glühenden Ketten, die den Gefangenen bis auf's Mark verbrennen — was sagst Du zu dem Buche?

Gräfin. Mir stürmt und tobt es durch Haupt und Adern — mein Verstand hat noch kein Urtheil darüber.

Herzog. Kein Urtheil?

Gräfin. Ich bin auch parteiisch befangen — noch gestern war ich schwach genug, mich auf Versen dieses Dichters zu wiegen, welche ich an mich gerichtet glaubte.

Herzog. Du bist — aufrichtig.

Gräfin. Das bin ich.

Herzog. Kennst also auch die andern Verse? (Das „Magazin" hervorziehend.)

Gräfin. Ich kenne sie.

Herzog. Solch' ein Räuber-Poet ist nicht blöde. Wie lautet Dein Urtheil über das Buch?

Gräfin. Ich wag' es nicht, eins zu fällen!

Herzog. Du wagst es nicht? Du findest das Buch nicht — entsetzlich?

Gräfin. Entsetzlich — ja.

Herzog. Nun also! (Pause — halblaut) Was ist mir Alles begegnet seit ich das Land regiere, was hab' ich zu leiden, zu kämpfen, zu zürnen, zu strafen gehabt mit dieser Landschaft, und nichts, nichts hat mich so furchtbar betroffen, als dieses Buch. — Gleichsam in meinem Schooße ist es entstanden, ein Hohn meines ganzen Lebens; eben so furchtbar muß die Strafe sein an Buch und Autor.

Gräfin. Carl!

Herzog. Wenn ich meinem eignen Leben, meiner Stellung, der ganzen Welt des gesetzlichen Bestandes gerecht sein will.

Gräfin. Carl!!

Herzog. Dem Henker muß Buch und Autor verfallen! —

Gräfin. Carl, das wirst Du nicht!!

Herzog. Wenn hieran nicht ein Exempel statuirt wird, so bricht die Sündfluth über uns herein, und verschlingt die bestehende Herrschaft und wir verdienen unsern Untergang, da wir unsern Erbfeind nicht erkannt und nicht erschlagen haben.

Gräfin. Mir schwindelt. Du hast Unrecht, Carl.

Herzog. So?

Gräfin. Du mußt die Spreu von dem Weizen sondern. Das Buch hat neben den entsetzlichsten Dingen Züge von Größe, welche nur den auserwählten Menschen eigenthümlich sind, ja das Geschmacklose, das Entsetzliche selbst darin ist von verwegener Größe.

Herzog. Wenn man die Frechheit hat, jeder Sitte, jedem Gesetze, jedem Glauben Hohn zu bieten, dann ist es keine Kunst, einen Augenblick groß zu erscheinen, denn man ist, wie das Raubthier, den edelsten Wesen auf Hals und Haupt gesprungen, und erscheint groß, weil die erkorene Beute hoch gewachsen ist. Gelingt der tödtliche Biß, dann stürzt das Raubthier mit der niedergeworfenen Größe in den Staub, und es wälzt sich Hoch und Niedrig in gleichmäßiger schmuziger Niedrigkeit umher.

Gräfin. Ich kann Deinen politischen Ideen nicht folgen, ich bin eine Frau. Als solche empfinde ich aber, daß mitten unter allem Entsetzen eine Seele in diesem Buche waltet, welche voll edler Wallungen ist. Deshalb wiederhole ich: Du thust Unrecht, Carl, wenn Du auf strenge oder gar gemeine Strafe sinnst gegen den Autor.

Herzog (heftig.) Unrecht? — (milder.) Du hast Verstand genug, die politische Lage der Welt zu würdigen, Du hast mir's seit Jahren in täglicher Unterredung bewiesen. Verstocke Dich nicht hierbei aus persönlicher Sentimentalität für dies unglückselige Menschenkind, welches eine alltägliche Weiberseele durch schimmernde Phrasen bestechen mag. Es ist kein Schülerspaß mehr, der verscharrt und vergessen werden kann: das Buch ist hinausgeworfen in die Welt, es wird sein lautes Echo finden, wie jeder wilde Schrei, denn das Publicum ist ein gedankenloser Berg, der jedem heftigen Anprall antwortet. Freilich ist Talent in dem Patrone! Was Du als befangenes Weib die Seele nennst, das ist sein Talent. Hätte er dies nicht, was würde ich mich bekümmern und betrüben um die Fratze!? Dies Talent eben wird die Menschen verführen, daß sie das Verbrecherische eben so beifällig aufnehmen, wie das Harmlose, und darum ist es meine Pflicht, an Autor und Buch ein warnendes Exempel aufzustellen. Dies schreckende Exempel allein kann die Menschen belehren, daß hier ein Verbrechen vorliege, welchem man aus dem Wege gehen solle —

Gräfin. Schiller ist kein Verbrecher!

Herzog. Aber sein Buch ist ein Verbrechen! — Du kennst die drohende Lage der Welt so gut als ich, kennst das schreckliche Gewitter, welches jenseits des Oceans donnert und blitzt und hagelt und Alles das verwüstet, was unsere Vorfahren seit Jahrhunderten mühsam aufgebaut in Europa. Alles das wird von

Grund aus zerstört in jenem Nordamerika und jener Washington sichert der Neuerung eine für uns verderbliche Dauer. Die wildesten Gedanken der Neuerung sind bereits nach Europa ausgestreut worden durch Franzosen und Polen und durch unsere eignen Hülfstruppen —

Gräfin. Die Ihr verkauft habt —!

Herzog. Und diese wilden Gedanken haben in diesem Augenblicke vollständig gesiegt! Europäische Fürsten haben sie sanctionirt: vor einer Stunde ist mir die officielle Nachricht zugegangen, daß Frankreich am 3ten dieses Monats Friede mit England geschlossen und die sogenannte Freiheit Nordamerika's, will sagen: die Republik! garantirt hat. Der zerstörende Vulkan ist jetzt gesetzlich gesichert, und wo ist die Hülfe für das alte Recht und für uns Fürsten? Wo ist sie? Sieh' Dich um! In England etwa? Das ist erschöpft und ist von lange her unserer fürstlichen Macht eine gefräßige Stiefmutter. Oder in Frankreich? Das alte schöne Frankreich ist verdorben. Da wirthschaften jetzt die überspannten Lafayette's, die frechen Beaumarchais', welche den Boden untergraben; da gährt es in allen Winkeln und der König ist ein gutmüthig schwacher Mann. Oder ist etwa bei uns dahier im deutschen Reiche Hülfe zu erwarten, wie? Handelt nicht unser Kaiser Joseph, als ob er bei diesem Washington in die Schule gegangen wäre, und ist der große Friedrich etwa noch eine Stütze? Wahrhaftig nicht! Hat er mich nicht verleugnet im Kampfe gegen meine Landschaft? Ist er nicht bei aller seiner königlichen Macht durch und durch angesteckt von Neuerungen und sei er wie er's sein kann, ein wirklicher König und Herr, steht er nicht schon mit einem Fuße in seiner Gruft zu Potsdam? Laß ihn verschwinden in dieser Gruft, wer wird den krachenden Sturz unsers alten Reichs und Rechtes aufhalten? Wer? Und (mit steigender Heftigkeit) in solcher Lage soll aus meinem Würtemberg ein Schauspiel hervorgehen, welches die frechste Empörung verherrlicht, und ich, der gefürchtete Herzog Carl, soll dies ruhig geschehen lassen? Der Kinder Spott zu werden verdient' ich, wenn ich die Bedeutung und die Gefahr nicht einsähe und ihr nicht einen Denk- und Grenzstein errichtete so hoch wie der Galgen!

Gräfin. (Macht bei den letzten Worten eine Bewegung des Entsetzens und der Abwehr.) Ich weiß nicht, ob solch ein Zusammenhang mit dem Schauspiele eines jungen Poeten zu suchen und zu behaupten ist; ich weiß nicht, um wie viel Dein Zorn die Erscheinungen und die Verhältnisse vergrößert, aber ich weiß, daß keine Macht der Erde stark genug wäre, durch Verbot und Strafe solchen Zusammenhang zu zerreißen, wenn er besteht, und ich weiß, daß es meinem Innersten widerstrebt, einen begabten jungen Mann wie eine (entrüstet) Beute des Henkers behandelt zu sehen! — Für mich ist hier kein menschlicher Zusammenhang! Was hat er gethan? Eine wilde Phantasie hat er niedergeschrieben und sie dem Urtheile der Welt vorgelegt. Das ist Alles. Beurtheilt sie, verurtheilt sie. Das Buch ist Euer, der Verfasser nicht. Vergreift Ihr Euch an ihm, so vergreift Ihr Euch an demselben alten Rechte, dessen Untergang Ihr verhüten wollt. Gott gab jeder Creatur das Recht, seine Welt anzusehn mit eignen Augen, seine Welt innerlich nachzuschaffen mit eignen Kräften. Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und lasset Gott was Gottes ist. Die That des Poeten mag

Euer sein, ich will's nicht bestreiten, obwohl auch Dies mir widerstrebt — der Poet aber ist Gottes. Du vergreifst Dich an Gottes vorbehaltenem Eigenthume, wenn Du den Dichter, Gottes ewigen Quell von unerhörten Dingen, vor Dein beschränktes weltliches Tribunal schleppst!

Herzog. Du phantasirst!

Gräfin. Spotte nicht, Carl! Spotte nicht! Dein Spott träfe das Edelste, was wir Beide gemeinschaftlich besitzen, unsere Liebe, unsere Ehe. Was ich da gesagt, das ist der Kern meiner Seele. Verachtest Du's, so scheidest Du uns von einander.

Herzog. Weib!

Gräfin (mit schwärmerischem Feuer.) Weil ich ein Weib bin, leb' ich und sterb' ich dem Ideal meiner Seele. Carl, Du verlierst mich, ich verliere Dich, wenn die Kluft, welche Du da aufgerissen hast zwischen uns, unausgefüllt bleibt.

Herzog. Weib!

Gräfin. Höre genau, Carl, ich phantasire nicht; mein ganzes Innere erzittert vor der Wahrheit des Wortes: Du verlierst mich, ich verliere Dich, wenn dieser grelle Unterschied wirklich zwischen uns besteht, wenn Du wirklich einen unschuldigen Dichter den Henkern überliefern kannst, weil Dir sein Gedicht nicht gefällt, wenn Du wirklich das Unendliche behandeln kannst, wie das Gemeine. —

Herzog. Franziska —!

Gräfin. Denn Du bist dann nicht mehr der Carl von Würtemberg, den ich lieben mußte, trotz aller Noth und Qual und Schmach und Erniedrigung, welche diese Liebe über mich gebracht. —

Herzog. Schmach und Erniedrigung —?!

Gräfin. Ja wohl, Schmach und Erniedrigung war's, als ich Jahre lang neben Dir einhergehen mußte ohne gesetzliche Weihe, als die ehrbare Bürgersfrau schamhaft ihr Haupt von mir abwandte, weil mich ihr Herz der Schamlosigkeit zieh und der Frechheit. All Deine äußerliche Pracht und Herrlichkeit, die Du über mich warfst, sie konnte diesen Stachel nicht abstumpfen, der mein Herz zermarterte, und für den Herzog von Würtemberg hätte ich nimmermehr das Alles erlitten! ich erlitt' es für jenen Carl von Würtemberg, dem ich mich verbunden glaubte in voller, edler Sympathie der Seelen; ich erlitt' es für Dich, Carl, dessen männliche Seele, dessen edle Seele ich liebte. Liebe für den edlen Mann war meine Entführung. Muß ich jetzt, nachdem ich Dein Weib geworden, entdecken, daß in der Brust dieses Carl kein Organ wohnt für eine tiefste Empfindung des Menschen, für eine Empfindung, welche den Glauben an Gott bethätigt; kein Organ für die Würdigung des Dichters, aus welchem Gott redet, wie entstellt auch Gottes Ausdruck laute, muß ich jetzt entdecken, daß Du kleiner bist als ich gedacht, dann, Herzog Carl, ist mein Herz in furchtbarer Täuschung befangen gewesen, dann bist Du nicht der edle Mann, der mich entführen gekonnt, dann werden alle die Schlangenbisse der Schmach und Erniedrigung wieder lebendig, die Vergangenheit ist nicht überwunden, sondern wird die Hölle meines Herzens, ich bin alsdann das unglücklichste Geschöpf in Deinem Reiche und ich habe Dich, Du hast mich verloren. —

Herzog. Du übertreibst Dich und überreizest Dich, Franziska. —

Gräfin (leise.) Das sagt der Mann immer, wenn ihm das Leben des Weibes unerwartet enthüllt wird.

Herzog (nach einer kurzen Pause.) Ich kann Deinem überspannten Eigensinne gefällig sein, denn ich liebe Dich. Aber ich kann es nur auf Kosten meiner persönlichen Wünsche, ich kann es nicht auf Kosten des Staates. Und dies Buch ist nicht gegen mich, es ist gegen die Gesellschaft, gegen den Staat gerichtet. Erniedrige nicht Deinen Herzog Carl dadurch, daß Du ihm weibische Willfährigkeit ansinnest, wo man männliche Kraft von ihm erwarten, fürstliche Strenge von ihm fordern darf. Hindre mich nicht, Fürst zu sein. (Weich.) Sei billig gegen mich — opfere nicht einer poetischen Grille den Mann Deines Lebens. — Und jetzt schmücke Dich, damit Du mich später begleiten kannst zum Feste auf der Solitude.

Gräfin. Mit solchem Pfeil im Herzen kann ich kein Fest begehen!

Herzog (streng.) Franziska! — Du wirst Einsicht finden! Diese Fremden sehen mit hundert Augen auf Dich — eine glückliche Ehe beneiden sie, auch wenn sie Deiner nichtfürstlichen Herkunft spotten möchten: jedes Zeichen einer nichtglücklichen Ehe aber ergreifen sie als die willkommenste Beute für bösen Leumund. Du wirst Einsicht finden, wirst Du?

Franziska (sehr weich.) Carl! erlöse mein Herz von der quälenden Angst um den Dichter!

Herzog (streng.) Franziska!

Franziska. Alles Andre ist ja unbedeutend daneben. Mit dieser furchtbaren Frage aber steht und fällt Dein und mein Leben, glaub' es mir! steht und fällt Dein Ruf und Ruhm im Vaterlande, in der Geschichte, das weiß ich, Carl —

Herzog. Ich weiß es auch, und deshalb bin ich streng und handle rasch.

Gräfin. O mein Gott, mein Gott, wie unmächtig ist das Weib, wenn es nicht geliebt wird.

Herzog. Franziska!

Gräfin (angstvoll.) So zögere wenigstens mit dem Gericht! Du bist übernächtig, Du bist aufgeregt, laß die Sonne untergehen und wieder aufgehen, ehe Du beschließest. Sei nicht grausam, um gerecht zu sein! Zu Deinen Füßen beschwöre ich Dich —!

Herzog (sie aufhaltend.) Franziska, Du bist außer Dir!

Gräfin (erschöpft.) Ja wohl, und mit Fug und Recht, denn Du verstehst nicht, daß es sich um Tod und Leben für uns Alle handelt.

Herzog (geht unruhig auf und ab und bleibt dann plötzlich vor der Gräfin stehen.) Ich will Dir meinen guten Willen zeigen — so weit ich kann. Ich will den jungen Menschen noch einmal sprechen — (geht rasch hinten an die offene Thür) heda! ruf den Schiller herauf zu mir! (zurückkommend.) Sein Schicksal sei hiermit noch einmal aber zum letzten Mal in seine Hand gegeben. Du siehst, ich bin billig. —

Gräfin (reicht ihm die Hand.)

Herzog. Schiller ist wahr und ehrlich — ich werde sehen, ob eine Auf-

gleichung möglich ist, ich werde erwägen, wie viel er versprechen, wie viel er halten kann. Bist Du zufrieden?

Gräfin. Ich danke Dir wenigstens — Gott möge es zu unserm Besten lenken.

Herzog. Das möge er! Und mir Dein Herz erhalten. —

Gräfin (sehr ernst.) Wie mir das Deine, Carl — denn die Gefahr ist groß! (Sie geht links nach der ersten Thür; er winkt ihr ernst liebevoll mit der Hand und sieht ihr in Gedanken verloren nach, rafft sich dann auf und ruft mit starker Stimme:) Rieger!

Vierte Scene.

Herzog — Rieger — bald darauf Schiller.

Herzog (tritt links an den Sessel und ruft mit starker Stimme:) General Rieger! (Während dieser auf der Schwelle erscheint und bis in die Mitte des Zimmers kommt.)

Rieger (eintretend.) Durchlaucht.

Herzog (ohne sich umzusehen.) Hierher!

Rieger (tritt nahe zu ihm.)

Herzog (halblaut.) Wenn Du mich fortreiten siehst, ohne daß ich Dich nochmals gerufen, so besteige Dein Pferd und kehre friedlich auf Deine Festung Asperg heim. Ruf ich Dich aber noch einmal und sage Dir: „Es bleibt beim Alten," so handle nach Sonnenuntergang, wie ich Dir befohlen.

Rieger. Zu Befehl, Durchlaucht. (Ab. In diesem Augenblicke tritt Schiller ein.)

Herzog (sich in den Lehnstuhl setzend und Schiller das Zeichen gebend sich zu nähern, dieser kommt bis in die Mitte des Theaters.) Wie alt ist Er?

Schiller. Dreiundzwanzig Jahr.

Herzog (für sich.) Und richtet schon solches Unheil an! (laut) Einer von Euch sagte gestern, die Menschen ließen sich nicht erziehen. Was hat er denn werden wollen, ehe ich mich seiner angenommen?

Schiller. Ich wollte Prediger werden, Durchlaucht.

Herzog (sieht ihn von der Seite an.)

Schiller. Ich band mir schon als Knabe eine schwarze Schürze vor und stieg auf den Stuhl und predigte — was hab' ich zu sagen gewußt als unkundiger Knabe! Es war also nur der Drang, ein volles Herz auszuschütten, die Wunder der Welt zu verkünden und die Menschen aufzurufen zur Sammlung, Begeisterung und Thätigkeit. So ist es noch in mir, Durchlaucht. Ich glühe, ich zittre und bebe dafür, Gutes und Großes zu bewirken.

Herzog. Wie ist Er auf die abscheuliche Idee der Räuber gekommen.

Schiller. Im schwäbischen Magazin stand eine Geschichte, wie ein verstoßener Sohn seinen Vater rettete —

Herzog. Und —

Schiller. Und ich hatte im großen Briten Shakespeare gesehen, welche Leidenschaften ein Drama bilden konnten —

Herzog. Immer dies verderbliche England! und —

Schiller. Und ich war Karlsschüler!

Herzog (gespannt.) Nun, was soll das?

Schiller. Ich ward als Schüler in soldatischer Disciplin gehalten, wie ein Wesen, das keinen eignen Gedanken, keinen eignen Willen haben durfte, und war doch erregt von eignen Gedanken, war doch erhoben von eigner Willenskraft, und gerieth solchen Wegs —

Herzog. In Empörung?

Schiller. Ja, in innere Empörung! — So sei denn Alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe, vielleicht zündet ein Funke Wahrheit in Ihrer Seele — in innere Empörung gerieth ich über mein Schicksal und das Schicksal meines Vaterlandes. Ich fühlte mich gemißhandelt Tag und Nacht bis in die innerste Seele hinein. Das Ideal eines Volksredners ward mir spöttisch entrissen, denn in der Karlsschule, hieß es, gibt es kein Volk und keine Gottesgelehrsamkeit. Willst Du aufgenommen sein, so werde Jurist oder Mediciner. Ich war arm, die Aufnahme galt uns für die größte Wohlthat, besonders weil ich nur bürgerlicher Herkunft war. Ich mußte die Hand küssen, welche mir die ersehnte Zukunft entzog, ich ward Jurist und verwand mit Schmerzen diesen ersten Ruck, der meinen tiefsten Wünschen angethan wurde. Aber ich war nicht nur arm, ich war auch ein ungewandter und nun vollends eingeschüchterter Knabe, der wegen seines linkischen Wesens fortwährend gescholten und gestraft wurde. War das meine Schuld? Warum gab die Natur gerade mir ein ungestüm inneres und ein so träg nachhinkendes äußeres Wesen? So ward meine Jugend ein fortdauerndes Leiden, und als ich mich endlich mühsam in die aufgedrungene Bahn gefunden, da hieß es wiederum halt! Kein Jurist! Mediciner soll der Bursch werden, das paßt besser für den armen Teufel, und zum zweiten Male gewaltsam wurde der Ruck meines Innern erzwungen, ob auch alle Fugen in mir krachten und schmerzten. Was da! hieß es, der Mensch ist eine Maschine, man dreht sie und stellt sie und zwingt sie in Gang. Der Mensch ist keine Maschine! schrie es auf in meiner Brust, und schrie es so lange, bis wir Alle wußten, solche Erziehung sei Mißhandlung, bis wir Alle fest entschlossen waren, uns aufzulehnen. War's nun ein Wunder, daß die verschrobene Seele krampfhaft hingerissen wurde in wilde Phantasien, war's nun ein Wunder, daß wir Ideale ausbrüteten von ungethümer Natur?! Die Seele braucht Speise und Trank wie der Leib, das Ideal ist ihr Speise und Trank. Konnte unser Ideal dem Herrn der Karlsschule wohlgefällig werden? Vor unsern Augen war Kampf und Gewalt gegen die Vertreter des Landes, vor unsern Augen Verhöhnung des Freiheitsgedankens, welcher jenseits des Weltmeeres schmetternde Siege erfocht, vor unsern Augen Verhöhnung deutschen Dranges nach eigener Literatur und Kunst, vor unsern Augen all und überall Druck auf Hirn und Herz, mußte da nicht jener entsetzliche Zustand in uns entstehen, welcher die Augen schließt und blind mit dem Haupt gegen die Schranke rennt, mußten nicht da die Räuber entstehen, welche man nun so entsetzlich findet?! sie mußten entstehen, und die deutsche Karlsschule ist die Mutter des Stücks, der Herzog von Würtemberg ist der Vater desselben!

(Pause.)

Herzog. Wenn Du horchst, Franziska, so erfährst Du, daß ich Recht gehabt, und daß er reif ist, wie ich mir gedacht. (Er geht rasch auf die zweite Thür links zu, als wolle er Rieger rufen, bleibt aber plötzlich stehen, betrachtet wie mitleidig Schiller und kommt an seinen Platz zurück, das Nächste mild, aber immer verhalten sprechend.)

Herzog. Du ruinirst Dich, mein Sohn, durch Deine Heftigkeit. Ich hätte es lieber gesehen, wenn ich Dir verzeihen gekonnt. Du bist aber wohl für nichts zu brauchen, nicht einmal zum Hofpoeten, denn Du übertreibst Alles, wie Du die Wüstheit und Immoralität Deiner Räuber übertrieben hast — siehst Du dies ein?

Schiller. Durchlaucht, ich sehe ein, daß das Buch in der Schilderung seiner Menschen übertrieben ist. Aber unmoralisch ist es nicht.

Herzog. So?

Schiller. Die Welt wird im Innersten bewegt, aber es wird das Laster furchtbar bestraft und die Tugend geht triumphirend hervor.

Herzog. Und Du glaubst, solch ein Stück werde dem deutschen Publicum gefallen?

Schiller. Ich — hoffe es.

Herzog. Ich fürchte es nicht. Gefiele es wirklich, dann müßten wir Herren des Landes von unsern Stühlen herab und in die Gräber hinuntersteigen, um Euch Platz zu machen. Verstehst Du mich?

Schiller. Ja, Durchlaucht.

Herzog. Und nun höre meine aufrichtige ganze Meinung über Dein Werk! Wenn ich Gott selbst und im Begriff wäre, diese Welt zu schaffen, und ich sähe voraus, daß Deine Räuber in dieser Welt geschrieben und mit Beifall aufgenommen werden sollten (mit furchtbarem Ernst) — ich ließe diese Welt ungeschaffen.

Schiller. Durchlaucht —!

Herzog. So tief ist mein Abscheu! Nun wirst Du's begreiflich und gerecht finden, daß ich auf gründliche Abhülfe oder Strafe denke.

Schiller. Mein Fürst —!

Herzog (strenger.) Bin ich in Wahrheit Dein Fürst, so folge mir. Ich sehe aus dem zweiten Stück, welches man im Manuscript bei Dir gefunden, daß Du auf dem begonnenen Wege des Aufruhrs fortwandelst. Dies zweite Stück heißt „die Verschwörung des Fiesko", ein republicanisches Trauerspiel — mein Sohn, auf diesem Wege wirst Du vielleicht ein großer Dichter, vielleicht, — ich bezweifle es, denn ich vermisse Maß und Schönheit — oder Du wirst, und dies ist wahrscheinlich, ist für mich gewiß, Du wirst ein großer Staatsverbrecher —

Schiller. Durchlaucht —

Herzog. Der ein schmähliches Ende nimmt! — Willst Du an meiner Hand umkehren? Ich will Dir die Hand dazu bieten. — Dein Herz ist schöner Regungen fähig — ich kenne Deine Geheimnisse, und will Dich deshalb nicht schelten —

Schiller. Mein Fürst!

Herzog. Ich will Dich deshalb nicht schelten. Weil Dein Herz die wahre Liebenswürdigkeit erkennen und empfinden kann, deshalb will ich Deine Besserung für möglich halten —

Schiller. O, mein Fürst!

Herzog. Willst Du mir Besserung versprechen?

Schiller. O, mein Gott! — Was heißt Besserung?

Herzog. Das heißt Aenderung!

Schiller. Aenderung?

Herzog. Totale!

Schiller. Aenderung! Wie soll ich — wie kann ich sie zu Wege bringen? Ich bin nur etwas, indem ich — eben Schiller bin, der Mensch mit eben diesen und diesen Empfindungen, Erfahrungen, Ansichten und Wünschen — wie kann ich mich gänzlich ändern, ohne mich gänzlich zu verlieren —?

Herzog. Das wird meine Sorge sein. Jeder Mensch ist zu ändern, sonst wär' er nicht zu regieren —

Schiller. O nein —

Herzog. Still, und hör' Er zu! Er muß mir künftig Alles zeigen, was Er schreibt, ehe Er es durch den Druck oder sonst wie veröffentlicht.

Schiller. Wie?!

Herzog. Damit ich es entweder unterdrücken oder ihm die nöthigen Aenderungen angeben kann.

Schiller. Aber wir jungen Leute haben ja eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche Welt, als die Welt Eurer Durchlaucht ist!

Herzog. Die soll Euch eben ausgetrieben werden!

Schiller. Das heißt, wir sollen vernichtet werden!

Herzog. Dies will Er mir versprechen?

(Kurze Pause.)

Schiller (leise.) O, meine Täuschung! Versprechen, daß ich zertreten lasse, was Lebendiges, was Eigenthümliches in mir ist, versprechen, daß ich mein besseres Selbst tödten lassen will — (ausbrechend) beim allmächtigen Gott im Himmel, das kann ich nicht!

Herzog (heftig.) Nicht? (sich zusammennehmend.) Ueberleg' Er sich's! Sein ganzes Leben steht auf dem Spiele! Das Herzensleben, wie das bürgerliche.

Schiller. Das Herzensleben — o Gott! — — Nein!! — Nein! Lieber sterben, als verderben!

Herzog. So fahre hin! (mit voller Kraft.) Für diese Welt bist Du verloren.

Schiller. Verloren, weil ich nicht Sclave werden will.

Herzog. Weil Er seinem Fürsten und Herrn widerstrebt.

Schiller. Die Welt meines Geistes gehört meinem Vaterlande, meiner Nation.

Herzog. Sein Vaterland und Seine Nation bin ich!

Schiller. Das sind Sie nicht! — Verzeihung! Aber ich muß sagen, was ich weiß! Der Größte und Gewaltigste ist nur ein Theil des Ganzen und nur der Tyrann überhebt sich dessen und tastet an das verschleierte Bild des Weltgeistes, des Vaterlandes und der Zukunft.

Herzog. Und reißt den Schleier herunter vom Götzenbilde und stürzt es sammt den Baalspriestern in den Abgrund! Solch ein Tyrann will ich sein, so wahr der Himmel über mir donnert.

Schiller. Und wenn dies Götzenbild „Weltgeist, Vaterland und Zukunft" eine Gottheit ist, und den Tyrannen mit einem Wetterstrahle in Staub und Tod daniederwirft bei der Berührung?! Dies Bild ist eine Gottheit, Fürst, vergreifen Sie sich nicht an der Zukunft, Sie sind auch nur ein sterblicher Mensch!

Herzog (mit größter Kraft.) Verwegener — ! —

(Kurze Pause.)

Herzog (nahe zu ihm tretend und ihn mit den Blicken messend, Anfangs fast leise.) Dreister Schüler! Ich bin als Herr was Besseres, denn Ihr. Das willst Du verleugnen, und daher der tödtliche Zwiespalt. Bringt Ihr die Welt einmal zu Eurem Unglauben, dann sehet zu, wie's Euch bekommt. Ich will und werd's nicht erleben, und will dafür sorgen, daß ich's nicht erlebe — (ausbrechend) wenn ich Ihm jetzt den Kopf vor die Füße legen lasse, so kräht kein Hahn darnach, ich kann's; Gott gab Seine Zukunft in meine Hand, ich mach' ihn, zu was ich will, wenn ich will, zur Leiche, ich bin sein Herr!

Schiller (erschrocken, halb für sich.) Eben so wäre der Mörder auf der Landstraße mein Herr, weil er mich tödten kann! (gefaßt) Herzog von Würtemberg, Sterben ist kein Kinderspiel, und Sie haben dem höhern Richter Rechenschaft zu geben.

Herzog. Die werd' ich geben!

Schiller. Sie werden mein Herr sein wollen in einem größeren Sinne! Mit Wahrscheinlichkeit stehe ich einst an Ihrem Sarge! Was werd' ich sagen können an der sterblichen Hülle Dessen, der mein Fürst und in seinem Sinne mein väterlicher Erzieher gewesen —?

Herzog (sieht ihn einen Augenblick groß an.) Sag' Er, die Hülle dieses Fürsten hatte ein starkes Herz, welches mir nicht gefiel, aber der Mann that nach seiner Einsicht seine verdammte Schuldigkeit, das sag' Er mit gutem Gewissen, wenn Er mich überlebt. General Rieger! (Rieger erscheint.) Es bleibt beim Alten! (zu Schiller) Und somit Gott befohlen, Poet der Zukunft! Er hat das letzte Mal zu seinem Herzoge gesprochen!

Schiller (mit Bitterkeit.) Das letzte Mal? — Wohlan, sei dieser Leib von Euch zertrümmert — die Räuber sind schon jenseits Würtemberg! — O Gott, Gott! Gib, daß der Geist, den ich gesucht, in Wahrheit darin walte, damit er über meinem Kerker, über meinem Grabe schwebe und eine Jugend entzünde, die furchtbarer und mächtiger sein wird als ich. Der Dichter stirbt, die Dichtung darf nicht sterben, und wer sie tödten will, stirbt wie Prometheus ein ewiges Sterben, einen ew'gen Tod. — (Der Herzog weicht betroffen einen Schritt zurück; der Vorhang fällt.)

Politische Nebelbilder.

„So lang des Zeitenwebstuhls Arme weben,
So lang die Menschheit lebt von Pol zu Pol,
Bleibt Trauerspiel das große Völkerleben
Und ach, ein Schwert sein ewiges Symbol.“

1.

Man braucht weder ein communistischer Kellerwurm noch ein socialistischer Sterngucker zu sein, um über die krankhaften Zustände unserer Gesellschaft den Kopf zu schütteln und sich im Stillen zu fragen, wo will das endlich hinaus? Wir standen in den letzten Monaten des Jahres so nah an der Grenze unseres sogenannten langen Friedens, daß man auch ohne Socialist von Profession zu sein, Veranlassung hat sich zu fragen, wie lange wird dieser Friede noch aushalten und was haben wir eigentlich unter Frieden zu verstehen?

Der Engländer Hobbes hat behauptet und Viele haben es ihm nachgesprochen, daß der Krieg, der Vernichtungskrieg der eigentliche Normalzustand der Gesellschaft sei. Hobbes schloß wie alle die Staatsökonomen aus den gegenwärtigen Zuständen auf die künftigen. Die Zukunft ist Gottes — sagt das Sprichwort. Was jedoch die Gegenwart betrifft, so ist trotz des „langen Friedens“ in Wirklichkeit der Krieg leider überall zwischen Staaten, wie zwischen Privatleuten, im Innern wie nach Außen, auf der höchsten so wie auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft. Was die Staaten betrifft, so ist die kriegerische Normalzustandstheorie nichts Neues. Welche Periode der Geschichte wir auch in's Auge fassen, in jeder finden wir Kriege zwischen den Staaten, die nur in dem einen Lande enden, um sogleich in einem anderen desto heftiger wieder auszubrechen. Wenn das erschöpfte Europa einen Augenblick einhält, um Athem zu schöpfen, so gehen aus seinem Schooße ganze Banden von Abenteurern hervor, welche neue Erdtheile entdecken,

wo sie Krieg finden und führen. Und daß man sich nicht darüber täusche: dieser Krieg ist keineswegs ein freiwilliger, er entspringt nicht aus dem Schwindel einzelner Individuen; er ist vielmehr die Bedingung für die Existenz der Nationalitäten. Ein Volk möge nur einen Augenblick aufhören, seine Grenze zu bewachen, so werden die Nachbarvölker, vorausgesetzt, daß sie durch seine geistige Entwickelung beunruhigt, durch sein materielles Wohl in ihrer Habsucht gestört oder durch seine Freiheitslust aus ihrer Ruhe aufgejagt werden, bei dem ersten Vorwande über dasselbe herfallen und ihm seine Unabhängigkeit und seine Nationalität rauben. Ein Staat braucht nur aufzuhören dem Kriegsungethüme den zehnten Theil seiner Jugend durch Recrutirung und Landwehrpflichtigkeit zum Opfer zu bringen und bei der nächsten Gelegenheit, die man schon herbeizuführen versteht, wird ihn dieses Ungethüm verschlingen; die brutale Gewalt wird die Intelligenz erdrücken und das gebildetste Volk wird seinen Nacken dem Joche von Barbaren beugen müssen.

Man kennt die ungeheuren Ausgaben, welche die Kriege zwischen Nationen verursachen, zur Genüge.

„Die Nationalschuld der vierzehn Staaten Europas," sagte vor Kurzem ein englischer Redner, „beträgt ungefähr 51,525,000,000 Fr. und verdankt ihre Entstehung einzig und allein den Kriegen. Diese Summe stellt jedoch noch lange nicht das ganze ausgegebene Geld dar. Seit der Reformation hat England in sieben Kriegen 44,910,600,000 Fr. ausgegeben. Von 1793 bis 1815, d. h. in einem Zeitraume von zweiundzwanzig Jahren haben England, Frankreich und Oesterreich 36,650,000,000 Fr. ausgegeben, um den Krieg zu unterhalten. Und wer könnte nun die Summe von Gedeihen und Wohlsein uns nur annähernd berechnen, welche durch dieses Geld hätte geschaffen werden können, wenn es zur Hebung des Ackerbaues und des Gewerbfleißes verwendet worden wäre. Der Ertrag der Handelsflotte Englands, der vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreichs, übersteigt, ja erreicht sogar wahrscheinlich nicht einmal die Summe von 167,851,059 Franken und Großbrittanien allein weist dieses Jahr seiner Kriegsmarine eine Summe von 168,101,000 Fr. an. Das heißt: eine einzige der drei großen Seemächte gibt mehr für seine Kriegsmarine aus, als die Handelsmarine von allen dreien zusammengenommen einträgt. Von 1789 bis 1844 hat die americanische Regierung für den Krieg 3,217,194,225 Fr. ausgegeben. Die Interessen dieser Summe zu 6 Procent angenommen, würden hinreichen, um die große Eisenbahn von Whitnez längs den Seen bis zu dem stillen Ocean herzustellen."

Eines Tages endlich, wenn die Finanzen erschöpft sind, wenn die verwüsteten Ländereien keine Ernten mehr tragen, wenn das Land ganz von Menschen und Producten entblößt ist, halten die ermüdeten Riesen ein, und unterzeichnen Tractate, welche das Gleichgewicht der Welt consolidiren sollen. Aber die Thatsachen spotten der Tractate: ein Volk schüttelt das Joch seiner Tyrannen ab — ein kleiner Staat kreuzt durch seine inneren Kämpfe die herrschsüchtigen Pläne eines absoluten Monarchen, ja noch viel weniger: commandirende Offiziere entzweien sich und beleidigen einander auf fernen Inseln, in fremden Meeren, ihre Regierung nimmt Partei für sie und der Krieg beginnt grausamer und vernichtender als je. Wahrlich nur Träumer können sich bei der jetzigen Weltbildung in den Phantasmagorien eines ewigen Friedens wiegen! So lange als die Völker nicht durch tiefere Gefühls- und Gedankensympathien verbunden werden, als die Gesellschaft keine anderen Grundlagen und kein anderes Gesetz hat als den Ehrgeiz und die Selbstsucht, ist Krieg und wieder Krieg die einzige Loosung des stets sich verwirrenden Knotens. Und nicht blos von Staat gegen Staat, er wird im Innern der Staaten selbst, obgleich weniger blutig, doch nicht mit weniger Erbitterung geführt; Betrügerei tritt an die Stelle der brutalen Gewalt, und es ist nicht mehr Blut, sondern Ehre, Rechtlichkeit und Gerechtigkeit, was man dem Dämon dieses Krieges zum Opfer bringt. Hier sind es die verschiedenen Stände, welche ringen und sich gegenseitig zu unterjochen oder zu betrügen suchen: Hof, Adel, Clerus, Bourgeoisie, jedes beansprucht die ausschließliche Herrschaft und nicht blos in absoluten, sondern in gleichem Maße in den constitutionellen Staaten. Das Königthum gebraucht Kriegslisten gegen die Minister, diese gegen die Volksvertreter; die Volksvertreter gegen Minister und Wähler zu gleicher Zeit; die Wähler kämpfen ihrerseits wieder darum, wer von ihnen die meisten Gunstbezeigungen erhält, für wen die Wahlen am einträglichsten ausfallen. Alle bemühen sich so viel als möglich zu erhalten und so wenig als möglich zu geben, und sind nie glücklicher als wenn es ihnen gelungen ist, ihren Nächsten durch List zu besiegen, was oft gleichbedeutend mit betrügen ist.

Ebenso befindet sich der Staat im Kriegszustande den Individuen gegenüber. Wir gehören nicht zu jenen Radicalen, welche in jeder Regierung einen Feind erblicken; aber es ist deshalb nicht weniger wahr, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Central-Gewalt sehr häufig dem Individuum gegenüber die feindlichste Rolle spielt. Alle diese Restrictivgesetze, alle diese kleinen Quälereien, die man gegen die Association und die Freiheit des Gedankens in Anwendung bringt — dieses Militärsystem, welches

die Familie des Armen decimirt, und die Kräfte von Leuten verbraucht, die nichts lieber verlangten, als zu arbeiten und jetzt Parasiten spielen müssen — sieht das Alles nicht ganz auf ein Haar den Bedingungen gleich, die der Sieger dem Besiegten aufzuerlegen pflegt? Und diese Steuern, welche vorzüglich auf den Armen lasten, diese Taxen, welche die geistige Communication hemmen, und den Bürgern nur sehr sparsam Luft und Licht zumessen, tragen sie nicht ganz den Charakter eines Lösegeldes, welches nach dem Siege bezahlt wird?

Ein noch schrecklicherer Krieg wird zwischen den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft selbst geführt. Während die Reichen und Mächtigen Schätze häufen und sich in allen Wollüsten berauschen, erklären Andere den Glücklichen, den Besitzenden und Thätigen einen verbrecherischen Krieg; theils weil sie nach gleichen Genüssen begierig sind, theils weil sie zum Wahnsinne gebracht werden durch Hunger, Unterdrückung und Ungerechtigkeit der Glücklichen. Daher die so schrecklich sich mehrenden gewaltsamen und heimlichen Diebstähle, die Todtschläge und Vergiftungen, die Kindermorde, die Brandlegungen, die Schurkereien aller Art, die Angriffe gegen Personen und Eigenthum, welche theils dem Strafgesetz verfallen oder auch nicht verfallen. Fürwahr, ein dumpfer und zerstörender Krieg, der Minen statt Kanonen anwendet und die Gesellschaft schon in die Luft gesprengt hätte, wenn sie nicht aufmerksame Schildwachen bezahlte, die für ihre Erhaltung wachen müssen.

Wir brauchen uns bei dem Kriege zwischen Capital und Arbeit nicht lange aufzuhalten. Er liegt offen da und tritt täglich bei Fabrikanten und Arbeitern vor Augen durch den Wucher, durch das Niederdrücken der Löhne, die schändlichste Ausbeutung der Menschenarme. Er bewirkt einerseits ein Monopol, indem er alle Werthe in den Händen Derjenigen aufhäuft, welche die größte Menge von Capitalien besitzen, und andererseits jenes furchtbare entsetzliche Elend, welches Irland, Flandern und das Riesengebirge entmannt. Er verdammt den Armen, welcher seinen Lohn grade in dem Maße sinken sieht, als seine Bedürfnisse zunehmen, dazu, sich ungesunden Arbeiten zu unterziehen, welche seine geistige Kraft ersticken und ihn in einem Alter, in welchem andere Menschen sich erst recht ihres Lebens zu freuen anfangen, unwiderruflich einem grausamen Tode Preis geben. Das Bedürfniß treibt ihn in jene Manufacturen, wo die erstickende Eintönigkeit der Beschäftigung und der Gebrauch dieses Alkohols, welcher das Gedächtniß schwächt und die Menschen langsam tödtet, ihn bald zu einer seelenlosen Maschine herabgewürdigt hat, wo die jungen Mädchen der Prostitution Preis gegeben werden, wo die Mütter die Kinder, welche sie der nothwendigen Arbeit entziehen,

langsam vergiften, wo jedes Gefühl der Tugend und Moralität verlöscht wird und wo eine ganze Welt von menschlichen Wesen wimmelt, die alle unter das Niveau der Thiere herabgewürdigt sind.

Man möge aber den Producenten deshalb nicht allzusehr anklagen, wenn er das Elend dermaßen ausbeutet; er selbst wird seinerseits wieder ausgebeutet. Wenn er den Lohn noch unter den Preis der Lebensbedürfnisse des Arbeiters herabdrückt, so geschieht es, weil er im Kriege mit einem Concurrenten begriffen ist, und weil er um geringen Preis produciren muß, wenn er nicht selbst in Elend gerathen will; es geschieht, weil sein Nachbar ihn dadurch, daß er Rabatt anbietet, zu ruiniren trachtet, um sich seiner Kundschaft zu bemächtigen, unter dem Vorbehalt, die Preise sogleich wieder zu erhöhen, sobald er sich in den Besitz des Monopols gesetzt hat; es geschieht, weil der Verkäufer über gewisse Bedingungen bei Abschließung eines Geschäftes nicht mehr hinausgehen kann. — Der Verkäufer ist seinerseits ebenfalls wieder in diesem Kriege der Concurrenz begriffen. Vergebens ist er durch Geduld und Geschicklichkeit dahin gelangt, vom Fabrikanten zu niedrigem Preise einzukaufen und träumt schon davon, bei seinen Verkäufen einen Gewinn von einigen Procenten zu ziehen — ein anderer Kaufmann hat sich dicht neben ihm etablirt, und bietet die Waare zu dem Einkaufspreise und noch darunter aus, um die Concurrenz zu bestehen und die Käufer zu behalten; der erstere muß also zu noch niedrigerem Preise verkaufen, so lange bis endlich einer von den beiden Kämpfern sich für besiegt erklärt, seinen Laden schließt, und dem Anderen, der übrigens bald genug mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden wird, den Kampfplatz überläßt.

Man möge aber nicht glauben, daß die Masse der Käufer durch diesen Rabatt gewonnen hat. Die Preisherabsetzung der verkauften Gegenstände hat auf den Lohn des Arbeiters und auf den Preis der Rohstoffe zurückgewirkt und mithin auch auf Alle, welche direct oder indirect produciren; die einzigen, welche wirklich bei diesem Sinken der Preise gewinnen, sind die Leute, welche nur consumiren, ohne zu produciren. Der Rentier, der Pensionirte, die einzigen, welche den wirklichen Frieden des Lebens genießen, sind Jene, welche, wie das Thier, nur genießen, ohne zu arbeiten.

T a g e b u c h.

I.

Das Jahr 1846.

Künftige Geschichtschreiber, wenn sie dem eben abgelaufenen Jahre in Chroniken begegnen, werden erstaunt sich fragen: Ist es möglich, daß ein so wildes Pferd seinen Reiter nicht abgeworfen hat? Was war das für eine Zeit, wo solche Funken nirgends zündeten, wo Fackeln in die dürren Stoppelfelder geworfen wurden, ohne daß diese aufloderten?

Wahrlich, die Schuld des sechsundvierziger Jahres ist es nicht, wenn der Neujahrstag von 1847 nicht den Krieg an allen Enden Europas entfesselt findet; es hat Alles gethan, um den Blutlauf im alten Körper Europas in die wildeste Circulation zu bringen und die Hälfte, das Viertheil der Dosis hätte in frühern Zeiten hingereicht, um Armeen aus der Erde zu stampfen. Wie ernst sah gleich bei Beginn des Jahres der Streit zwischen Amerika und England aus! Der Senat in Washington verwirft kriegerisch das zuvorkommende Anerbieten Englands in Bezug auf die Berufung von Schiedsrichtern, ja er beschließt sogar die Kündigung des alten Vertrags von 1818 über die Gemeinschaft des Oregongebietes und — wenige Wochen später ist doch Alles wieder beim Alten. England hat nachgegeben, Polk hat nachgegeben und Freundschaftsversicherungen regnen von allen Seiten.

In Portugal Revolution, Contrerevolution, Anticontrerevolution und dann wieder Contreanticontrerevolution, und wie wenig Menschen kümmern sich darum auf dem übrigen Continent!

Jetzt geschieht in England das Unverhoffte, das Unerwartetste. Sir Robert Peel, der Tory, der St. Michael der englischen Conservativen, der langjährige St. Georg der Korngesetze, erklärt plötzlich im offnen Parlament, er sei bisher ein Blinder, ein Tauber, ein Schwabe, der noch nicht das vierzigste Jahr erreicht, gewesen; der Verstand sei ihm über Nacht gekommen und habe ihm gesagt, die Korngesetze seien des Scheiterhaufens werth und müßten so rasch als möglich zerrissen werden. Im Lager der Hochtory's herrscht wildes Geheul, aber die Majorität des Parlaments entscheidet für den Verräther-Minister, der plötzlich als der größte Mann in England proclamirt wird, um Tags darauf — sein Porte-

feuille niederlegen und seinen alten Gegnern, den Whigs, Platz machen zu müssen. Hat Das gesunden Menschenverstand? Aber es soll noch besser kommen.

Einer der gefährlichsten Vulcane im politischen Europa, Polen, der heftigste Krater nach Frankreich, speit plötzlich Feuer und Lava. Wochenlang vorher rollt es dumpf in Warschau, in Posen und Lemberg — jetzt bricht es aus, aber wo? Nicht gegen Rußland, das mit Schwert und Verbannung die polnische Jugend ausgerottet; auch nicht gegen Preußen, wo vielleicht religiöser oder antigermanischer Fanatismus einen Vorwand bietet, und wo der Adel es vielleicht der Regierung nachträgt, daß sie humanere Eigenthumsverhältnisse dem Bauer gesichert — nein, in Oesterreich, in dem katholischen, adelsmonopolirten Oesterreich, das seit einem halben Jahrhunderte die alten verrosteten, mißbrauchten und erdrückenden Robotgesetze bestehen ließ, um nicht den Eigennutz der polnischen Feudalgötter zu verletzen — in Oesterreich, dessen Staatsreligion keinen Vorwand zur Aufreizung gibt — in Oesterreich, das von den deutschen Nationalen oft genug den Vorwurf hört, daß es nicht germanisire: in Oesterreich schlägt der polnische Aufstand seinen Hauptherd auf und der Adel, der vielcajolirte, vielbeschützte Adel ist's, der den Bürgerkrieg entzündet. Da geschieht ein Wunder. Als ob der Gegensatz den Gegensatz entzünden müßte, geschieht das Mirakel: der Bauer, der getretene, vernachlässigte, preisgegebene Bauer erhebt sich für die Regierung, er hat nichts vor Augen als den Haß gegen seine nächsten Unterdrücker zu löschen, deren Freiheit ihn vielleicht mit noch größerer Willkür bedroht, und Oesterreich, das historische, aristokratische Oesterreich muß froh sein, durch eine halbe Revolution von einer ganzen gerettet zu sein, es muß eine Volksbewaffnung beloben, die es zu jeder andern Zeit mit Schwert und Kerker bestraft hätte.

In Rom stirbt mittlerweile ein Papst. Das Conclave versammelt sich, man erwartet eine stürmischere Wahl als je; Oesterreich, Frankreich und Spanien senden rasch ihre Bevollmächtigten nach der Tiberstadt, um ihren Einfluß geltend zu machen; aber ehe diese dort anlangen, ist der neue Statthalter Christi bereits gewählt und ein Wunder geschah — dem jüngsten der Cardinäle ist die Tiara zugetheilt worden, der mindestbejahrte unter den greisen Vätern ist der Vater Aller und der gesammten Christenheit geworden. Und doch ist das Wunder nicht zu Ende. Der Papst, das Symbol und die Endspitze des conservativsten Geistes in der Welt, ist — horribile dictu! — ist ein Liberaler! Was in vielen der „aufgeklärtesten" germanischen Länder als ein vergeblicher Wunsch noch dasteht, hat der Papst in sechs Monaten theils vollführt, theils angeordnet. Eine ausgedehnte Amnestie, Verminderung der Klöster, Entfernung der alten verrosteten und ihre Gewalt mißbrauchenden Staatsbeamten, Erkräftigung des Nationalgefühls, Vertrauen zur Regierung u. s. w.

Ein sonderbares Schauspiel bot mittlerweile ein anderer Winkel Europas dar. Ein König schreibt plötzlich und ohne Nöthigung einen offnen Brief, der die Hälfte seiner Staaten in die gewaltigste Aufregung bringt. Ganz Deutschland nimmt Partei für die in ihrer Zukunft und nationalen Unabhängigkeit bedrohten Landsleute. Die deutschen Regierungen, froh, einen Blitzableiter für öffentliche Aufmerksamkeit gefunden zu haben, geben der Presse carte blanche, und diese stürzt sich mit verhängten Zügeln in die Schlacht. Ehrwürdige Pro-

fessoren bilden die geflügelte Avantgarde, namenbesäte Adressen folgen im Centrum, die Zeitungsartillerie speit ihre Bomben aus allen Schlünden mit einem Vorrath von Munition, als wäre die Schießbaumwolle bereits in jedem Hause heimisch wie Brunnenwasser. Endlich sieht sich auch das Stabsquartier in Frankfurt a. M. genöthigt, seine Orakelstimme zu erheben. Es spricht etwas dunkel, etwas halb, wie es der Beruf eines Orakels aus grauen Zeiten ist. Aber es hat gesprochen. Der heilige Krieg ist jetzt legalisirt, das Petitionsrecht der Herzogthümer ist gesichert und von diesem Augenblicke an — geht Alles rückwärts. In Nottdorf zeigen sich die Holsteiner „stammverwandt" mit uns, indem sie beim Anblick der Polizei alsogleich in die respectvolle deutsche Haut sich zurückziehen. Die dänische Regierung verbietet gefälligst das Hauptorgan der Schleswig-Holsteiner, die Hamburger neue Zeitung. Die ständischen Petitionen werden nicht angenommen und die holsteinische und später die schleswiger Ständeversammlung begehen den ächt deutschen Meisterstreich, sich selbst aufzulösen, was die Dänen mit der größten Zuvorkommenheit sich gefallen lassen und hinterdrein legalisiren. Die deutschen Zeitungen, die früher mit allen Segeln geschifft, sind größtentheils ermattet und nur zwei süddeutsche Zeitungen unterhalten noch in gleicher Consequenz das Gefecht.

Allerdings ist der Schleswig-holsteinischen Frage ein Balken in die Quere gekommen: die Einverleibung Krakau's, die alle journalistischen Armeen von der Eider nach den Weichselgegenden führte. Dieser Staatsstreich, oder richtiger Staatenstreich, ist eines der außerordentlichsten Ereignisse in der diplomatischen Geschichte seit der Trennung Belgiens von Holland. Hat 1831 ein Volk die Diplomatie gezwungen, einen Theil der Wiener Beschlüsse zu annulliren, so hat 1846 die Diplomatie die Initiative ergriffen, einen Bruch in jene Tractate zu machen. Denn daß es eine neue Erschütterung des 32jährigen europäischen Staatengrundrisses ist, wird man in Berlin wie in Wien nicht leugnen. Dreht sich doch die ganze Polemik gegen England und Frankreich blos darum, ob ihnen ein Recht zum Mitdreinsprechen zustehe oder nicht. Daß die Wiener Congreßacte eine Erschütterung in ihrer moralischen Autorität erhalten hat, kann das gewandteste Plaidoyer nicht ableugnen. Wenn Frankreich und England diese Bresche nicht ausbeuten, so sind die Gründe blos momentan; aber wenn eine dieser beiden Mächte einst die Friedensbande zu sprengen Beruf fühlt, so wird die Krakauer Angelegenheit gewiß auf die Liste gestellt, um in der Abrechnung der gegenseitigen Sünden den „nordischen" Mächten als eine große Passivschuld angesetzt zu werden. Dies ist eine Saat von Drachenzähnen, welche das Jahr 1846 den spätern Jahren hingestreut hat und deren Aufgehen bei einer andern politischen Temperatur kaum ausbleibt. Wenn die öffentliche Meinung in Deutschland diesmal mehr den drei Mächten zur Seite stand als in frühern Polenfragen, so war weit weniger die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, von dem Recht und der Klugheit dieses Schrittes Schuld daran, als die zweideutigen Demonstrationen des französischen Cabinets. Die evidente Lüge coquetter Protestationen mit falschen Zähnen hat dem offnen Handeln der drei Mächte eine unerwartete Folie gegeben und hat ihnen bei den Gradsinnigen zu einem relativ moralischen Eindruck verholfen.

In der Schweiz hat sich diesmal das revolutionäre Quecksilber in Genf festgesetzt. Indessen hat die Schweiz längst aufgehört ein Thermometer für den

Wärmegrad der Demokratie in Deutschland und Frankreich zu sein, und so steht die Genfer Episode ziemlich zusammenhanglos da mit dem übrigen Drama dieses Jahres.

Drei Hochzeitskuchen kamen mit allerlei süßen und bittern Mandeln, an denen die Zukunft viel zu knacken haben wird. Französischer Senf wurde mit spanischem Pfeffer vermischt, russischer Caviar verpflanzte seinen salzigen Hautgout auf schwäbische Tische und die geschwächte Legitimität der älteren Bourbonen suchte in den goldhaltigen Bädern von Lucca einige Erkräftigung. Für Deutschland ist die Errichtung eines moscowitischen Hoflagers im Herzen der schwäbischen Berge von tiefer Wichtigkeit. Der Mantel deutscher Einheit kann durch die russischen Nägel, die in Weimar, Darmstadt, Nassau und Würtemberg eingeschlagen sind, manchen Riß bekommen, wenn er sich einst nicht nach dem Winde hängen wird, der über die Newa herüberbläst.

An Episoden aller Art hat es überhaupt nicht gefehlt. Eine der langweiligsten und fruchtlosesten war der protestantische Kirchencongreß in Berlin, eine der spectaculösesten und für den Meßcatalog frucht- oder furchtbarsten war die Ausschließung Rupp's aus der Berliner Gustav-Adolf-Versammlung. Viel wichtiger war die Auflösung der badischen Kammer und ihre Wiederzusammensetzung im Sinne der Opposition. Auch Braunschweig, Kurhessen hatten ihre Kammerauflösungen, so wie man überhaupt in Deutschland mit Auflösungen aller Art leichter bei der Hand ist, als mit der Lösung des Räthsels, wie man gut regiert, ohne zu viel zu regieren. Davon lieferte namentlich Hessen-Darmstadt einen Beweis, das durch die von keiner Nothwendigkeit gebotene Einführung eines neuen Gesetzbuchs seinen rheinischen Gebietstheil in eine bedenkliche Aufregung brachte.

Im Ganzen ist Deutschland dieses Jahr am schlechtesten weggekommen, England hat einen großen Treffer gezogen durch die Abschaffung der volksfeindlichen und seine Industrie hemmenden Korngesetze, Frankreich hat in Spanien sich den Rücken gedeckt, Italien darf vom Vatican selbst politische Reformationen erwarten und sogar das jesuitenbeherrschte Sardinien regt einigermaßen die Flügel, Rußland hat durch die neue Coalition in der polnischen Angelegenheit nicht nur direct durch die Beseitigung revolutionären Zunders gewonnen, sondern es hat auch Antecedentien geschaffen für Eroberungspläne in den Donaugegenden; vor allem Anderen aber erwuchs ihm ein Gewinnst durch die Betheiligung der beiden Mitmächte an seiner Inpopularität bei den Nachbarvölkern.

Die beste Frucht, die dieses Jahr in Deutschland gewachsen, ist die Einführung des mündlichen Verfahrens in Preußen, das so lange dagegen sich gesträubt hat und — wie behauptet wird — manchen Nachbarstaat bisher davon abhielt.

Charakteristisch ist es übrigens, daß seit langen Jahren nicht so viele Handelsverträge abgeschlossen wurden, als in dem einzigen Jahre 1846. Es ist ein tragisches Spiel des Zufalls, daß in diesem Jahre einer der genialsten deutschen Handelspolitiker Friedrich List zu Grabe gegangen ist. Doch liegt auch eine tiefe Tröstung darin, daß grade dieses Jahr, so reich an Zwietrachtssaaten aller Art, die Verkehrsbrücken geschlagen hat, auf welchen die Völker nur im Frieden gehen können.

J. K.

II.

Aus Wien.

1.

Der neue Rector. — Clerus und Unterrichtswesen. — Baron Feuchtersleben. — Philosophische Zollbeamte. — Die Gymnasialschüler und ihre Behandlung. — Der neue Studienplan. — Die deutsche allgem. Zeitung. — Graf Collowrat und die Jesuiten.

Die akademischen Rectors- und Decanatswahlen haben an der hiesigen Universität stattgefunden. Der bisherige Rector, Ritter von Heintl, der juridischen Facultät angehörig, hat seine Würde niedergelegt, und der neugewählte Rector, der Hof- und Burgpfarrer Dr. Ignaz Feigerle, der früher schon Rector Magnificus an der Ollmützer Universität gewesen, ist in Function getreten. Es ist ein wichtiges Moment, daß während man der Veröffentlichung des neuen Studienplans entgegensieht (Andere behaupten, er sei noch gar nicht vollendet), der Rector der ersten Staatsuniversität ein Geistlicher ist. Eine der wichtigsten Fragen unsers Unterrichtswesens ist unstreitig, wie weit der Einfluß der Geistlichkeit auf die wissenschaftliche Erziehung noch ferner zu dulden ist und welche Grenzen ihrer Censur und Bevormundung der weltlichen Wissenschaft zu setzen sind. Von der Beeinträchtigung, welche die philosophischen und geschichtlichen Vorlesungen durch das Veto unseres Clerus erleiden, können wir füglich schweigen. Er ist sprichwörtlich geworden. Hat sich doch das clericale Veto sogar in die medicinischen Wissenschaften gemischt und die Vorlesungen über thierischen Magnetismus lange Zeit als religionswidrig bezeichnet. In Tyrol werden Schiller und Lessing von den Jesuiten perhorrescirt. Die Wahl eines geistlichen Rectors ist allerdings diesmal blos ein Act der Billigkeit, da jede der vier Facultäten in der höchsten Würde der Universität abwechselnd einen Platz finden muß. Es sei auch hier nur auf den Einfluß hingewiesen, der dem Rector der Wiener Hochschule bei einem definitiven Beschluß in dem Studienplane zufallen würde. Auch unsere Decanatsstellen sind in drei Facultäten neu besetzt. Die vierte, die medicinische, hat den bisherigen Decan, Baron Feuchtersleben, durch seine bei Cotta erschienenen Gedichte und mehrere andere Schriften auch im übrigen Deutschland vortheilhaft bekannt, wieder erwählt. Eine spitze Ironie liegt darin, daß während die Mediciner einen Poeten zu ihrem Decan wählten (die Medicin ist die einzige Facultät, in der ein freies Gedankenleben in Oesterreich gestattet ist), die Philosophen den Director des Haupt-Zoll- und Gefällenamts zum Decan ernannten. Fichte und Hegel, Spinoza und Feuerbach können vielleicht unter diesem Decan einige Erleichterungen des Prohibitivsystems erlangen und gegen herabgesetzten Zoll, wie Zucker und Kaffee, Eingang erlangen. Es ist bezeichnend, daß unsere Bücherrevisionsämter in der Hauptmauth einer jeden Stadt placirt sind! Der neue Decan, Herr Dr. Karl Hock, ist übrigens ein Mann von Talent und namentlich als Handelsschriftsteller von nicht unerheblichem Verdienst; die besten Artikel im Journal des österreichischen Lloyds sind aus seiner Feder.

Da übrigens hier von unserm Studienwesen einmal die Rede ist, so erlauben Sie auch mir, bei dieser Gelegenheit noch ein Wort über den neulichen Tumult in einem unserer Lehrsäle zu sprechen. Man muß den trübseligen Pennalismus kennen, in

welchem der Gymnasiast nach unsern Verhältnissen durch sechs Jahre gehalten ist, er ist an manchen Anstalten, wie der Bube in der Normalschule, den Püffen, Ohrfeigen und Haarziehen des „Professors" heimgegeben, wie man ihn behandelt, er darf nicht mucksen; er kann noch auf die Schandbank geschickt, er kann auch vor der Tafel wie an einen Pranger gestellt werden; und nun auf einmal, wie er in die sogenannten philosophischen Studien tritt — es ist ein rascher, jäher Sprung, wo nur die paar Wochen Ferien dazwischen liegen — sollen ihn die Professoren mit Achtung behandeln, dürfen seinen Namen nicht anders als mit dem Zusatze „Herr" nennen, er darf, wenn er in's Collegium geht, einen Stock tragen u. s. w. Man muß den Uebermuth kennen, den diese Knaben — denn mehr sind sie zum größten Theile nicht — haben, wenn sie die philosophischen Hörsäle betreten, und nur zu häufig geschieht es, daß sie diesen Uebermuth in brutaler Ungezogenheit gegen die Professoren wenden. Wie oft kommen die Fälle vor, daß sie, wenn sie merken, der Professor wolle eine kleine Prüfung anstellen, einen so heillosen Lärm beginnen, pfeifen, schreien, scharren, klopfen, daß der Professor gezwungen ist, das Collegium zu verlassen, wo sie sich dann noch nicht selten so vor ihn drängen, daß sein Rückzug durch die Thür ein sehr unfreiwilliger wird. In frühern Jahren, wo man die Jugend noch nicht in so frühem Alter zu den Studien zuließ, war es freilich anders; aber es könnte auch jetzt, wo die Welt überhaupt schneller lebt und die Jugend früher in's Leben eingeführt wird, anders sein, wenn — unsere Gymnasien und ihre Einrichtung eine andere wäre. Weil unsere Gymnasialjugend es weiß, daß sie sechs Jahre lang in die Schule geht, um in dem nächsten zu vergessen, was sie in dem einen hätte lernen sollen; weil sie weiß, daß das, was vorgetragen wird und wie es vorgetragen wird, ihr wenig praktischen Nutzen für spätere Zeit gewähren wird, fehlt der Jugend der Ernst zum Lernen, der Ernst eines wahren Bildungstriebes. Der junge Mensch lernt bei dem jetzigen Gange der Studien nur für die Prüfung, was er für das Leben brauchen wird, das weiß er, wird er erst in den sogenannten Brodstudien lernen. Deswegen kann auch nicht jenes freundliche Verhältniß zwischen Schülern und Lehrern eintreten, denn die Jugend sieht im Professor nur den unnützen Martergeist durch sechs Jahre, der Professor in den Schülern nur eine Horde Buben, welche nicht des Unterrichtes, sondern nur der „Klasse"? wegen ihm zuhören. Daher die häufigen Krakels, welche sich in fast allen Jahrgängen auf den österreichischen Universitäten wiederholen.

Der neue Gymnasial-Lehrplan, der mit dem Schuljahre 1848 in's Leben treten soll, enthält zwei höchst wichtige, einflußreiche Reformen: das Aufnehmen einiger Fächer der Realwissenschaften und der neuern Sprachen, während das Studium der alten Sprachen, welches ohnehin in Oesterreich nie zu einer Blüthe gekommen ist, etwas nachgelassen wird, und die Anstellung eigner Lehrer für jedes einzelne Fach, statt der jetzigen widersinnigen Einrichtung, daß ein Professor alle Gegenstände in seiner Klasse vortragen muß. Wenn etwas das Inslebentreten dieses Planes noch verzögern könnte, so wäre es die finanzielle Schwierigkeit; denn welche Menge von Gymnasial-Professoren müßte pensionirt werden, welche nach dem neuen Lehrplane zu Lehrern eigentlich untauglich sind, da sie in keinem Gegenstande gründliches Wissen genug haben! Denn abgesehen davon, daß nach

unsern bisherigen Einrichtungen ein Professor, und zwar nicht blos ein Gymnasial-Professor, sobald er sein Anstellungsdecret in der Tasche hat, nichts weiter lernen zu müssen glaubt, „denn er hat ja seine lebenslängliche Anstellung!" so gibt es unter allen unsern Gymnasial-Professoren nur äußerst wenige, welche von den vielen Fächern, die sie vorzutragen haben, sich so in Eins eingearbeitet, daß man ihn mit gutem Gewissen als Fachprofessor anstellen könnte. — Also welche Menge neuer Anstellungen! welche Last der Pensionen! Und doch würden die Kosten jährlich kaum mehr betragen, als ein Regiment Soldaten jährlich kostet. Und Intelligenz und Jugenderziehung ist doch auch eine schöne Waffe!

Im juridisch-politischen Leseverein, in der kaufmännischen Ressource u. s. w. ist die „Deutsche allgemeine Zeitung" von Neujahr an wieder zu halten erlaubt, und wie es heißt sollen dem Brockhausischen Blatte in Zukunft noch größere Concessionen von der Censur-Hofstelle gemacht werden, da es den oppositionellen Charakter, den es früher hatte, aufgegeben hat.

Großes Aufsehen macht hier die Nachricht, daß der Jesuitenorden nun auch in Prag festen Fuß erhält. Bisher hat Böhmen und namentlich die Hauptstadt diesem Orden entschiedene Abneigung gezeigt; der dortige Clerus, der Fürst-Erzbischof inbegriffen, ist nichtsweniger als jesuitenfreundlich, und in Berichten mancher Art ist von dieser Seite gegen die Einführung der Nachfolger Loyala's remonstrirt worden. Um so mehr nimmt die plötzliche Ansiedlung einen tiefbedenklichen Charakter an und man fürchtet nun auch hier für die nähere Bekanntschaft dieser Herren, die der Einfluß des Grafen Collowrat bisher abzuhalten wußte. Viele wollen die neue Concession, die den Jesuiten gemacht wurde, mit den Gerüchten in Verbindung bringen, die vor einigen Wochen über den Rücktritt dieses allgemein verehrten Ministers laut wurden, da Graf Collowrat, in seiner besondern Sympathie für Böhmen, der Ansiedlung in Prag gewiß ebenso sehr sich entgegen gesetzt hat, als der Ansiedlung in Wien. Circulirt doch hier seit Jahren ein Ausspruch dieses Staatsmannes: „In dem Augenblicke, wo die Jesuiten einen Fuß nach Wien setzen, trete ich aus dem Staatsdienst." Ich bin zu wenig davon unterrichtet, was in dieser Hinsicht in den betreffenden Regionen vorgeht; daß aber der neue Fortschritt der jesuitischen Intriguen nicht ohne langen Kampf durchgesetzt wurde, darf ich Sie aus glaubwürdigem Munde versichern. Mag auch in protestantischen Staaten die ewige Jesuitenriecherei ihre Lächerlichkeit haben; mag auch die Macht des Ordens in Staaten der freien Presse und der öffentlichen Kammerverhandlungen keineswegs zur frühern Höhe gelangen können — im Staate der Heimlichkeit können die Jesuiten noch ein ebenso gefährliches Element werden wie in ihren üppigsten Zeiten, gefährlich nicht blos der Sache des Volkes und seines geistigen Fortschrittes, sondern der Regierung selbst, die, ohne daß sie es bemerkt, eine mächtige Nebenmacht sich heranzieht, die ihr noch eines Tags Hindernisse der quälerischsten Art in den Weg legen wird.

C. C. C.

2.

Krakau und Prof. Hye. — Familienunglück des Fürsten Metternich. — Flotow und Meyerbeer.

Ich berichtete Ihnen neulich über einen Vorfall an der hiesigen Universität; interessanter wenn auch ohne äußere Folgen war vor wenigen Tagen die Disputation, welche der Sohn des Regierungsrathes Fellner zur Erlangung der juridischen Doctorwürde nach herkömmlicher Weise hielt. Sein Opponent, der durch seinen freimüthigen Charakter geachtete juridische Professor Hye sprach, wiewohl mit aller Verwahrung, vom strengen Rechtsstandpunkte aus gegen die Aufhebung und Einverleibung des Freistaates Krakau. Er that dies vor dem zahlreichen auch aus hohen Beamten bestehenden Publicum mit so schlagenden und geistreichen Beweisen, daß der zu creirende Doctor einigermaßen verblüfft nur sehr matt variren konnte und dem Opponenten auf diese negative Weise Recht zu geben schien. Das Auditorium hörte, wie selten bei ähnlicher Gelegenheit, mit gespanntester Aufmerksamkeit zu; aber schon nach wenigen Stunden war eine Polizeiuntersuchung angeordnet, welcher der Professor Hye zu antworten sich nicht berufen fühlte, indem er nur der k. k. Hofstudien-Commission unmittelbar verantwortlich sei. Diese forderte ihn auch auf, sich schriftlich zu vertheidigen, und die Rechtfertigung, daß er „eben als Opponent ein nicht ganz Richtiges vertheidigen müsse, daß er dies eben Eingangs ausdrücklich bemerkt habe," soll ihm vollkommen gelungen sein. Diese Angelegenheit fand in allen Kreisen der Residenz die lebhafteste Besprechung. Man sprach von Suspendirung von der Lehrkanzel. Factisch aber ist die gelungene und auch ihrem ganzen Wesen nach von der Behörde angenommene Vertheidigung.

Das an jedem 1. Januar stattfindende diplomatische Levé beim Fürsten Metternich wurde diesmal abgesagt und zwar in Folge eines unglücklichen Ereignisses, das die Fürstin schmerzlich traf. Ihr Bruder, Graf Zichy-Ferari, k. k. Husaren-Oberst, fuhr bei Oedenburg in Ungarn über eine Brücke, vor deren Gebrechlichkeit er gewarnt wurde. Ueber dieselbe hinfahrend (der Graf lenkte selbst die Pferde), brach sie wirklich ein, und als er durch einen Sprung aus dem Wagen sich retten wollte, ging ihm ein Rad über den Kopf, so daß er lautlos und plötzlich zur Leiche wurde. Der Graf war 43 Jahre alt und eben bestimmt, General zu werden.

Am Kärntnerthor-Theater geht Flotow's bereits in Paris gegebene Oper: „Der Förster" in Scene; er selbst, der vielleicht zu anderer Zeit seiner Oper „Stradella" wegen, die hier überaus gefiel, gefeiert worden wäre, geht wie ein kleiner Stern in der Glanzatmosphäre des Planeten Meyerbeer verloren.

**

III.

Aus Berlin.

Beklemmungen. — Die Honneurs der Polizei. — Das Borgsystem — Theater.

Die Festtage sind nun vorüber, aber sie konnten nicht mit der Freude genossen werden, die sie sonst mit sich zu bringen pflegen. Allgemein ist die Klage

der Industriellen über schlechte Geschäfte, stockende Zahlungen und Einschränkungen in den höheren Kreisen der Gesellschaft. So liegt denn eine düstere Stimmung über unseren Zuständen, die noch drückender wird durch das geheime Bewußtsein, welches wohl Keiner von uns ersticken kann, daß die Mehrzahl unserer Brüder noch durch ein großes und reelles Leiden, den Hunger und die Kälte, unsäglich gefoltert wird. Unsere Polizei macht die Honneurs auf der Straße mit einer solchen Zuvorkommenheit gegen Bettler, nöthigt Vagabonden so schnell zum Sitzen, empfängt täglich so zahlreich im Arbeitshause, daß man, um die Armuth in Masse zu sehen, vor das Hamburger Thor gehen muß, wenn man es nicht vorzieht, Abends einen beobachtenden Spaziergang durch einige Hauptstraßen zu machen, wo versteckte Jammergestalten, Mütter, verhungert wie ihre Kinder, verkrüppelte Bettler, zahlreich genug zum Vorschein kommen. Wie viel überfirnißtes Elend, mit Sammt und seidenen Lappen verhängter Hunger, wie viel projectirte Banquerotte u. dgl. m. auf der Straße im Sonnenlichte einherstolziren, das mag mit Nacht und Grauen bedeckt bleiben.

Es existirt hier in Berlin, mehr als in jedem anderen Orte, ein Borgsystem, ich sage absichtlich nicht Creditsystem, denn von Credit, als einem freiwilligen Act, ist dabei keine Rede, nein ein Borg-, lieber ein ungeheures Pumpsystem, ein colossales Gewebe, in dem der Aufzug: „Pumpen, und der Einschlag: „Nicht Bezahlen" heißt. Vermittelst dieses Systems hat sich eine Art Tauschhandel etablirt, das viel Patriarchalisches hat, um so mehr, als Manchem dabei ein Bart und zwar ein flächserner gedreht wird. Der Schneider borgt z. B. dem Bäcker A. einen Rock, und dieser zahlt ihm selbigen in mikroskopischen Semmeln ab. Großartig aber wird das Gewebe, wenn sich ein Kettensystem entwickelt. Der Rentier wird vom Tuchfabrikanten beschwatzt, ihm Geld zu borgen, der Fabrikant borgt das Tuch dem Händler, dieser dem Schneider, der Schneider macht daraus einen geborgten Rock für den Bonvivant und dieser borgt den Rock dem Pfandleiher. Fragen Sie mich nun, wer zuletzt bezahlt, so weiß ich nur darauf zu antworten: Alle diese Kettenglieder nicht, aber die Leute, welche dumm genug sind ihre Kleider baar zu zahlen. Aehnliche Borgverhältnisse könnte man durch alle Klassen der Gesellschaft nachweisen. Eine hochgestellte Person läßt schon seit Jahren alle einlaufenden Rechnungen mit hohem architektonischen Schönheitssinne übereinander thürmen; am Neujahrstage wird dann eine mehrzöllige Schicht unten hervorgezogen und bezahlt, während die Oberen sich in Geduld zu fassen haben. Gebe der Himmel, daß diese anhaltende Geldcalamität, um diesen stehenden Ausdruck zu brauchen, nicht noch länger dauert, sonst dürfte das angeführte System doch einmal zusammenbrechen.

Morgen gibt man Laube's Karlsschüler, über die ich ihnen in meinem nächsten Briefe berichten werde. Soviel ich bis jetzt erfahren habe, soll sehr viel gestrichen worden sein. Die Rolle des Feldscheer Schiller ist Hendrichs übergeben, einem Schauspieler, dem viel mehr daran liegt für einen schönen, als für einen denkenden Mann gehalten zu werden. Auch die Königsstädtische Bühne bringt noch ein Originallustspiel von Adami und Müller, zum Sylvesterabend: Grillen der Zeit.

K...l

IV.

Aus Galizien.

Adelige Zusammenkünfte. — Die jungen Beamten. — Eine Staatsschrift. — Krakauer Zustände. — Die Begnadigung.

Unsere Beamten sind nicht ohne Sorge für den Winter, um so mehr, als der Adel jetzt ein neues Mittel gefunden, um sich so viel als möglich der Aufsicht der Behörden zu entziehen. Denn während viele Adelige sonst nur zu bestimmten Zusammenkünften nach Lemberg kamen, und hier ihre Anwesenheit in den Gasthäusern immer auffiel, und also natürlich auch immer leichter beaufsichtigt werden konnte, haben sie jetzt, sowohl in Lemberg, als in den Kreisstädten sich eigene Häuser gekauft, halten da unter dem Namen von Festen ihre Zusammenkünfte, und die Polizei ist, bei der Vorsicht, mit welcher sie sich gegen jeden Fremden benehmen, wohl dann sehr schwer im Stande, diese Zusammenkünfte zu überwachen. Der Carneval wird in dieser Hinsicht eine doppelt gefährliche Zeit werden, denn wer kann da einen Anstand daran nehmen, wenn dieser oder jener Adelige einen großen Ball gibt, wer kann dem Adel verbieten nach Neujahr, zumal gegen Ende Januar noch häufiger und in größerer Anzahl als jetzt in die Stadt zu kommen, da um diese Zeit die meisten Adeligen sich von ihren Güterdirectoren und Advocaten die Rechnungen vorlegen lassen. Mancher, der bis dahin vielleicht in der stillen Einsamkeit seines Schlosses auf dem Lande oder gar auf Reisen gelebt, wird sich dann in seiner Heimath einfinden.

Die neuen Verordnungen über die Robote, so wenig radikal sie auch sind und so sehr auch, trotz aller Hoffnungen auf Aenderung, die Adelsprivilegien auch in Zukunft geschützt sind, machen dennoch in den adeligen Kreisen großes Geschrei, indem mancher Gutstyrann allerdings verlieren muß, da es sich durch die historischen Belege über die Robotpflichtigkeit für jede einzelne Herrschaft erst ganz klar herausgestellt hat, wie viele Robot eigentlich vom Bauer unrechtmäßig geleistet wird, wie viele im Laufe der Zeit der Adel sich eigenmächtig angemaßt. Wenn übrigens die Regierung sich immer und ewig wegen der fremden Emissäre, welche Galizien durchziehen und es aufreizen, beklagt, so möge sie nur nicht vergessen, daß ihre eignen Beamten, die jungen Kreiscommissäre, welche sie jetzt von allen Seiten zusammengerafft, nach Galizien geschickt hat, nicht viel besser sind als jene Emissäre, und der Regierung mit dem besten Willen ihr zu nützen, unendlich schaden. Es ist ein Mißgriff, junge Leute, von denen ein großer Theil weder dem Alter, noch der zurückgelegten Dienstzeit nach, noch selbst gemäß der Branche, worin er bisher verwendet wurde, eine klare Einsicht, Ruhe, Takt und Entschiedenheit genug für diese verwickelten Verhältnisse haben können, mit solchen Missionen zu betrauen. Weder Adel noch Bauer kann dem jungen Beamten jenes Zutrauen schenken, welches dem ältern Beamten schon halb entgegenkommt. Dazu sind nicht Alle der polnischen Sprache mächtig, und wer die mißtrauische Natur der Slaven überhaupt kennt, wird begreifen, wie der Bauer die Protokolle ansieht, die deutschen Acten, in welchen man seine übersetzten Aussagen niederlegt. Uebrigens erwartet man nächstens eine vom österreichischen Cabinette ausgehende Staatsschrift über die Einverleibung Krakaus, als deren Verfasser Herr Jarke genannt wird.

Was man aus Krakau Neues erfährt, gehört aber nicht zu dem Tröstlichsten. Während der Handelsstand zum großen Theil mit der neuen Veränderung der Lage unzufrieden ist und von der Vereinigung mit Oesterreich Vortheile hofft, ist dieses mit dem Bauer nicht der Fall. Letzterem soll vorzüglich die Conscription im Kopfe spuken und die Hoffnung auf die neuen Steuern verursachen ebenfalls viel saure Gesichter, um so mehr, als Oesterreich begonnen hat, in Krakau die liebe Gefällenwache einzuführen. Von den übrigen Aemtern ist in Krakau noch keines förmlich auf österreichischem Fuße organisirt, denn merkwürdiger Weise findet man Schwierigkeiten, Beamte zu bewegen, nach Krakau zu gehen, und selbst die Wenigen, welche von Prag aus hingegangen sind, schreiben klägliche Berichte über ihre dortigen Verhältnisse. Nicht allein, daß sich die Polen förmlich von ihnen zurückziehen und es vermeiden, in nähere Berührung zu kommen, ist auch die Unsicherheit so groß, daß mancher Beamte sich nicht getraut, Abends allein auszugehen (?). Man mag nun die Sache, von welchem Standpunkte man immer will, ansehen, so ist dieses Betragen der Polen ein schwerlich zu entschuldigender, ein sehr unkluger.

Nimmt man einmal die Sache als schon geschehen und unabänderlich an, so muß man auch gestehen, daß Oesterreich ziemlich schonend verfährt. So z. B. ist das neuerrichtete Polizeiamt in Krakau fast nur als Paßbüreau in Thätigkeit und an die Spitze dieses Polizeiamts ward ein ebenso vielseitig gebildeter als humaner Mann gestellt, der zudem auch hinlänglich Polnisch versteht, um dem gemeinen Manne Zutrauen einflößend in seiner Landessprache entgegenzukommen. Ob Oesterreich gut gethan hat, einen großen Theil der Beamten der frühern Regierung in ihren Stellen zu lassen, ist eine andere Frage; denn, entweder sie haben sich der Revolution angeschlossen gehabt, so bieten sie nun Oesterreich keine Garantie, oder sie waren Gegner derselben, so muß der Haß des Volks sie treffen, und man weiß es, wie gefährlich solcher Haß werden kann; wenn schon eine Reorganisation aller Aemter vorgenommen werden mußte, dann sollte es aber eine Organisation auf ganz neuem Fuße sein, es durfte nicht die Halbheit eintreten, welche hier wieder einmal recht charakteristisch für Oesterreich die Hand im Spiele hatte. Dadurch wurde gleich von Vornhinein das Vertrauen zur neuen Regierung untergraben; denn man muß auch den Polen kennen, um wie viel mehr sein Mißtrauen steigt, wo er nicht gradezu blindes Vertrauen hat! — Die Untersuchungen über die frühere galizische Militairverschwörung sind beendet, das wissen Sie, wahrscheinlich aber doch nicht, daß noch im Instanzenzuge nicht weniger als 159 Individuen zum Tode verurtheilt waren; der Kaiser hat sie Alle begnadigt, nur zu längerer oder kürzerer Gefängnißstrafe sind sie verurtheilt. ††

V.

Notizen.

Russische Civilisation. — Deutsche Auswanderer. — Meyerbeer und der Leibzoll.

— Das Ideal des besonnenen Fortschritts ist nun gefunden. Es befindet sich — und wo könnte es sich auch besser befinden? — in Rußland! Die Eisenbahn von Warschau nach Czenstochau wird **dreimal in der Woche** befahren werden!!

Tägliche Fahrten könnten zu viel Czenstochauer Bildung in das Land der Knute bringen. Man will den Fortschritt, aber besonnen! Diese Geschichte, so krampfhaft komisch sie auch klingt, ist nichts als nackte Wahrheit: sie wirft ein neues Licht auf die lügnerischen und übertünchten Civilisationsrenommistereien Rußlands. Eine goldene Kette von außen und ein zerrissenes Hemd von innen. Mausoleen, Malachitvasen, Diamantringe, Flotten, Tscherkessengarden, Triumphzüge durch Italien, aber Elend im Hause. Eisenbahnen zur Toilette, aber nicht um darauf zu fahren. Custine erzählt von russischen Privatbibliotheken, die nach dem Einband und der Klafter angekauft werden, um im Prunksaal dem Fremden zu imponiren. Bücher und Eisenbahnen sind dem moscovitischen Princip gleich verhaßt; aber um der Fremden willen muß man sie haben. Die Bücher werden, damit sie nicht verfaulen, alle halbe Jahre ausgestäubt, und die Schienen werden, damit sie nicht verrosten, alle zwei Tage ein Mal befahren.

— In der „Democratie pacifique" vom 20. December findet sich folgende Stelle: „Wir sprachen vor einigen Tagen einen Amerikaner, der uns von der kunstreichen Art, die Sümpfe auszutrocknen, erzählte, die in Neu-Orleans angewendet wird. — Diese Arbeiten, bemerkte einer der Gesellschaft, werden wohl von den Negern ausgeführt? — Nein, antwortete er, die Arbeiten bei der Trockenlegung sind sehr ungesund, zuweilen sogar tödtlich, man würde zu viel Sclaven dabei einbüßen, und Sclaven sind ein Capital; wir kommen besser zurecht, indem wir dabei deutsche und irländische Ansiedler verwenden, die für ein geringes Entgelt sich an die Arbeit machen"!! — Wenn man eine solche Notiz in einem deutschen Blatte findet, so hält man sie für übertrieben, in einem unbetheiligten französischen Journal gewinnt sie an gräßlicher Wahrheit.

— Man schreibt uns aus Wien: Meyerbeer ist jetzt der Löwe des Tages; Feste, Diners und Ehrenbezeugungen aller Art folgen einander, Fürst Metternich hat seinen Ordenscollegen pour le mérite mit ganz besonderer Auszeichnung empfangen, was wahrscheinlich auf das europäische Gleichgewicht von sehr harmonischen Folgen sein wird. Ein wahres Curiosum ist jedoch die eigenthümliche Ovation, welche die Wiener Polizei ihm brachte. Es gehört nämlich zu den Attributen dieser Dame, daß sie als eine theuere Reliquie aus schönen mittelalterlichen Tagen von allen Juden, die nach Wien kommen, eine Art Leibzoll alle 14 Tage sich bezahlen läßt, die für Banquiers auf 4 Fl. und für gemeine jüdische Erdensöhne auf 2 Fl. C.-M. festgesetzt ist. Dies gilt ebenso von allen k. k. jüdischen Unterthanen, die nicht in Wien ansässig sind, als auch von fremden. Nur die französischen Juden machen eine Ausnahme, da der französische Gesandte einmal die Erklärung abgegeben haben soll, daß Frankreich sich genöthigt sehen würde, Repressalien zu brauchen, und da die Constitution keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Glaubensbekenntnissen anerkenne, so würde man genöthigt sein, diese Repressalie auf alle nach Paris kommenden Oesterreicher auszudehnen. Meyerbeer, schon vor seinem Eintreffen in Wien, von dieser mittelalterlichen Steuer unterrichtet, wandte sich an ein ihm befreundetes Banquierhaus mit der Erklärung, daß er eher auf seinen Wiener Séjour verzichten, als sich dem erwähnten Paria-Zoll unterziehen würde; worauf die betreffende Behörde dem intervenirenden Banquier die Antwort gab, daß Herr Meyerbeer versichert sein dürfe, nicht als „Jude", sondern als „Cavalier" behandelt zu werden. Te Deum laudamus!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Vier Wochen im Kloster.

Die geistlichen Uebungen des heiligen Ignatius Loyola.

Nach einem Tagebuche mitgetheilt.

1.

Der Riegel knarrt zur ungewohnten Stunde,
Ein Mann erscheint im Kleid von schwarzer Farbe,
Verschnitten ist sein Haupt zur Glatzesrunde,
Sein Mund fast lippenlos wie eine Narbe.
Er spricht von Büßen und Bereu'n, Bekehren,
Von Demuth, die sich höh'rer Weisheit schmiege,
Von Rückkehr zu der Gläub'gen frommen Heeren,
Vom Todesgraun, das einst auch Starke biege.

Weiß ich doch nicht, wie es kam, aber unversehens schwirrten mir die heimathlichen Verse durch den Sinn, als ich das ehrwürdige Münster von Amiens im Rücken hatte und gleich nach dem Verlassen der Stadt das Kreuz der Kirche des berühmten Jesuiten-Noviziats St. Acheul sich meinen Blicken darbot — es war das Ziel meiner Reise.

In stille Betrachtung versunken, ging ich die von freundlicher Märzsonne beleuchtete Straße entlang. Hinter mir ertönte das sonntägliche Geläute des erinnerungreichen Doms, als wollten seine Klänge die feierliche Stimmung, welche sich meiner Seele bemächtigte, in vollsten Schwung wiegen — ich schaute ernst, sehr ernst in mein Inneres. Hatte ich doch Ursache dazu! Denn war es nicht möglich, daß dieser kurze Gang, den ich von den freundlichen Häusern Amiens bis an das nahe St. Acheul that, mein letzter in dieser Welt war, ich meine in der freien, heitern, lebensvollen Welt. Konnte ich sagen, ob und wie ich zurückkehrte?

Ich kam von Paris her. Abschied nehmend war ich vor den Pater Ravignan getreten.

— Und wohin wollen Sie?

— Vor der Hand in die weite Welt, nach London und weiter, später in die Heimath zurück.

— Zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?

— Herr! ich lebe der Wissenschaft. Ich habe Ihnen selbst gesagt, wie ich es mir zu einer Lebensaufgabe gestellt, ein Institut, das beispiellos in der Geschichte dasteht, so weit meine Kräfte reichen, wahrheitgetreu darzustellen. Ich habe Ihnen den freien, offenen Vertrag angeboten, daß ich es kennen lernen und wenn ich es finde, wie Sie es mir schildern, ihm meine Dienste widmen will, denn in meiner verketzerten Heimath ist Gott sei Dank noch die Sitte, daß einzelne Männer sich ohne Rücksicht und Scheu selbst der angefeindeten Wahrheit annehmen. Sie scheinen den Vertrag nicht eingehen zu wollen — so muß ich glauben, nehmen Sie mir das Wort nicht übel, daß Sie entweder mir nicht trauen oder fürchten, ich möchte Sie nicht so finden, als Sie der Welt scheinen wollen. Es war ein Versuch und sollte nicht sein — leben Sie wohl.

— Warten Sie einen Augenblick, sagte mir der gefeierte Redner, und ließ mich allein in seinem Zimmer.

Nach etwa zehn Minuten kehrte er zurück. Nach einer Stunde saß ich im Postwagen und fuhr dem geschichtlich denkwürdigen Amiens zu.

Ich war einen eigenthümlichen Pact, nicht mit den Herren da im schwarzen Gewande, sondern mit mir selbst eingegangen. Von Mutterbrust an Feind der Jesuiten, Feind denselben durch Lehren und Ueberlieferung von Personen, die nur im tiefsten Geheimniß mit mir davon sprachen, zweifelte ich an der Wahrheit des allgemeinen Abscheus und der allgemeinen Furcht. Ein Zufall hatte mich in dies Gebiet der kirchlich-politischen Geschichte geworfen, und nach wenigem Suchen erkannte ich, wie unsäglich viel Vorurtheil und blinder Wahn hier herrsche. Ich suchte und suchte, ich verschlang Bibliotheken und sah mich täglich in tiefere Ungewißheit sinken. Darum wendete ich mich an die rechte Schmiede und fragte an. Es gelang mir, Einlaß zu bekommen. Da stand es denn bei mir fest: entweder ist dem so, wie sie selbst behaupten, wohlan, so finden sie einen rechtschaffenen Freund an mir, der sich um das Geschrei fanatischer Wahnbefangener nicht schert, oder sie sind anders — dann eben so ehrlich und frei.

Doch muß ich gestehen, daß diese plötzliche Aufforderung mich sehr überraschte, wenngleich ich es dem sehr befeindeten Orden nicht verdenken konnte, daß er sich vor jedem Zweifel sicherte. Mir indeß blieb es ein jäher Sprung von steiler Höhe über eine gähnende Kluft und ich durfte wohl in der ersten

ruhigen Minute, die ich hatte, in mich gehen und fragen, ob ich denn auch die Kraft in Wirklichkeit besäße, die ich mir zugetrauet.

Losgerissen war ich aus einem bunten, wechselvollen Leben, dessen Abenteuerlichkeit ich selbst kaum faßte, losgerissen war ich von der Lust, der Freude, die mich mit wärmsten Armen umfingen, und ging der ewigen Stille, dem Frieden, dessen stehende Wasserfläche keine kleinste Welle bewegt, entgegen, um der Einsamste unter den Einsamen zu werden und nach St. Ignatii hochgepriesenen Regeln zur Uebung der Frömmigkeit und Umwandlung des Menschen eine ernste Selbstschau über mich selbst zu halten, bevor ich mein Urtheil an Andere lege. Wohl hatte ich für mich diese Selbstschau nöthig, denn bei meinem Dahinleben im durstigen Lernen war mir, als mich auf einmal der mannichfach bewegte Lebenshauch allein berührte, die Frage aufgestoßen, ob ich denn auch so ganz gewiß sei und nicht hinter dem muthigen Sinne des Jünglings eine ernstere Zeit folge, wo alles anders erscheine und eine Reue ihre Geißel schwinge. Wahrlich, nicht Neugierde, nicht Bedürfniß nach ascetischen Mitteln trieb mich der düstern Klosterpforte zu, sondern einzig das Verlangen nach Wahrheit, so über Andere als über mich selbst. Ungestört, von allen bisherigen Eindrücken mich lossagend, wollte ich die Macht des Glaubens prüfen, um zu erfahren, ob ich mein oder eines Andern sei.

Ueber Nacht war heftiger Schnee und eisiger Frost in den beginnenden Frühling gefallen. Ich konnte mich, als meine Tritte über den harten Schnee dahinknirschten, der Frage nicht erwehren: kann nicht auch in den Glaubensfrühling, den du jetzt gekommen wähnst, ein Nachwinter verheerend fallen? Oder kann nicht die ewige Gleichförmigkeit, welche dorten deiner harrt, um dich gen Himmel zu heben, mit ihren dürren Knochenarmen in der allzu festen Umspannung deine Brust zerdrücken oder dich, wenn sie dich am höchsten in raumlose Lüfte hob, jählings fallen lassen, daß du zerschmettert auf die Erde zurücksinkst?

Wahrlich, es war ein kein leichter Schritt, den ich thun wollte, und doch ein nothwendiger für meine Ruhe. Ich wollte den Schleier der verhüllten Göttin lüften und wußte nicht, ob ihr Anblick mich nicht versteinere. Wie leicht konnte ich nicht meiner Kraft, meinem redlichen Willen zu viel zugetrauet haben.

Mein Pfad führte mich an der außerhalb des Klosters gelegenen Kirche vorüber. Die Thür stand offen, am Hauptaltar hielt ein Priester das Hochamt. Nachdenklich trat ich ein, um mich zum Abschiedsschritte von der Welt zu sammeln oder — ihn nicht zu thun. Noch einmal fragte ich mich, ob

die Aufgabe nicht zu groß, ob meine Kraft nicht zu klein; denn um keinen Preis wollte ich freveln.

Mein Führer stand verwundert neben mir.

— Ich dachte, Sie wollten einen Besuch in St. Acheul abstatten, sagte er, als die feierliche Handlung ein Ende genommen.

Diese Anrede brachte mich zu mir selbst zurück.

Wohlan! rief ich mir zu — der Würfel liegt! sei dem, wie ihm wolle, meine Absicht ist rein und Streben ist des Menschen höchster Beruf. Lebet also wohl, meine Gedanken, lebet wohl, Wissen und Zweifel — wir sehen uns nie wieder oder in andrer Gestalt!

Rasch und entschlossen trat ich aus der Kirche zurück. Ein wehmüthiger Blick streifte das buntfarbige Weltkleid, als ich es dem Wegweiser an der Pforte abnahm.

— Soll ich warten, Herr? fragte er mich.

— Nein, entgegnete ich.

— Herr! versetzte er bezüglich, ich habe schon manchen dahinein geleitet, doch wenige zurück. Geb' es der Himmel, daß es Ihnen gefalle.

Er ging. Fast hätten seine Worte mich irre gemacht. Doch Muth! Muth! rief ich mir zu, und die Glocke des Klosters schallte mit tiefem Klange durch die Stille, die mir hinter dem geschlossenen Thore heraus entgegenfeierte.

Einen Abschiedsblick nach rückwärts, und ich setzte den Fuß über die Schwelle — hinter mir schlug die Pforte dröhnend zu. Aus der Durchgangshalle, in der ich mich befand, schauete mir das Kloster mit seinen weitläufigen Gebäuden entgegen.

Der Pförtner ließ mir nicht lange Zeit zum Nachdenken. Schweigend überreichte ich dem Schweigenden, einem weißhauptigen Greise, einen Brief, an den **Révérend Père Rubillon, Supérieur** überschrieben. Er öffnete mir das Sprachzimmer und ging.

Es war nicht zum ersten Male, daß ich ein Kloster sah; ich kannte die Weise von mehreren, und in jüngster Zeit hatte ich den denkwürdigsten Besuch in La Trappe abgestattet.

Mich überlief's fröstelnd, als ich dieses Besuchs gedachte, und gedenken mußte ich seiner eben jetzt.

Bevor ich das Klostergebäude erreichte, sah ich auf dem Felde schweigsame Gestalten mühselig ackern; die älteren bedeuteten ihre jüngeren Brüder durch Zeichen — es war ein Eindruck, als ob man lauter Taubstumme sähe, die einander nur beschwerlich verstanden. Tief ergriffen gelangte ich in's Klo-

ster und gab dem wortkargen Pförtner mein Begehr kund. Auch er ließ mich im Sprachzimmer zwischen öden, nackten Wänden allein, und ich glaubte einen gesprächigen Superior erwarten zu dürfen — statt dessen erschienen drei Greise in härenem Gewande, in den Händen das Psalmbuch, und bei dem Eintritte warfen sie sich der Länge nach auf's Gesicht zur Erde nieder und blieben mehrere Minuten lang liegen. Dann erhoben sie sich, jedoch nicht, um mit mir zu reden, sondern um in schauerlicher, langgedehnter Weise mit hohler Grabesstimme einen Bußpsalm abzulesen. Nach frommem Gruße erst fragte mich der Eine um das Nähere meines Verlangens.

Sechs Tage lang blieb ich im Kloster und lernte das ernste Büßerleben kennen, von den harten Lagern der Ordensbrüder in härenem Gewande, auf dem sie nach strenger Tagesarbeit und schlechter Kost schlummern, von ihren Beschäftigungen und Berufspflichten an gerechnet bis zu den freiwilligen Entbehrungen, die sie sich in der Unersättlichkeit ihrer Büßerlust auferlegen. Von Schauer ergriffen wohnte ich der Abendandacht auf dem Chore der Kirche bei, die mit anbrechender Nacht in vollkommenem Dunkel abgehalten wird, und nach peinlichem Schlafe erhob ich mich eine Stunde nach Mitternacht wieder, um ihre Frühandacht kennen zu lernen, bis ich mich endlich wie ein Aussätziger unter ihnen fühlte und davoneilte.

— Geh, mein Bruder und sündige nicht! war des Superiors Abschiedswort; ich aber zweifelte, ob ich die Mönche Verblendete oder Heilige nennen sollte.

Freilich ist La Trappe der strengste Orden; allein die Jesuiten sagen von sich selber, daß sie ein rauhes Leben führen. Also mußte ich erwarten.

Das Sprachzimmer, worin ich mich befand, hatte ein vergittertes kleines Fenster oben in der Wand nach der Straße zu; an der gegenüberliegenden Seite war ein andres größeres Fenster, welches in das Pförtnerzimmer ging. Der Pförtner ist in der Regel zugleich Schneider des Klosters und gehört mit seinen Gehilfen den Laienbrüdern des Ordens an. Heute war Sonntag, die Werkstatt ruhete und statt der Nadel sah ich Rosenkränze zwischen den Fingern des in dem Zimmer befindlichen Bruders. Einige Heiligenbilder, eine Marienstatue, eine Karte von Frankreich und Europa, einige Holzstühle..., so ist die Beschreibung alles dessen, was sich innerhalb meiner weißgetünchten Wände befand, gegeben.

Wohl eine Viertelstunde mußte ich warten; nach Ablauf dieser Frist kehrte der Pförtner allein zurück und lud mich ein, ihm zu dem meiner harrenden Superior zu folgen.

Superior ist die allgemeine Bezeichnung für den Obersten des Hauses,

gleichviel, ob derselbe es nur für kurze Zeit stellvertretend oder als in fester Bestallung oder ob er bei Besuchen es vermöge seines höhern Ranges ist. Der mich erwartende Superior war der Novizenmeister des berühmten Novizenhauses und vormaligen Collegiums St. Acheul.

Ich folgte dem Pförtner über den langen Hofraum und durch verschiedene Gänge; der Superior trat mir bereits an der Thüre des Zimmers entgegen.

— Sie wollen, fragte er mich, nachdem er mich umarmend begrüßt, die heilsamen Exercitien des heiligen Ignatius bei uns abhalten, und man hat Ihnen die volle Uebung derselben gestattet.

— Ja, versetzte ich, obwohl nur nach unsäglichen Schwierigkeiten.

— Sie werden dies natürlich finden, wenn Sie dieselben kennen gelernt haben. Ist Ihnen schon etwas davon bekannt?

— Ich kenne dieselben aus dem Corpus instituti und nach dem Commentar, den Diertins darüber geschrieben hat.

— O, entgegnete er, da haben Sie sich ja viel mit uns befaßt; Sie werden freilich sehen, daß im Leben selbst die Sachen sich anders zeigen, als im Buchstaben. Der kalte, grübelnde Verstand urtheilt anders, als das empfindende Herz. Man verkennt uns sehr und leider meistens geflissentlich. Wir sind in diesem Augenblicke ungemein heftig in Frankreich angefeindet, doch wird der liebe Gott uns schon forthelfen.

Da ich schwieg, richtete er weitere Fragen an mich und suchte auf unscheinbaren Umwegen meine Ansichten über den Orden zu erforschen. Ich sagte ihm offen heraus, daß ich selbst den Gegnern des Ordens angehört. Weil ich aber fand, daß so viel Falsches in den Anklagen gegen ihn vorhanden war, so geht, bemerkte ich, mein Bestreben auf eine genauere Kenntniß des Ordens aus, wozu ich den Anfang mit den geistlichen Uebungen machen will. Denn, setzte ich lächelnd hinzu, wenn ich die Wahrheit wissen will, so werden Sie begreifen, daß ich niemandem auf's bloße Wort glaube.

Er neigte beistimmend sein Haupt. In dem Augenblicke läutete eine Glocke.

— Verzeihen Sie, sagte er aufstehend, mich ruft meine Pflicht. Es schallt die Glocke, welche mich zum Gebet auffordert. Wollen Sie mir folgen, so weise ich Ihnen Ihr Zimmer an. Für Ihre Bedürfnisse wird man bereits sorgen.

Damit ging er voran, wieder durch eine Reihe Gänge und über den Hof nach einem Seitengebäude. Ich sah ein freundliches Gemach mit der Aussicht nach der Stadt und in den Garten sich mir öffnen.

— Nachmittag, sobald meine Zeit es erlaubt, hoffe ich Sie wieder zu sehen, sagte der Superior und ließ mich allein.

2.

Da stand ich in einer Stille, daß die Luft mir vor den Ohren summte. Ich trat an's Fenster und schaute auf die hohe Spitze des unvergleichlichen Doms von Amiens; dann wieder wendete ich mich in's Zimmer zurück und mit einem Gefühle, das ich eben sowohl Leere als Staunen nennen muß, sah ich ringsum.

Wie gesagt, ich befand mich in einem freundlichen, nach französischer Sitte eingerichteten Zimmer. Ein sauberes Bett stand, von blendend sauberen Vorhängen umgeben, an der Wand neben der Thüre; ihm zu Häupten ein Betschemel, gegenüber eine Kommode und neben dem Ofen, in welchem ein lustiges Feuer knisterte, ein Tisch mit Schreibgeräth, Papier und der Nachfolge Christi wie dem Neuen Testament in lateinischer Sprache. Auf dem Gesimse des falschen Kamins thronte eine Marienstatue und ein Bild an der Wand feierte noch einmal die „dreimalige Retterin Frankreichs."

Da bist du nun, du muthiger Held! und deine ganze Fassung liegt draußen vor dem verschlossenen Thore! rief ich mir zu; denn wirklich fühlte ich mich in dieser abgeschlossenen Einsamkeit auf einmal ganz verlassen und ohnmächtig. Alle Schreckbilder, die man von dem Orden malt, lebten wieder auf; fast unwillkürlich durchspähete ich mein Zimmer. Ich war vollkommen überzeugt, daß diese groben Kunstgriffe, welche man in der Regel den Jesuiten aufbürdet, eine Erfindung armseligen Argwohns sind, und doch konnte dieser anerzogene Argwohn sich wenigstens einer neugierigen Ueberzeugung nicht erwehren. Wo sind die feinen Löcher in Wand und Decke, durch welche blitzende Späheraugen lauschen? — Die eine Wand meines Zimmers ging auf den Hof, die andre bildete gleichfalls eine der Flur zugehende Mauer, die dritte trennte mich von dem Gange, die vierte — da jenseits der vierten rührt sich etwas! Es war ein Seminarist von Cambrai, der ebenfalls die Exercitien anstellen wollte. Nun so ist es die Decke — über mir lag ein zu ähnlichem Zwecke bestimmtes Zimmer, und der Kalk der Decke schimmerte in unverletzter Weiße.

Was du auch ein Narr bist, mußte ich nach dieser ängstlichen Prüfung mir sagen; werden Leute, welche sich auf die Zuverlässigkeit des innern Menschen verlassen müssen, so plumpe Mittel anwenden, um ihre Umgebung kennen zu lernen? und was können sie von einem Einsamen erlauschen?

Ich hatte mich hierüber ein wenig gesammelt und begann mich einzurichten, als der aufwartende Laienbruder erschien und mich zu Tisch abrief.

Es ging wieder in das Hauptgebäude zurück. In dem Fremdenzimmer fand ich einen wohlbeleibten Geistlichen vor, welcher, wie ich aus seinem Gespräch erfuhr, die Absicht hatte, in den Orden einzutreten. Er schien mir ein leidenschaftlicher Trinker und größerer Diener des leiblichen als des geistigen Theils vom Menschen zu sein, denn an dem größern Theile meines Weins und dem seinigen hatte er nicht genug, sondern ließ sich noch ein drittes Fläschchen kommen. In den Augenblicken, da wir allein waren, klagte er, daß es ihm hier zu still sei; nichts desto weniger behielt er die Absicht, in den Orden zu treten, woran ihn jedoch der nächster Tage eintreffende Provinzial hinderte, welcher ihn als unbrauchbar zurückschickte.

Man konnte den weitläufigen Gebäuden ansehen, daß hier vor nicht langer Zeit ein regeres Leben geherrscht hatte. Das ältere, früher einem andern geistlichen Stifte angehörige Kloster war von der Revolution entvölkert und die Jesuiten hatten es nach ihrem Wiedererscheinen in Frankreich angekauft. Bei der Ausdehnung ihrer Wirksamkeit auf den Jugendunterricht hatten sie als rechten Seitenflügel ein neues, langes Gebäude mit einem ebenso beträchtlichen Quergebäude errichtet und zur linken freistehend ein mächtiges Haus von noch größerer Ausdehnung gebaut, dasselbe, welches jetzt zur Fremdenwohnung diente. Bald reichten diese Räume nicht mehr hin; das Collegium bekam an 800 bis 1000 Schüler, so daß noch verschiedene Gebäude theils im Klosterhofe selbst, welche später niedergerissen wurden, theils außerhalb desselben, welche jetzt als Fabrikgebäude dienen, nöthig wurden. Hinter dem Fremdenhause und dem alten Kloster erstreckt sich ein großer, schöner, im französischen Geschmacke eingerichteter Garten, diesseits dagegen ein großer Hofraum, welcher links vor dem Fremdenhause in einen freien, mit Bäumen bepflanzten Platz ausläuft, der zum Spielplatze für die Zöglinge gedient hatte.

Mitten in die volle Blüthe der Jesuiten-Institute war der Wetterstrahl des Jahres 1828 gefahren und mit den zerstreuten Zöglingen verschwanden auch die weitläufigen Gebäude, bis auf einige, von denen nur wenige Räume nothdürftig gebraucht wurden, indeß die gesammten übrigen einer allmäligen Verwetterung preisgegeben blieben und im voraus ein Bild der nahen Zukunft des Ordens darboten, dem das Volk allen Orts entgegenkämpfte und einen baldigen Sturz bereitete. —

Durch eine Reihe von künstlich gezogenen Gebüschen hindurch sah ich

eine Schaar junger Leute auf und abgehen. Es waren die Novizen, welche ihre Recreation, die pflichtgemäße Erholung nach dem Essen, der alten Gesundheitsregel gemäß: post coenam stabis aut mille passus meabis, hielten. Sie sprachen heiter und scherzten ziemlich laut. Da ich eine Annäherung nicht wagen durfte, denn es ist verboten, mit den Novizen auch nur in die entfernteste Berührung zu treten, so begab ich mich auf mein Zimmer zurück.

Hier fand ich bereits jemand auf mich harren.

Es war ein Novize, ein bekannter russischer Diplomat und Fürst, dessen Uebertritt zur katholischen Kirche seiner Zeit ein großes Aufsehen erregte, welches noch mehr gesteigert wurde, als sich das Gerücht verbreitete, er sei zu den Jesuiten übergegangen. In der That hielt er hier sein Noviziat ab.

Der Superior hatte ihn zu mir gesendet, weil er mir wahrscheinlich einen Dienst zu erweisen gedachte, wenn er mir den in meiner deutschen Heimath wohlbewanderten Mann in meine Einsamkeit schicke. Ich fand einen gesprächigen Menschen an ihm, der sehr bald die Unterredung auf die religiösen Zustände Deutschlands lenkte und mir seine eigne Bekehrungsgeschichte mittheilte. Ich will auf dieselbe weiter nicht eingehen, da sie mit allen Bekehrungsgeschichten das gemein hat, daß sie ein Staunen vor den mysteriösen Lehren der römischen Kirche und eine Berauschung in der Größe und Majestät derselben einschließt. Doch konnte ich mich zweier Gedanken nicht erwehren, nämlich zuerst, daß es für Gagarin ein Glück sei, in den Jesuitenorden aufgenommen zu sein, um sich in einer fortwährenden Berauschung in der eignen Größe zu erhalten; und ferner, daß ich in ihm, dem Novizen, ein so ausgeprägtes Ordensmitglied sah, als ich es nur immer in älteren Personen der Gesellschaft gefunden hatte. Bei vollständiger Hingebung an die Regeln und den Willen der Obern, sprach sich in ihm das Gefühl, daß in seiner Unscheinbarkeit die größte Bedeutung liege, zu sehr aus, um nicht die Annahme zu erregen, er habe die Politik seiner bisherigen weltlichen Thätigkeit nur gegen eine andre, zwar nicht so glänzende, aber desto gewichtigere vertauscht. Mit scharfem, richtigem Verstande, der sich jedoch im Glaubenspunkte mit willenloser Unterwürfigkeit der Kirche und den Ordensregeln unterordnete, beurtheilte er seine Gesellschaft, ohne aufzuhören, den Lobredner derselben zu machen.

Wir kamen auf die Ordensregeln zu sprechen, wo er mir sagte:

— Es gibt in unseren Regeln nur eine Schwierigkeit, die des unbedingten Gehorsams. Man muß wissen, was es heißt, unbedingt gehorchen, so wird man begreifen, wie alles dagegen verschwindet. Die Keuschheit und Ordensarmuth — von einer solchen kann nur die Rede sein — sind bei

unsrer Lebensweise keiner besondern Gefahr ausgesetzt, sobald man sich einmal ein Jahr hindurch in den Gang des Klosterlebens eingelebt hat.

Der Mann hatte Recht. Wohl nur wenige haben von der Ueberwindung einen Begriff, welche der unbedingte Gehorsam erfordert. Man mag über diesen Gehorsam selbst denken, wie man will, so kann man doch nicht umhin, zuzugestehen, daß die höchste Aufgabe, welche der Mensch vollbringen kann, eine vollständige Entäußerung seines Selbst ist, und es ist mir lediglich durch diese Erwägung klar geworden, weshalb der Jesuitenorden so groß und, man möchte sagen, allmächtig dagestanden hat und noch dasteht. Während die Kräfte der ihm entgegenstrebenden Welt sich durch zu viele selbstsüchtige Rücksichten und Parteiungen zersplittern, eint sich bei ihm jener Wille zu dem allgemeinen Ganzen in unverbrüchlicher Vollständigkeit, so daß man mit Fug sagen kann, die fünftehalbtausend Menschen, welche etwa der gegenwärtige Orden umschließt, athmen Eine Seele, Einen Gedanken. Deshalb sind denn auch alle Ordensregeln vorzugsweise erläuternde Vorschriften der Lehre vom Gehorsam.

Nach einer Stunde verließ mich Gagarin, um seinen Noviziatpflichten nachzugehen. Da es Sonntag war, so glaubte er noch einmal wiederkommen zu dürfen, denn für gewöhnlich darf nur die nach dem Mittags- und Abendtisch folgende Zeit der Erholung zu einem solchen Besuche verwandt werden, wobei der Novizenmeister jedesmal bestimmt, welcher Novize den Fremden besuchen soll.

Mir schien es, als brächte mir Gagarin durch die Beraubung der einzigen Erholungszeit, wo er sich mit seinen Genossen unterhalten durfte, ein großes Opfer, und ich bat ihn, sich nicht so unausgesetzt seinen Mitnovizen zu entziehen.

— Ich habe, entgegnete er mir, darin weder einen Willen, noch darf ich eine Neigung hegen. Mein Vorgesetzter hat mir den Auftrag gegeben, ihm gehorche ich, das Vergnügen wie den Schmerz in gleicher Weise unterdrückend.

Mit dem Schlage der Glocke entfernte er sich, niemals verweilte er auch nur eine Minute darüber.

Am Nachmittage kam der Pater Minister zu mir, welcher in der Regel die geistlichen Uebungen zu leiten hat. Auch sein Gespräch ging hauptsächlich darauf hinaus, meine eigentlichen Ansichten zu erforschen. Nach dem Standpunkte, welchen ich eingenommen hatte, konnte ich ohne die mindeste Zurückhaltung mich unverholen aussprechen, und der Pater Minister war der Meinung, daß die geistlichen Uebungen einen wesentlichen Einfluß auf mich üben würden.

— Die geistlichen Uebungen, sprach er, sind von einer merkwürdigen Wirkung auf die verschiedenen Gemüther. Dem Einen verleihen sie wundersüßen Trost, den Andern schlagen sie darnieder, ja, Viele können dieselben gar nicht einmal aushalten und ich habe Fälle gehabt, daß Einige wie wahnsinnig wurden und sich aus dem Fenster stürzen wollten. Ich weiß nicht, ob ich es dem Einflusse eines anhaltenden Nachdenkens in tiefer Einsamkeit, oder dem Rückblick auf das frühere Leben zuschreiben soll.

Ich für meine Person finde dies sehr natürlich, wenn man die beiden Ursachen zusammennimmt und den seltsamen Gang der Uebungen dazu rechnet. Wir werden gleich aus dem lebendigen Bilde diese Wirkung zu beurtheilen Gelegenheit haben.

— Für unsere Gesellschaft, fuhr der Pater Minister fort, sind die geistlichen Uebungen, abgesehen von der Nothwendigkeit nach innen zu, wo sie einen den Ordensregeln gleichmäßigen Geist, den Geist unsers Stifters, erzeugen, von erheblichem Nutzen, da sie uns gewissermaßen zum Prüfstein dienen, ob jemand sich für die Gesellschaft eigne oder nicht. Wir haben deshalb auch namentlich in neuester Zeit, wo wir so ungemein vorsichtig sein müssen, die Vorschrift, daß der Novize in seinem ersten Jahre die geistlichen Uebungen anstellen und später alljährlich wiederholen müsse, dahin umgeändert, daß wir sie vor Aufnahme in das Noviziat halten lassen, um sogleich den Sinn des Aufzunehmenden zu beurtheilen. Es hat uns dies vor manchen unnützen Prüfungen im Noviziat selbst bewahrt, denn hier zeigt es sich sogleich, ob jemand Hang für ein beschauliches, unterwürfiges Leben habe oder nicht.

Man sieht, der Minister beurtheilte die geistlichen Uebungen rein vom Standpunkte des Ordens aus, als heilsames Mittel, einen bestimmten, frommen Sinn zu erzeugen und das Gemüth in eine gewisse Stimmung zu versetzen. Mir sollte eine andre Auffassung in kurzer Zeit werden, denn beim Abschiede sagte mir der Pater Minister, daß heute noch ein Seminarist eintreffen würde, worauf wir gemeinschaftlich die Uebungen anstellen könnten.

Wie ich vom Superior erfuhr, sollte sich noch ein Vierter dazu gesellen, ein junger Mann, dessen Bruder bereits im Noviziate war und der durch die Vorstellungen desselben sich gleichfalls für den Eintritt in die große Gesellschaft erklärt hatte. Die Eltern wollten es nicht zugeben, weshalb der Aspirant mehrere Monate, bis zu erreichter Mündigkeit, im Kloster blieb. Dieser Zeitpunkt trat in einigen Tagen ein, weshalb man ihn vorläufig zu den Uebungen ließ. Gagarin belehrte mich, daß wir unserer vier sein würden; der erwartete Seminarist und mein Zimmernachbar, welche beide vom

Bischofe von Cambrai hergesendet waren, um zu versuchen, ob sie Neigung für den Orden fühlten oder nicht.

Am Abende spät traf der Erwartete ein und bekam gleichfalls ein Zimmer in dem Flügel, wo ich wohnte.

Ich lernte Beide nächsten Mittag von Angesicht kennen, denn reden konnten wir nicht, weil, wie schon bemerkt, ein Novize über Tische uns aus dem Leben des Franciscus von Assisi vorlas. Es waren Beide ein Paar junge Leute von vielleicht achtzehn Jahren, welche wahrscheinlich, wie die Mehrzahl der aus den Seminarien in die Gesellschaft kommenden Personen, durch die schlechte Aussicht, welche der Weltgeistliche in Frankreich hat, bestimmt waren, einen Versuch mit dem Orden zu machen.

Am nächsten Tage versah mich Gagarin mit den Tafeln, welche die zu beobachtende Ordnung für die Uebungen angeben. Er hatte mit Entsetzen bemerkt, daß ich ganz und gar ohne geistliche Schutzmittel in der Welt herumgelaufen war, und bat mich, einen Rosenkranz, sowie eine sogenannte Pariser Wundermedaille anzunehmen. Diese Medaille steht im Geruche der wunderthätigsten Wirkung. Ihr Ursprung ist aus der neuesten Zeit und beruht auf einer Vision, die eine schwererkrankte Dame gehabt haben soll, in welcher ihr die Sancta Maria mit Strahlen spendenden Fingern erschien, wie sie auf der Medaille abgebildet ist. Die Dame ließ eine solche Medaille anfertigen, welche, weil sie sich wunderthätig geäußert haben soll, zu hunderttausenden vertheilt wurde. Ich konnte in der Verfassung, worin ich mich befand, nichts gegen die Annahme dieser Theile haben.

Um dem Leser vor Beginn der Uebungen, welcher auf den nächsten Tag angesetzt war, zu einer möglichst genauen Kenntniß zu verhelfen, will ich ein Paar Worte über dieselben vorausschicken.

3.

Die geistlichen Uebungen haben den Ruf, welchen sie genießen, hauptsächlich dem Stifter des Ordens der Gesellschaft Jesu zu danken. Obwohl schon früher gängig, so erlangten sie die systematische Ausbildung doch erst durch Loyola, welcher sie während seiner Zurückgezogenheit in der Höhle von Manreza anwendete, um sich mit Reue und Zerknirschung über sein früheres Leben und mit schwärmerischer Begeisterung für den künftigen Madonnendienst zu erfüllen. Schon von ihm wird gesagt, daß er während der Ausübung dieser Betrachtungen in Verzückung gerieth und allerhand Gesichte hatte; es macht dies den Ausspruch des Pater Minister gegen mich über die Wirkung der Uebungen begreiflicher.

In Wahrheit gibt es kein andres Mittel, das so geeignet wäre, einen höchsten Grad von Schwärmerei und fieberhaftem Hinschwelgen in dumpfer Träumerei zu erzeugen, als die geistlichen Uebungen. Sie sind eine Reihenfolge von Betrachtungen über biblische Stoffe, welche so zusammen gelesen sind, daß sie ein gewisses System, eine Art biblischer Philosophie bilden, die jedoch alles ausschließt, was nicht dem einseitigen Zwecke zerknirschter Buße und willenloser Ergebung entspricht. Wie der nächste Zweck, den Ignatius bei Aufzeichnung des von ihm genommenen Ganges hatte, die Begeisterung seiner Gefährten zu dem Apostelleben wider die auftauchenden neuen Lehren war, so ist derselbe für den Orden stets unverändert dieser geblieben, die Mitglieder mit glühendem Eifer zu willenloser Ergebenheit gegen die Kirche und deren Heischungen zu beseelen und einen Abschen wider alles über den engsten Kreis ihres Worts hinaus Fallende zu erzeugen. Dieser letzte Theil ist für den Orden selbst die Hauptsache; der erstere Theil dagegen muß vorzugsweise gegen die dem Orden nicht Angehörenden ausgesprochen werden. Deshalb knüpft der Orden seine etwaigen Hoffnungen an die Haltung der geistlichen Uebungen und gibt diejenigen alsbald auf, bei denen sie nicht anschlagen. Gar manche „Bekehrung" ist durch dieselben gemacht.

— Sie werden selbst sehen, hatte mir Gagarin gesagt, wie ganz anders einem die Dinge erscheinen, wenn die Seele durch die Exercitia spiritualia geläutert ist. Mir schlossen sie eine ganz andre Welt auf. Ich kannte sie nicht weiter als dem Namen nach — aber welch eine Gottesgewalt stürzte auf mich nieder, als ich sie abhielt, und ich muß bekennen, daß von dem Augenblicke an mich nur noch weltliche Rücksichten, die ich sehr bald zu beseitigen strebte, abhielten, augenblicklich in den Orden einzutreten. Die Erkenntniß, der Drang dazu war zu groß.

Und so ist's. Ich will nicht sagen, daß die Erkenntniß so groß wäre, aber der Drang ist's in der That; denn es wird einem jedes freie Erkennen genommen und der Mensch mit einer einzwängenden Nothwendigkeit umzogen, daß ihm bei der scheinbaren Wahl, welche die Uebungen ihm an die Hand geben, keine Wahl bleibt.

Doch sehen wir uns dies im Gange der Uebungen selbst an.

Meine aufgehängte Tafel bestimmte auf die letzte Minute die Lebensordnung, welche ich von nun an zu beobachten hatte. Der Tag zerfällt in vier Betrachtungen, die jedesmal eine Stunde dauern. Eine Viertelstunde Vorbereitung und ebenso viel Zeit nachher zur Sammlung der Ergebnisse reihen sich an jede an. Die einzelnen Zwischenbeschäftigungen, Messehören,

Besuche des Altarssacraments, Gewissenserforschungen, Rosenkranzbeten und dergl. vertheilen den Tag so, daß nur sehr kurze Fristen bleiben, welche jedoch nicht der Zerstreuung gewidmet werden dürfen, sondern mit Lesen von angezeichneten Stellen aus der Nachfolge Christi und dem neuen Testamente, so wie den ascetischen Betrachtungen des Rodriguez ausgefüllt werden müssen, denn es ist ein vorzügliches Augenmerk, daß man sich auch nicht einem entfremdenden Gedanken hingebe, weshalb besondere Anweisungen der Zeittabelle beigefügt sind. Stillschweigen ist die Hauptpflicht; Stillschweigen überall und gegen jedermann, am meisten aber gegen sich selber; denn von ihm hängt der gute oder schlechte Erfolg der Uebungen ab.

Es ist dies auf den ersten Blick unscheinbar, und dennoch so bedeutsam, daß die dringende Anempfehlung sich vollkommen rechtfertigt. Es kann eine einzige Zerstreuung eine mächtige Folge haben, denn die geistlichen Uebungen sind einem Traume, einem Opiumrausche vergleichbar, aus dem ein Geräusch aufscheucht, daß man erschreckt in die Höhe fährt und wach wird, ohne den Rückweg in das entschwundene Träumen wieder finden zu können.

Dies ist denn auch der Grund, weshalb die in den Uebungen Befangenen möglichst abgesondert gehalten werden, und so lange sie in den ersteren Abtheilungen sind, dem Zimmer jeden Eindrang des Lichts entzieben. Ja diejenigen, welche die großen Uebungen halten, werden angewiesen, durch allerlei künstliche Mittel die Stimmung vorzubereiten, den Eindruck zu erhöhen. Nicht blos eine vollständige Verhüllung der Fenster, sondern Erweckung möglichsten Schauders durch geeignete Gegenstände sind für die erste Woche vorgeschrieben, welche bei der Dunkelheit für die zweite Woche beruhen bleiben; in der dritten wird etwas Licht zugelassen und in der vierten Woche das Zimmer mit Blumen u. dgl. geschmückt.

Es sind diese Maßregeln dem Gange der Betrachtungen selbst so ganz entsprechend und überhaupt durchaus dem Ziele der römischen Kirche gemäß, durch die Sinne zu gewinnen und das Geistige in sinnliche Eindrücke umzugestalten, wie man denn die geistlichen Uebungen Loyola's in solchem Betracht die eigentliche Philosophie der römischen Kirche, und den Orden desselben als den vollkommensten Ausdruck der Kirche selbst betrachten kann.

In Folge dieser bis in's Kleinste ausgedehnten Vorkehrungen kann sich denn der Orden im Allgemeinen auf die Wirkung der geistlichen Uebungen verlassen. Bei wem sie nicht anschlagen, der paßt nimmer für ihre Zwecke; an seinem kalten oder leichtsinnigen Gemüthe wird der glühende Odem der Schwärmerei und Ergebenheit stets vorüberziehen. Es ist nicht einmal gut eine Täuschung darin möglich; denn der Einfluß ließe

sich nur von einem Kenner erheucheln. Die geistlichen Uebungen sind für denjenigen, der sich ihnen gänzlich hingibt, ohne sie vorher zu kennen, von vernichtender Wirkung in dem ersten Viertel, weil er in diesen Betrachtungen nur den Menschen in seiner sündigen Schwäche, nicht in seiner freien Würde erblickt; der Mensch ist in denselben ein abhängiger Sklave, der keinen eignen Willen, kein eignes Verdienst hat, sondern lediglich von der Gnade, dem guten Willen abhängt, und der Gott darin ist ein zürnender Richter, der nur sich selbst und die ihm durch die Sünde angethane Empörung im Auge hat. Dies Mißverhältniß zwischen dem Richter Gott, und dem Sklaven Mensch wird alsdann durch die Vermittlung Christi in eine versöhnende Lage gebracht, ohne jedoch das Grundverhältniß zu ändern. Vielmehr wird dem Menschen einzig und allein die Frage vorgeworfen: wähle, wähle zwischen dem treuen, zitternden Sklavendienste und der ewigen Rache. Dem willigen Sklaven nahen sich dann im dritten Theile die „Freuden des Himmels“ d. h. biblische Bilder, in denen er sinnlich schwärmen muß, bis er im vierten Theile sich genug gewürdigt fühlt, um in preisende Lobklänge auszubrechen und den Triumph Gottes über die Sünde zu verkünden.

Dies ist der Hauptgang, dessen Einzelheiten wir jetzt in persönlichem Erlebnisse vor unsern Blick treten lassen wollen.

4.

Abends gegen acht Uhr ging ich zum Pater Minister; denn die geistlichen Uebungen beginnen mit einer Abendvorbereitung.

Meine Genossen waren bereits daselbst versammelt.

Der Pater Minister hielt eine erbauliche Einleitung über die Uebungen im allgemeinen und machte uns darauf aufmerksam, daß wir uns innerlich wie äußerlich gänzlich einsam zurückziehen müßten und den Gegenständen, welche die Betrachtung vorschriebe, nur anschauend nachdenken müßten. Es sei nicht der Zweck, sich des Gegenstandes zu bemeistern und über denselben prüfend nachzudenken — dies sei der rechte Weg zum Ketzerthume und führe jedesmal auf Irrwege — sondern das Gegebene müsse als nothwendige Wahrheit betrachtet werden, die man unter den angezeigten sinnlichen Bildern in sich aufzunehmen und seine Sinne ganz damit anzufüllen habe, um in ein mildes Träumen zu gerathen.

Damit gab er jedem ein Blatt, welches wir vor dem Schlafengehen durchlesen, aber nicht durchdenken sollten.

Zum Durchdenken blieb nun freilich auch nicht viel Zeit, da mit dem

Schlage der neunten Stunde sämmtliche Lichter des Hauses verlöscht werden mußten.

Wir begaben uns auf unsere Zimmer.

Gewissenhaft las ich mein Blatt durch.

Beim ersten Blicke auf dasselbe erfaßte mich ein Gefühl des Staunens, der Verwirrung und Vernichtung, welches ich unmöglich beschreiben kann. Ich habe schon erwähnt, daß ich die geistlichen Uebungen und ihre Commentare kannte, allein was ist das gedruckte Wort in einem Studienbuche gegen den einzigen Buchstaben, der im warmen Leben vor uns hingestellt wird? Kalt gehen wir über Bedeutsames, ja unendlich Gewaltiges hinweg, wenn wir es lesen, weil wir uns entweder nicht in der rechten Stimmung befinden oder vom Vorurtheile einer andern Anschauungsweise erfaßt sind. Ich befand mich aber auf keinem dieser Standpunkte mehr; ich hatte jede andre Ueberzeugung sammt allen Zweifeln aufgegeben und meine ganze Seele für den Glauben aufgethan; darum traf es mich, dessen Gedanken durch den mehrtägigen Aufenthalt in der Stille, welche mit schärfstem Gegensatze über mich hereinbrach, in hohem Grade einsiedlerisch geworden waren, wie mit vernichtender Donnergewalt, als ich auf meinem Blatte als leitenden Gedanken die kurzen Worte las:

„Geschaffen ist der Mensch zu dem Ende, daß er Gott seinen Herrn preise und verehre, und indem er ihm dient, seine Seele rette."

Aus der kalten Höhe, worin ich mich nach der selbstentäußernden Aufgebung meiner früheren Richtung noch immer gehalten hatte, weil ich nichts an die Stelle zu setzen hatte, schmetterte mich dies Donnerwort in ein namenloses Nichts. Kaum hatte ich Kraft genug, die Erläuterungen zu lesen, in welcher Weise ich die Betrachtung anzustellen hatte; betäubt, vernichtet löschte ich die Kerze aus und sank auf's Bett.

Eine furchtbare Aufregung tobte in mir. Ruhelos wälzte ich mich auf dem Lager. Was kann es Entsetzlicheres geben, als auf einmal jeden Stolz, jedes Bewußtsein eigner Kraft, eignen Werthes entrissen zu sehen und sich in der erbärmlichsten Schwäche, als entartetes, undankbares Geschöpf, als ungetreuen Diener, als empörten Sklaven zu erblicken! Meine Menschheit war ein Hirngespinnst gewesen; es gab nichts Edles, nichts Wahres auf Erden, als allein ein ewig scheues Gebet zu dem argwöhnisch wachenden Richter, damit er nicht in Zorn gerathe, und ich hatte bis dahin grade in mich selber den höchsten Werth, die alleinige Bedeutung und Bedingung meines Werthes gesetzt. — Aus dem Himmel geschleudert . . . ruhelos in die peinigendste Hölle geworfen . . . es siedete mit Fieberhitze in mir; erst gegen

Mitternacht entschlummerte ich und kaum hatte die Pein des Wachens mich verlassen, so stiegen schreckliche Traumbilder in mir auf. Ueber mir schwebte der zürnende Richter, der den Stab über mich brach, weil ich nicht ihm, sondern mir gelebt hatte, der finstren Groll, ewiges Verderben über mich ausrief, weil ich den Gott in mir selber verherrlichen und nicht blos knechtisch ihm dienen gewollt. Tausend Teufel umtobten mich und jagten die geängstete Seele in dichter Finsterniß umher; da zuckte ein Strahl . . . ein erschütternder Schlag berührte mich . . . entsetzt fuhr ich auf — vor meinem Bette stand der Wecker und lud mich zur ersten Betrachtung ein.

Von kaltem Schweiße triefend und vor Erschütterung fast mich fürchtend, stand ich auf, um bei mattem Kerzenscheine den ersten Schritt in das große Werk der geistlichen Uebungen zu thun. —

Also schreibt es die Regel unverbrüchlich vor:

Bevor man die Betrachtung beginnt, lese man noch einmal flüchtig den gegebenen Stoff durch, sammle seine Gedanken über die einleitenden Vorspiele, die gedeuteten Punkte und die jedesmal den Schluß bildenden Gefühlsbewegungen, und wenn der Glockenschlag ertönt, trete man einige Schritte von dem Betpulte hin, denke sich Gott und seine Heiligen persönlich gegenwärtig und werfe sich zur Erde nieder, um dieselbe zu küssen. Jetzt tritt man zum Betschemel, knieet andächtig nieder und setzt die Vorspiele in Bewegung.

Die unter diesem Namen begriffene Einleitung erfordert eine lebendige, sinnliche Vorspiegelung des Orts, der Personen nebst ihren Eigenthümlichkeiten, sowie der Scenen u. s. w. oder eine sinnliche Vergegenwärtigung der etwaigen abstracten Vorstellungen durch ein entsprechendes Bild. Hat man die nöthige Zurüstung beisammen, so betet man um Erlangung des nothwendigen Geistes, um vorschriftmäßig zu verfahren, worauf man die eigentliche Betrachtung beginnt. Ich habe schon gesagt, daß diese gleichfalls sinnlich gehalten werden muß, zu welchem Ende die Vorschrift gegeben ist, nie die ehrerbietig knieende Haltung in seinen Gedanken zu verlassen, sondern stets demüthig unterwürfig zu Gott oder dem Gegenstande der Betrachtung empor zu blicken. Die Auffassung mit dem Verstande ist eine Sünde wider die Regeln der Uebungen. Das Gemüth, das Herz soll beschäftigt werden, sich an den Bildern zu banger Zerknirschung füllen, um sodann die Phantasie am Schlusse auch noch herbei zu rufen, daß sie in die sorgfältig zusammengebaueten Anschauungen mit dem bunten Fittig schwebe, ohne jedoch die Grenze zu berühren oder darüber hinaus zu schweben. Dies geschieht, um durch die glühendere Auffassung eine möglichst lebendige Gefühlsthä-

tigkeit zu entwickeln, welche zuletzt fähig wird, das Eingebildete als wirkliche Wahrheit zu behandeln. Man fühlt das Feuer des höllischen Abgrundes, man schmeckt die Süßigkeit des Paradieses, die Galle der Reue, man sieht marternde Teufel oder beseligende Engel, hält Zwiegespräche mit Gott, den Heiligen u. s. w. in Rede und Antwort, alles mit Anwendung der entsprechenden körperlichen Sinne, und es müßte wirklich wunderbar zugehen, wenn man bei diesem Verfahren, sich ein Eingebildetes als Wirklichkeit zu denken, nicht leicht dahin gelangte, wohin Sanct Ignatius und nach ihm tausend Andere gekommen sind, daß sie Engel zu sich niederschweben oder Teufel den höllischen Schlünden entsteigen sahen.

Was mich nun angeht, so kam ich auf's getreulichste jeder Obliegenheit nach.

„Geschaffen ist der Mensch zu dem Ende, daß er Gott seinen Herrn preise und verehre, und indem er ihm diene, seine Seele rette."

Mit düstrer Schwere blickten mir diese Worte noch einmal zu Anfang entgegen und der Anweisung gemäß stellte ich mir die Welt vor und darüber thronend den herrschenden Richter Gott, der alles verdammt, was nicht unmittelbar zum Dienste seiner selbst abgesehen ist. Er hat den Menschen zu diesem Zwecke auf die Erde gesetzt und „weil er keine Sklaven haben darf," ihm die Freiheit gegeben, durch Beobachtung der Befehle sich die Seligkeit zu verdienen oder ewig verdammt zu sein.

Wenn dies wahr wäre, welch entsetzliches Leben, welche entsetzliche Freiheit! Nicht als ob ich den Gedanken der Göttlichkeit im Wandel nicht darin erkenne; es wäre zu traurig einen blos selbstsüchtigen Gott anzunehmen: aber ist es nicht fast ebenso traurig, ist es nicht ein bloßes Mißverständniß der erhabenen Lehre, welche der Grundcharakter aller Religion ist, dieser nämlich, daß der Mensch durch Befolgung der Vorschriften zur Vollkommenheit, zur Erkenntniß seiner selbst, der Welt und Gottes gelange: wenn man dies düstre Bild vom Richter Gott annimmt, der nicht die Veredlung, Verherrlichung seiner Geschöpfe und durch sie seiner selbst will, sondern den Sklaven anherrscht: entweder blinden Gehorsam ohne Frage warum, oder ewige Strafe? Ist das eine Freiheit, wo solche Gegensätze hingestellt werden? Die Freiheit brauche ich nicht erst einem gütigen Gotte zu verdanken, die kann ich aus eignem Trotze haben. Dem Sklaven steht wenigstens der Wille unbedingt zu Gebot, nach der Laune eines Andern handelnd sich eine bessere Behandlung zu verdienen oder nach eigner Laune handelnd den fremden Zorn über sich ergehen zu lassen, und der allgütig, allweise, allmächtig genannte Gott sollte im Menschen keinen andern Zweck gesucht haben, als Sklaventrotz oder Sklavenwilligkeit zu erproben?

Aber das ist ja eben das Unselige in den geistlichen Uebungen, daß sie solche Gedanken verbieten. Wie der Satz hingestellt ist, soll man ihn nehmen und sich zuerst mit Furcht, Entsetzen, Zagen, dann mit zerknirschtem Flehen und endlich mit dienstbarer Erwartung vollträumen. Auf diesem ersten Satze ruhen die ganzen geistlichen Uebungen des Loyola und auf den geistlichen Uebungen das ganze Gebäude, die ganze Lehre des Jesuitenordens. Darum paßt es so wenig in die Welt, und am allerwenigsten in die Welt, die ihm um drei Jahrhunderte in Wissenschaft und Leben voraus geeilt ist. — — —

5.

Seufzend wehrte ich die Gedanken von mir ab. Ich wollte nicht denken, sondern über mich ergehen lassen. Treu der Vorschrift ging ich von Betrachtung zu Betrachtung.

Nach dem Bilde des zürnenden Gottes, welches in Abwechselungen durch mehrere Betrachtungen lief, kam ich zu dem Zwecke der Dinge. Die Folgerung war eine natürliche: Alles gehört Gott unmittelbar an und muß zu seinem Dienste verwendet werden. Zwar sagt es die Bibel — allein der Mensch ist nicht Herr der Schöpfung, sondern nur ein Diener, der im Schweiße des Angesichts arbeitet, um Opfer für seinen anbetungsdürstigen Herrn zu sammeln, damit derselbe sich gemüthlich in dem Weihrauche berausche. Jede selbstkräftige Regung, jede freie Entwicklung, jedes höhere Streben schwindet aus dem Leben, denn der Mensch ist ja nichts als ein in dumpfem Starrsinn hinbetender Diener, der sich quält und plagt, um dem einzigen Bestehenden, dem einzigen Herrn, und seinen Verwaltern, der Kirche und ihren Dienern, eine andre als eine zürnende Miene abzugewinnen.

O wie wahr zeigt uns die Geschichte die Folgen einer solchen Lehre in der ganzen Entartung, deren sie fähig ist! Es gibt nur Eine Gewalt, die ist die Kirche, es gibt nur Eine Berechtigung, die Kirche, nur Eine Herrschaft, die Kirche; sie stand über Welt und Fürsten, und weil die Reformation eine solche Philosophie unmoralisch nannte, taufte sie das Kindlein mit Blutströmen, damit es ersticke. Und wie sie das im Großen versuchte, so thut sie es noch heute im Einzelnen — in den geistlichen Uebungen. Man nehme den aufgestellten Grundsatz in der hartherzigen Folgerung als wahr an, so kommt man leicht, sehr leicht auf den Standpunkt jenes wilden Fanatismus, welcher bei Bekehrungen unter den Heiden Wunder gethan hat und unter den Christen Verfolgung, Unfriede, Haß säete. Oder wäre es etwa anders zu erklären, daß ein so feindseliger Geist in der Kirche der Liebe weht? Die

Unbedingtheit ist eine Losung, die nothwendig den Wahn beschwören muß. Sie thut es denn auch in dem Gange der Uebungen. —

Ich hatte nach dem ersten Tage meine Anweisungen allein bekommen und außer dem leitenden Pater Minister die ganze Woche lang niemand gesehen. Meine Kräfte waren erschöpft, kaum vermochte ich noch zu denken, mich zu bewegen. Der Pater Minister hatte sich einmal erkundigt, welche Eindrücke die Betrachtungen auf mich machten; ich entgegnete ihm, daß ich mich in fieberhafter Aufregung befände. — Das ist gut, entgegnete er, nur sehen Sie zu, daß Sie Ihre Kräfte nicht übermäßig angreifen.

Und bald darauf schickte er mir Gagarin zu einem Erholungsgange im Garten.

Von demselben erfuhr ich, daß die beiden Seminaristen wieder abreisen würden; der Eine habe die Uebungen nicht zu Ende bringen können, der Andere werde sie zwar beenden, jedoch alsbald wieder in sein Seminar zurückkehren. — Und Sie? fragte er.

Und ich? wußte ich denn selbst, wie es um mich stand? Ich hatte Beruhigung gewollt und Aufregung gefunden; ich hatte es mit dem Glauben versuchen wollen und einstweilen nur Träume gefunden — wie konnte ich mich entscheiden!

Der Minister holte mich ab und übergab mir die nächste Betrachtung, welche die Scheide zwischen den finsteren Schrecken der ersten und der Weihe der zweiten Woche bildet; sie heißt „die Wahl"!

Man stelle sich zwei feindliche Heere vor, die wider einander stehen: an der Spitze des einen steht das Lämmlein mit der Kreuzfahne, an der Spitze des andern der Satan mit seinen Teufeln — man wähle! Tagelang hat man von dem zürnenden Gott, dem allein berechtigten Gott, dem zermalmenden Gott geträumt, der gebietet und den Ungehorsamen verdammt — man wähle! Hier die Welt, die verfluchte, der ihre Schätze und Freuden nicht gehören, dort die Kirche, die Verwalterin des Alleinbesitzers, welcher alles gebührt — man wähle!

Alle Wahlfragen lauten auf das geistliche Leben hinaus. Der vorgeschriebene Gang, über den man nicht hinaus darf, führt natürlich zum unbedingten Gehorsam — was kann man wählen, wo es keine Wahl gibt!

Tausende haben an dieser Stelle gestanden, Tausende haben sich von der Schreckensmoral erschüttert gefühlt und gewählt — sie wurden Jesuiten! Ob aber die Betäubung nicht einmal gebrochen, ob die Wahl und die Gelübde nicht später verflucht sind, das wissen wir nicht, denn darüber breitet sich der unbedingte Gehorsam, der Klosterzwang und — der Leichenstein.

Wohl habe ich manches Antlitz gesehen, in dessen bleichen, kaltgelegten Zügen etwas wie Anzeichen eines höhern, unwilligen Geistes schlummerte, aber klagen, fluchen habe ich keinen gehört ... die Ordensregel verbietet es und heischt eine Selbstanklage, wenn auch der Andre schwiege — die Armen können nur seufzen!

Aber daß auf diese Weise Unzählige dem Orden gewonnen werden, das ist gewiß; und wenn wir blos vom politischen Standpunkte aus die Sache betrachten, so müssen wir gestehen, daß es die größte Klugheit Loyola's war, die Wahl des künftigen Lebens unmittelbar hinter die Zerknirschung und Angesichts der alleinherrschenden Kirche zu verlegen. Ein Ungläubiger macht selten die geistlichen Uebungen und ein Gläubiger stürzt sich nicht in den offnen Höllenschlund. Ob aber ihm die Schuld beizumessen ist, wenn er in einen geträumten Himmel gejagt ward, um dort seinen Glauben zu verlieren? wenn er Gelübde bricht, die ihm eine betäubende Sophistik ablockte? — Die Kirche nennt einen Solchen meineidig — denn sie erkennt keine Gründe an, als die, welche sie selbst aufstellt, und die passen auf's Leben gar oftmals nicht.

Doch was ich wählte?

Wie wär' es, wenn ich gar nichts wählte? Ich habe gesagt, warum ich gekommen war; ich wollte versuchen, wie es mit dem unbedingten Glauben sei und wie ich mich zu ihm verhalten könnte. Nicht ohne ein Ergebniß konnte ich zurücktreten. So viel sah ich ein, daß die nächsten Zeiträume der geistlichen Uebungen nicht dazu ausreichen würden, mich zu einem gewünschten Ende zu bringen. Zwar folgen hinter der Wahl noch Betrachtungen von düstrer Farbe, über die Verworfenheit der Menschen, über Sünde, jüngstes Gericht und Tod. Das sind Vorbereitungen zu der Generalbeichte, die man dem Superior abzulegen hat. Allein dann geht es in freudigere, das heißt süßere Bilder gewährende Betrachtungen über, worin man sich an Vorstellungen von der Erlösung und endlich dem triumphirenden Christus weidet. Man wird durch dieselben in einen wonnigen Rausch eingewiegt, der, wenn keine Störung folgt, immer ein halbes Jahr nachhalten mag, und bei der Weise, daß häufig kürzere Auffrischungen geschehen, genügt die Vorschrift, daß jedes Ordensmitglied wenigstens einmal jährlich die Uebungen halte, um sich den nöthigen Geist wieder zu gewinnen, vollkommen. Man erlangt ja in allen Dingen eine gewisse Fertigkeit, so auch in den geistlichen Uebungen und dem vorschriftsmäßigen Ordensgeiste.

Ich will den Leser nicht mit der Ausmalung von Heiligenbildern, die er allen Orts besser liest, behelligen. Doch die Frage, was ich wählte? darf

ich wohl nicht überhören. Gleichwohl gehört dies, dem wirklichen Erfolge nach, einem andern Theile des hier zu entwerfenden Gemäldes an — ich theile die Antwort daher nächstens in einem zweiten Abschnitte „Ein Noviziat" mit. So viel darf ich ihm einstweilen vertrauen, daß ich nach dem Tage jener Betrachtung zum Superior des Hauses ging und wichtige Dinge mit ihm besprach.

Derselbe umarmte mich nach Beendigung unsrer Unterredung liebreich, sagte: „Gut!" und verhieß mir, daß der Provinzial in einiger Zeit ankommen würde, bis dahin möge ich's zu Ende bringen mit den letzten Theilen der Uebungen und geduldig warten. Bruder Gagarin drückte mir freundlich die Hand, denn der Superior hatte ihm alles mitgetheilt, und sagte: „Sie müssen fleißig beten; merken Sie, daß die Wundermedaille hilft?"

Ich aber faßte an mein Herz, das sich mächtig sehnte, denn mittlerweile war draußen der Frühling gekommen und die Vöglein zwitscherten bereits lustig in dem hellen, jungen Grün.

Wann wird der Tag anbrechen, wo auch in diesem beklommenen Herzen das erste Reis eines neuen, kräftigen Seins sprießt und wird es ein grünes oder ein dürres sein?! Geduld, Muth! ist das Losungswort der geistlichen Uebungen — wohlan, ich habe Geduld und Muth!

Süddeutschland und Preußen.

Während einiger Jahre uns in allen größern süddeutschen Staaten längere oder kürzere Zeit aufhaltend, haben wir vielfache Gelegenheit gefunden, mit den verschiedensten Klassen ihrer urtheilsfähigen Bewohner in nähern Verkehr zu treten. Wir haben uns auf alle Weise hierbei bemüht, dies zur Erweiterung unserer Kenntnisse aller äußern wie innern Verhältnisse und besonders auch der Ansichten der verschiedenen Parteien und Stände zu benutzen und hoffen hierin einen nicht ungünstigen Erfolg erreicht zu haben. Was uns als Norddeutschen dabei hauptsächlich in hohem Grade mit aufgefallen, ist — gelinde ausgedrückt, eine Art Reizbarkeit, die wir, einzelne geringe Kreise ungerechnet, fast überall gegen Preußen gefunden haben. Wir können nicht leugnen, es hat uns dies oft unangenehm berührt, es hat uns geschmerzt, daß noch eine so große Kluft zwischen den einzelnen Staaten Deutschlands bestehe und daß sie, statt von Jahr zu Jahr unmerklicher zu werden, sich leider in neuerer Zeit wieder vergrößert. Es ist dies ein unbestreitbares Factum, das Niemand, der einigermaßen Süddeutschland kennt, wegzuleugnen vermag. Beklagen können und müssen wir es, aber verheimlichen darf man sich's nicht, denn wenn wir es thun, ist keine Heilung möglich. Hier aber nach Kräften mit das Unserige zum Guten beizutragen, sei nicht allein unser Bemühen, es muß es auch jedes sein Vaterland redlich liebenden Deutschen sein.

Nur blinder Parteihaß oder völlige Ignoranz vermag es zu leugnen, daß ganz Deutschland dem Preußen von 1813 unendlich viel verdankt. Es verdankt ihm hauptsächlich seine Erlösung vom fremden Joche; redlich hat auch das übrige Deutschland mitgekämpft und seiner Söhne Blut auf den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges vergossen, aber Preußen hat den ersten Impuls hierzu gegeben, preußisches Blut ist am meisten geflossen. Auch nach Beendigung des Freiheitskrieges, dieser Zeit, wo der preußische Staat den höchsten Punkt seiner Größe erstiegen hat, ist von Seiten desselben Vieles geschehen,

was volle Anerkennung im übrigen Deutschland verdient und auch gefunden hat. Wir rechnen dazu vor Allem die volksthümlichere Umgestaltung des Heeres, die Errichtung der Landwehr, die in ihrer Art leider noch keine vollständige Nachahmung in irgend einem der übrigen deutschen Staaten gefunden hat. Freilich hat man, gleichsam als fürchte man, zu weit gegangen zu sein, als bereue man es, dem Geiste des Volkes eine allzugroße Concession gemacht zu haben, die Spielerei der Garden damit verbunden, die auch nirgends in Deutschland, Kurhessen vielleicht ausgenommen, in der Art, wie in Preußen, ausgebildet ist; freilich macht sich, besonders in den letzten Jahren, eine Absonderung des Offizierstandes von den übrigen Gliedern des Volkes bemerklich, was allen übrigen süddeutschen Staaten ziemlich fremd ist.

Ein zweites ganz unleugbares Verdienst hat die preußische Regierung sich auch durch die Errichtung des Zollvereins erworben, der zum großen Theil ihr Werk mit ist und zu dessen Zustandebringen sie namhafte Opfer nicht gescheuet. Nur wirft man ihr häufig in Süddeutschland vor, sie suche sich für diese anfänglich gebrachten Opfer jetzt auf indirecte Weise bezahlt zu machen, sie bemühe sich jetzt, den ganzen Verein nach ihrem Willen zu beherrschen, die kleinern Staaten bei Seite zu schieben. Ob dieser Vorwurf mit Recht oder mit Unrecht geschieht, wollen wir nicht entscheiden; die Thatsache nur müssen wir hier bezeichnen.

Ein schönes Verdienst hat Preußen ferner durch die Einführung eines gleichmäßigen Münzsystems sich erworben und ein nicht geringeres durch die Einführung eines zwar theuren, aber bis vor dem Aufschwung der Eisenbahnen höchst anerkennungswerthen Postwesens, welches das übrige Deutschland ihm erst nachahmte. Wenn dies nun unleugbare Verdienste sind, die dieser Staat sich um die übrigen deutschen Länder erworben, so kann man billiger Weise fragen, wie kommt es denn, daß er so außerordentlich geringe Sympathie, besonders in Süddeutschland, findet? Wir glauben mehrere Gründe zur Beantwortung dieser Frage angeben zu können und wollen dies, soweit es uns hier gestattet ist, zu thun versuchen.

Das Erste und gewiß Wichtigste ist: man hat in ganz Deutschland von Preußen viel mehr erwartet, als es vielleicht selbst jemals erfüllen wollte und erfüllt hat.

Nach dem Aufschwung der Jahre 1813—1815 glaubte man allgemein, Preußen werde in der seit dem Jahre 1808 so glücklich begonnenen innern Reform fortfahren und das vollenden, wozu es einen so schönen Anfang gemacht hatte. Man hoffte zugleich, dieser Staat werde sich an die Spitze des constitutionellen Systems in ganz Deutschland stellen, und dieses seine

Hauptstütze an ihm finden. Diese Hoffnung ward getäuscht und der Staat, den man als Hauptbeförderer freier Verfassung angesehen, ward allmälig ein Gegner desselben. Bis 1820—1821 hatte man diese Hoffnung immer noch. Als man jedoch den Antheil kennen lernte, den Preußen an den Karlsbader Beschlüssen genommen, schlug die öffentliche Meinung desto entschiedener um, und dies war ein gar harter Schlag für alle Anhänger des constitutionellen Systems oder, was dasselbe sagen will, für 9 bis 10 Millionen der gebildeten Bewohner Süddeutschlands. Man hatte das Vertrauen zu Preußen verloren, und ist dies einmal geschehen, so kann nachher wirklich viel Gutes geleistet werden, stets wird Mißtrauen und Argwohn ihm begegnen. Die deutschen Staaten zweiten Ranges erhielten, mehr oder weniger gut ausgearbeitet, allmälig alle eine repräsentative Verfassung; die preußische Regierung aber, von der man die freisinnigste und früheste erwartete, blieb sie ihrem Volke noch immer schuldig. So ward die Kluft zwischen diesem Staate und den süddeutschen Ländern, die sich immer mehr und mehr in ihr constitutionelles System hineinlebten, ja allmälig sich einen andern Zustand gar nicht mehr denken konnten, immer breiter und nahm sogar mit jedem Jahre zu. Immer mehr gewöhnte man sich in dem preußischen Gouvernement einen Feind der Repräsentativ-Verfassung zu sehen und glaubte, oft gewiß mit Unrecht, daß jeder Versuch zur Beeinträchtigung derselben, wie ihn hier und da ein herrschsüchtiger, ehrgeiziger Minister in einem oder dem andern Lande unternahm, von demselben mit ausgehe oder sichern Rückhalt an ihm fände. Mochte nun in den Jahren 1820 bis 1840 Preußen noch so viel gemeinnützige Einrichtungen in ganz Deutschland einzuführen suchen, noch so sehr nach dem Beifall der Völker streben — mit argwöhnischen Blicken betrachtete man dasselbe stets, und nahm fast mit Widerwillen von ihm an, was man sonst mit Freuden begrüßt hätte. So ist z. B. der Zollverein, der erst nach langen Kämpfen in Süddeutschland durchdringen konnte, selten mit Freude, aber desto häufiger mit Mißgunst aufgenommen worden, hauptsächlich mit aus dem Grunde, weil er von Preußen gefördert wurde, indem man wohl einsah, daß dasselbe ein großes Uebergewicht erhalten würde. Die Haltung Preußens in dem Jahre 1831—32 g gen Polen wie gegen die liberalen Bewegungen in einzelnen süddeutschen Ländern, trug bedeutend dazu bei, diese ungünstige Stimmung zu verstärken, eine Stimmung, die fortwucherte bis zum Jahre 1840, wo eine neue Aera für Preußen aufzutauchen schien und die Hoffnung wieder auflebte, es wolle da fortfahren, wo es im Jahre 1815 stehen geblieben war. Allgemein war der Jubel darüber, die lange Periode von 1815—1840 war vergessen, die Ab-

neigung Süddeutschlands hatte beinahe aufgehört, und was noch aus andern Gründen davon bestand, schwand fast mit jedem Tage. Wir Deutschen sind ein der Hoffnung ergebenes Volk, und sind wir auch schon oft getäuscht worden, gern kehren wir wieder zu ihr zurück, sobald ein Schimmer von Erfüllung sichtbar wird. Und ein Schimmer, und zwar ein freudiger, glänzender, erquickte das Jahr 1840; doch als der Umschwung auf dem Gebiet der Preß- und Verfassungsfragen abermals ausblieb, da kehrte denn, wo möglich in noch verstärktem Grade, die alte Mißstimmung zurück. Wenn auch jetzt einen um den andern Tag Zeitungscorrespondenten aller Art aus Berlin verkünden, die preußische Verfassung sei nun endlich fertig und solle in nächster Zeit proclamirt werden: man glaubt nicht mehr daran, die allgemeine Meinung hat sich wieder festgesetzt, daß preußischer Einfluß auf alle Art einzuwirken suche, um die constitutionelle Entwickelung der übrigen Staaten zu hemmen oder zu beschränken. Man thut hierin gewiß bisweilen Unrecht, und schreibt manche reactionaire Handlung einzelner Regierungen preußischen Einflüsterungen zu, die entschieden nicht dabei stattgefunden haben. Aber vorhanden ist dieser Glaube in Süddeutschland nun einmal allgemein. Dazu hat das preußische Gouvernement in letzter Zeit einige specielle Handlungen begangen, die grade nicht die Zuneigung für sie in Süddeutschland vermehrt haben. Namentlich gehören hierher die so häufig vorgekommenen Ausweisungen einzelner nicht beliebter Männer aus Berlin, und besonders die der badischen Deputirten v. Itzstein und Hecker; dieses Letztere hat mehr böses Blut erzeugt, als man in Preußen vielleicht denkt. Ein guter Theil der badischen Kammer gehört wahrhaftig nicht zu den Freunden dieser beiden Männer, sondern kann ihr Gegner, theilweise sogar ihr bitterer Feind genannt werden; aber als diese Frage verhandelt wurde, war auch kein einziger Deputirter, ganz abgesehen von seiner sonstigen Farbe, der nicht in hohem Grade entrüstet darüber gewesen wäre. Und nicht allein Baden theilt dies Gefühl, sondern auch alle übrigen süd- wie norddeutschen Staaten.

Zählt man die preußische Regierung für einen Gegner der constitutionellen Entwicklung, so hält man sie dagegen für einen Beförderer der büreaukratischen. Der preußische Beamtenstand ist der intelligenteste, fleißigste und bestgeordnetste, aber auch wieder sich am meisten überschätzende, sich als besondern Stand betrachtende in ganz Deutschland. Preußen administrirt am besten, aber auch am meisten, es geht dort Alles am geregeltsten, aber oft auch am kleinlichsten zu; es werden unstreitig viele zweckmäßige Resultate dadurch erreicht und viel Tüchtiges bewirkt, aber das Volk wird auch oft viel geplagt und manches ganz Unnöthige, ja selbst Zweckwidrige hervorgerufen. Der

preußische Beamte bleibt überdies auch persönlich immer Beamte, wie auf dem Büreau, so im Clubb, beim Spaziergang, ja selbst im Kreise seiner Familie. Dies ist nun in Süddeutschland lange nicht in demselben Grade der Fall. Gewiß gibt es da viele, leider sehr viele, sich und ihre Stellung überschätzende Beamte; aber diese Ueberschätzung macht sich nur auf dem Büreau und im ordentlichen Wirkungskreise bemerkbar, im gewöhnlichen Leben schwindet sie fast ganz. Wir glauben, daß unter dem preußischen Beamtenstande viel seltner Beispiele von Ungerechtigkeit, Bestechlichkeit und Rohheit gegen die untern Stände vorkommen, wie sie in manchen süddeutschen Staaten, und namentlich in Baiern und Baden, bei den mit dem Bauernstande verkehrenden Beamten, den Landrichtern, Amtmännern oder was für Titel sie sonst haben mögen, gefunden werden, ja wir wollen gern zugeben, daß die Beamten dort im Allgemeinen auf einer viel höhern Stufe der geistigen Ausbildung stehen, wie es hier bei diesen kleinen Despoten der Dörfer der Fall ist. Aber im außeramtlichen Verkehr des Lebens wird man selten viel davon merken, und wenn der süddeutsche Beamte seinen Uniformsrock ausgezogen hat, wird er sich nicht viel mehr dünken, wie jeder andere Bürger. Wenn sich dies Verhältniß in mehreren Staaten in neuerer Zeit zu ändern anfängt, wenn auch hier schon der altpreußische Beamtenstyl unter den jüngern Angestellten einzureißen droht, so schreibt man dies vorurtheilsvoll abermals dem Beispiele Preußens zu.

Ein dritter Grund ist die allzugroße Hinneigung zu Rußland, die man der preußischen Regierung zuschreibt. Wie man allgemein in Deutschland von Rußland denkt; welche, bis in das tiefste Mark des Volkes eingehende Gefühle man überall und ohne Ausnahme gegen dasselbe hegt — dies hier noch auszusprechen, wäre unnöthige Mühe. Hierin ist die deutsche Nation wirklich einig. Nun aber hat das vielbekannte Manövre in Kalisch, was wohl in jeder Hinsicht seinen Zweck verfehlte, die Wiederaufnahme des Cartels, die Auslieferung der polnischen Gefangnen u. s. w. in Süddeutschland keine sehr günstige Beurtheilung erfahren und dem preußischen Ansehen vielfach geschadet.

Ein Hauptgrund endlich der vielfachen Verkennung und Unterschätzung Preußens liegt auch in dem so oft unliebenswürdigen Benehmen seiner einzelnen Repräsentanten, und zwar nicht allein der officiellen, sondern auch vieler seiner unofficiellen Söhne, welche Süddeutschland aus irgend einer Absicht mit ihrer Gegenwart beglücken. Besonders die Märker und unter ihnen gar die Berliner oder Solche, welche die dortige Luft schon zur Lebensluft gemacht haben. Es ist in der That erstaunenswerth, was für ein wirklich eigenthümliches Talent sehr viele dieser Herren — denn daß es Ausnahmen

in Menge davon gibt, bedarf wohl kaum erst der Erwähnung — haben, sich in möglichst kurzer Zeit bei ihrer süddeutschen Umgebung unbeliebt zu machen. Der Süddeutsche im Allgemeinen ist gemüthlicher, bescheidener, obgleich es ihm gewiß nicht an geistigen Fähigkeiten aller Art, wie an thatkräftigem Handeln fehlt; er liebt dies ewige Kritteln und Tadeln und Witzeln nun einmal nicht. Hätten die Berliner den Tact, der ihnen bei ihrer sonstigen Gewandtheit und geistigen Ausbildung so oft in höchstem Grade fehlt, diese Eigenschaften, die nur in Berlin selbst vielleicht Anerkennung finden, bei ihren Reisen in Süddeutschland zu Hause zu lassen, so wäre die Sache recht gut und sie selbst würden ebenso gefallen, wie das frohe, unbefangene, Gemüth und Verstand so glücklich vereinigende gesellige Leben in Süddeutschland jedem Unbefangenen aus Norddeutschland ansprechen wird. Aber nein! es ist als plagte sie förmlich ein böser Dämon, diese Eigenschaften in der Fremde noch mehr wie daheim hervorzusuchen, jeden Zustand, von der Gegend bis zur Verwaltung, vom Theater bis zum Exerciren der Soldaten, mit dem preußischen verglichen und dabei das Süddeutsche herabzusetzen. Was nicht Berlinisch ist, das ist unvollkommen, und Nicolai ist noch immer ein Typus dieser Berliner Reisenden. Das erbittert den offenen, aber weniger gewandten Süddeutschen um so mehr, als er nicht geübt ist, in gleichem Style zu repliciren, und da er besonders in besuchten Gegenden häufig solche Begegnungen findet, so trägt sich am Ende der Widerwille gegen die einzelne Persönlichkeit auch auf das ganze Volk über. Es ist dies wirklich ein Unglück für Preußen, das es durch vorsichtigeres Benehmen seiner Söhne gar leicht vermeiden könnte.

Sind dies nun Ursachen, warum Preußen so viel Sprödigkeit in Süddeutschland findet, die wir selbst nicht ganz verwerfen können, so wollen wir zum Schluß noch zwei andere anführen, bei denen dies nicht der Fall ist. Die eine, die zwar nur in einem engen, aber nicht ganz einflußlosen Theile der bairischen Bevölkerung Geltung hat, ist der Meinung, das preußische Gouvernement sei ein Feind des Katholicismus. Dies entstand durch die bekannten Vorgänge mit dem Erzbischof von Cöln und ward von der ultramontanen Partei Baierns und ihren unbedingten Organen auf alle mögliche Weise vergrößert, fälschlich ausgelegt und zur Aufreizung benutzt. Es war ein unwürdiges Spiel, was hier getrieben wurde, unwürdig namentlich dadurch, daß unter dem Deckmantel der christlichen Liebe Unduldsamkeit und Zwietracht gepredigt wurde. In neuerer Zeit hat dies zwar merklich aufgehört und wenn bisweilen noch ein alter Ton durchschlägt, so geschieht dies nur von einem Neuling oder unzurechnungsfähigen

Mitgliede dieser Partei und wird auch sogleich von den Führern möglichst wieder gut zu machen gesucht.

Eine zweite, unserer Ansicht nach oft ungerechte, vielfache Anklage, die man in Süddeutschland gegen Preußen erhebt, steht mit dem Tarif des Zollvereins in Verbindung. Man beschuldigt bekanntlich diesen Staat, er sorge zu gering für den Schutz der nationalen Industrie. Wir möchten aber allen Angreifern des preußischen Gouvernements in dieser Beziehung wohl zu bedenken geben, daß dieser nicht allein einen bloßen Fabrikstaat regiert, sondern, daß sehr verschiedene Interessen nothwendig sich bei ihm geltend machen müssen; daß es nicht vorherrschend die Industrie, sondern auch in eben so hohem Grade Handel und Ackerbau zu schützen hat. Die Ansicht, welche die „Börsen-Nachrichten der Ostsee", das Organ des ganzen nördlichen Theils des preußischen Staats, vertreten, verdient ebenso viel Berücksichtigung als die des Zollvereinsblattes oder theilweise auch der „Allgemeinen Zeitung". Grade hier thut man unserer Ansicht nach Preußen oft bitteres Unrecht. Man vergißt, daß die Städte, deren Handel Preußen berücksichtigt, nicht blos preußische sondern deutsche Städte sind.

Dies sind unsere Ansichten über das Verhältniß Preußens zu Süddeutschland, dem wir aus vollem Herzen ein innigeres Einverständniß wünschten. Daß unsere Worte vielfaches Mißfallen erregen werden, glauben wir selbst vorher; sollten wir aber wahr sein, konnten wir dies nicht ändern.

W . . . . .

Die Wiener Advokaten.

Das von Schuhmacher redigirte Wiener Blatt „die Gegenwart" brachte in Nr. 292 von 1846 einen Artikel des Herrn Dr. von Wildner, welcher eine Widerlegung eines Correspondenzartikels der Grenzboten in Nr. 43 über das österreichische, namentlich Wiener Advokatenwesen sein soll. — Das Beste ist, daß man in Wien selbst diesen Aufsatz der „Gegenwart" gelesen und achselzuckend fragte, was denn Dr. Wildner eigentlich widerlegt oder gesagt haben wolle? — Dieser Wildner'sche Aufsatz hatte sich einer doppelten Mittheilung zu erfreuen, denn erstlich circulirte derselbe im Manuscripte schon früher unter den Juristen Wiens, und nun erschien er gedruckt. Warum jenes der Fall war, kann man nur vermuthen, nämlich man wollte sich die Stimme der Wiener Advokaten und Facultätsmitglieder erringen, da Dr. Wildner als Competent für das Decanat der Juristen-Facultät aufgetreten war. Allein dieser Versuch **ad captandam benevolentiam** schlug fehl, indem manche Facultätsmitglieder damals erklärten, sie würden dem Dr. Wildner ihre Stimme zum Decanat geben, wenn er jenen Aufsatz nicht geschrieben hätte.

Die Behauptungen des Dr. Wildner zu widerlegen, wäre überflüssig, seine Logik zu beleuchten, unfruchtbar; sondern es soll hier nur der oben bezogene Artikel der Grenzboten, welcher einen andern Einsender als der gegenwärtige zum Schreiber hat, hier vermehrt und ergänzt werden. Man will hier keine Persönlichkeiten verpuffen, sondern nur die Morschheit des Zustandes selbst andeuten.

Der Wiener Advokat ist ein zünftiger, monopolisirender Gewerbsmann; er ist Gewerbsmann im vollen Sinne des Wortes, denn er betreibt eine bestimmte Handthierung in der Absicht, um durch dieselbe Gewinn zu erzielen; er fabricirt rechtliche Urkunden, wobei das Schreiben oder Abschreiben die Hauptsache ist, gradeso wie der Apotheker seine Pillen und Salben. Was diesem

das Dispensatorium, das Recept, das ist jenem das Gesetz, die Information der Partei. Der Advokat fabricirt Gesuche und gerichtliche Eingaben, wie der Schuster die Stiefeln, was ersterem das Prius, der Schimmel, das Formularhandbuch, das ist diesem — der Leisten. Wer mit dem praktischen Geschäftsgange des schriftlichen gemeinen Processes bekannt ist, der hat zugleich eine Vorstellung des Proceßverfahrens, wie es von unseren Advokaten gehandhabt wird, wobei die Grundsätze vom dominus litis, die Verhandlungsmethode in der Form der Entartung, Verschleppung und Vertheuerung auch in den einfachsten Rechtsstreiten an der Tagesordnung sind. — Die Advokatur ist ein unfreies, zünftiges Gewerbe *), denn der Bewerber muß zur Betreibung der Beschäftigung eine obrigkeitliche Bewilligung erwirken, der Zunft sich einverleiben lassen und die Gewerbesteuer entrichten. Um die obrigkeitliche Bewilligung zu erhalten, hat der Candidat seine Fachbildung nachzuweisen, nämlich

1) eine Lernzeit von drei Jahren, §. 411 der Ger.-Ordnung und 1781 **). Diese kann er nur dann antreten, wenn er die Schulen besucht, nämlich die juristischen Studien absolvirt und den Doctorgrad erlangt hat. Gesetz vom 6. Septbr. 1800. Bei Gewerben erhält der Lehrling Kost und Unterstand, bei Advokaten manchmal ein Aequivalent von 25 bis 30 Fl. monatlich, welche Summe gewöhnlich auch ein Hausknecht als Monatslohn bezieht. Doch werden, so wie bei Handwerkern und Kaufleuten, auch bei Advokaten die unentgeldlichen Practikanten immer häufiger. Nach zurückgelegter Lernzeit wird der Juris Doctor befähigt

2) zum Gesellen und gegen Erlag der Taxen und der jährlichen Auflagen in die Zunft (Facultät) aufgenommen. Gesetz vom 21. October 1817;

3) hat er das Meisterstück abzulegen, nämlich eine theoretische und praktische Prüfung, welche letztere in der Verfertigung von Proceßschriften besteht, doch nicht vor den Zunftvorstehern, sondern vor den Gerichten. Es ist dies die sogenannte Advokatenprüfung. Gesetz vom 16. April 1830.

Da die Advokaten eine Zunft bilden, so ist natürlich ihre Anzahl beschränkt und nur ihnen die Parteienvertretung, das eigentliche Geschäft der Advokaten, gestattet. Jede von einem Nichtadvokaten vorgenommene Vertretung ist ein Winkelgeschäft, eine Gewerbsstörung, und daher als solche zu behandeln und zu bestrafen.

---

*) Allenthalben. D. Red.

**) Die einschlägigen Gesetze sind in der Compilation des Professors Wessely: Handbuch der Joseph. Gerichts-Ordnung von 1781 enthalten.

Die Durchführung des Zunftwesens finden wir auch in der Geschäftsführung des Advokaten. Er eröffnet seine Werkstätte, vulgo Kanzlei, nimmt Gesellen (Concipisten und Schreiber), auch Lehrlinge auf, hält sich einen Commissionair, Laufburschen (Sollicitator) und wenn das Geschäft gut geht, einen Buchführer (eine Hauptperson). Wer es vornehm treiben will, läßt sich von einem Livrée-Diener die Acten zu Gericht nachtragen. Der Advokat ist der Meister, nimmt die Bestellungen der Parteien an, behandelt den Preis, vertheilt die Arbeiten an seine Gesellen, indem er selbst nichts arbeitet, sondern blos revidirt u. s. w. Nichts fehlt noch, als daß die Frau Doctorswitwe die Advokatenbefugniß des verstorbenen Herrn Gemahls fortführen und zur Fortführung sich eines bewährten Altgesellen bedienen sollte. — Daß es unter Wiens Advokaten gediegene, wissenschaftlich gebildete und streng rechtliche Männer gibt, welche sich der allgemeinen Achtung erfreuen, welche das Treiben ihrer Collegen mißbilligen und — vielleicht — keinen Anstand nehmen würden, diesen Artikel als einverstanden zu unterschreiben, kann hier versichert, könnte sogar durch Anführung von Namen und Thatsachen bewiesen werden. Diese suchen sich wohl gegen das Gewerbsmäßige zu stemmen, vermögen aber nicht, als Vereinzelte, gegen die Masse durchzudringen.

Die Staatsverwaltung, und namentlich die höhern Justizbehörden, erkennen, wie herabgekommen der Advokatenstand sei, ja gaben verschiedene Anläße, welche dieser zu seiner Hebung hätte benutzen sollen. Allein der Advokatenstand — der Masse nach — ist von so einseitigen Gewerbsrücksichten befangen, daß er gar keine Abänderung wünscht und keine andere Klage kennt als die: über schlechtes Einkommen und dessen Beeinträchtigung durch Winkelschreiberei, welche hier so großartig betrieben wird, wie in Oesterreich überhaupt der Schmuggel, trotz aller Probibition. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine etwaige Einführung von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens grade an der Mehrzahl der Advokaten die größten Widersacher fände, weil diese durch eine solche Reform genöthigt würden, ihre Kanzleien zu schließen und ihre Expensarbücher (wahre Danaïdenfässer) mit Schaden hintanzugeben. — Der Advokatenstand selbst wurde vor beiläufig einem Jahre von Seite der Behörden aufgefordert, Mittel zur Abhülfe der Mißbräuche und zur Hebung des Standes selbst vorzuschlagen. Der Bericht wurde erstattet und — ruht. Der Inhalt desselben läßt sich errathen. Die Wiener Advokaten sind der Ansicht, daß eine Beseitigung der Winkelschreiberei und eine Sicherung ihrer monopolistischen Stellung am zweckmäßigsten durch eine strenge Controlle der Personen — freilich nur eine papierne — erhalten werde. So führten sie in neuester Zeit eine förmliche

Conscription über alle in ihren Diensten befindlichen Concipisten (meist Drs. juris), Schreiber und Kanzleidiener ein, und so oft sich eine Personaländerung in einer Advokatenkanzlei ergibt, ist die Anzeige an die Zunft (hier Gremium genannt) zu erstatten, grade so, wie der neu eintretende Dienstbote sich bei der Polizeibehörde behufs der Vormerkung im Dienstboten-Protokolle zu melden hat. Nur einige der ältern und tüchtigsten Concipisten verweigerten, sich so, wie man es von ihnen verlangte, abzukonterfeien. Es soll diese Einführung wahrscheinlich eine Disciplinargewalt des Advokatenstandes über seine Mitglieder begründen; allein eine solche erkennt man hier nicht an und die Disciplin wird von den Gerichten selbst über die einzelnen Advokaten ausgeübt. Der Durchführung der soeben erwähnten Maßregel, als der Anmaßung einer polizeilichen Gewalt, widersetzte sich unter den Advokaten blos Dr. v. Wildner. Sonderbar, hier ein Mann von lobenswerther That, und dort, wie Eingangs erwähnt, der Urheber eines so unlobenswerthen Journalartikels. Dr. v. Wildner hat als Schriftsteller österreichischer Juristik das Seine geleistet, und selbst seine heftigsten Gegner bedienen sich gerne der Bücher, welche er geschrieben. Aber nun ist seine Feder stumpf, sein Gedankenfluß ist vertrocknet und die alte Streitlust kämpft vergebens mit verrostetem, achtzehnhundertjährigem Messer gegen die blanken Hieb- und Stichwaffen des neunzehnten Jahrhunderts. Fühlt er sich aber noch thatkräftig, nun so mag er handeln, wirken, jedoch das Schreiben unterlassen.

†*†

T a g e b u ch.

I.

Aus Hamburg.

Zur Geschichte der „Neuen Zeitung."

Die „Hamburger Neue Zeitung" hört also mit dem 31. December selbstständig zu erscheinen auf. Damit ist eine Zeitung weniger in der Welt, die liberalen Tendenzen ihre Spalten öffnete. Hr. v. Hostrup, der Inhaber des Handelsblattes der „Börsenhalle" hat das Privilegium an sich gekauft. In wie weit Jener dasselbe ausbeuten oder benutzen wird, darüber verlautet noch nichts Gewisses. Die „Hamburger Neue Zeitung" befriedigte auch einen Theil der Handelswelt, war also theilweise Concurrent der „Börsenhalle" des Hrn. v. Hostrup, so daß dieser einen Theil seiner Auslagen für das angekaufte Privilegium wohl einbringt. Auch soll der Ankäufer sich schon darum beworben haben, die amtlichen Bekanntmachungen, namentlich aus Schleswig-Holstein, für seine Zeitung zu bekommen, wie sie die „Neue Zeitung" vor ihrem Verbot daselbst besessen. Was nun aber die „Hamburger Neue Zeitung" speciell betrifft, so hatte der bisherige Eigenthümer, Hr. Dr. Carl Fischer, ein Enkel des einst berühmten Banquierhauses „Vedder Carsten", schon seit längerer Zeit die Absicht, die Zeitung zu verkaufen oder an einen Liebhaber abzugeben; aus welchen Gründen und Verhältnissen, gehört nicht weiter vor die Oeffentlichkeit. Genug, Hr. Dr. Carl Fischer benutzte diese Gelegenheit, seinen frühern Wunsch auszuführen, es fand sich ein Käufer, die Umstände dienten, die Schleswig-Holsteinischen Ereignisse, welche in diesem Jahre die Abonnentenzahl vergrößert, scheinen nicht ferner den Zeitungen günstig zu sein, die Zeitung konnte sogar die Miene und Position annehmen, als sei der Verleger in Folge des königl. dänischen Verbots gezwungen, sein Werk aufzugeben. Eine Privatspeculation wurde sie besonders seit 1830. Bis zu einem Alter von 78 Jahren oder Jahrgängen hatte diese Zeitung mannichfaltige Schicksale, sie hat das Unglück gehabt, zwei Mal und jetzt zum dritten Mal mit einer andern Zeitung combinirt zu werden — wie sie sich denn auch „Hamburger Neue Zeitung und Adreß-Comptoir-Nachrichten" nannte — aber der Unternehmer war nie selbstständig auftretender Vorkämpfer und wortführender

Mitarbeiter, wie es doch hätte sein müssen, wenn die Zeitung ihrer äußern und innern Stellung nach höhere Pläne hätte verfolgen wollen. Das Einzige war, daß sie 1830 das Organ liberaler Correspondenten wurde, die sich, aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Preußen, frei über ihre Landesangelegenheiten aussprachen, über Hamburg selbst hatte die „Hamburger Neue Zeitung" jedoch selten oder nie ein wirklich freisinniges, eingreifendes Wort, vielmehr nahm sie, in ihren verschiedenen Stadien, für den Intelligenten nichts weniger als unbemerkbar, Partei nach Umständen, und diente dem Heimischen, um gegen Auswärtiges vielleicht einmal etwas mehr Recht zu gewinnen. Das war die verwundbarste Stelle, allein es ist ihr diese Blöße wenig nachgerechnet worden, in Rücksicht ihrer auswärtigen Correspondenten. Was noch die liberale Tendenz der Zeitung an sich anbetrifft, so war diese seit 1830, wo die Zeitung überhaupt Privat-Speculation wurde, nämlich die des ehemaligen Banquiers William Fischer, auch nur eine zufällige. Der Dr. Knauth, welcher damals und einige Jahre später noch die „Französischen Artikel" bearbeitete, ergriff darin die Partei der Volksvertreter und sprach gelegentlich gegen die Censur. Das war der ganze damalige Liberalismus der Zeitung. Die deutschen Artikel wurden ausgeschrieben oder nachgedruckt. Seit 1836 ungefähr fanden sich dann gute holsteinische Correspondenten ein, namentlich der unlängst verstorbene Hansen in Eckernförde, dann Mecklenburgische und Preußische, aus Königsberg, Berlin, Magdeburg. Die besten, gleichsam leitenden Artikel, waren fortan die des Dr. Rutenberg aus Berlin, auch die von Wilhelm Lüders zeichneten sich durch ihre Energie aus. Der letzte Inhaber, Hr. Dr. Carl Fischer, hat bei der Zeitung eigentlich nie mehr gethan, als in den andern Zeitungen angestrichen und die Correspondenzen zur Druckerei besorgt, wie sie waren, in aller Länge und Breite. Die Zeitung war in diesem Stadium oft sehr charakterlos, besonders auch dann, wenn sie sich zur Hof-Zeitung erniedrigte und die Reisen „Hoher Herrschaften" treu und gewissenhaft verfolgte. Ihr bestes, würdigstes Stadium hatte die Zeitung 1838 unter Ludolph Wienbarg, in Gemeinschaft mit Fr. Wille, der dann allein noch ein paar Jahre bei der Zeitung blieb, jedoch unglücklicher Verhältnisse des damaligen Unternehmers halber nicht den erforderlichen Rückhalt erhielt, um sich selbstständiger auszubreiten. Die Zeitung könnte ihre „Memoiren" herausgeben; sie wären nicht uninteressant.

II.

Aus Berlin.

1.

Laube's „Karlsschüler".

Gestern sind Laube's Karlsschüler hier zum ersten Male aufgeführt und mit enthusiastischem Beifalle aufgenommen worden.

Der Inhalt des Stückes ist bereits in Ihrem Blatte erzählt worden. Man hat demselben hin und her den Vorwurf gemacht, es sei ein Tendenzstück. Ist

dies wirklich ein Tadel? Ein Tendenzstück darf man tadelnd nur eine Dichtung nennen, in der die Personen gewaltsam, ohne eigenes inneres Interesse zu bieten, zu Trägern einer bedeutenden Idee gemacht werden. Es sind dies jene Marionetten-Figuren, die heute mit diesen, morgen mit jenen Geistestoiletten aufgestutzt werden, und für die der Dirigent das Thema abspricht, das er sie absprechen lassen will. Wählt aber ein Dichter zu den Helden seiner Schöpfung wirkliche Figuren aus der Geschichte der Menschheitsentwickelung, Menschen, welche groß waren im geistigen Gebiete, so muß diesen Gestalten der Geist und das Ideal einwohnen, das sie im Leben vertraten. Schiller oder Goethe, dargestellt in irgend einer flüchtigen Jugendliebe, Hecken und Zäune überkletternd, und Väter und Vormünder betrügend, würden als uns bekannte und hochgeliebte Gestalten, immer noch mehr Anklang finden „als Voltaire's Jugendstreiche;" und es würde, allerdings auch frei von Tendenz, uns ergötzen in den uns bekannten Erscheinungen der deutschen Dichter so harmlos spielende Jünglinge zu sehen, aber das wäre Alles recht wenig.

Will der Bühnendichter das Bild Schiller's heraufbeschwören aus der Vergangenheit, so muß er ihn darstellen als Vorkämpfer des Ideals, und ihn zeigen in seinem Zusammenhange mit der Gegenwart.

Das deutsche Volk ist zu einer höhern Stufe der Entwickelung gekommen und will, da es ernstere Interessen hat, nicht mehr unterhalten sein durch kleinliche Intriguen für kleinliche Liebeleien. Es ist des ebenso satt, als der rührenden Moralwinseleien bei ganz unbedeutenden Anlässen, der unwahren Romantik, der Ritter, welche im hochherzigen Kampfe Lanzen brechen und wehrlose Bürger todtschlagen.

Geht man auf die Technik des Laube'schen Dramas ein, so ist das Stück von Anfang bis zu Ende spannend und das Interesse daran wächst von Act zu Act. Der Herzog ist ein vollendetes Charakterbild. Döring hat ihn meisterhaft dargestellt! Schiller, in seiner jugendlichen Begeisterung, in seiner Liebe zu der ganzen Menschheit und seinem Mißtrauen gegen den Einzelnen, in seinem poetischen Aufschwung und in seinem trostlosen Zusammenbrechen vor den sich thürmenden äußern Drangsalen, (das jedoch nie zu Feigheit ausartet) ist ein schönes Bild des Dichters von Gottesgnaden, dem Fürsten gegenüber. Döring und Hendrichs lösten diese Aufgaben vortrefflich. Auch die Frauen, hier die ahnungsvollen Vertreterinnen von dem künftigen Ruhme des Dichters, sind gut angelegt und wurden gut dargestellt. Nur der Charakter Kochs ist verzeichnet, weil dessen Keckheit oft zu einer vorlauten Naseweisheit ausartet, wie sie dem Fürsten gegenüber, bei der Disciplin der Karlsschule, unmöglich ist. Dazu kam noch, daß Schneider den freimüthigen Tyroler Koch wie einen lustigen Kellner spielte und schon durch seine Erscheinung lächerlich ward. Auch des Commandanten Riegers Charakter ist zu grell gezeichnet in seinem starren Pietismus; dafür aber ist die Schilderung des, durch Tyrannei zum Tyrannen gewordenen Sergeanten Bleistift vortrefflich und sehr ergreifend. Schade, daß die Darsteller beider Rollen, Herr Franz und Herr Gere, sich von dem Aberglauben nicht losmachen konnten, der nebst vielen Andern auf der Berliner Bühne herrscht, daß übertreiben und karrikiren gleichbedeutend sei mit individualisiren und charakterisiren.

So sehr solche Mißgriffe stören, so wurde das Stück doch gut gegeben, und Laube hat in dem stürmischen Hervorrufen des Publicums den Dank desselben erhalten. Für eine dramatische Dichtung ist aber das sicherste Kriterium, sicherer als die zersetzende Kritik aller schreibenden Beurtheiler, der begeisternde Eindruck, den es auf die Zuschauer hervorbringt.

K. M.

2.

Dasselbe Thema.

Nun sind endlich Laube's Karlsschüler gegeben und von der hiesigen Kritik mit entschiedenem Tadel aufgenommen worden. Man bestreitet vornehmlich von vorn herein die ästhetische Competenz des Verfassers, einen Dichter, in dessen Werken wir den Gang seiner Entwickelung schwarz auf weiß vor uns haben, auf der Bühne sich vor unsern Augen bilden zu lassen. Man wirft dem Dichter ferner vor, uns einen verweichlichten Schiller statt des historisch Kräftigen vorgeführt zu haben und kann ihm vor allen Dingen nicht verzeihen, daß er sein Drama mit der Phrase schließt: „Der Erfolg ist Gottes Gericht!" und so gleichsam plötzlich aus der sich öffnenden Gruppe der Mitspielenden, an das Publicum appellirend, selbst hervortritt. Diesen Hauptpunkten subordiniren sich eine Menge Einwände, die man ferner gegen den Mechanismus des Dramas, seine Theatertechnik vorbringt, und die im Allgemeinen so triftig begründet sind, daß man der Kritik nur beistimmen kann. Es darf indessen nicht geleugnet werden, daß der Erfolg des Stückes ein bedeutender genannt werden muß, daß bei gefülltem Hause bereits die vierte Vorstellung in einer Woche anberaumt ist und daß des Publicums Wohlwollen sich entschieden für das neue Werk erklärte. Der Grund dürfte darin zu suchen sein, daß der Verfasser sich beflissen hat, ein Charakterbild der damaligen Epoche aufzustellen, die noch immer so viel Aehnlichkeit mit der unserigen besitzt, daß der für Erkenntniß einer Zeitphysiognomie weniger geübte Blick der Menge sich genau der temporären Stimmung Entsprechendes herausspäht, um damit eine, wenn nicht poetische, so doch politische Anregung zu erfahren. Reminiscenzen an Selbsterlebtes, Selbsterlesenes, ja Selbsterdichtetes sind es, die das Gros des Berliner Publicums in diesen Taumel des Enthusiasmus versetzt haben, den die kalte unerbittliche Kritik nicht theilen kann und darf. Die Wahrheit scheint in der Mitte zu liegen, denn wenn jener Enthusiasmus zur Genüge von der Kritik abgestraft worden ist und wir nun Alles vernichtet glauben, indem wir dem Dichter das Recht absprechen, unsern Schiller zum Mittelpunkt eines auf Handlung angewiesenen Dramas zu wählen, so bleibt uns noch immer die Frage, wollte denn aber Laube nur den gereiften Schiller in's Auge fassen, wollte er nicht überhaupt uns den Kampf eines noch unreifen dichterischen Menschen gegen die jämmerlichste Kamaschenknechtschaft, gegen Schererei der Theaterintendanturen, gegen Weiberlaunen, gegen den die Entfaltung des dichterischen Genies hemmenden absoluten Willen des Herzogs Karl vorführen und so ein Menschenbild, abgesehen von allen zündenden politischen Stichwörtern, schaffen. Noch ist ihm Schiller gar nicht der anerkannte Dichter, er ist

wirklich anfangs noch der neugebackene Feldscheer, der entlassene Karlsschüler, der an sich beim Hauch einer Weibergrille verzagt, der bei dreiundzwanzig Jahren seinen Dichterberuf verkennen will, wenn man ihn nicht liebt; aber Laube entwickelt ihn uns durch eine Liebe, die in der Charakterisirung ihres Gegenstandes zwar vom Dichter nicht historisch festgehalten sein mag (Laura soll eine Wäscherin von nichts weniger als hochpoetischer Stimmung gewesen sein), aber doch nicht allein in den ersten überschwenglichen Dichtungen Schiller's eine Begründung enthält, sondern auch in der Consequenz des Dramas dem jungen Schiller eine Stufe in seiner psychischen Entfaltung weiter hilft und ihm Muth verleiht, dem Herzog gegenüber die Theses seiner Weltansicht zu verfechten. Hier liegen die Elemente, deren Bearbeitung und Popularisirung in unsern Augen des Verfassers größtes Verdienst sind, wir sagen hier nicht des Dichters, denn er hat die Tendenz zu sehr vor Augen gehabt, um den höhern ästhetischen Standpunkt festzuhalten, aber des Menschen, der mit großer Wärme Ideen, die, wie wir annehmen dürfen, durch eine reiche Lebenserfahrung eine sattsame Correctur und Weltreife erhalten haben, aus den Werken des deutschen Volksdichters, aus eigner Leidensfülle heraufruft und nicht ohne Glück in harter aber für das Kriterium eines begeisterten jugendlichen Gemüths siegreicher Reibung an starren entgegengesetzten Principien sich glätten und glänzend machen läßt. Wir müssen hier in unserm Versuche, uns vermittelnd zwischen den blinden Jubel und die rhadamanthische Kritik zu stellen, auf einen ganz außer Acht gelassenen Punkt hindeuten: daß die vorgeworfene Abschwächung der Schiller'schen Gestalt aus der bei gegenwärtigen Bühnen- und Verfassungsverhältnissen nothwendigen Hinweglassung der kräftigsten Stellen entsprungen ist und somit, da der Schauspieler Hendrichs sich in dem beliebten theatralischen Rührei behaglicher schaukeln mochte, als in kräftiger Gestaltung, eine breitere Sentimentalität ungehindert sich geltend machte! Laube schildert die dichterische Natur, indem er sie verschiedene Phasen durchmachen läßt. Nachdem er den Frauenliebling, den Lyriker, in die scharfen Conflicte stürzt, die sein erstes Drama, die „Räuber" ihm bereitet haben, entläßt er ihn aus dem engen Kreise des Hofzirkels, aus den Armen der Geliebten, indem er in eine noch verhüllte Ferne deutend uns und den Gegnern und Freunden des Dichters auf dem Theater, durch seine kräftige Entsagung den Gedanken nahe legt, daß von jetzt an Umfang und Recht des Dramas aufhöre und daß der Dichter nun, indem er sein Werk siegend aufgeführt sieht und für immer von der Geliebten scheidet, die Bühne der Wirklichkeit mündig gesprochen betritt. Dieser jugendliche Schiller, als Figur eines Familiengemäldes, war eine mögliche dramatische Gestalt und wir wollen dem hartzugerichteten Dichter nicht die Anerkennung seines dramatischen Tactes versagen, mit dem er beim Schluß seines Drama's, oder dramatisirten Romanes, die innere erreichte Mannesreife Schiller's mit seiner Flucht aus den engen Zuständen zusammenfallen läßt. Wenn das Publicum dieser Reihe von Gemüthsstimmungen seines Nationallieblings mit Spannung folgte und sich begeistert zeigte, so hat es das nämliche Recht so zu sein, als die Kritik, wenn sie dem Drama vorwirft, daß erst spät und nicht mit gehörigem Nachdruck des Dichters Charakterschilderung beginne. Der Erfolg ist Gottes Gericht! Erwarten wir, ob dieser Erfolg ein momentaner, oder anhaltender

sein werde. Wir aber möchten im Einklange mit diesen Gedanken das Drama fortan nennen: Der Karlsschüler, denn als Schüler beginnt Schiller im Drama, aber als angehender Lehrer des Volkes, als Dichter der Nation verläßt er dasselbe.

E. K....f.

III.

Aus Wien.

Die Polizei und die öffentliche Sicherheit — Zwei Criminalgeschichten. — Polizeibudget. — Die Stadt und ihre Schlupfwinkel. — Die Adamiten in Ottakring. — Die Russen bei Krakau. — Chancen eines russischen Kriegs. — Die Krakauer Handelsfrage.

Die vor einigen Jahren durch die sogenannten „Kappelbuben" hervorgerufene Unsicherheit unserer Stadt hat in diesem Winter sich wiederholt und das Gerücht, das immer bereit ist, die Sachen zu vergrößern, spricht von mehreren Mordanfällen, welche sich Abends gegen die zehnte Stunde auf dem Glacis ereignet haben sollen. Da unsere Localblätter auch über solche Dinge nicht berichten dürfen, so weiß man nie, woran man ist und schimpft auf die Polizei oft mit Unrecht. In Berlin, München, Dresden — von Städten mit völlig freier Presse zu schweigen — werden die wirklich stattgefundenen Diebstähle, Raubversuche und Mordthaten sogleich von den Zeitungen gemeldet und dies hat nicht nur häufig zur Entdeckung des Missethäters geführt, es ist auch ein nützliches Aviso für die Bewohner jener Diebstähle, in welchen die Diebstähle ꝛc. sich wiederholen, mehr auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. Der allergrößte Vortheil aber ist, daß nicht wahnsinnige und bis in's Maßlose vergrößerte Gerüchte die Bewohner in unnöthige Schrecken setzen und das Vertrauen zu der Wachsamkeit der Sicherheitsbehörde verscheuchen; sobald das Ereigniß nicht Tags darauf im Journal steht, weiß der Berliner, Münchner u. s. w., daß das Gerücht eine Lüge ist. Bei uns in Wien nehmen solche Gerüchte kein Ende. Es ist dies eine Seite unseres Censurwesens, wo die Polizei in ihrem eignen Interesse auf Erweiterung der Presse antragen müßte, denn alle diese nicht widersprochenen Gerüchte werden immer zu Klagen gegen sie. Der frühere Polizeichef, Hofrath Amberg, ist rein in Folge dieses Mangels an Oeffentlichkeit dieser Stelle enthoben worden; seinem jetzigen Nachfolger wird Niemand Fleiß und Strenge absprechen können, und doch erneuern sich dieselben Geschichten. Zwei der pikantesten sind folgende. In einer der besuchtesten Straßen fuhr in der Mittagszeit, wo Magazine und Niederlagen gewöhnlich für zwei Stunden geschlossen werden, ein Wagen bei einem Verkaufsgewölbe vor; zwei junge, anständig gekleidete Männer öffneten, halfen den Wagen beladen, schlossen das Magazin wieder ab und fuhren davon. Der Eigenthümer, als er um zwei Uhr öffnete, fand seinen Laden ausgeplündert. Tragischer ist die zweite Geschichte. Eine Wittwe in der Vorstadt wurde von dem Geliebten ihres Stubenmädchens erstochen und beraubt und wenn es wahr ist, was das Gerücht hinzusetzt, daß dieser Mord in dem Momente geschah, wo die Wittwe sich den Umarmungen des Verbrechers hingab — ein Verhältniß, welches das Stubenmädchen, mit deren Hülfe der Raub vollzogen wurde, förderte — so wirft dies ein hinlängliches Licht auf die Sittenzustände unserer Stadt, gegen die allerdings

die Polizei keine Vorkehrungsmittel hat, sie müßte sich denn zur Keuschheits-Vehme umgestalten, wie zu den Zeiten weiland der Kaiserin Maria Theresia. Doch hört man allgemein die Klage, daß die Polizei, welche in den Münchner „fliegenden Blättern" als ein Schatten dargestellt wurde, welcher die politisch unschuldigen Herren Eisele und Beisele auf ihren Wanderungen durch Wien begleitet, viel zu wenig Mannschaft übrig hat, um die Herren Räuberle und Diebele in allen ihren Höhlen zu verfolgen. Wenn man bedenkt, daß seit zwanzig Jahren die Bevölkerung Wiens um 100,000 Einwohner gestiegen ist, die Polizeimannschaft aber so ziemlich dieselbe geblieben ist (?); wenn die Klage laut wird, daß von dem bedeutenden Polizei-Budget die untergeordneten Beamten nur sehr karg bemessen werden, so ist eine Abhülfe um so nothwendiger, als die öffentliche Sicherheit, alle Uebertreibungen bei Seite, in der That mehr gestört ist, als es den Verhältnissen zukommt. Allerdings ist Wien durch seine Lage den beutelustigen Feinden des Eigenthums Anderer sehr günstig; der Praterwald mit seinen mannichfaltigen Partien, die Ausdehnung der Vorstädte, der breite Gürtel des Glacis, des Stadtgrabens und der Basteien, die vielen Holzstätten, die ungeheure Zahl der Wirthshäuser und Kneipen und endlich die zahlreichen, dicht vor der Linie liegenden Ortschaften bieten Tausende von Schlupfwinkeln, welche Wien fast ebenso schwer bewachen lassen, wie das viel größere Paris. Deshalb aber ist es grade nothwendig, daß die Polizei viele ihrer unnöthigen Nebengeschäfte beseitigt und sich mehr als Sicherheitsbehörde concentrirt. In Paris ist die Paßpolizei wenigstens zehnfach gelinder, der Fremde, der an der Grenze Frankreichs seinen Paß gegen einen Sicherheitsschein ausgetauscht hat, ist weiter keinen Schwierigkeiten unterworfen und der ganze Ballast von Nahrungsnachweisungen u. s. w. ist in den Hauptstädten Frankreichs, Englands, Hollands, Belgiens, ja sogar in den meisten deutschen Städten über Bord geworfen. Wir glauben, daß wenn man in Wien in dieser Beziehung einem modernen Princip huldigen wollte, würde eine schöne Summe übrig bleiben, die man zur Erweiterung der Sicherheitswache verwenden könnte. Es ist anerkennenswerth, daß jetzt die Ortschaften der Banlieu endlich mit in den Bewachungsbezirk von Wien gezogen werden; die Organisation dieses Cordons hat bereits begonnen und es haben sich bei näherm Blicke auf die Zustände dieser Ortschaften Thatsachen der allercuriosesten Art herausgestellt. Unter Andern fand man in Ottakring eine Unzahl von wilden Ehen zwischen leiblichen Geschwistern; die Kirchenbücher, die vor einigen Jahren durch Brand zerstört wurden, können um Aufschlüsse nicht befragt werden und so finden sich in der Mitte des so streng katholischen Oesterreichs, unter den Augen eines zahlreichen Clerus, Zustände, die an die Secte der ehemaligen böhmischen Adamiten erinnern. Sie sehen, Wien hat trotz seiner vielverschrieenen Eisele- und Beisele-Schatten seine Mysterien, wenn es auch keine Eugen Sue's hat, um sie zu schildern.

Die halbeingeschlafene Krakauer Frage, die weder die eingetroffene Protestation des Königs von Schweden, noch die halbkomische Boutade der Pforte wieder beleben konnte, hat in den letzten Tagen hier durch eine mährchenhafte Nachricht neue Nahrung erhalten. Es heißt nämlich, Rußland mache Rüstungen gegen Oesterreich und habe bereits ein starkes Truppencorps an die Krakauer Grenze geschickt. Die Gerüchte hierüber sind zu confus, als daß ich sie ohne Zurück-

haltung Ihnen melden könnte. Ein Krieg zwischen Rußland und Oesterreich und obendrein in diesem Augenblicke, gehört zu sehr in den Bereich des Fabelhaften, um auch den gemeinsten Kannengießern Stoff zu geben. Aber das Mißtrauen gegen die Perfidie der moscowitischen Politik, und der Haß gegen dieselbe ist so groß, daß auch der kleinste und unwahrscheinlichste Funke zündbare Herzen findet, Thatsache ist's, daß kein Krieg in ganz Oesterreich begeistertere Streiter fände, als ein Krieg gegen Rußland und daß, wie groß auch das Unglück ist, welches im Gefolge eines jeden Kriegs heranzieht, einen Kampf gegen Rußland Oesterreich moralisch und politisch erstarken würde, indem die mannichfaltigen Sonderinteressen seiner einzelnen Länder sich schnell in dem einen gemeinsamen Interesse gegen den wahren Erbfeind concentriren und dem Kaiserstaate einen geistigen Schwung geben würden, dessen Abwesenheit jetzt seine schwächste Seite bildet. Durch einen Kampf gegen Rußland stände Oesterreich (hoffentlich im Verein mit Preußen) wieder an der Spitze der nationalsten deutschen Interessen und unsere Isolirung von den verbrüderten deutschen Ländern würde plötzlich aufhören. Oesterreich müßte und könnte sein allzustarres Conservativprincip aufgeben, und dies wäre wahrlich nicht sein Schade. Die italienischen Provinzen sind die einzigen, deren Besitz in Kriegeszeiten vielleicht zweifelhaft würden — vielleicht! Denn hier kommt Alles auf die Allianz an, welche Oesterreich schließt. Daß die beiden deutschen Mächte in einem europäischen Kriege nicht allein ständen, ist leicht voraus zu sehen und es fragt sich nur, ob England oder Frankreich der Alliirte Rußlands wird. — —

Doch da falle ich selbst in Kannengießereien, die in diesem Augenblicke nicht an ihrem Platze sind, denn sie gäben der obenerwähnten russischen Truppenbewegung eine Bedeutung, an welche kein ruhiger Politiker glauben kann. Vielleicht wird bis zu meinem nächsten Briefe die Sache näher aufgeklärt sein und einige begründete Reflexionen erlauben. Was Krakau selbst betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Einverleibung in die österreichische Zolllinie stattfinden wird, obschon der Zeitpunkt derselben noch um einige Wochen sich hinausschieben kann, weniger weil die Negociationen mit Preußen auf gerechte Ansprüche des letztern Staates gestoßen sind, als weil man aus Achtung vor demselben nicht brüsk auftreten mag und den guten Willen ihm gerne beweisen möchte — aber damit ist Preußen allerdings nicht gedient, da dem bisherigen schlesischen Handel nur dann gedient ist, wenn Oesterreich sein Interesse vollständig opfert und Alles beim Alten läßt. Dies aber kann und darf Oesterreich nicht thun, wenn es seinen eigenen Handelsstand nicht allarmiren will. Es bleibt ihm blos die Wahl, ob es aus Gefälligkeit gegen den Nachbar seine eigene Industriellen zu Gunsten der preußischen opfern will, oder ob es von dem unzweifelhaften Rechte, das ihm zusteht, Gebrauch machen will, um dem Schmuggel ernstlich zu begegnen; wir Oesterreicher kennen hier kein Mittelding, obgleich es uns schmerzt, daß preußische und österreichische Interessen hier so stark collidiren.

— **Rainer.** —

V.

Notizen.

Aus Böhmen. — Wie ein Schnupftuch einen Propheten erlöst. — Die Mediciner der Zukunft.

— Der als slavischer Schriftsteller nicht unbekannte katholische Dechant Ziegler in Chrudim starb vor einigen Monaten. Der Bischof der Diöcese sandte einen jungen Caplan dahin, um bis zur neuen Besetzung des Dechahats die Geschäfte zu versehen. Dieser bat die Wirthschafterin des Hauses, über deren intimeres Verhältniß zum Dechant viel gesprochen wurde und die in der Freistadt Haus und Reichthümer besaß, noch einige Tage, während des Kirchweihfestes, im Hause zu verweilen, um die sich bei diesem Anlasse einfindenden Gäste zu bewirthen. Am Morgen des Festes kam der Knecht zum Caplan und berichtete ihm, die Wirthschafterin sei ermordet worden und läge blutend in ihrer Stube. Der Caplan eilte dahin und sandte den Knecht sogleich um gerichtlichen Beistand. Das Fenster in der Stube der Gemordeten war aufgerissen; ein erbrochener Kasten war seines, wie man wußte reichen Inhaltes beraubt. Nachdem vom Kreisarzte das Parere aufgenommen und die Obduction in Gegenwart des Criminalrichters vollbracht war, forderte dieser alle Hausgenossen auf, von der Todten, wie dies Sitte sei, Abschied zu nehmen und ein Kreuz über sie zu schlagen. Es kam der Caplan, der die deutlichsten Spuren eines ihn plötzlich ergriffenen Wahnsinns zeigte; die Magd that, wie der Criminalrichter angeordnet hatte, so auch die übrigen Hausgenossen; nur der Knecht schlug kein Kreuz und um die Ursache befragt, sagte er: „Ein Mensch, der so schlecht ist, sich selbst umzubringen, mag vom Teufel geholt werden.“ Dieser Umstand, so wie der frühere Lebenswandel des Knechtes machten ihn verdächtig; er war eigentlich seit vielen Jahren der Herr im Hause, er ordnete Visitationen an, er verdächtigte oder förderte durch seine Protection; er war die Geißel jener Pfarreien, wo man nicht nach seinem Geschmacke kochte, wo er nicht bedeutende Geldgeschenke erhielt; nicht selten vermißte man nach den geistlichen Visitationen des Dechants silbernes Geräthe und da und dort passirte auf eine unbegreifliche Weise Kirchenraub. Die Abhängigkeit des Dechants vom Knechte war unbegreiflicher als die von der Wirthschafterin. Vielfache Klagen gegen das freche Benehmen des Knechts wurden völlig unberücksichtigt gelassen. Ein neben der Gemordeten liegendes Messer wurde als das Küchenmesser, dessen sich die Magd des Hauses bediente, erkannt und diese, wie der Knecht, seines seltsamen Benehmens wegen, bei der Leiche in Gewahrsam genommen. Zwei Männer, die mit Düngen des Gartens der Dechantei vor einiger Zeit beschäftigt waren, erinnerten sich und erzählten jetzt, wie sie den Knecht beim Zuwerfen einer Grube, die sie früher nie bemerkt, beschäftigt gesehen hätten und wie er, als er sie erblickte, verlegen drein gesehen habe. Man grub sogleich an der bezeichneten Stelle nach und fand eine große Anzahl silberner Löffel, Gabeln, Messer von den verschiedensten Formen und Sorten, silberne Kirchengeräthe und eine bedeutende Summe Geldes in Dukaten und Thalern; die Magd gestand, daß sie das Messer, aber ohne zu wissen, zu welchem Zwecke, ihm habe schleifen müssen, später verwirrte sie sich in ihren Aussagen, bis sie bekannte, um den Mord, nachdem er geschehen war, vom Knechte unterrichtet, zu wissen. Dieser suchte nun durch Enthüllung einer ganzen Reihe von Verbrechen, unter denen auch Kindermord gewesen sein soll, sich vor dem Strange zu retten, indem er, seine eigne That noch immer leugnend, anzunehmen schien, man werde aus Schonung für die

Geistlichkeit ein Oeffentliches vermeiden. In diesen Erwartungen vielleicht getäuscht, vielleicht verzweifelnd, oder aus Furcht vor der Schmach des Stranges, erwürgte er sich selbst im Kerker. Im Publicum verbreitete sich die offenbar übertriebene Meinung, man habe das begünstigt, um das ungeheure Aufsehen, welches das ganze Ereigniß machte, nicht noch durch eine öffentliche Hinrichtung zu steigern. Diese ganze Begebenheit, die ich Ihnen den Hauptsachen nach verbürgen kann, erzähle ich Ihnen hier so, wie sie im Munde des Publicums lebt; die einzelnen Details mitzutheilen oder zu garantiren, wäre freilich nur durch Einsicht der Criminalacten möglich. Wann werden wir endlich ein öffentliches Gerichtsverfahren in Oesterreich erhalten? Das österreichische Criminalgesetzbuch, seinen Principien nach das anerkannt beste in Europa, würde erst dann seine Kraft und Milde entwickeln, wenn die Gerichtsordnung eine andere würde und vor Allem der unglückselige Umstand beseitigt wäre, daß Richter und Vertheidiger in Einer Person, in der des Criminal-Rathes vereinigt sind. Uebrigens ist selbst den juridischen Zeitschriften die Mittheilung von Criminalfällen durch alle mögliche Hindernisse verleidet. — Des Ihnen hier mitgetheilten gräßlichen Criminalfalles bemächtigte sich diesmal die öffentliche Stimme in eigenthümlicher Weise, indem derselbe von einem unbekannten slavischen Poeten aus dem Volke besungen und in vielen Tausenden von Exemplaren, von denen man noch nicht weiß, wo sie gedruckt worden sind, durch ganz Böhmen verbreitet worden ist. Eingangs dieses ächten Volksliedes wird die ganze Christenheit zur Anhörung einer grauenvollen Begebenheit aufgefordert und nach Erzählung derselben zu Religion und Moral in begeisterter Weise ermuntert. — Schließlich muß ich noch berichten, daß der Caplan, den das Entsetzen wahnsinnig machte, in tiefste, stumme Melancholie versunken sich gegenwärtig bei seinen Aeltern aufhält, die in der Nähe der Kreisstadt einen Bauernhof besitzen.

— Die Schnupftücher spielen seit alten Zeiten in Romanen und Comödien eine große Rolle. Ein vergessenes, ein gefundenes, ein überschicktes, ein aufbewahrtes Taschentuch, wie oft hat es dazu dienen müssen, wenn der Dichter um die Katastrophe und ihre Entwickelung verlegen war, ihm den Schweiß von der Stirne zu wischen. Wir haben eine ganze Literatur von Schnupftüchern ex machina und doch ist das Thema noch nicht erschöpft, denn die Geschichte vom Schnupftuch, welches einen Propheten erlöst, gehört der neuesten Zeit an. Es begab sich nämlich in dem strengen Winter des Jahres 1846, daß bei der Aufführung der Oper: „Robert Bruie" in Paris, die Kehle der Sängerin Jungfer Stolz zusammengefroren war, was die Zuhörer eisig durchrann und schneidende Zischlaute hervorlockte. Sothane Jungfer Stolz zerriß, einer tragischen Wuth sich überlassend, Angesichts des Volkes ihr battistnes Schnupftüchlein und kanzelte dabei das Volk der Barricaden in einer wenig constitutionellen Rede ab. Seit diesem denkwürdigen Abend sind der „Robert Bruie" und die Jungfer Stolz von den Bretern der großen Oper verschwunden. Nun aber war besagte Sängerin, in deren Netzen der Dictator der Oper Meister Leon Pillet zappelte, das Haupthinderniß aller Engagements und Vorstellungen von Opern, in denen die Jungfer Stolz nicht dominirte. In der Schreibstube eines Pariser Notars schmachtete mittlerweile unter sieben Siegeln ein Prophet, den die Geschichte nicht umsonst Johannes von Leiden nennt, und den der Berliner Meister Joachim Meyerbeer, auch Giacomo genannt, componirt hat. Friedrich der Weise aus Sachsen und Giacomo Meyerbeer aus Preußen ließen ihre Propheten aus gleich zarter Besorgniß für ihr Wohl einsperren; die Opernpäpstin Johanna Stolz hätte näm-

lich den componirten Propheten ebenso sicher hingerichtet, wie das Schicksal des Wartburger gewesen wäre, wenn er vor der Zeit in die unrechten Hände fiel. Jenes zerrissene Schnupftuch ändert nun die ganze welthistorische Lage und statt gebeugten Hauptes auf einen hölzernen Rell-Stab gestützt durch das enge „Feldlager von Schlesien" zu wandern, wird nun Meister Joachim an der Hand seines Propheten seinen Einzug in das große Hauptquartier der Opernmusik halten und *) von da aus sämmtliche Theaterdirectoren der Welt mit seinen neuen Thesen in Aufregung bringen.

— Wie könnte es auch in Berlin ein Fest geben, wo hinterdrein nicht gleich Zank und Streit als Nachzügler kommen. So hat auch das Fest, das zu Ehren des greisen Bildhauers Rauch stattfand, einen Toast von Dr. Häring (Willibald Alexis) auf die deutschen Mediceer, einen ganzen Schweif von Hin- und Herredereien mit sich geführt, denen endlich Häring dadurch ein Ende machte, daß er seinen Toast in der Vossischen Zeitung veröffentlichte. Die vorzüglichste Stelle lautet folgendermaßen: „Ob die Kunst der Mäcene bedarf, ist zweifelhaft; Mäcene nämlich sind nach meinem Lexicon solche Individuen, welche den Künstlern Ideen geben oder zu geben vermeinen. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß die Kunst, die nach dem Höchsten strebt, zur Zeit noch, weil kein Markt für sie da ist, der Mediceer bedarf. Mediceer aber sind nach diesem Lexicon solche, welche kaufen, bestellen und bezahlen! Mein Toast soll den Mediceern gelten, aber den Mediceern, welche ich von der Zukunft der Kunst wünsche. Ich wünsche nicht viel. Nicht gehe ich in die ferne Vergangenheit zurück, zu jenen Großen Italiens, die ihre Paläste mit den Werken unsterblicher Meister schmückten, während sie selbst mit ihren Familien demüthig vor der Kunst, welche die Schwellen des Hauses, seine Hallen und Vordersäle weihete, in die niedrigen und kleinen Seitenzimmer zurückwichen. Noch gedenke ich jener alten Lichtensteiner und Esterhazy's, die ihre herrlichen Schlösser in Wien zu Kunsttempeln scheinen erbaut zu haben und nicht meinten, daß sie darum schlechter wären. Diese Zeiten, weiß ich, sind unwiederbringlich in unserer industriellen untergegangen. Ich wünsche nur, daß die Vornehmen, Reichen, Großen unserer Zeit, die Hunderte, Tausende, Zehntausende für Hetzjagden, Tafelaufsätze, für wüsten Rococo-Apparat oder höchstens für gothische Portale zu Branntweinbrennereien ohne Zaudern hergeben, daß diese Reichen, Großen, Vornehmen, die so gern jetzt wieder des Glanzes und der Bedeutung ihrer Vorfahren sich erinnern, auch daran sich erinnern, was der Adel ehedem für Beruf hatte.... Die Zeiten, wo die Gewaltigen ihre Häuser mit Bildern aus der Poesie des Volks schmückten, nennen wir barbarische. Was sehen wir heute an den nackten Wänden unserer Herrenhäuser? Schildereien, Lithographien, Schleichhändler, Kirchengängerinnen, Räuberbräute, Asien und Afrika mit geschminkten Wangen, hohe Herrschaften das Stück zu fünf Silbergroschen, auch mit den Goldleisten. Damit finden wir die Kunst ab. Ein Dichter, selbst ein Aristokrat, hat jüngst die Aufgabe des Adels dahin gesetzt: daß er sich der Industrie bemächtigend, ihr voranschreite, um sich mit der Zeit zu versöhnen. Möge diese Forderung auf sich beruhen; ich wünsche dem Stande, der edler sein will als die andern, eine ihm näher liegende, passendere Aufgabe, eine die ihn auf seinen verlassenen historischen Bildungsweg wieder zurückführe."

*) NB.: Wenn der Prophet gläubige Ohren findet!!!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Ein Ausflug nach Bethlehem.

Vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen".

Nachdem ich einen Tag der regelmäßigen Folge aller Stationen der **strada dolorosa**, vom Hause des Pilatus bis zum Calvarienberge gewidmet, die wohl Niemand ohne Rührung und tiefe Ehrfurcht für das Andenken des größten Märtyrers der Menschheit — unbekümmert ob historisch die Identität jedes Platzes und jeder einzelnen Begebenheit erwiesen ist, — betreten kann, benutzte ich das schöne Wetter am nächsten Morgen zu einer Excursion nach Bethlehem. Graf Tattenbach, der liebenswürdige preußische Consul aus Giaffa, der noch immer bei mir aushielt, und der Kavaß waren diesmal meine einzigen Begleiter.

Zuerst hielten wir auf dem Erbsenfelde an, wo nach der hiesigen Legende Maria einst vorbeigehend fragte: was es sei, das die Leute da ernteten? und auf die rauhe Antwort: Steine! nicht eben allzuchristlich die Erbsen wirklich in Steine verwandelte. Das Mährchen kommt daher, daß in der That dieser Anger ganz von kleinen erbsenähnlichen Steinchen bedeckt ist, gleich den Bohnen bei den Pyramiden von Dschisch. Auf halbem Wege sieht man auf einem Hügel ein Kloster des Propheten Elias liegen, nach dem wir sogleich unsere Pferde lenkten. Es wird nur einen Theil des Jahres von vier Mönchen bewohnt, die uns sehr bereitwillig in ihrem ärmlichen Besitzthume umherführten. Unter viel affreusen Bildern zeigte man uns in der Kirche auch das des heiligen Georg, aus dessen Mitte eine eiserne Kette herabhing, an welcher ein ebenfalls eisernes Halsband befestigt war. Auf unsere Frage, wozu dies diene, erwiderte der Guardian, daß sich häufig Kranke dort anfesseln ließen und zuweilen acht Tage lang so bei Wasser und Brot verweilten, wodurch schon mehrmals die wunderbarsten Heilungen gelungen seien. Ich zweifle daran nicht, Diät und Glauben sind schon jedes für sich allein große Wunderthäter.

Ehe wir nach Bethlehem, das in hoher Lage mit seinem burgartigen Kloster und von mehrern Olivenbäumen umgeben, einen etwas freundlichern Anblick als Jerusalem gewährt, hinanstiegen, besuchten wir noch vorher das etwa hundert Schritt vom Wege abliegende Grab der Rahel, jetzt eine kleine türkische Kapelle mit Kuppel. Ich muß gestehen, daß ich nicht recht wußte, welche Bewandtniß es mit dieser Rahel hat, dachte aber dabei an meine berühmte Freundin Rahel in Berlin, deren hoher und kindlicher Geist gewiß eines frommen Andenkens so werth ist, als irgend eine Rahel der Bibel.

Die Baiern haben ein wunderliches Sprüchwort: Bethlehem ist nicht weit von Jerusalem, und Jerusalem nicht weit von Bethlehem. Die Wahrheit desselben ist wenigstens nicht zu bestreiten, denn im bloßen Schritt unserer Pferde hatten wir schon in einer Stunde ohne Mühe das Kloster erreicht. Ohne Zweifel hat das Sprüchwort aber noch einen andern geistreichern Sinn, den ich jedoch nicht aufzufinden vermag. So weit das Auge von der Berghöhe reicht, erscheint wiederum das ganze Land nur wie ein unermeßliches Steinfeld, doch hier mit mehr Abwechselung von Berg und Thal. Diese Berge sind aber ohne alle malerische Formen bis auf den einzigen monte dei Francesi, der ein eingestürzter Vulkan zu sein scheint. Der Boden zwischen den Spalten des Steinmeeres ist besser als in der Nähe Jerusalems und wo Cultur stattfindet, wächst der Oelbaum und auch Gartengemüse gut und üppig. Mit Freuden sahen wir selbst eine Masse Anemonen und andere Blumen aus dem grauen Sandstein hervorsprossen. Bethlehem ist größtentheils von Christen bewohnt, doch Christen und Türken widmen sich nur ein und derselben Industrie, der Anfertigung aller Arten von Arbeiten in Perlmutter, auf denen man Christliches und Türkisches oft wunderbar gemengt findet. Kleine zierliche Tische, Spiegelrahmen, Kisten jeder Größe, Schachspiele, Heiligenbilder, Schreibzeuge, Dosen, Rosenkränze, Badestelzen, wie sie in den türkischen Bädern gebräuchlich sind, u. s. w. wurden mir sogleich in großer Auswahl nach dem Kloster gebracht, und auch eine halbe Wagenladung davon durch mich angekauft. Alles war reich verziert und geschnitzt, wenn auch nicht eben kunstreich, doch sehr artig gearbeitet, ja es konnte bewunderungswürdig genannt werden, wenn man den unvollständigen Unterricht dieser Leute, die Mangelhaftigkeit ihrer Werkzeuge, und die unglaubliche Wohlfeilheit der Preise berücksichtigt. Unter diesen Sachen befanden sich auch Tassen, Kannen und Vasen aus einer eigenthümlichen Steinkohle, die man nur im Berge Nebo bricht, auf dessen Gipfel Moses starb, und ebenso gut zum Brennen als zur Verfertigung von Gefäßen benutzt wird. Diese, baschar musa (Mosesstein) genannt, sind von

einem sammetartigen Schwarz und werden mit rothen Arabesken verziert, was ihnen einige Aehnlichkeit mit etruskischen Vasen gibt.

Sobald ich mich mit den Mönchen bewillkommt und den obligaten Kaffee u. s. w. eingenommen, war natürlich mein erster Gang zu der Geburtsstelle des Erlösers. Nachdem wir auf engen und steilen Steintreppen in die unterirdische Grotte hinabgestiegen waren, zeigte man uns zuvörderst mehrere Gräber von Heiligen mit ihren Altären, darunter auch das Grab und das Oratorium des großen Hieronymus, der sein liebes Bethlehem so häufig in den Briefen nach Rom anrühmt. Dann erst gelangten wir zu dem Allerheiligsten, wo Tag und Nacht, wie einst im Tempel der Vesta, ewige Lampen brennen. Die Pracht ist, verglichen mit so vielem andern kirchlichen Luxus, eben nicht groß, doch sind die Wände der Grotte mit Marmor belegt, von dem hier und da goldene und silberne Zierrathen herabglänzen. Die Marmorplatten des Fußbodens sind meistens zerbrochen, aber mit großen silbernen Nägeln wieder befestigt, was seltsam aussieht. Man zeigte uns Alles im größten Detail und deplacirte unbedenklich jeden Gegenstand, wenn wir ihn näher betrachten wollten, denn es ist eine sehr lobenswerthe Toleranz der katholischen wie auch der griechischen Priester, daß nach verrichteter Andacht sie dem Besucher es gern erlauben, auch das Heiligste in ihrem Sinn gleich profanen Merkwürdigkeiten beschauend zu untersuchen, wozu sie denn auch jede Auskunft und Erklärung immer mit der Bereitwilligkeit des eifrigsten Cicerone ertheilen. Herr von Chateaubriand, der in einigen der hiesigen unterirdischen Altarblätter den Geist Murillo's erkennen will, meint, es wäre doch seltsam genug, wenn an der Krippe Jesu noch irgend ein verlorenes Meisterwerk unserer großen Maler unbekannt vorhanden wäre. Dies ist eine hübsche Phantasie, aber leider ohne Hoffnung der Realisation, wenigstens was ich hier sah, war durchaus erbärmlich und ohne den geringsten Kunstwerth. In den Zeiten der Christenverfolgung unter den römischen Kaisern mögen sich indeß momentan wirkliche Kunstwerke hier befunden haben, denn damals beteten die Heiden auf Christi Krippe eine Statue des Adonis, wie auf dem Calvarienberg ein Bild der Venus an, bis unter Constantin die christliche Kirche definitiv und für immer den Sieg über die heidnischen Götter gewann. Man zeigte uns dann noch einige Kapellen unter der Erde, unter andern die der unschuldigen Kinder, wo man durch ein Gitter in den Blutkeller hinabsieht, auf dessen Grunde angeblich ein großer Theil der von Herodes gemordeten Säuglinge aufbewahrt sein soll, worauf wir, ungefähr nach einer Stunde, auf einer andern, bequemern Treppe hinaufsteigend, wieder in der katholischen Kapelle neben der griechischen Kirche an's Tages-

licht zurückkehrten. Diese Kirche, ein schöner byzantinischer Tempel, ward von der Kaiserin Helene erbaut, der man aber auch außerdem hier beinahe jedes alte Gebäude zuschreibt. Leider befindet sich der prachtvolle Bau in sehr verheertem Zustande. So wird das jetzt von den Armeniern in Anspruch genommene und auch factisch behauptete Schiff der Kirche, welches 48 Marmorsäulen tragen, die auf jeder Seite zwei Gallerien bilden, durch eine plumpe vorgezogene Mauer von dem Hochaltar getrennt, den die Griechen noch besitzen. Der Marmorboden ist schon früher von den Türken zur Bekleidung einer Moschee herausgerissen worden, ohne daß man ihn durch etwas Anderes ersetzt hätte, und von den berühmten Mosaiken auf Goldgrund, welche früher alle Wände deckten, sind nur noch wenige kostbare Ueberreste vorhanden. Unrath liegt in allen Winkeln, und an Festtagen gestatten Griechen wie Armenier sogar einen Bazar in diesem abgetrennten Theil der Kirche zu halten. Das große Eingangsportal ist gleichfalls zerstört, die Oeffnung zugemauert und nur ein kleines niedriges Pförtchen gelassen, durch das man tief gebückt von der Straße aus hereinkriechen muß.

Die erwähnte Kaiserin Helene hat sich mehr als Jemand verdient um die heiligen Orte gemacht, denn auf ihrer Autorität, oder ihrem Befehl, beruht hauptsächlich ihre heutige Glaubwürdigkeit, und wenn man bedenkt, wie selbst von Dem, was so zu sagen unter unsern Augen vorgegangen ist, z. B. die Revolutionen und die Kriege der letzten fünfzig Jahre, schon jetzt die verschiedensten Traditionen existiren und die widersprechendsten Angaben mit gleicher Gewißheit behauptet werden — so mag es nach vier verflossenen Jahrhunderten der Kaiserin Helene keine geringen Schwierigkeiten verursacht haben, die genaue Topographie des Lebens und Leidens Jesu zweifellos wiederherzustellen. So viel ist indeß gewiß, daß wenigstens seitdem die historischen Beweise für die Identität der Orte, welche Constantin's Mutter aufgefunden oder decretirt, in unbestreitbarer Folge da sind, und man kann daher wohl ohne zu große Leichtgläubigkeit annehmen, daß die begeisterte Christin und Kaiserin, der alle Mittel der Erforschung zu Gebote standen, sich nur selten geirrt haben wird und daher der größte Theil der jetzt stattfindenden Angaben ziemlich richtig sein mag. Viele dieser Orte im heiligen Lande sind überdies durch eine stets unverändert gebliebene Naturlocalität, wie z. B. der Oelberg, der Garten von Gethsemane u. s. w. so sicher bezeichnet, daß der gläubige Pilger sich seiner religiösen Andacht auf ihnen mit eben der Zuversicht hingeben kann, als der Enthusiast für griechische Kunst im Parthenon der Athenischen Akropolis, oder der Verehrer der geheimnißvollen Vorwelt in den Ruinen des hundertthorigen Thebens. Wohl

Dem übrigens, der reich genug begabt ist, um zu jedem der drei Genüsse die vollste Empfänglichkeit mitzubringen.

Das mir angewiesene Gastzimmer im hiesigen Kloster war, obgleich geräumig, doch noch feuchter und kellerartiger, als meine Wohnung in Jerusalem und gab mir in Folge dessen eine so heftige Migräne, daß ich erst am folgenden Tage mir eine fernere Besichtigung der Umgegend erlauben durfte. Das Februarwetter war indeß herrlich, warm, gleich einem unserer schönsten Sommertage, und schon duftend und blumig im erwachenden Frühling. Wir folgten wohlgemuth auf schwierigen Steinwegen Salomo's noch immer gangbarer Wasserleitung, bis zu den drei prachtvollen offenen Cisternen, die ebenfalls dem weisen König par excellence zugeschrieben werden, und wenn sie auch nicht von ihm herrühren sollten, doch gewiß ein uralter Bau und dabei von riesiger Größe sind. In drei Etagen übereinander angelegt, ruhen sie amphitheatralisch auf einem hohen Berge. Die unterste und umfangreichste dieser Cisternen ist 50 Fuß tief, 660 lang und 200 breit, gewiß ein kolossales künstliches Wasserbecken, die zwei obern geben der dritten im Umfang nicht viel nach, sind aber wegen des geringern Falles des Wassers weniger tief. Eine geraume Strecke höher noch befinden sich die Quellen, durch welche die Cisternen, außer dem Wasser des Himmels, allein gespeist werden, und noch heute Bethlehem mit einem Theile seines Bedarfs versehen, sonst aber durch unterirdische Kanäle ihr klares Krystall bis in Salomon's Tempel zu Jerusalem führten. In einem schmalen, halbverfallenen Gange kriecht man mühsam bis zu einem gewölbten Saale von circa 40 Fuß Länge und 20 Fuß Breite nieder, wo die Quellen entspringen. Man hält dies für dasselbe Local, welches Salomo irgendwo die versiegelte Quelle nennt und mit seiner Braut vergleicht, beiläufig gesagt, ein ächt orientalischer Vergleich!

Ibrahim Pascha hat, seit er in Syrien herrscht, bedeutende Reparaturen an den sehr schadhaften Cisternen vornehmen und die Wände derselben größtentheils mit neuem Cement bewerfen lassen, was man auch allgemein sehr dankbar anerkennt. Ein altes, dicht neben dem obersten Behälter stehendes Fort ist gleichfalls restaurirt worden und dient einem Cavallerie-Posten zur Behausung. Auf der einen Hälfte der obern Cisterne, die jetzt ohne Wasser und mit üppigem Grase bedeckt war, sahen wir die Pferde der Garnison gesattelt weiden, auf der andern Seite des Bergs blickte man in ein fruchtbares Thal nieder, in welchem ein mit Feigenbäumen und Wein spärlich bewachsener Ort comme de raison wieder als Salomo's Garten figuriren muß, und eine Ruine daneben gibt man für die Reste seiner Villa aus. Wenn die sich weithin erstreckenden Thalwände mit Waldbäumen bepflanzt würden, statt

daß man sie wohl seit Jahrhunderten kahl und öde gelassen, so könnte diese Gegend ein sehr romantisches Ansehn gewinnen; jetzt ist der Anblick mehr peinlich als erfreulich, denn die wenigen Oelbäume, welche die Landschaft noch darbot, ließ Ibrahim nach der großen Rebellion der Napluser, zur Strafe, daß die hiesige Bevölkerung daran Theil genommen, sämmtlich rasiren. Man möchte dies barbarisch nennen, wenn wir Europäer es in Algier und im Kaukasus nicht ebenso machten, vielleicht machen müssen — denn gewaltsame Zustände erfordern gewaltsame Mittel, und der heiße, leidenschaftliche, sinnliche Orient kann nirgends so regiert werden, wie unser kaltes, bedächtiges, entfärbtes Nordland. Es ging übrigens dem Prinzen Ibrahim damals im Jahre 1834 schlimm genug und der Besieger aller Armeen des Padischahs war nahe daran, durch ein Heer bewaffneter Bauern seinen Untergang zu finden. Von jeher haben sich die Einwohner dieser Berge ebenso durch Insubordination und Empörungssucht, als auch durch Tapferkeit ausgezeichnet. Ibrahim verlor in den Schluchten des Betudschalla ein ganzes Bataillon regulärer Truppen gegen sie, weil er sich zu unvorsichtig vorgewagt, und er selbst rettete sich bei dieser Gelegenheit nur mit Mühe und mit dem nachträglichen Verlust eines großen Theils seiner Reiterei nach dem Berg Zion, wobei einer seiner Lieblinge dicht neben ihm schwer verwundet ward. Hier blieb der Pascha lange Zeit in fast verzweiflungsvoller Lage, von mehr als 30,000 der Rebellen blockirt, und in der Unmöglichkeit, sich durchzuschlagen, da ihm alle, hier durch so viel schwierige Defiléen führende Straßen abgeschnitten waren. Glücklicherweise ließen die Aufführer der Insurgenten sich in Unterhandlungen ein. Er versprach mit den heiligsten Eiden Alles, was sie verlangten und erhielt freien Abzug nach Jaffa. Dort fand er seinen Vater, der auf die erhaltene Hiobspost ihm mit 10,000 Mann Truppen in Person zu Hülfe geeilt war. Dieser, der den Insurgenten nichts versprochen, wußte bald Mittel und Wege zu finden, die Sachen wieder auf den alten Fuß zu bringen. Die schon nicht mehr vereinten Rebellen wurden nach und nach im Detail durch Eisen oder Gold bezwungen, die Haupträdelsführer, wo man sich ihrer bemächtigen konnte, hingerichtet und endlich das ganze Land entwaffnet, so daß seitdem die so gründlich hergestellte Ordnung hier nicht wieder gestört worden ist.

Unter der Erzählung dieser kriegerischen Scenen gelangten wir an die friedliche Grotte Mariens, wo diese auf der Flucht nach Aegypten sich einige Tage mit dem Jesuskinde verborgen haben soll, waren dann noch einmal die Gäste an der magern Mittagstafel der guten Klosterbrüder und kehrten erst spät Abends in einer balsamischen Nacht nach Jerusalem zurück.

Zehn Wochen in Rheinbaiern.

Wahrlich ein schönes, blühendes Land dies Rheinbaiern, so von der Natur mit Allem gesegnet, wie nur ein Gau unseres gemeinsamen Vaterlandes. Der Wittelsbacher Scepter beherrscht manch herrliches Stück unseres deutschen Bodens, es ist gar lieblich und freundlich an den sonnigen Ufern des mäandrisch sich krümmenden Mains, gar erhaben auf den Höhen der Berchtesgadner Alpen, heimisch und traulich unter den riesigen Buchen des grünenden Spessart, oder in den Thälern des Fichtelgebirges, gar prächtig in den Palastreihen der Ludwigsstraße oder den von Marmor und Gold starrenden Sälen des Königsbaues in München; aber von allen diesen Herrlichkeiten der Natur und Kunst hat mir doch in seiner Gesammtheit Rheinbaiern am besten gefallen. Es hat nicht die Firnen der Alpen, die riesigen Bäume des Spessart, die Paläste Münchens, aber es hat von Allem etwas, und was bei mir die Hauptsache ist, es wird von einem Volke bewohnt, das in seiner Rührigkeit, geistigen Lebendigkeit, Gesittung und Unverdorbenheit und Rechtlichkeit seines Gleichen in ganz Deutschland sucht. Man muß einige Zeit unter diesen Männern zugebracht, ihre Feste und Arbeiten gesehen, ihre Familienkreise und Gerichtssäle besucht haben, um sie so recht lieb zu gewinnen, diese warmblütigen Rheinbaiern oder, wie sie sich selbst lieber nennen hören, Pfälzer. Welche Lebenslust und rege Thätigkeit, welche Freiheitsliebe, verbunden mit entschiedener Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, herrscht nicht dort, und wie ist nicht alles dies in das Blut und zwar selbst der untersten Volksklassen eingedrungen.

Außer den glücklichen Naturanlagen des Volkes selbst ist diese Gesittung aus der freiern Basis aller bürgerlichen Institutionen, welcher Rheinbaiern sich schon länger als die meisten übrigen Theile Deutschlands zu erfreuen hat, hervorgegangen. Der Sturm der französischen Revolution hatte es in seinen Bereich gezogen, und wenn auch die vielen neuen Ruinen einst stolzer

Schlösser, welche man so häufig sieht, Zeugniß geben, daß manches Opfer dabei gefallen, manch bitterer Verlust erlitten wurde, so ward dadurch doch auch wieder so viel Stickluft aller Art verdrängt, so frischer, freier Lebensathem dem Volke gegeben, daß die Gesammtheit nur unendlichen Vortheil davon gehabt hat. Die Wunden sind vernarbt, die verbrannten Schlösser eines stolzen Feudaladels durch Tausende von wohnsamen, ja selbst prächtigen Häusern eines betriebsamen Bürgerstandes ersetzt und der Verlust reichlich ausgeglichen, aber die frische Luft ist geblieben und kräftigt noch jetzt das ganze Volk der Pfalz. Zehnden und Frohnden und ähnliche Abgaben aller Art gehören daselbst zu den unbekannten Dingen, ein freier Besitz mit ganz gleichen Rechten ist dem Reichen wie dem Aermsten verliehen, die völlige Theilbarkeit der Güter macht es der zahlreichen Bevölkerung möglich, sich zu ernähren und hat eine so sorgfältige, bis in das Kleinste eingehende Cultur verbreitet, wie man sie selten sonst finden wird; das öffentlich-mündliche Gerichtsverfahren, mit aus der Mitte des Volks hervorgehenden Geschwornengerichten, hat aber einen Rechtssinn, eine Achtung vor dem Gesetz angeregt, wie ich sie allen Völkern nur wünschen kann. Bei einer Bevölkerung von mehr als 500,000 Seelen, deren einer Theil in Folge des gänzlich mißrathenen Weines im Herbst 1845 drückende Noth litt, waren in einem ganzen Quartal, von Johannis bis Michaelis 1846, nur vier Verbrechen vorgekommen, die sich für die Assisen eigneten. Von diesen wurden zwei Angeklagte, nämlich eine Magd wegen Kindesabtreibung und ein Mann wegen Meineid freigesprochen, und nur zwei, ein Müller, der seine Frau in der Trunkenheit erschlagen hatte, und ein Meineidiger verurtheilt. Es war also kein einziges bedeutendes Verbrechen gegen das persönliche Eigenthum vorgekommen, und mit Recht darf man fragen, wo ist ein Land in Deutschland, das sich eines Gleichen zu rühmen hat? Aber auch in kleinern Sachen herrscht eine ungemeine große Achtung vor Gesetz und Ordnung und wiederholt habe ich von langgedienten Gensdarmen mir erzählen lassen, wie von allen Provinzen des Königreichs Baiern ihr Dienst am leichtesten in Rheinbaiern zu handhaben sei. Dasselbe wird jeder andere Beamte, sobald er sich nur in den Grenzen seines Amtes erhält und keine Uebergriffe sich erlaubt, zugestehen müssen. Freilich eine Uebermacht der Büreaukratie, ein Eingreifen in seine freien Bürgerrechte, freilich jene Aufgeblasenheit eines Beamten, der da glaubt, nur um seinetwillen wäre das Volk vorhanden, duldet der Rheinbaier in keinem Fall. Kommen Beamte aus den andern Kreisen des Königreichs dort hinüber, die nach gewohnter Weise sich auch hier ein Gleiches erlauben wollen, so finden sie so vielen Widerstand, wer-

den so verspottet, so im geselligen Leben von Allen gemieden, daß sie mit allen Kräften danach streben, wieder in die alte Heimath, wo das Volk sich solches noch geduldig von ihnen gefallen läßt, — zurückzukommen.

Es war mir stets interessant, den öffentlichen Gerichtssitzungen in Rheinbaiern beizuwohnen, namentlich auch den Friedensgerichten in den Cantons-Hauptstädten. Kommen hier auch nur kleinere Feld-, Forst- und Wildfrevel oder Klagen wegen Polizeiverletzung oder gegenseitigem Zank und Verleumdung vor, wie das tägliche Leben eines lebhaften, dicht aneinander wohnenden Volkes sie natürlich, ja vielfältig herbeiführt, so hat man auch grade dadurch Gelegenheit, den Charakter des Volks selbst am besten kennen zu lernen und wichtige Blicke in das Innere desselben zu thun. Stets habe ich aber verhältnißmäßig sehr viel Gesittung, Anständigkeit und namentlich reges Ehrgefühl selbst bei den allerunterſten Individuen daselbst gefunden; der allerniedrigste Rheinbaier duldet keine entehrende Beschimpfung, vielweniger einen Schlag, selbst von dem vornehmsten Manne des Landes; er weiß, daß er kräftigen und raschen Schutz bei seinen Gerichten dagegen findet und daß dieser ganz unparteiisch gewährt wird, da die vollkommene Oeffentlichkeit die strengste und allein richtige Controlle dabei ausübt. Was aber in solchen Gerichtssitzungen auch einen höchst angenehmen Eindruck gewährt, ist das freimüthige, ungezwungene und dabei anständige Benehmen der vielen Zeugen aller Stände. Die Antworten derselben zeugen fast immer von Verstand und Urtheilsfähigkeit und der Gabe, auf klare, oft ziemlich gewandte Weise, sich auszusprechen, was man leider so außerordentlich selten bei den unteren Ständen mehrerer deutschen Länder findet. Ganz entschieden hat das nun schon seit 50 Jahren in Rheinbaiern bestehende öffentliche Gerichtsverfahren, dem stets von einer großen Menge von Personen aus allen Ständen beigewohnt wird, unendlich viel hierzu mit beigetragen, und man kann es als fortgesetzte Schule für die Erwachsenen, die Kenntniß der Gesetze, Ausbildung des Denkens und Fähigkeit des Sprechens dadurch erlangen, betrachten.

Aber mit welcher unendlichen Vorliebe hängt auch der Rheinbaier an diesem kostbaren Schatze, wie bewacht er dessen Unverletzbarkeit mit eifersüchtigen Blicken, und schon der kleinste Versuch, auch nur eine unbedeutende Beschränkung der Oeffentlichkeit vorzunehmen, reichte im vorigen Jahre hin, die Gemüther der ganzen Provinz in Aufregung zu bringen. Gewiß, des Rheinbaiers Herz ist so gut deutsch wie das des besten Bewohners unseres Vaterlandes, er hängt fest und mit inniger Liebe an Deutschland, er ehrt und achtet seine Fürsten wie nur der treueste Unterthan es vermag, aber

wollte man ihm seine Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtswesen rauben, das ganze Volk würde in vollem Aufruhr stehen. Glücklicherweise ist Baierns Regent weit davon entfernt; ja daß bei Ausarbeitung des neuen Gesetzbuchs für die übrigen Provinzen des Königreichs größtentheils das Princip der Oeffentlichkeit zu Grunde gelegt wird, ist mit das Verdienst Rheinbaierns, dessen Abgeordneten bei den Landtagen mit so kräftigen, aus dem Feuer der innersten Ueberzeugung hervorgehenden Worten, dessen Vorzüge priesen, daß sie unerläßlich einen Widerhall nicht allein in den Sälen der Ständeversammlung, sondern in allen Gauen des Baiernlandes erwecken mußten.

Außer dem öffentlichen Gerichtswesen trägt auch der durchgängig gut organisirte Schulunterricht aller Stände unendlich viel zur Bildung des Volkes bei. Die Mehrzahl der Gemeinden widmet diesem wichtigen, leider aber so häufig vernachlässigten Gegenstande die anerkennenswertheste Sorgfalt; die Zahl der Schullehrer ist zureichend, sie werden so bezahlt, daß sie ohne Nahrungssorgen einen einfachen aber anständigen Haushalt führen können, und wenn sie in ihrem angestrengten Beruf ihre Kräfte zugesetzt haben, dann auch freigebig und zur rechten Zeit pensionirt werden, um rüstigern Arbeitern Platz zu machen. Kann man Gleiches aber wohl von vielen andern Ländern Deutschlands nachsagen? Wir müssen es leider verneinen. Diesem fast durchgängig guten Volksunterricht, den ich fast in allen von mir besuchten Gegenden Rheinbaierns gefunden habe, hat das Land auch hauptsächlich mit zu verdanken, daß eine so große religiöse Toleranz dort herrscht und trotz der gemischten Bevölkerung die kirchlichen Wirren, die leider in neuerer Zeit so manchen Frieden in engen wie weitern Kreisen vernichteten, dort fast gar keinen Boden gefunden haben. Man hat es von gewissen Seiten wahrlich nicht fehlen lassen, den Samen der confessionellen Zwietracht dort auszusäen, und hat gar viele künstliche Mittel dabei angewandt; aber Dank sei es dem gesunden Sinn und der vorgeschrittenen Bildung des rheinbairischen Volkes, bis jetzt hat dies nicht geglückt und wird auch hoffentlich in nächster Zeit nicht gelingen. Katholik wie Protestant leben ohne die mindeste Störung bunt durcheinander, und man merkt es im gewöhnlichen Leben nicht im mindesten, welcher Confession ein Jeder angehört. Oft hat es mich, namentlich in Dürckheim, gefreut, wie der protestantische, katholische und israelitische Lehrer auf freundliche unbefangene Weise miteinander umgingen, ja sich selbst über religiöse Gegenstände unterhielten. Wie ganz anders sieht es dagegen in manchen andern Theilen des übrigen Königreichs Baiern aus! Um sich diesen religiösen Frieden auch fernerhin ungeschmälert zu erhalten,

hat sich auch ganz Rheinbaiern mit allen Kräften und namentlich auch auf dem letzten Landtag gegen die Einführung von Klöstern, womit man es, nach den in München herrschenden Ansichten, beglücken wollte, gewehrt. Aus allen Theilen des Landes liefen freimüthige Adressen an den König wie an die Ständekammer, ein, worin man auf das dringendste bat, diese Provinz doch mit dem Geschenk von Klöstern, die sich nun einmal nicht mit dem dort herrschenden Geiste vertrügen, zu verschonen. Ob dies etwas helfen wird, muß die Zukunft lehren; bisweilen kann ich mich aber der Furcht nicht erwehren, daß dies nicht der Fall ist. Bis jetzt ist erst ein Kloster in Rheinbaiern und zwar zu Oggersheim, eine Stunde von Mannheim gelegen. Möchte doch diese Zahl nicht vermehrt, sondern dies auch aufgehoben werden. Die Freude der ganzen Provinz würde nicht gering darüber sein.

Im Charakter des Rheinbaiern ist Verstand und ein gewisser praktischer Sinn, verbunden mit Lebendigkeit, leichter Erregbarkeit und Sinn für heitern Lebensgenuß vorherrschend; dabei fehlt es ihm aber keineswegs an Gemüth, obgleich dasselbe nicht so hervortritt und sich bei jeder oft gar nicht passenden Gelegenheit geltend zu machen sucht, wie es bei manchen andern Volksstämmen der Fall ist. Dazu ist man zu verständig, nimmt das Leben zu sehr von der wirklichen und nicht von der idealen Seite, als daß man dem Gemüthe ein zu großes Uebergewicht einräumen sollte. Deshalb glaube ich, daß in keinem Lande so wenig Anlage zur Schwärmerei, möge sie nun einen Gegenstand betreffen, welchen sie wolle, angetroffen wird, als wie grade hier. Im hohen Grade erregt, ja selbst hingerissen von einer Sache, wird man gar leicht und sucht sich dann auch in raschen Worten und Thaten Luft zu machen, langes und namentlich tief verborgenes im Innern fortglühendes Schwärmen scheint man aber nicht sehr zu lieben. Ueberhaupt konnte ich wenig Sinn für Poesie im rheinbairischen Volkscharakter finden, ja es scheint, als ob man diese als für das wirkliche Leben „unpraktisch" und hinderlich betrachte.. Der Mangel an poetischer Anschauung, ja nur des Verstehens derselben bei einem Andern, offenbart sich in tausend Kleinigkeiten, und irre ich nicht, hat Rheinbaiern auch von jeher nur wenig hervorragende poetische Talente unter seinen sonstigen namhaften Männern aufzuweisen. So traf ich trotz der vorgeschrittenen Bildung der höhern Stände verhältnißmäßig nur wenig Kenntniß neuerer Dichter, deren Werke auch nicht allzuhäufig in den sonst gut ausgestatteten Bibliotheken zu finden sind. Auch bei den untern Ständen hört man nur wenige Volkslieder und trifft namentlich noch weniger Volkssagen im Munde derselben an. Damit ist es in Altbaiern, namentlich in den gebirgigen Theilen, ganz anders bestellt.

In geistiger Hinsicht stehen dort die untern Stände kaum auf der Hälfte der Ausbildung, die sie in Rheinbaiern schon erreicht haben; aber poetisches Gefühl trifft man daselbst in weit höherm Grade. Hierin, wie in manchen andern Dingen, hat der hiesige Volkscharakter schon viel Aehnlichkeit mit dem des Franzosen, dem trotz der schönen chansons von Beranger, der wahre poetische Sinn im Durchschnitte fehlt.

Eine andere Aehnlichkeit mit Frankreich ist demnächst auch die unverhältnißmäßig steigende Macht des Geldes und ihres allzu überwiegenden Einflusses. Rheinbaiern hat keine Geburtsaristokratie, denn der sehr geringe niedere Adel, der seit der französischen Revolution dort wohnt, ist in jeder Weise für nichtig zu rechnen; aber es beginnt, besonders in den reichen Weinorten des Hardtgebirges, sich eine Geldaristokratie zu bilden, die große Schattenseiten hat*). Wie der alte Adel früher bei Verheirathung seiner Erben auf Gleichheit der Stammbäume sah, so der rheinbairische Geldaristokrat auf Gleichheit der Geldsäcke, da bei der Theilbarkeit der Güter auch die Töchter gleiches Erbe erhalten. Es sind mir mehrere Beispiele bekannt, wo nur des Geldes wegen Heirathen gestiftet, wo bei seinem Mangel langjährige Verlobungen durch immerwährendes Andringen der Verwandten auf empörende Weise wieder zurückgegangen waren. Man sucht wo möglich immer wieder in dieselben Familien zu heirathen und sich recht zu durchkreuzen, damit ja das Vermögen stets beisammen bleibe. Der Weinbau, ein so schönes Gewerbe er sonst auch ist und so reichen Segen er bringt, hat die große Schattenseite, daß er nur Reiche und Arme, selten aber einen Mittelstand aufkommen läßt. Es ist so viel Gewagtes dabei, der Ertrag oft mehrerer Jahre hindurch zu gering, die Kosten der Bestellung aber fortwährend zu bedeutend, die wirkliche Verwerthung der Waare zum höchsten Preise tritt zu spät ein, als daß nicht der geringere Winzer allmälig zu Grunde gehen und ganz in die Hände des Wohlhabenden, der ihm in schlechten Jahren, die sich oft wiederholen, Vorschüsse gibt, fallen müßte. Dann fehlen ihm im Herbste selbst die nöthigen Geräthschaften zum Keltern oder die Räume zum Lagern des Mostes, und er muß daher sein Product gleich jählings an Speculanten zu niedrigen Preisen verkaufen, während der reichere Weinbergsbesitzer, der in jeder Weise lange mit dem Verkauf warten kann, oft die doppelten Preise erhält, und ein gutes Jahr, wie z. B. das jetzige, ihm dann reichlich vier bis fünf minder gute wieder ersetzt. Dies

*) Ist dies dem geehrten Herrn Verfasser blos in Rheinbaiern aufgefallen?
D. Red.

Verhältniß, das in fast allen Weinlanden herrscht, findet nun auch in Rheinbaiern in hohem Grade statt. Grade in dem schönen, so reich von der Natur gesegneten Theile längst des Hardtgebirges, wo die ganze Gegend einem weiten Parke gleicht, ist ein ungeheurer Unterschied zwischen Armuth und Reichthum. Neben den palastähnlichen Wohngebäuden der reichen Gutsbesitzer, die oft in günstigen Jahren an 20 bis 40,000 Gulden aus ihren Weinbergen ziehen, sind die kleinen, höchst dürftig, aber doch immer reinlich aussehenden Hüttchen armer Winzer und die glänzenden, mit muthigen Rossen bespannten Karossen Ersterer müssen sich oft durch Haufen halbnackter Kinder und Weiber, die, gierig um einen Kreuzer zur Stillung des Hungers betteln, Platz machen. Nirgends, muß ich bekennen, ist mir die furchtbare Kluft zwischen Armuth und Reichthum schroffer aufgefallen, wie grade in Rheinbaiern, obgleich ich mich oft in viel ärmern Gegenden aufgehalten habe; aber grade wo sonst völlige Gleichheit in allen staatlichen Beziehungen herrscht, fühlt man so recht, wie die Macht des Geldes alle diese Wohlthaten fast gänzlich wieder vernichtet und fast eben solche Bedrückungen und Unterschiede hervorruft, wie man sie nur in despotischen Ländern finden kann. Der Arme, der täglich in Sorge nur für den nothdürftigsten Unterhalt sein muß, den eine Kette von Entbehrungen aller Art von der Wiege bis zum Grabe begleitet, hat gar wenig von der Freiheit, die der Staat ihm gewährt; er ist und bleibt ein Sklave des Geldes, dieses größten Tyrannen unserer Zeit. Und dabei findet man auch unter den ärmsten Individuen hier verhältnißmäßig so viel Bildung und Gesittung, sie sind ihrer äußern Erscheinung nach so reinlich, daß das Mitleid mit ihnen doppelt gesteigert wird, als wie in manchen andern Ländern, wo sie kaum auch im Aeußern etwas Menschenähnliches haben. Die Kleidung der Frauen und Kinder ist oft wie eine Harlekinjacke trauriger Art, aus kleinen Läppchen und Stücken der verschiedensten Stoffe und Farben zusammengesetzt, aber selten wird man Löcher oder gar zu grobe Schmutzflecken in derselben finden; die Buben, welche mit kleinen Tragkörben an den Landstraßen bereit stehen und sich im Wettstreit auf den kleinsten Misttheil, den ein Pferd oder Rind hat fallen lassen, hinstürzen, um ihn aufzusammeln, sehen trotz dieses, die Reinlichkeit grade nicht übermäßig fördernden Geschäfts dennoch minder schmuzig, wie Tausende ihrer Brüder in ganz Europa aus, und die kleinen, oft an den Bergen klebenden Hüttchen sind stets auch nach Kräften vor dem Verfall geschützt. Wo aber nur ein Flecklein Land ist, dem man auf irgend eine Weise einen Ertrag abzugewinnen vermöchte, da ist es sicher mit allem Fleiß benutzt, mag es auch noch so steil am Berge sein und kaum einige Quadrat-

fuß enthalten. Man sieht, das Volk wehrt sich mit allen Kräften gegen die Armuth, es fehlt nicht an seinem Fleiße und seiner Anstelligkeit, wenn es derselben anheimfällt, und doch geschieht dies so häufig und muß daher für jeden Menschenfreund doppelt schmerzlich sein.

Der in jeder Hinsicht fruchtbarste und auch an Naturschönheiten aller Art reichste Theil Rheinbaierns ist entschieden der längst des Hardtgebirges in einer Länge von 16 bis 18 und einer Breite von 6 bis 8 Stunden. Der Schöpfer scheint wirklich sein Füllhorn in überreichem Maße über diesen Strich Landes ausgeschüttet zu haben, so doppelt begabt ist er zugleich mit Schönheit und Ueppigkeit der Natur; die nicht sehr hohen, aber ungemein malerisch geformten Kuppen des Hardtgebirges sind fast durchgängig bis zum Gipfel mit reichen Nadel- und Laubholzwaldungen bedeckt; edele Kastanien wie auch der kleinere Mandelbaum, stehen theils einzeln, theils in größern Gruppen vereinigt, an den südlichen Abhängen schon bis zur ziemlichen Höhe, so mild und günstig ist hier das Klima. Am Fuße der Berge und stundenweit noch in die Ebene hinein, erstrecken sich die Weinfelder „Wingerte“ hier genannt, in grünend, dem Auge wohlthuender Fläche. Stock an Stock, Reihe an Reihe, sind hier die köstlichen Reben, die den allen Weinkennern so wohl bekannten rheinbairischen Wein liefern, der theilweise unter die edelsten Sorten des ganzen Rheinlandes gerechnet wird. Ungstein, der Feuerberg von Dürckheim, Wachenheim, Forst, wo das Stückfaß schon mit 800 Gulden bezahlt wurde, Deidesheim, Ruppertsberg, alle einen ehrenvollen Platz auf jeglicher deutschen Weinkarte einnehmend, sie alle liegen hier in einem Umkreise von zwei Stunden bei einander, dazwischen blumige Wiesen oder gelbe Kornfelder, mit einzelnen Obstbäumen besetzt, wohlthätig die Einförmigkeit der Weinberge unterbrechend. Zahlreiche kleine wie größere Ortschaften, denn es wohnen hier über 5000 Menschen auf der Quadratmeile, weiß glänzende Landhäuser reicher Gutsbesitzer, liegen in dieser lachenden Ebene und an den grünen Bergen umher und verkünden die Belebtheit der ganzen Gegend. Von den Gipfeln mancher Höhen aber schauen ernst die Trümmer großer Burgruinen oder mächtiger Klöster in die blühenden Thäler und verkünden, daß die Vergangenheit des Landes ebenso reich an historischen Erinnerungen ist, wie seine Gegenwart von kräftigem, regsamem Leben durchathmet wird. Wenn man an einem schönen Sommerabend, wo die Strahlen der Sonne noch alles dies mit ihrem rothglühenden Scheine vergolden, auf einem dieser Berge, etwa auf der Heidenmauer bei Dürckheim, der Coopers bekannter gleichnamige Roman seine Entstehung verdankt, oder dem oft genannten „Hambacher Schloß“, jetzt in „Maxburg“ verwandelt,

steht und läßt den trunkenen Blick weit über die Berge und die grüne Ebene schweifen bis zu dem einem Silberfaden gleichen Rhein, wo dann die Bergstraße und der Odenwald in blaue Dämmerung sich verlierend, den Horizont begrenzen, wie wird Einem dann so wohl und freudig um's Herz, und unwillkürlich muß man ausrufen: „Ja, wunderschön ist Gottes Erde!"

Dürckheim, eine Cantonshauptstadt von circa 4000 Seelen, liegt so ziemlich in der Mitte dieses Landstriches, und wird deshalb von allen Fremden, welche Rheinbaiern zum Vergnügen bereisen wollen, zum Hauptquartier erwählt, wozu es sich auch in jeder Weise trefflich eignet. Auch die Rheinbaiern selbst aus allen Theilen des Landes besuchen dasselbe sehr häufig, und feiern größere gemeinschaftliche Feste daselbst, wie z. B. in diesem Jahr ein großes Festessen für alle rheinbairischen Deputirten, denen sich auch noch eine Zahl derselben aus dem benachbarten Baden angeschlossen hatte, dort stattfand. Man hat deshalb gerade vorzugsweise daselbst Gelegenheit mit den bedeutenderen Männern der Provinz in Bekanntschaft zu kommen, und die Eigenthümlichkeit des vorderen Theiles der Pfalz, in jeder Weise genau kennen zu lernen. In diesem Herbste waren auch zum Genuß der Traubenkur, wozu Dürckheim besonders zu empfehlen, über 150 Fremden aus allen Nationen, Engländer, Schweden, Russen und mehrere Notabilitäten aus der deutschen Gelehrtenwelt, daselbst versammelt und es herrschte in dem „weit und breit berühmten Gasthause zu den vier Jahreszeiten" ein reges bewegtes Leben und gar verschiedene Mundarten wurden hörbar. Mehr aber noch als das Gasthaus selbst ist die Wirthin desselben, unter dem Namen der „schönen Anna" bekannt und von Frankfurt bis Karlsruhe, von Zweibrücken bis Heidelberg, dürfte so leicht kein Reisender gefunden werden, der nicht von derselben gehört. Freilich die Reize der Schönheit sind gar leicht vergänglich und die Benennung „schöne Anna" könnte jetzt vielleicht passender in „dicke Anna" verwandelt werden, aber den weit verbreiteten Ruhm als vollendete Wirthin verdient sie in der That. Nie im ganzen Leben ist mir eine Frau vorgekommen, welche so von der Natur für den nicht leichten Beruf einer Gastwirthin geschaffen ist wie diese. Ob hundert Fremde oder zehn, ob englische Lord oder Heidelberger Studios, die gern Kneipfahrten hierher machen, ob liberale Deputirte oder aristokratische Minister, ob gern der Flasche zusprechende Weinreisende oder nervöse Damen, sie besuchen, gleichviel, die „Anna" weiß Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit zu behandeln, ihm mit vollendeter Artigkeit etwas Angenehmes zu sagen, und ihm auf jegliche Weise den Aufenthalt angenehm zu machen. Es geht oft munter im Hause zu; besonders wenn, wie in diesem Jahre, der Wein so außerordentlich gera-

then, denn der Rheinbaier ist gar ein fröhlicher Gesellschafter, der gern seinen Schoppen und wären es ihrer auch einige mehr, im Gasthause trinkt, und je munterer die Gäste, je toller der Lärm, je zufriedener die „Anna", immer regsam, nie die Zunge nur eine Secunde feiern lassend, stets auf jeden Scherz mit eingehend und doch dabei nie ihr großes Hauswesen im Mindesten vernachlässigend. Gewiß sie verdient ihren weitverbreiteten Ruf wie nur irgend Jemand der Welt, und sie gesehen zu haben, ist gewissermaßen für den Besucher der Pfalz eine Nothwendigkeit geworden, deshalb auch hier ihre Erwähnung. Dort in den freundlichsten Zimmern der „Jahreszeiten", von Freundeshand festlich geziert, weilte auch an 10 Wochen der Professor Jordan aus Marburg, in der milden Luft und dem Genuß der schönsten Trauben, die alle Weinbergsbesitzer der ganzen Gegend ihm mit sorgsamer Auswahl zu senden strebten, Genesung für die wunde Brust zu suchen; hoffentlich hat er sie gefunden, und Rheinbaierns auch geistig ihm zusagende Luft hat der im langjährigen Kerker niedergedrückten Kraft des Körpers und Geistes die frühere Frische wieder verliehen. Ersichtlich wenigstens schien er ganz von Neuem aufzuleben und der Mann, der im Anfang kaum einige hundert Schritte mit Mühe zu gehen vermochte, ohne vom entsetzlichen, wirklich durch Mark und Bein des Zuhörers gehenden Krampfhusten befallen zu werden, konnte am Ende seines Aufenthaltes doch schon unter gehöriger Vorsicht einen mäßig hohen Berg ohne Nachtheil ersteigen. Mag man nun die politischen Ansichten des Professors Jordan theilen oder nicht, und unter den Traubenkurgästen in Dürckheim waren gar Manche, die derselben schroff gegenüber stehen, ja es für ihre Pflicht halten, sie auf alle Weise zu bekämpfen, — das harte unverdiente Schicksal eines Mannes, der fast 5 Jahre in schuldloser Kerkerhaft gesessen, dem der unerbittliche Tod während jener Zeit drei erwachsene hoffnungsvolle Kinder geraubt und dem jetzt noch nach völliger Freisprechung das Halten der Vorlesungen untersagt, und der daher mit Frau und 3 Kindern von 600 Thalern Gehalt leben muß, wird Jeden, der ein menschliches Herz im Busen trägt, rühren, und ich habe Niemanden gesehen, der nicht auf das Innigste davon bewegt wurde. Wenn die hohe Gestalt, der man es ansah, wie ungern sie gebückt sich halte, mit dem regelmäßig geformten, von Kerkerluft gebleichten, von Kummer frühzeitig gefurchten Gesicht, mühsam und mit sichtlicher Beschwerde umherschritt an der Hand seiner kleinen Töchterchen, an denen er mit wirklich rührender Liebe hing, wenn man den lebhaften Geist ersichtlich gegen die Schwäche des Körpers ankämpfen sah, und nur mit äußerster Unlust derselben sich fügen, wenn er bisweilen von zu lebhaftem Redefluß hingerissen ward und die viel-

geprüfte Gattin ihn mit ängstlicher Sorgfalt bat, sich doch zu schonen, und dann oft dieser furchtbare Husten ihn bisweilen unterbrochen durch einige Minuten donnerndes Anhalten qualvoll strafte, dann blinkte eine Thräne des Mitleides in mehr als einem schönen Auge, und auch der festeste Mann ward von innigstem Mitgefühl ergriffen. Jordan selbst, in dessen Brust der Odem der Hoffnung nie versiegt und der sich den glücklichen Humor, diese unschätzbare Gabe seiner Landsleute (er ist bekanntlich ein Tyroler) auch bei allen Schlägen des Schicksals erhalten, vermochte oft selbst über seinen Zustand zu scherzen, während uns andere Alle das innige Mitgefühl verstummen ließ. Wie sehr derselbe sich übrigens in Rheinbaiern, wohin er als Ehrengast der ganzen Provinz geladen war, gefallen, beweist sein kürzlich in mehreren Zeitungen erschienenes öffentliches Danksagungsschreiben an dies Land. In der That, wenn etwas dazu geeignet war, den Charakter der Rheinbaiern in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, so war es ihr Benehmen bei dieser Gelegenheit gegen Jordan, da ja über 900 Gulden in wenigen Tagen zusammengekommen waren. Mit richtigem Takte vermied man alle öffentlichen Demonstrationen, die der Gesundheit des verehrten Gastes auch nur hätten Nachtheil bringen können, strebte aber mit unablässiger Sorgfalt, der man es wirklich ansah, daß sie aus dem Herzen komme, ihm seinen Aufenthalt in jeder Weise so angenehm wie nur möglich zu machen. Die süßesten Trauben, die schönsten Blumen, die auserlesensten Früchte aller Art, wurden täglich in reicher Menge ihm gesandt, kleinere Familiengesellschaften, wie sein schlichter Sinn sie vorzüglich liebt, nahmen ihn fast jeden Tag auf, seinen Kindern wurde auf alle Weise angenehme und nützliche Unterhaltung bereitet; kurz man sah, wie ein Land einen verehrten Gast auf würdige und ansprechende Weise in seiner Mitte zu ehren suchte. Wahrlich sowohl Rheinbaiern wie Professor Jordan selbst, ehrten sich beide dadurch in gleich hohem Grade.

Eine der ansprechendsten Partien, die man von Dürckheim aus unternehmen kann, ist nach dem 4 Stunden davon entfernten „Hambacher-Schloß" unweit der Stadt Neustadt-Hardt. Ein angenehmer Weg führt längs des Gebirges durch die bekannten Weinorte Wachenheim, Forst, Deidesheim und Ruppertsberg, fast immer zwischen Weinbergen dahin, und an mehreren Punkten wird dem Wanderer wirklich eine überraschende Aussicht zu Theil. Von Neustadt aus erreicht man aber mit $\frac{3}{4}$ stündigem bequemen Steigen die Kuppe des Berges. Der ganze Garten Rheinbaierns, in der Ferne von den Vogesen, mit ihren scharfgezackten Höhen, und auf der anderen Seite von der Bergstraße, dem Odenwald und dem „Donnersberg", dem höchsten Berg

der Provinz, begrenzt, mit unzähligen größeren und kleinen Ortschaften liegt wie ein riesiges Panorama vor Einem, und macht es schwer sich wieder von dem Anblick loszureißen. Seltenes Geschick ward dem „Hambacher Schloß“ zu Theil. Einst die Burg eines alten stolzen Rittergeschlechtes, blickte es gefürchtet im ganzen Land finster von seiner Höhe herab, dann seine mächtigen Ruinen in unserer jüngsten Zeit dem „Hambacher Feste“ leihend, wo manch edles Samenkorn gesäet, aber auch eine mächtige Reaction hervorgerufen ward. Jetzt hat das gesammte Rheinbaiern nicht ohne Absicht dem Kronprinzen von Baiern den ganzen Berg bei seiner Vermählung zur Brautgabe verehrt. Hunderte von fleißigen Arbeitern sind gegenwärtig beschäftigt, die alten Ruinen mit neuem Bauwerk zu verbinden und ein modern-alterthümliches, großartiges Schloß, das der Besitzer zur theilweisen Sommerresidenz benutzen will, zu errichten. Was mag im dunkeln Schooß der Zeit dem Berg und Schlosse noch Alles vorbehalten sein? O wer doch nur auf Augenblicke einen einzigen prophetischen Blick in der Zukunft Schicksale zu richten vermöchte!

W.

Schlosser als Geschichtschreiber.

I.

Schlosser's historische Weltanschauung.

Es gehört zu den Eigenheiten des vortrefflichen Mannes, dessen Name über diesem Aufsatze steht, gern und oft in Vorreden und Einleitungen sich über seine historische Weltanschauung auszusprechen. Dabei bemerken wir das durchgängig vorwaltende, fast möchte man sagen, ängstliche Bestreben, jeder Annäherung an irgend eine der in unserer Zeit einander gegenüberstehenden Parteien der geistigen Bewegung mit der Bemerkung auszuweichen, daß er nicht zu ihr gehöre, daß er weder zu dieser noch zu jener Seite gezählt sein wolle.

Es ist nicht ohne Interesse, einmal die verschiedenen Hauptstellen im Zusammenhange zu betrachten, in denen der Nestor unserer deutschen Historiker seinen Lesern den Standpunkt deutlich zu machen sucht, von welchem aus er selbst den geschichtlichen Weltlauf ansieht und von welchem aus er seine Darstellung desselben beurtheilt wissen will.

Zunächst begegnen wir in diesen Vorreden und Zurechtweisungen, wie man die Herzensergießungen des alten Herrn nennen könnte, einer entschiedenen Abneigung gegen Alles, was Philosophie und Philosophiren heißt, und einer ebenso entschiedenen Besorgniß, von seinen Lesern doch vielleicht für einen philosophirenden Historiker gehalten zu werden. Könnte man nun auch die erstere, die Abneigung gegen die Philosophie, als Geschmackssache hingehen lassen, so ist doch die Besorgniß offenbar ungegründet. In der That wüßte ich auch nicht, daß irgend ein Mensch unsern Historiker jemals zu den Philosophen gerechnet oder ihm philosophische Behandlung der Historie im Guten oder Bösen nachgesagt hätte. So viel bekannt, ist eher das Gegentheil laut geworden, und allerdings müßte Derjenige wunderbare Vorstellungen von Philosophie und philosophischer Betrachtung der Weltbewegung haben, der diese Dinge in Schlosser's historischen Werken finden wollte;

wenigstens nicht minder wunderbare Vorstellungen, als sie unser Historiker selbst davon hat, nach dessen Meinung Philosophie und Halbheit, Philosophiren und Hin- und Herdrehen ungefähr auf Ein und Dasselbe hinauslaufen. Hören wir ihn selbst. Am Schlusse der Vorrede zum dritten Bande seiner Geschichte des 18ten Jahrhunderts (III. Abtheil. 2. p. X) sagt er ausdrücklich: „Das Philosophiren, Hin- und Herdrehen, Wägen, Beschränken, Versüßen u. s. f. überläßt er (der „Verfasser" — Schlosser redet bekanntlich immer von sich in der dritten Person) den jüngern Leuten; er ist am Ziele. An Philosophie und Halbheit fehlt es ja außerdem in Deutschland so wenig wie an gründlichen Gelehrten, die Alles besser wissen als andere Leute." Mit dieser spöttischen Beseitigung aller „Philosophie" steht es denn auch ganz im Einklange, daß Schl. die Versicherung nicht oft genug einschärfen zu können meint, „daß er durchaus keinen Anspruch auf Objectivität mache, wie seine gelehrten Landsleute das Ding nennen" (Vorrede zu III, 1. p. VII), „daß er auf alle Objectivität bekanntlich von vornherein verzichtet" (Vorrede zu Band V, pag. V), Versicherungen, welche er mit wiederholtem spöttischen Seitenblicke auf „Objectivität" und objective Kunstwerke noch öfters wiederholt (Vorrede zu Bd. V. der Gesch. des 18. Jahrhunderts p. VII, X u. a. a. O.). Seine Ansichten sind ihm daher auch nur „Meinungen" oder „subjective Vorstellungen," „auf die er," wie er offen bekennt, „auch nur wenig Gewicht legt," obschon er es immerhin für „nützlich" erachtet, „lange geprüfte und gereifte Gedanken in einer Zeit mitzutheilen, wo so Vieles geschrieben und gedruckt wird, ehe die Ansichten oder auch nur der Mann, der als Prophet redet, gereift sind." (Vorrede zu Bd. III, Abth. 1. p. V.) Er „beharrt immer noch auf dem Satze, welchen er seit sechsunddreißig Jahren immer wiederholt hat, daß er nur auf Thatsachen ganz allein Bedeutung legt," und glaubt daher auch, „daß von seinen eignen Meinungen Dasselbe gelte, was von den Meinungen, Systemen und Doctrinen überhaupt im Verhältniß zu den Thatsachen gilt: Opinionum commenta delet dies, rerum veritatem confirmat." Bleiben wir bei diesem Satze einen Augenblick stehen. Er ist das Schiboleth aller Feinde der Philosophie und philosophischen Betrachtung. Aber ich fürchte sehr, seine Anwendung ist falsch und der alte Denker, dem dieser Ausspruch gehört, hat damit etwas ganz Anderes ausgesagt, als Diejenigen glauben, welche ihn alltäglich im Munde führen. Was heißen die Worte eigentlich? Nichts Anderes als: „Die eiteln und leeren subjectiven Meinungen (opiniones fictas et vanas, wie Cicero selbst seine Worte auslegt de Nat. Deor. II, 2. 5.) verwischt der Tag," d. h. die vorwärtsschreitende Zeit, „während sie die Wahrheit, das wahre Wesen der

Dinge, bekräftigt." Beiläufig ist auch die Gegenüberstellung von opiniones und res nicht einmal richtig, denn nicht rerum veritatem confirmat, sondern naturae judicia confirmat heißt es in der Originalstelle des alten römischen Philosophen, den hier Schlosser sehr mit Unrecht für sich citirt. Jener schließt mit dem Trumpfe dieses Ausspruchs nur die Bemerkung, daß eben die Ansichten der Menschen sich cultiviren, und daß z. B. zu seiner Zeit „kein altes Weib mehr an die wirkliche Existenz eines Hippocentauren oder einer Chimäre, oder der Schrecknisse der Unterwelt glaube," die doch alle ihrer Zeit so gut wie der christliche Teufel und der redende Esel Bileam's vollendete „Thatsachen" waren. Also nicht die „Wahrheit der Thatsachen" bekräftigt die Zeit, im Gegentheil, sie negirt deren täglich, sondern das wahre Wesen der Dinge, die naturae judicia, wird immer tiefer im Fortschritte der Zeit erkannt. Dieses Schlosser'sche „allein auf Thatsachen Bedeutung Legen" beruht auf einer uncultivirten, d. h. unphilosophischen Vorstellung von dem Wesen und der Bedeutung des Thatsächlichen selbst. Man muß vielmehr sagen, die „Thatsachen" haben nur „Bedeutung" durch die Gedanken, deren Träger sie sind, und diese Gedanken können schwerlich anders als durch Denken, d. h. durch gebildetes Denken, erkannt werden. Schon die Thatsachen selbst sind von dem Historiker doch meist nur durch geistige Operationen herzustellen. Sie sind nichts Materielles, Handgreifliches, sondern ein Geistiges, Ideelles. Kritik und Combination sind zu ihrer Ermittelung nothwendig. Nicht sie selbst sind das Bedeutende, sondern Das, was an ihnen geistig ist, ihr Zusammenhang mit andern Thatsachen, mit dem Ganzen eines Verlaufs, einer Periode, einer geistigen Weltentwickelung. Napoleon ist in Corsika geboren, hat sich vom Souslieutenant zum Kaiserthrone emporgeschwungen, zahllose Siege erfochten, ist bei Leipzig und Waterloo geschlagen, auf Helena gestorben. Das sind Thatsachen, freilich! Aber diese Thatsachen erhalten für uns erst Bedeutung, wenn wir ihren Zusammenhang, ihren Sinn, ihr Wesen, ihre Bedeutung im Ganzen begreifen, wenn wir eine Anschauung von Dem gewinnen, was Napoleon gewesen, was er gewollt und welches die Bedingungen seiner Erscheinung und seiner Thaten gewesen sind. Das sind freilich wieder Gedanken — Schlosser mag sie immerhin „opiniones," „Meinungen," „subjective Ansichten" oder wie er sonst will, nennen — und bekennen, daß er selbst auf die seinigen, die er doch „geprüfte und gereifte" nennt und zu nennen ein Recht hat, keinen Werth lege. Er wird uns Andern dagegen erlauben, daß wir grade umgekehrt auf die „Ansichten," welche aus der Kenntniß der „Thatsachen" gewonnen werden, den alleinigen Werth legen und daß wir, abgesehen von ihnen, für die ganze

Historie keinen Strohhalm geben. Er wird uns ferner das Geständniß erlauben, daß nach unserer Ansicht ein Mensch alle Thatsachen der Geschichte im Gedächtniß haben kann, ohne darum etwas von Geschichte zu wissen oder, wie es der Sprachgebrauch sehr bedeutsam ausdrückt, Geschichte zu verstehen. Schlosser's Ansicht, wie wir sie ihn selbst haben aussprechen lassen, ist in Wahrheit baarer Materialismus, ist Unphilosophie, ist die Hinwegleugnung jeder in der Geschichte ausgesprochenen, erkennbaren Wahrheit selbst. „Subjectiv" wird freilich diese Wahrheit immer sein, nämlich insofern eben das Objective, die Wahrheit, nur vom Einzelnen, vom Subjecte, erkannt werden kann.

Zum Glück ist indessen die praktische Durchführung einer solchen historischen Betrachtungsweise eine Unmöglichkeit. Die Beweise liefert Schlosser selbst auf fast allen Blättern seiner Werke. Theoretisch, in Vorreden, mag er wohl sagen, daß er auf „seine Ansichten keinen Werth legt." Praktisch aber verfährt er bekanntlich nicht säuberlich mit Denen, deren „Ansichten" von den seinigen verschieden sind. Und doch müßte die folgerechte Anwendung seines Princips zum alleroffenbarsten Quietismus, zur historischen Toleranz gegen alle und jede „historische Ansicht" führen. Denn wenn Schlosser, wie er sagt, „recht gut weiß, daß jedes Ding zwei Seiten hat," und daß er „oft in der ersten Ausgabe seiner Geschichte des 18ten Jahrhunderts die eine, in der zweiten, weil er seinen Irrthum in 23 Jahren kennen gelernt, die andere ergriffen hat,"*) wer steht uns dafür, daß er nicht, lebte er noch (was wir herzlich wünschen) 23 Jahre, wieder zu der ersten zurückkehrte? Mit dieser „Zweiseitigkeit" aller Dinge ist es bekanntlich ein eigen Ding, und wenn Schlosser die Philosophie etwas weniger verachtet hätte, so würde er wissen, daß die wahre Betrachtung der Dinge nicht blos die zwei Seiten, sondern auch — um im Bilde zu bleiben — Das, was zwischen den Seiten liegt, das dritte Ganze, das „Ding" selbst, in's Auge zu fassen und zu erkennen hat. Denn eben nur dadurch kann sie zu dem Kerne der „Dinge" gelangen.

Es ist verwunderlich zu sehen, wie sich der Historiker durch diese seine Theorie von den „zwei Seiten" jedes Dinges gegen alle Angriffe gedeckt zu haben glaubt. In der Vorrede zum neuesten Bande seiner Geschichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts sagt er zum Schlusse (pag. XVI), nichts sei lächerlicher „als Kritteln und Schimpfen über einen historischen Schriftsteller, der nur eine gewisse Seite seines Gegenstandes auffaßt. Man darf ja den

*) S. Vorrede zur Geschichte des 18. Jahrh. Bd. III, 2. p. X. Bd. V, p. XII.

Gegenstand nur von der entgegengesetzten darstellen, die Nation wird Richter sein" u. s. f. Es ist damit ebenso beschaffen, wie mit einer andern Verwahrung, der wir in seinen Vorreden zum öftern begegnen. Da es ihm nämlich denn doch begegnet, daß er als Historiker in den Fall kommt, hier und da allgemeine Sätze aussprechen zu müssen, so hält er es für nöthig, seine Leser ausdrücklich zu verwarnen, „gelegentliche allgemeine Aussprüche zu absolut (!) zu nehmen" (Bd. III, p. V). „Man lese (sagt er ebendaselbst p. VIII) nur recht aufmerksam oder zweimal, oder im ganzen Zusammenhange, die Beschränkung oder Bestimmung findet man gewiß, und für Kinder, übelwollende oder zerstreute Leser ist sein Buch nicht." Er führt dabei auch seine Urtheile über Genz an, aber der „aufmerksame Leser" soll noch gefunden werden, der zu seinen verdammenden Urtheilen über diesen Diplomaten die „Beschränkung" findet. Bei Lichte betrachtet ist auch jene Bemerkung nichts Anderes, als das Geständniß eines gutmüthigen sanguinischen Polterers, der sich bewußt ist, daß der scheltende Ausdruck zuweilen mit ihm durchgeht. Hält er es doch sogar für möglich, daß ein Historiker mit seiner Darstellung „unbedingt Allen gefallen könne," wenn er nur „darnach schreiben" wolle.

Fragen wir nach dem Grunde dieser historischen Weltanschauung Schlosser's, so werden wir denselben in seiner religiösen und theologischen Weltanschauung finden. Schlosser ist, wie er selbst sagt, „vom Hause aus Theologe" und hat sein Leben lang „eifrig Theologie studirt" (Vorrede zum 5. Bande der Weltgeschichte für das deutsche Volk p. VI). Was Wunder also, wenn sein ganzer Standpunkt der theologische auch für die historische Betrachtung sein wird? Zwar scheidet er Christenthum und Historie so streng von einander, daß er selbst die „Geschichte der christlichen Lehre", die doch in einer für das „christliche" deutsche Volk bestimmten Geschichte als ein unzweifelhaftes Erforderniß anzusehen sein dürfte, von derselben ausgeschlossen hat, aus dem sehr naiven Grunde, „weil das Urtheil über Dogmen nicht in die Weltgeschichte gehört." Doch lassen wir dieses wunderliche quod erat demonstrandum bei Seite. Wichtiger ist eine andere Stelle derselben Vorrede für die Aufzeigung des Kerns der Weltanschauung unsers Historikers. Er redet (p. XIII) von den Wohlthaten, welche das Christenthum der Menschheit des Mittelalters gebracht und gesteht, daß „diese Wohlthaten und die Poesie, Künste und Civilisation des Mittelalters allerdings von der Europäischen Menschheit während und durch die Kreuzzüge theuer erkauft wurden. Denn der eine Theil der Menschheit ward aufgerieben, der andere gleich Thieren zum Werkzeuge des Adels und der Pfaffen gemacht; aber (fährt er fort) wann war das je anders? Wir Menschen (schließt er) würden den

Weg nicht wählen dürfen, den die Vorsehung wählte. Wir seufzen, aber wir erkennen in Demuth, was auch gegenwärtig den Polen, Spanier und Italiener tröstet, daß des Menschen Wege nicht Gottes Wege sind, oder mit andern Worten, daß die Wege des Herrn wunderbar (d. h. mit aller menschlichen Vernunft im Widerspruche) und seine Rathschlüsse unerforschlich sind. Dies hindert aber nicht, daß sie Jeder, der Erfahrung hat, um so mehr im Glauben verehrt, je weiser er ist."

Hier haben wir den Mittelpunkt, von welchem alle die früher besprochenen Ansichten unseres Historikers wie die Radien aus ihrem Fokus ausgehen. Die Erde ist ein Jammerthal, ist es zu allen Zeiten gewesen und wird es auch für alle Zeiten bleiben! Dies ist der erste Trost, welchen ein so langjähriges Studium der Geschichte mit seinem „wenn war das je anders?" vor uns als Frucht seines Forschens und Mühens hinstellt. Der zweite ist der biblische, daß des Herrn Wege wunderbar und seine Rathschlüsse (in unserm Fall: die ganze Vernunft der Historie) unerforschlich sind. Von dieser Ueberzeugung aus ist es allerdings keine Kunst, auf Objectivität und objective Wahrheit zu verzichten. Aber wenn man jenen biblischen Ausspruch auch für die zukünftige Geschichte zugeben mag, sollte er denn in der That damit zugleich auch auf die vergangene anwendbar sein. Liegen nicht eben in dieser die „wunderbaren Wege und Rathschlüsse Gottes" vor uns offen? Und kann das gesammte Studium der Geschichte eine andere Bedeutung, einen andern Werth und eine andere Würde haben, als die, daß uns dasselbe diese wunderbaren Wege und Rathschlüsse Gottes, oder, um weniger biblisch zu reden, das Walten der ewigen Vernunft in dem Leben der Menschheit inmitten seiner tausend Zufälligkeiten, das Bleibende und sich Entwickelnde im Vergänglichen und Flüchtigen erkennen und begreifen lehrt? Schlosser sagt: Die Unerforschbarkeit der göttlichen Rathschlüsse hindere mit nichten, daß sie nicht Jeder um so mehr im Glauben verehre, je weiser er sei. Wie ist das zu reimen? Was absolut unerforschlich ist, kann eben nur geglaubt werden, was nützt da die Weisheit? Hängt aber diese Verehrung des Unerforschlichen von der „Weisheit", d. h. von der Einsicht ab, so kann das doch nur den Sinn haben, daß das „Unerforschliche" mehr oder minder begreiflich, erforschbar ist; ein Widerspruch, der freilich für den theologischen Standpunkt keiner ist, für den es bekanntlich auch ein hölzernes Eisen gibt.

Aber auch hier bleibt sich Schlosser bei seinem immer wieder durchbrechenden gesunden Sinne nicht consequent, denn kaum eine Seite weiter finden wir ganz unbefangen den Satz ausgesprochen, „daß der Gang der Ent-

wickelung des menschlichen Geistes in der Literatur zugleich eine Offenbarung des göttlichen Geistes ist." Was kann man mehr verlangen? Nichts als daß uns der Historiker gestattet, ihm bemerklich zu machen, daß er mit diesem Ausspruche seinen ersten über den Haufen wirft. Dies ist so klar, daß wir darüber kaum noch ein Wort zu verlieren brauchen, und wenn er sich mit seiner Behauptung der Unbegreifbarkeit des in der Geschichte sich offenbarenden Geistes hinter den Bibelspruch zurückzieht, so durfte er nicht vergessen, daß dieselbe Bibel uns zugleich die Erkennbarkeit Gottes aus seinen Werken predigt, also „daß selbst die Heiden keine Entschuldigung haben."

Wir möchten ungern zu Denen gezählt sein, von welchen der Verfasser der Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts sagt, daß sie ihm „sein greises Haupt waschen werden", weil sein Urtheil nicht mit dem ihrigen übereinstimmt. Wir verehren in Schlosser allerdings noch mehr als sein Alter, auf welches er, — wie uns dünkt zu oft und allzuviel Gewicht legt. Das Alter ist ehrwürdig, aber ein Historiker von 70 Jahren steht um der Jahre allein noch nicht über dem vierzigjährigen. Gott selbst ist nach der Bibel nicht als siebzigjähriger, sondern als dreißigjähriger aufgetreten und ein Mann, der auch alt geworden ist, und dieser Mann war Goethe, — bekannte seinem Eckermann: „Es sei nicht wahr, daß man nach dem vierzigsten Jahre noch beträchtlich klüger werde. Man habe vielmehr große Noth, sich im Alter nur so klug zu erhalten, als man in der Jugend gewesen." —

Was aber die schwankende Stellung anlangt, in welche Schlosser durch seine Weltanschauung zu den Ereignissen und Bewegungen der Gegenwart geräth, so ist sie einerseits, wie wir gezeigt zu haben glauben, eine nothwendige Folge jener theologischen Ableugnung der Erkennbarkeit aller objectiven Wahrheit überhaupt. Andererseits aber hat dieselbe auch noch einen andern ethischen Erklärungsgrund. Und dieser liegt eben in dem durch das Alter selbst und durch die Genesis des ganzen Mannes bedingten Verhältnisse zu den Dingen der Gegenwart. Schlosser hat auch darüber ein Bewußtsein, und er spricht es einmal in rührend offener Weise aus. „In dem Alter, in welchem der Verfasser sich befindet (sagt er in der Vorrede zur ersten Abtheilung des dritten Bandes seiner Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts) kann die Schriftstellerei keinen andern Zweck mehr haben, als der Welt nach Kräften aus dem Cabinet zu nützen und sich selbst geistig zu beschäftigen. Ruhm und jedes irdische Streben erscheinen nahe am Ziele, wo die Kürze und Nichtigkeit des menschlichen Lebens dem denkenden Manne täglich vor Augen schweben, in ihrer ganzen Leerheit. Die beiden genann-

ten Zwecke konnte der Verfasser aber, ohne irgend einen Anstoß zu geben, durch die Behandlung der Geschichte des 15. Jahrhunderts erreichen; bei der Geschichte des 18. ist dies unmöglich. Eine mächtige Reaction hat in politischen und religiösen Dingen einen solchen Conflict hervorgebracht, daß nur Extreme allein mehr geltend gemacht werden können und nur Entschiedenheit noch durchdringen kann. Ein alter Mann aber scheut alle Extreme." — Lassen wir Jüngern uns diesen Ausspruch des würdigen und tapfern Greises eine Aufmunterung zur „Entschiedenheit" sein!

Adolf Stahr.

Die Kornfrage in Tyrol.

Es ist ungefähr ein Jahr her, daß die Augsburger allgemeine Zeitung einen Aufsatz „von der Donau" brachte, der über die gegenwärtige Cerealkrise in Europa mit nächster Beziehung auf Oesterreich sich ausließ. Der halbamtliche Verfasser gab sich Mühe zu zeigen, nicht daß wir Theurung der Lebensmittel — wie er meinte auf 8 Monate — wirklich haben — dies gestand er als eine Thatsache zu; auch nicht daß Hilfe erwünscht und wohlthätig wäre, sondern daß die Staatsverwaltung sie nicht schaffen könne und nicht solle. Die Behauptung mochte dem Redner wohl selbst etwas sonderbar dünken; aber was muß man nicht Alles von Amtswegen thun. Er löste seine Aufgabe so gut es nur möglich gewesen, und seine erkünstelte Beruhigung steckte so an, daß unsere Staatsverwalter bisher auch ruhig waren. Zeigte der Mann doch, daß die Theurung oder Cerealkrise! nur „opinelle" Gründe habe, wider welche ein Einwirken der Regierung nichts fruchten, sondern nur schaden könne, weil allgemeine, die naturgemäße Entwickelung des Verkehrs hemmende Maßregeln bedenklich, ja gefährlich seien; sagte er doch überzeugend „Erkünstelte Ursachen, welchen man eine „Verstärkung der Ungunst der Verhältnisse zuschreiben könnte, bestehen bei „uns keine; der Getreidehandel ist ein freies Gewerbe, jeder kann kaufen, „und verkaufen, wann und wo er will." Das ist allerdings eine treffliche Freiheit für solche, die Geld haben. Darauf aber und daß im November v. J. die Verzweigungen der großen europäischen Geldkrise, welche ebenfalls auf die Getreidepreise erhöhend wirkt und den Verkehr beschränkt, von unserm Staate möglichst ferne blieben, läßt sich doch kaum der Satz gründen, daß in dieser Richtung der Staatsverwaltung nichts mehr zu thun übrig sei. Grade in dem Punkte der weiter gesponnenen Behauptung jenes Artikels, daß der Getreideeinfuhrzoll höchst gering und dessen Aufhebung ohne Nutzen für den Unterthan und nur mit Einbuße für die Staatskasse verbunden wäre, liegt für uns in den jetzigen Umständen der Vorwurf zu einer

nähern Erwägung. Wir stehen hier in Tyrol freilich nicht auf derselben Stufe wie der Wiener Correspondent an der Donau; aber wir fühlen zunächst, wo uns der Schuh drückt, und da grade der Getreideeinfuhrzoll der Stein ist, auf den wir treten, so entfährt uns unwillkürlich ein Wehruf. Die Ausbeute der Ernte war heuer weniger befriedigend als im verflossenen Jahre. Nicht nur die Menge aller Körner zeigte sich niederer, auch die im Jahre 1845 noch sehr wirksame Aushilfe der Kartoffeln ist durch die Fäule größtentheils entzogen, zumeist in Vorarlberg und im Innthal. Dies wird nicht blos im Winter hart empfunden werden, sondern vorzüglich im Frühjahr, wenn der Acker wieder zu bestellen ist. Es fehlt an Nahrung und an Samen, wenn auch Getreide eingeführt wird. Jährlich bedarf Tyrol bei 600,000 Wiener Metzen, weil es auch in den besten Fruchtjahren wenigstens ein Fünftheil zu wenig für den eigenen Bedarf erzeugt und daher forthin vom kornreichen Ausland abhängig ist. Kaum dürfte zu hoffen sein, daß bei der allgemeinen Nachfrage um Getreide in ganz Europa die Einfuhr in unser Land steigen werde. An den dermaligen Preisen und an ihrem fortwährenden Wachsen bietet sich kein günstiges Prognosticum. Wir sehen vielmehr zahlreiche Getreidefuhren nach der Schweiz und Schwaben gehen; bei uns kauft die Gewinnsucht was vorräthig ist zusammen, und sendet es entweder auswärts oder hält es zur Preissteigerung zurück. Zwar hat eine so eben bekannt gewordene Regierungsverordnung die Ausfuhrzölle von Getreide, Hülsenfrüchten und Mehlerzeugnissen längs der tyrolisch-vorarlbergischen Grenze gegen die Schweiz erhöht, und wir sind dieser Verfügung froh, mag sie auch nicht uns zu lieb, sondern den unruhigen Schweizern zu leid ergangen sein. Aber ungeachtet Baiern und die andern deutschen Nachbarstaaten die Getreideausfuhr zu uns sperrten, so ist von unserer Seite die Zufuhr dorthin noch ferner offen, und die Fremden sind besser daran denn wir, weil sie keinen Einfuhrzoll zahlen, und doppelt besser, weil sie kein ständischer Getreideaufschlag bedrängt. Wir aber haben beide zu tragen. Der amtliche Wohlredner an der Donau belehrt uns zwar, daß der Nachlaß des Einfuhrzolls uns nicht fromme und nur der Staatskasse schade; gut, wir geben uns damit zufrieden. Aber der heimathliche Einfuhrzoll für den sogenannten Approvisionirungsfond zu 6 Kreuzer R. W. vom halben Metzen — warum wird er im Angesichte der steigenden Theurung noch fortbezogen? Wir wissen gar wohl, welchen guten Zweck man anfänglich mit diesem Fond im Auge hatte; er sollte Tyrol fortwährend gegen drückenden Mangel an Lebensmitteln sicher stellen — daher sein Namen. Schon im Jahre 1804 gab der Kaiser auf den Antrag der Stände die Be-

willigung zur Gründung, und genehmigte, daß je zwei Kreuzer vom Halbmetzen als Eingangsgebühr behoben und mit dem Ertrag ein stets in Bereitschaft zu haltender Getreidevorrath von 140,000 Metzen angeschafft werde. Im Jahre 1817 kam der Plan zur Ausführung, doch ohne die wirkliche Magazinirung; das Geld sollte für den eintretenden Nothfall fruchtbringend ausgelegt werden. Die ansehnliche Menge desselben und weil die Vorsehung das Land auch ohne den Fond genug haben ließ, brachte die Stände auf allerlei anderweitige Ideen der Verwendung, nicht ohne Beifall und Nutzen für Viele. Vor einiger Zeit aber kam die Landschaft ins Gedränge; in Wien wollte man diesen Zwischenzoll mit den allgemeinen Grundsätzen nicht mehr für verträglich ansehen. Nur die Betrachtung, daß die Tyroler durch die Anlegung von Eisenbahnen rings um ihre Berge mit dem Durchzugshandel ganz auf's Trockene kommen und schwierig werden müßten, bewirkte das gnädige Zugeständniß, den Zoll fürder erheben und zur Verbesserung ihrer Straßen anwenden zu dürfen. Es war dies doch eine Beruhigung für die Stände und eine kluge Schonung der Finanzen des Staates, welche desto ausgiebiger für die großartigen Eisenbahnen in Verwendung kommen könnten, während die Tyroler die Straßen zur Rettung ihrer Existenz bauten. Die Väter des Landes durften zur Beschwichtigung ihrer Eifersucht unter sich eins werden, wie viel auf zehn Jahre im Süden und im Norden auf Straßen aus dem Getreidefond gewonnen werden soll. Die verglichenen Summen werden der Landesregierung zur Verfügung gestellt, welche sie mit Hülfe der eben nicht im hohen Ansehen stehenden Bautechnik und Oekonomie der Oberbaubehörde verausgabt. Diese Dinge sind nicht neu im Lande; es weiß sie so ziemlich Jedermann, und man hat bei uns der zähen Geduld so viel und so nachhaltig, daß dagegen keine Stimme laut wird. Doch nun — in nächster Nähe großer Theurung aller Lebensmittel, bei der wenigen Gelegenheit zum Erwerb, besonders in einigen entlegenern Gegenden — fangen hier und da die Augen klarer zu sehen an und die Fragen machen sich vernehmlich: ob es nicht an der Zeit wäre, den Getreideaufschlag einstweilen aufzulassen, da der Arme, den er zunächst trifft, am Korn mehr als genug zu zahlen habe; ob die vorräthigen Summen nicht zur Unterstützung der dürftigsten Gemeinden hergenommen werden sollten; ob man nicht auf Bereithaltung von Samenvorräthen für das Frühjahr bedacht sein sollte? Uns scheinen solche Fragen nicht unbescheiden und nicht ohne guten Grund zu sein. Sie dürften sich ungefähr in die Klasse jener speciellen Verfügungen reihen, von welchen der Cerealkritiker an der Donau am Schlusse seiner Darstellung spricht. Wir glauben mit ihm an die Einsicht, den Willen

und die Macht unserer Staatsverwaltung und zwar um so lieber, als sie ihre Einnahmsquellen nach seinem Gutachten nicht irgend einer unrichtig berechneten Maßregel zur Hebung der Theuerung bis jetzt aufgeopfert hat, und daß sie in Tyrol helfen kann, ohne aus den öffentlichen Kassen zu nehmen. Wir bewerben uns nur um die Gunst, die Gelder des Getreidefonds, den wir selbst schufen und füllten, nach der ursprünglichen von dem höchstseligen Kaiser Franz gebilligten Bestimmung aufwenden zu dürfen; auch wünschen wir wenigstens die zeitliche Einstellung des ständischen Getreideaufschlages.*)

⊙

*) Wir müssen bemerken, daß dieser Artikel uns auf einem Umweg zukam und daher etwas verspätet erscheint. D. Red.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

Jeremiaden eines Lebemanns.

Ueber neue Theaterstücke und dergleichen wird Ihnen bereits geschrieben und sonst weiß man nichts Neues. Die Stadt ist noch so unbehaglich wie sie war. Eis und Schnee bleiben noch wie sonst den ganzen Winter in den Straßen liegen, und wenn man aus der Hausthür tretend einen Augenblick die Polizei vergißt, so ist man in Gefahr. Denn es ist noch immer ein Verbrechen, eine Cigarre in freier Luft zu rauchen. Dies ist wirklich eins der Symptome von der tiefen Unbehaglichkeit, welche Einen hier peinigt. Etwas so Unwichtiges streng zu verbieten, heißt die ohnedies übergeschäftige Kritik herausfordern. Mit dieser lästigen Polizeimaßregel ist Berlin einzig in Europa. Im Oriente würde man sie gar nicht verstehen, in Paris und London würde man Mühe haben, solch eine zwecklose Beschränkung der persönlichen Freiheit zu begreifen, sogar in Wien läßt man Jedermann rauchen. Spotten Sie nicht, die Sache ist wichtiger als sie auf den ersten Anblick zu sein scheint, denn sie ist wirklich ein Symptom. In diesen Tagen besuchte ich einen steinreichen Millionair, den ich in Hamburg kennen gelernt und der sich hierher gewendet hatte, um sich hier häuslich niederzulassen. Ich fand ihn mit Einpacken beschäftigt, er hatte seinen Vorsatz geändert, er wollte wieder fort. Warum? „Man hat mich falsch berichtet", sagte er, „ich halt's hier nicht aus. Man hat mir zum Beispiel den Witz erzählt, es hätte sich neulich ein Gensdarm im Thiergarten erhenkt, weil er der gesetzwidrigen Raucher, die Legio geworden, nicht mehr Herr werden könne, und das Rauchen sei nun factisch zugestanden. Das ist nicht wahr, der Gensdarm hat sich nicht erhenkt, er hat mich seit acht Tagen jeden Tag fast zum Staatsverbrecher gemacht, weil ich gedankenlos immer bei meiner Promenade geraucht, er hat mich auf die Polizei citirt, als hätte ich gar nichts mehr zu thun, als hinüberzulaufen, mich verhören zu lassen und Strafe zu zahlen, Dinge, welche mir in meinem Leben

nicht vorgekommen sind und mir den Aufenthalt hier verleiden. Ich habe mich geirrt in meinem Kalkul, als ich mir unter den vaterländischen Hauptstädten diese hier zum Wohnorte erwählt. Die andern waren mir außer Wien zu klein und in den Mitteln der Unterhaltung und Anregung zu dürftig, und vor Wien fürchte ich mich wegen des steinalten Repertoirs im Burgtheater und wegen des absoluten Regierungssystems, das doch für einen verwöhnten Menschen heutiger Zeit unberechenbare Entbehrungen mit sich bringt. Berlin aber wurde mir immer als die Capitale der Intelligenz genannt. Ich finde die Capitale nicht, und die Intelligenz muß ich mir in Privatbekanntschaften suchen, was ich in der ganzen Welt thun kann. Die Zeitungen zum Beispiel sind hier weniger intelligent als im übrigen Deutschland und sind von einem Format oder einem Druckpapier, das ich nicht mit Bequemlichkeit gebrauchen und verwerthen kann. Die Politik in denselben ist für mich ungenügend und die Kritik unausstehlich. Vor allen Dingen so schlecht geschrieben, als ob wir noch zu Ramler's Zeiten lebten, ganz und gar bockfteif und ledern, herzlos und bis zur Lächerlichkeit anmaßend. Da ich nun also doch die Augsburger Allgemeine Zeitung wieder lesen muß, um nicht aus fruchtbarer Gegend des Geistes in eine Steppe versetzt zu bleiben, so will ich der Allgemeinen doch wenigstens näher sein. Und was hab' ich denn übrigens für eine Entschädigung, was gewährt mir denn die große Stadt? Den Tag über reite ich und fahre ich und gehe ich spazieren. Was ist das hier für ein Vergnügen? Vor dem einen Thore ein englisirtes Wäldchen und übrigens reizlose, sandige Gegend. Den Tag über bin ich doch also in Dresden, in Wien besser daran. Und Abends? Sie wissen, ich bin seit sechs Jahren national, ich will also in's deutsche Schauspiel gehen. Wenn dort etwas wirklich gefällt, was freilich selten genug vorkommt, so ist kein Billet zu haben, und für gewöhnlich ist mir ein Billet nichts werth. Geist und höheres Leben ist nicht zu spüren, Damen fehlen in dem Personale fast gänzlich, Invaliden bilden die Mehrzahl, die wenigen Talente sind für das Lustspiel, und an Lustspielen fehlt es der Literatur, weil die satyrische Benutzung der Gegenwart, die Seele des Lustspiels, nicht erlaubt wird, weil das Publicum verdorben und nur für grobe Dinge dankbar ist. So komme ich alle vier Wochen einmal in's Schauspielhaus, und wenn ich meinem Grundsatze untreu werde und in die französische Komödie gehe, so ärgere ich mich, daß solch eine französische Truppe zweiter oder gar dritter Klasse besser Komödie spielt und in einer Mlle. Rabut, selbst in einem Mr. Fechter größere und feinere Talente hat, als das erste Theater unserer „Capitale". Ich sage mir ärgerlich, daß wir diese Talente gewiß auch hätten, auch unter den jetzt vorhandenen, wenn eine geistige Leitung oben und ein geschultes Publicum unten vorhanden und nicht unser bester Schauspieler genöthigt wäre, im Handwerkstreiben zu erlahmen. Verirr' ich mich nun einmal in Oper und Ballet, so find' ich dies gerühmte Corps de Ballet, meist aus Hopfenstangen-Figuren bestehend, ungraziös und die meisten Sänger der Oper unter der Mittelmäßigkeit, so daß mir die Prätension des prächtigen Hauses ein prickelndes Mißbehagen erweckt. Fahre ich in die Königsstadt hinüber — deren deutsche Komödie gar nicht anzusehen ist — um die Italiener zu hören, so finde ich ein leeres Haus, und die etwas garstige aber recht brave Fodor, der junge Tenor und der etwas zu alte aber sehr

muntere Buffo erscheinen mir wie in der Wüste und das für diesen artigen Klingklang nöthige Behagen stellt sich nicht ein. Was soll ich also hier? Es fehlt das Ensemble einer großen Hauptstadt. In öffentlicher Schrift, in politischen Dingen muß ich doch auch resigniren, und das Ende vom Liede wird sein, daß ich doch mit all meinem Patriotismus wieder nach Paris gejagt werde, weil uns eine gedeihlich concentrirende und mit großem Sinn Großes befördernde Centralisation doch immer noch fehlt!"

Der Mann hat mich mit seinen Uebertreibungen doch so verstimmt, daß ich meine Mittheilungen für ein anderes Mal aufsparen muß, um sie nicht anstecken zu lassen.

S.

2.

Die Krakauer Zollschranken. — Der Communistenproceß. — Bildungsstufe der Handwerker. — Klein. — Herr von Küstner und Graf Lucchesini.

Die Krakauer Angelegenheit, eine für den Handel so wichtige Sache, scheint sich für die preußische Kaufmannschaft nicht günstig gestalten zu wollen; vielmehr wird die Letztere vermuthlich die Folgen einer diplomatischen Negociation tragen müssen, welche von vorzugsweise nur mit militairischen Operationen bekannten Vergeführt wurde. Nur ein starrer Borussomane kann es dem österreichischen Cabinette verdenken, daß es nicht wesentliche Vortheile aufgeben will, um einen auf der andern Seite gemachten Fehler zu verbessern. Gewiß werde ich nicht das Absperrungs-System billigen, das Oesterreich dem gesammten Handel entgegenstellt, allein hält es einmal an einem System fest und will es dasselbe nicht ändern, so darf man wenigstens im Einzelnen, isolirt nicht tadeln wollen, daß es diesem System nicht selber ein Loch schlagen mag.

Von den „Communisten", die hier durch die Polizei aufgehoben wurden, sind die Meisten, unter ihnen der Candidat Behrend, bereits wieder freigelassen. Einige werden indeß vermuthlich nicht ohne Strafe davonkommen, denn die Voruntersuchungen, auf welche die Anklage des Staats-Anwalts vor der Gerichts-Deputation sich stützen wird, sollen sehr gravirende Thatsachen ergeben, und mehrere der Verhafteten aus ihren entschieden radikalen Gesinnungen gar kein Hehl machen. Merkwürdig ist es, wie der Trieb nach geistiger Bildung, ja der Besitz einer solchen tiefer und tiefer in die arbeitenden Klassen der Gesellschaft dringt. Bei den Handwerkern, die hier und an anderen Orten (z. B. in Magdeburg) mit dem aufgehobenen Vereine in Verbindung standen, fand man werthvolle Bibliotheken, und die Besitzer derselben lesen nicht nur, nein, Meister und Gesellen verstehen die wissenschaftlichen Schätze älterer und neuerer Zeit, urtheilen darüber mit Sicherheit und sprechen die aufgenommenen Ansichten und Gesinnungen mit Klarheit und Ueberzeugung aus. Sie finden, nach zehn- und zwölfstündiger täglicher Arbeit in ihrem Handwerk, Erholung bei den Büchern, bei ernsten, wissenschaftlichen Büchern! Jetzt können es freilich im Allgemeinen nur noch unreife Unternehmungen sein, die im Schooße dieses Standes zu allgemeinen politischen oder socialisirenden Zwecken entstehen, denn die Masse, auf welche die Einzelnen rechnen, bildet sich erst langsam und allmälig. Auch mögen wohl die Ideale noch

selber meist Gährungen sein, die ihre Klärung erst erwarten. Aber in der Arbeits-Energie, der Bildungs-Freudigkeit, den reinen, ehrlichen Zwecken dieses Standes liegen die Keime der Zukunft.

Klein ist von Paris zurückgekehrt und wurde durch das Verbot seines Trauerspiels „Zenobia" nach einmaliger Aufführung und seines Lustspiels „die Herzogin" vor jeglicher Aufführung nicht angenehm bewillkommnet.

Vor Kurzem hieß es, Herr v. Küstner habe eine Cabinets-Ordre erhalten, welche ihn in seinem Amte für die Zukunft neu bestätige. Allein diese letztere Behauptung soll ein Lesefehler gewesen sein. Vielmehr lautete die Ordre dahin: Küstner sei (nicht: bleibe!) Intendant und daher für alles Vorkommende verantwortlich. Es steht jedenfalls fest, daß ein Intendant gesucht wird. Gegenwärtig heißt es, man habe das Augenmerk auf den Grafen Lucchesini geworfen. Der Graf ist ein feiner, gebildeter, liebenswürdiger Cavalier. Gleichzeitig heißt es, daß man Eduard Devrient von Dresden als technischen Director des Schauspiels herberufen will.

Pf.

3.

Jeremiaden ernster Natur.

Das schon vor seiner Vollendung verfolgte Buch: Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwickelung, von Friedrich Saß. (Leipzig. Julius Koffka 1846.) ist erschienen. Der Verfasser hat sich zunächst den ethischen Gesichtspunkt für sein Werk gewählt und wo er auf politische Verhältnisse kam, dieselben nebenher behandelt. Er ist uns zu lange als Publicist und als eifriger Beobachter des Lebens bekannt, als daß wir nicht mit gespannten Erwartungen an seine über 21 Bogen starke Schrift hätten gehen sollen. Wenn er in der Vorrede sagt: Jeder prüfe sich, ob die Lectüre dieser Schrift einen Totaleindruck hervorbringt, so können wir ihm antworten: Wir haben denselben empfunden, aber einen trüben melancholischen Eindruck, wie ihn verwesende, sich zersetzende gesellschaftliche Zustände hervorbringen. Wer wie Schreiber dieses fast ein Drittheil seines Lebens in Berlin zugebracht hat und sich nicht allein in festgegründeten Familienverhältnissen, sondern auch in den verschiedenartigsten Kreisen bewegt, darf sich einen competenten Richter des vorliegenden Buches nennen, er darf entscheiden, ob wir es mit Trug oder Wahrheit zu thun haben und er muß leider eingestehen, er hat die Wahrheit gefunden. Und es ist vielleicht nicht das geringste Verdienst des Verfassers, dieselbe gesagt zu haben, wie es eine glückliche Naturgabe genannt werden muß, das Wahre so mit scharfem Blick gesehen zu haben! Wir müssen mit Friedrich Saß übereinstimmen, wenn nicht immer in Einzelnheiten und manchen Folgerungen, die Jeder nach seiner Subjectivität zieht; so doch in der kräftigen Auseinandersetzung der Thatsachen, die schon lange die sittlichen und finanziellen Zustände Berlins untergraben. Sieben große Abtheilungen machen den Inhalt aus. Wohnungen. Hier werden wir in die Situationen des Proletariats, mit seinen Familienhäusern, seiner Schlafstellenwirthschaft, seinem Branntwein und der Prostitution geführt. Demnächst folgen die Charakteristiken der meublirten Stuben und der Familienwohnungen. Unter der Rubrik: Häuserschwindel

läßt uns der Verfasser einen Blick thun in die endlosen verwickelten Betrügereien einer zahlreichen Klasse des Berliner Mittelstandes. Das Unwesen mit den gedruckten, namentlich den vom Justizcommissarius Furbach redigirten Miethscontracten (die übrigens schon in der Monatsschrift für Recht und Gericht, dem Publicisten und der Stafette ihre gebührende Würdigung erfahren haben) brandmarkt der Autor mit der nöthigen Schärfe, wenn schon wir hinzufügen müssen, daß sich in der Praxis Manches milder stellt, als in dieser abschreckenden Theorie, die Friedrich Saß ausspricht: „Jedes Haus ist im Belagerungszustand, der Hauseigenthümer kämpft gegen den Vermiether, der Vermiether gegen den Bewohner einer meublirten Stube und den Inlieger einer elenden Schlafstelle. Die gegenseitige Plünderung ist hier ganz unverholen ausgesprochen und zum Princip erhoben, die Consequenzen unseres gesellschaftlichen Lebens treten hier ganz unverholen auf, und man kann sich, wenn man Alles überlegt, nur noch darüber wundern, daß diese schreckliche Wirthschaft noch immer zusammenhält und daß das Bischen Glanz auf ihrer Höhe und Oberfläche sich noch allzuoft einbildet, sie beherrschen und regeln zu können."

Unter der Rubrik: Conditoreien, schildert Saß nicht ohne Gewandtheit, zunächst die verschiedenen Locale, nebst den sich in ihnen versammelnden Cotterien, dann aber verschiedene literarische Elemente, unter denen wir die Namen: Eduard Meyen, Ludwig Buhl, Werner der Einzige, Klein, Theodor Mügge, Rutenberg, Carl Beck nennen. Mit scharfen Streiflichtern werden die leeren Anmaßungen gewisser privilegirter Kasten beleuchtet und die Conditoreien zuletzt nichts als ein Surrogat des freieren öffentlichen Lebens genannt: „Sie sind eben die einzigen Orte, in denen das blasirte Berlin den Schein eines öffentlichen Lebens zeigt und in denen sich die verwickelten Knäuel der Gesellschaft gruppiren."

Allgemeiner in die Interessen des Volkslebens greift der folgende Abschnitt: Oeffentliche Locale. Hier läßt uns das Buch einen tiefen Blick in die Demoralisation der unteren Volksklassen thun und führt den traurigen Beweis, daß wir gleich dem Mangel eines öffentlichen, auch den des Privatlebens zu beklagen haben. Unter dem Abschnitt: Partei und Parteiungen wird uns der literarisch politische Theil des Buches geliefert, reichhaltig und in gedrängter Kürze. Besonders wirksam durch Thatsachen, wie denn das ganze Werk hindurch der Verfasser sich das Räsonnement nur da gestattet, wo es sich aus den Combinationen des Stoffes darbietet. Möge Jeder diesen Abschnitt selber lesen. Bei: Theater, wird eine solche Menge des Neuen, noch Ungedruckten gegeben, daß wir diesen Abschnitt mit vieler Aufmerksamkeit gelesen haben, wenn schon er für die Gesammtheit nicht der wichtigste ist. Triumph der Birchpfeifferei, feile Journalistik, Hr. v. Küstner und seine Satelliten, damit beginnt das Kapitel. Dem Kritiker Rötscher zieht Saß die Hegel'sche Löwenhaut ab und findet, man sollte wirklich etwas Anderes vermuthen, einen Thürnagel darunter. Möge dieser Punkt doch wieder an geeigneter Stelle aufgenommen werden. Dem Professor Gubitz thut der Verfasser Unrecht, wenn er ihm den geringsten Einfluß auf das Publicum zuschreibt. Kein Mensch liest diese deutsch-arabisch geschriebenen Kritiken. Gubitz ist Rococo. In der Musiksphäre nennt sich der Verfasser einen Laien und lehnt die Besprechung von Verhältnissen ab, die kläglich genug sind, doch geht

er nicht an Rellstab vorüber, ohne ihm ein Viaticum zu reichen. Wir bedauern, daß nächstdem Saß die Berliner Malerei und Sculptur nicht herbeigezogen hat, seine scharfe und geistreiche Feder würde ihren Beitrag zur Vernichtung des Schlendrians geliefert haben. Vielleicht der wichtigste mit sichtlicher Vorliebe gearbeitete Theil ist der sechste: Die Arbeit und ihr Lohn. Hier wird der bunte Vorhang von grenzenlosem Elend und den Schauern einer allmälig vor Elend und Hunger zu Grunde gehenden Bevölkerung gezogen. Der Verfasser läßt hier die Zahlen selber reden! Man wird S. 254 u. s. w. die interessantesten Notizen über industrielle Punkte erhalten. Gründlich schlägt Saß die Klasse Derjenigen, welche den englischen und französischen Arbeitern ein unglücklicheres Loos zuschreiben, als unseren Brüdern. Er vergleicht Berliner mit Pariser Arbeitslohn und hat sich von französischen Industriellen, deren Namen er veröffentlicht, die laufenden Löhne mittheilen lassen. S. 268 – 278. Nach Alexander Schneer, einem preußischen Beamten, der citirt wird, wuchert dieses Elend aus der kostbaren Verwaltung und der Militairmacht empor. Der sechs und zwanzigste Preuße ein Beamter. In 30 Friedensjahren 700 Millionen Thaler für Militair verausgabt. Der arme Mann gibt jährlich den zehnten Theil seines Einkommens an den Staat ab.

Wir werden zuletzt in die Gesellschaft geführt. In die höchste? wohl kaum, denn: „Während der kleinste Lieutenant auf die Hoffähigkeit Anspruch hat (er ist hoffähig!), ist sie von dem ganzen großen gelehrten Corpus der Berliner Universität immer nur dem jedesmaligen Rector bewilligt." Es wird uns die Verminderung der Ehen vorgerechnet, die aus den aristokratischen Sehnsüchteleien der Berlinerinnen, ihrer Erziehung und ihrem krampfhaften Kunstsparren hergeleitet werden muß: „Das Visiten- und Vorstellungswesen in Berlin geht leicht bis an die Carricaturen." Trefflich wird S. 330 der Berliner Banquier charakterisirt. Von ihren Frauen und Töchtern heißt es: „Sie sind in diesen Sphären oft so unendlich geistreich, so unendlich gebildet, daß schon Mancher darüber in stille Verzweiflung gerathen." Sein Glaubensbekenntniß spricht am Ende Saß mit den Worten aus: „Ich werde niemals glauben, daß die meisten Menschen mit Sätteln auf dem Rücken und mit Gebiß im Maule geboren werden, andere wenige aber mit Stiefeln und Sporen, damit sie auf Jenen reiten können." —

Gestern eröffnete auch Dr. Prutz seine literar-historischen Vorlesungen im Saale des Hôtel de Russie. Hinter dem Reiter sitzt die schwarze Sorge, sagt Horaz; hinter jedem bezahlten Billet sitzt ein Freibillet, wird vielleicht Prutz sagen. Man muß an seine Leistungen einen billigen Maßstab legen, denn Prutz muß vor einem gemischten Publicum lesen. Er hat nicht nur Literaten, er hat Frauen, ja Lieutenants vor sich. Wenn er da ankommt, wo Gervinus aufhört, werde ich über ihn zu schreiben anfangen.

E. Kossak.

II.

Aus Prag.

1.

Die Eisenbahn und ihre nächsten Folgen. — Wien und Prag. — Josephinische Ideen. — Die Robotablösung und die Volksbildung. — Physiognomie böhmischer Städte. — Nothwendige Reform des Communalwesens. — Wohlthätigkeit und Pauperismus. — Die neue Situation.

Ich mag mit keinem banalen Neujahrswunsch diese Briefe eröffnen. Wie oft hat man im Januar alles erdenkliche Glück gewünscht und hat dann beim Rückblick im December ein Dutzend grauer und miserabler Monate hinter sich gehabt. Das verflossene Jahr war für Böhmen grade kein rosenrothes. Es war das erste Jahr, das seit der Verbindung Wiens mit Prag verflossen, und wie bei allen Verbindungen ähnlicher Art, wo eine große Centralstadt mit einer minder großen in raschen Straßenverkehr gesetzt wird, so ist das erste Stadium für die kleinere Stadt auch bei uns ein mehr verlust- als gewinnreiches gewesen. Die Verödung der bisherigen Landstraßen, deren Bau Millionen gekostet, die Verarmung zahlreicher Schiffer, Fuhrleute und Zwischenhändler ist überall die Folge neuer Eisenbahnzweige — darauf mußten wir um des allgemeinern Vortheils willen gefaßt sein; aber man hoffte für Prag und für eine oder die andere böhmische Stadt, die so glücklich gewesen, einen guten Platz an dem schwarzen Bahnstriche zu finden, ein günstiges Resultat gleich beim Anfange. Und doch brachten Prag und Pardubitz bisher keine andern Beweise eines Aufschwungs, als ein paar neue Wirthshausschilde. Wien ist der große Magnet, der, im Herzen der Monarchie liegend, Alles an sich zieht; dahin strömt Alles und von dorther kommt uns vor der Hand nichts, als die Rückschläge zahlreicher Bankerotte, das Beispiel der Schwindelei und des unsinnigsten Luxus, gegen den die czechischen Puritaner vergeblich schreien und kreuzpredigen. Allerdings wird die Aufgabe unserer Eisenbahn erst dann gelöst sein, wenn sie an die sächsische ihren Anschluß vollbracht haben und der Transport aus und nach den Zollvereinsstaaten seinen Zug durch Böhmen nehmen wird, aber bis dahin sind noch zwei Jahre zu überstehen und diese zwei Jahre werden manche böhmische Fabrik, manchen reichen Grundbesitzer und manches große Unternehmen nach der Residenz führen und unsern nicht allzugroßen Wohlstand bedeutend mindern. Ueberdies wird der Transport allein uns auch später nicht die mannichfachen Nachtheile aufwiegen, die mit der Eisenbahn verbunden sind. Soll diese uns dieselben Vortheile bringen, die, wie anderswo, die Nachtheile überwiegen, so darf sie nicht als ein isolirtes Rohr das Land durchschneiden. So wenig wie der Mensch durch die Thätigkeit einer einzigen Pulsader lebt, so wenig kann ein Land durch die Ausbildung einer einzigen Verkehrsader belebt werden, wenn nicht das ganze übrige Geäder in gleichem Maße und gleicher Kraft ausgebildet wird. Der Gegensatz zwischen einem so modernen Resultat der raffinirtesten Civilisation, wie die Eisenbahnen sind, und den mittelalterlichen, ja schlimmer noch als mittelalterlichen Zuständen unseres flachen Landes und unserer kleinen Städte ist zu groß, um jene Erfolge erwarten zu können, die allenthalben mit der Einführung dieses beschleunigten Verkehrs sich herausstellen. Die tiefe Erniedrigung des Bauern, die unbeschreibliche Abhängigkeit der

Gemeinden, die beengte und allenthalben eingeschnürte Thätigkeit unserer Städte, die Hindernisse, auf welche die Association überall stößt, der Mangel an jedem höhern Unterricht und anregenden Geistesaustausch, die Uebermacht und Mißbräuche der kleinen Büreaukratie, der erschwerte, weitläufige Geschäftsweg — alles dies muß erst reformirt, ausgestaubt und durch edlere Elemente ersetzt werden, bevor dem Lande, bevor der Gesammtmonarchie der Vortheil aus der Eisenbahn erwächst, den man von dem mit so großen Opfern erkauften Institut erwartet. Die Errichtung der Staatseisenbahnen ist ein Zug der Josephinischen Schule; hochherzig und edel in der Absicht, aber auch einseitig und unvorbereitet, wie manche Josephinische That. Glücklicherweise ist hier nachträglich die Harmonie herzustellen, wenn man den Grundgedanken festhält, wenn man das alte System nicht parallel neben dem neuen herlaufen und bei den Scheidewegen beide in kläglicher Verwirrung sich durchkreuzen läßt. Wenn es wahr ist, daß die nächsten Monate uns ein Robotablösungs-Patent bringen werden, so wollen wir diesen, von allen uneigennützigen und humanen Männern unseres Landes längst herbeigewünschten Schritt freudig begrüßen. Zwar wird bei der niedern Bildungsstufe des böhmischen Bauern und bei der eingewurzelten Autorität, den der Grundbesitzer, zumal der Adel, ausübt, die Ablösung viel langsamer von Statten gehen, als in andern Ländern, wo die Volksschulen und gesellige Aussprache auch dem Bauer das Gefühl, ein freier Mann zu sein, zum Bewußtsein bringt. Doch ist die Anregung gegeben und die Grundlinie gezeichnet, und die Regierung wenigstens hat einen Theil ihrer Pflichten zur Hebung des Landmanns gelöst. Aber zur Hebung der Städte, deren Aufblühen sich rascher bewerkstelligt und raschere Resultate für den allgemeinen Wohlstand bringt, ist eine Reform der Gesetzgebung nicht minder Bedürfniß, als für den Bauernstand. Was uns vor Allem Noth thut, ist die Verbesserung unseres Communalwesens. Man reise durch die böhmischen Städte und betrachte das verfallene Aussehen, die gedrückte Physiognomie derselben. Wer würde glauben, daß diese Städte im Besitze kolossalen Gemeindevermögens sind? daß viele derselben zwanzig, funfzig, hundert Dörfer als Eigenthum besitzen? Wo sind die Resultate dieser Einkünfte? Wo sind die schönen Kirchen und Bauten? Wo sind die Vicinalstraßen, die milden Stiftungen, die Stadtbibliotheken, die kleinen und großen Museen, welche deutsche Städte mit viel geringerm Communalvermögen zieren? Was geschieht mit den Ueberschüssen, die bei so geizigem Communalleben, wie es schon die Außenseite der Städte verräth, doch alljährlich sich ergeben müssen? — Ueberschüsse? Wir haben keine! werden zwanzig und funfzig Städte gleichzeitig antworten. Seit dreißig Jahren ist niemals ein Ueberschuß gewesen. Wir müssen so viele Beamte besolden und wir haben so wenig dreinzureden in die Angelegenheiten unserer Verwaltung, daß wir froh sind, wenn man uns zur Aushülfe für das Gemeindewesen nicht noch außerordentlich besteuert.

Doch — das ist ein Thema, welches nicht in wenigen Worten abzuthun ist. Ich behalte mir vor, später auf eine genaue Erörterung unserer Städteordnung zurückzukommen und die Beweise zu liefern, wie sehr die Regierung Ursache hat, im Interesse des Wohlstandes und des Staatshaushaltes, an die Reorganisation unserer Gemeindeordnung zu denken, und wie Reformen im Princip wie in der Praxis hier ebenso nothwendig sind, als eine Reform des Frohnwesens. Sicher-

lich würden bei einer andern Gebahrung mit dem Communalvermögen auch die milden Stiftungen eine zweckmäßigere Verwendung erhalten, und hier ist Abhülfe am allernöthigsten. Selbst die Flickpolitiker, d. h. jene, welche die Schäden nicht durch kräftige Kuren und andere Diät zu heilen den Muth und die Lust haben und nur durch das Aufkleben von Pflastern und wieder Pflastern sich zu helfen vermeinen — selbst Diese müssen gestehen, daß dem überwuchernden Pauperismus auf dem bisherigen Wege nicht zu steuern ist. Das Jahr 1846 war ein Mißjahr, und nachdem wir schon ein Jahr früher durch Kartoffelfäule und durch geringe Schüttung des Getreides nur auf einen Theil der gewohnten Ernten beschränkt wurden, gesellte sich diesmal noch die allgemeine Geldklemme hinzu und ließ auch Industrie und Handel in Verwirrung und Stockung gerathen. Wir wollen nicht unbillig sein und gerne zugestehen, daß alle Parteien, der Erzherzog Landeschef an der Spitze, redlich dahingestrebt haben, die Noth zu lindern durch Rath und That; daß es ferner den Anschein gewinnt, als wolle man einem gewissen schlechten Theile des Beamtenthums, der so viel dazu beiträgt, den deutschen Namen in Böhmen unpopulär zu machen, endlich zu Leibe gehen, so wie auch ein paar heilsame Exempel an besonders nichtswürdigen Leuten dieses Schlags statuirt worden sind. Auch haben die Landstände neben Vielem, was übereilt, halb und egoistisch war, ein Beispiel von Uneigennützigkeit gegeben, das sich die privilegirten Stände anderer Länder zum Muster nehmen könnten, indem sie die Abgabenlast der Bauern erleichterten.

Steht nun das Robotablösungspatent wirklich vor der Thür, so wollen wir das Jahr 1847 als einen der wichtigsten Abschnitte unserer Entwicklung begrüßen. Denn wie auch die einzelnen Paragraphen jenes Patentes ausfallen mögen, eine bedeutende Umgestaltung mancherlei Verhältnisse wird sich daran knüpfen. Die Parteien werden sich klarer herausstellen, und die egoistischen Bestrebungen, die bisjetzt unter dem Deckmantel des alten Gesetzes sich verkrochen und die Unpopularität ihres Thuns der Regierung und der verrosteten Legislation zuschoben, werden jetzt ohne Maske in ihrem eignen Namen auftreten und frei gestehen müssen, daß sie für ihren Beutel fechten. Dieser Kampf der aristokratischen Interessen gegen die übrigen (und unter Aristokraten verstehen wir in diesem Punkte nicht blos Adel, sondern auch ganze Stadtgemeinden) wird uns erst zur Orientirung dienen in vielen Fragen, die jetzt verworren durcheinander laufen.

U. v. W.

2.

Ein Criminalfall.

Ein Proceß, der durch seine Verwickelung selten seines Gleichen hatte, nimmt gegenwärtig die größte Theilnahme, auch der Nichtjuristen, in Anspruch, und die Möglichkeit, daß solche Verbrechen begangen und durch richterlichen Einfluß so lange der Strafe entzogen werden konnten, hat den Freunden des öffentlichen und mündlichen Verfahrens eine starke Zahl neuer Anhänger zugeführt.

G. J—ky, ein subalterner Beamter in der böhmischen Stadt Laun, hat zwei bejahrte Tanten, denen er und seine Frau — die Nichte der beiden Frauen —

Alles verdanken, sowie zwei Schwäger, offene und unerfahrene Soldaten, die zu betrügen keine Schwierigkeit war, da sie ihm unbedingt vertrauten, durch falsche Urkunden um ihr Vermögen zu bringen und zuletzt noch die beiden Tanten zu vergiften versucht. Dieses letztere Verbrechen wurde jedoch durch eine jener seltsamen Fügungen, welche beweisen, daß auch im Polizeistaate die göttliche Nemesis das Beste thut, entdeckt und der Thäter verrathen, nachdem das Attentat selbst nur unvollkommen gelungen war. J--ky war nämlich, als des Mordversuchs verdächtig, eingezogen worden und stellte sich krank, um Gelegenheit zu finden, mit einem ihm befreundeten Arzte zu sprechen. Der im Zimmer des Gefangenen wachthabende Uhlan war seltsamerweise Student gewesen und verstand so viel Latein, um die von J—ky im Gespräch über seine Krankheit eingemischte Phrase: nemini dicas, quod mihi nuper venenum dedisti, erimus ambo infelices, zu verstehen. Nach seiner Ablösung verlangte er sogleich zu Protokoll genommen zu werden und enthüllte dadurch diese That des schauderhaftesten Undanks. Zugleich hatte J—ky in seiner an Wahnsinn grenzenden Habgier einen alten reichen Bürger, mit dem er sonst in keinerlei Beziehung stand, um eine bedeutende Summe mittelst seiner falschen Urkunde zu prellen versucht. Um sich zu retten, häufte er nun, da mittlerweile seine Haft durch ein reformirendes Erkenntniß aufgehoben worden war, Fälschung auf Fälschung, machte eine Anzahl Processe anhängig und verwickelte seine Angelegenheit dergestalt, daß er den armen durch ihn ganz herabgebrachten Tanten die Möglichkeit, ihm vor Gericht Widerpart zu halten, beinahe benommen hätte, wenn sich dieser nicht ein wackerer und uneigennütziger Mann als Anwalt angeboten hätte. Diesem tüchtigen Vertreter, dem es weder an Muth fehlte, die schwierige Aufgabe zu übernehmen, noch an Geschick, sie zu lösen, gelang es, das ganze Gewebe der Bosheit und beispiellosen Habsucht zu entwirren und die Schuldigen dem Gesetze, dem sie theilweise schon entzogen waren, wieder zu überantworten. J—ky ist wieder in Haft und die Untersuchung in vollem Gange; Alles ist auf die Entscheidung, die wir seiner Zeit ungesäumt mittheilen wollen, gespannt. Ein bedauerliches Resultat aber erhellt schon jetzt aus dem frühern Verlaufe des Processes, nämlich, daß so widersprechende Urtheile, wie sie hier erfolgten, möglich sind und daß der Proceß so viele Belege für den alten Spruch bietet: melius est favor judicis, quam centum leges codicis. —u.

III.

Aus Wien.

Die Truppenzusammenziehung. — Einverleibung Polens. — Die polnische Bank und der russische Terrorismus. — Preußen und seine Anforderungen. — Berun und Mislowitz. — Ein Wort zur Vermittelung.

Das Gerücht von Truppenversammlungen an der Krakauer Grenze, welches hier einige Tage circulirte und zu verschiedenen Commentaren Anlaß gab, stellt sich nun als ein vollständig unbegründetes heraus. Doch scheint es, daß Rußland im Innern des Königreichs Polen einige Truppencorps ihre Stellungen ändern ließ. Man deutet dieses als Vorsichtsmaßregel für die bevorstehende Um-

wandlung des bisherigen Königreichs Polen in ein russisches Gouvernement. Daß dieser Gewaltstreich stattfinden wird, unterliegt kaum einem Zweifel und der Umstand, daß die polnische Bank ihre Capitalien gekündigt hat, wird allgemein als Vorbote erklärt, daß diese Bank von Warschau nach St. Petersburg verlegt werden soll. Die Kündigung dieser Capitalien ist eine jener tyrannischen und grausamen russischen Maßregeln, die, um zum Ziele zu kommen, über das Glück, das Recht und das Leben von Millionen hinwegschreitet. Es ist die alte moskowitische Politik, als deren Symbol man den Brand von Moskau annehmen kann. So wie man in neuester Zeit, um den Schmuggel zu verhindern, die russische Grenze drei Meilen tief rasirte und alle Einwohner vertrieben wurden, unbekümmert darum, daß Hunderttausende dem Bettelstab und dem Hungertod heimfielen, ebenso werden jetzt die polnischen Grundbesitzer, die auf ihre Güter hypothekarische Gelder von der Warschauer Bank aufgenommen haben, gezwungen, diese Capitalien innerhalb sechs Monaten zurückzuzahlen, womit der Ruin einer ungeheuren Zahl polnischer Edelleute verbunden ist, die auf eine so unvorhergesehene Rückzahlung nicht gefaßt sein konnten. Ohne Zweifel ist grade diese Vernichtung des polnischen Adels der Regierung höchst willkommen, die zwei Fliegen mit einer Klatsche schlägt und in dem Momente, wo sie Polen den letzten Schein von Selbständigkeit abreißt, den Polen gleichzeitig das Vermögen und die Mittel entzieht, je dagegen anzukämpfen. Das ist russische Politik. Das ist das Regierungsprincip jener Macht, deren Sprache die Edelleute in Galizien und Posen jetzt mit so großem Eifer und Ostentation erlernen, „daß in den Buchhandlungen plötzlich die russischen Grammatiken vollständig aufgekauft sind."

Was nun das österreichische Verhältniß zu Preußen betrifft, welches wieder durch die Krakauer Zollangelegenheit eine kleine verdrießliche Störung erleidet, so darf man mit Bestimmtheit voraussetzen, daß die entente cordiale der beiden deutschen Mächte durch die Thronrede Louis Philipp's nur noch enger geknüpft wurde, und daß man preußischer Seits sich entschließen werde, von der unbilligen Forderung hinsichtlich des Krakauer Freihandels abzustehen. Wir begreifen, daß die preußische Regierung eine Pflicht gegen ihre Industriellen erfüllen zu müssen glaubt und ehren ihre Motive und ihre Sorgfalt für das Wohl ihres Handelsstandes, allein es ist sicherlich auch billig, daß man unsere Lage berücksichtigt und unsere Industrie, die keineswegs die große Ausbildung und den Weltmarkt der preußischen hat; es ist billig, daß Preußen von einer so nahe befreundeten Regierung nicht verlangt, es solle seinen ohnehin beengten Staatshaushalt nicht noch durch die vergrößerten Kosten eines doppelten Grenzwachen-Cordons beschweren, der am Ende doch das verhüten würde, was Preußen als Zugeständniß erlangt hätte. Die „vier Millionen Thaler", welche die Schlesier als ihren Exportwerth angaben, haben sich bei näherer Beleuchtung ohnehin als eine um das Doppelte übertriebene Zahl herausgestellt; von dieser Hälfte würde, auch wenn Krakau Freihandelsgebiet bliebe, die Grenzwache mehr als die Hälfte vom Einschmuggeln abhalten und von dem Rest wird, auch wenn Krakau **kein** Freihandelsgebiet bleibt, ein guter Theil auf legitimem und unlegitimem Weg Eingang finden. Wir sehen in der That nicht ab, warum Preußen so entêtirt auf diese Freihandelsgebiet-Erklärung besteht. Man behauptet, Herr von Kamptz soll „er

klärt“ haben: Preußen würde, im Fall das Krakauer Gebiet in die österreichische Zolllinie käme, die beiden Grenzorte Berun und Mislowetz zu Freihandelsplätzen erheben. Wir sagen absichtlich: „erklärt“ und nicht „gedroht“, denn eine Drohung ist dies wahrlich nicht für uns. Von den beiden genannten Orten hat der eine 1000, der andere 2000 Einwohner. Was würde uns dies schaden? Der Credit, den Krakau in der Handelswelt hat, datirt sich nicht von heute oder gestern, und ehe die beiden kleinen Orte zu einer Bedeutung sich erheben, würde die Weichsel noch viele Wellen treiben. Und wer kann es Preußen überhaupt verwehren, irgend einen seiner Plätze zum Freihandelsplatz zu erheben? Findet es dabei seine Rechnung, so wird es dies gewiß nicht unterlassen. Ein Freihandelsgebiet innerhalb der preußischen Grenze würde den Schmuggel nach Preußen, der schon von Krakau aus nicht unbedeutend war, nur noch vermehren. Aber abgesehen von dem Allen, was ist Berun und Mislowetz im Verhältniß zu dem ganzen Krakauer Gebiet? Und ist dies wirklich eine Drohung, zwei kleine Städtchen zu Freihandelsplätzen zu erklären, wenn man nicht die ganze ehemalige Republik in gleicher Lage ließe? Wir dürfen daher annehmen, daß das ganze Gerücht eben nur ein Gerücht ist. Wir können nicht glauben, daß ein Staat wie Preußen, der auf Rechtsprincipien basirt ist, und der nicht wie Rußland zu jedem Mittel greift, wenn es nur hilft, uns sagen wird, wenn Krakau nicht wie bisher dem Schleichhandel geöffnet bleibt, öffne ich an der Grenze zwei Luftlöcher für denselben. Denn nur um Schleichhandel kann es sich handeln. Alles, was auf rechtlichem Wege zur Erleichterung des bisherigen preußischen Handels geschehen kann, ist Oesterreich bereit zu thun: freie Depots, ein Minimum von Transitzoll u. s. w. Die preußische Regierung kann gegenüber ihrem Handelsstand sich das gerechte Zeugniß geben, daß sie Alles aufgeboten hat, was zu einer für sie vortheilhaften Lösung dieser Frage beitragen könne, aber sie darf auch verlangen, daß der preußische Handelsstand von ihr nicht Schritte fordere, die mit der Moralität und dem Rechtsgefühle nicht im Einklang stehen.

† †

IV.

Frankreich und die Krakauer Frage.

Durch die Eröffnung der französischen Kammern ist die polnische Frage in ein neues Stadium getreten. Man hat allgemein angenommen, Guizot oder Louis Philipp sei von der Einverleibung des ehemaligen Freistaats im Geheimen benachrichtigt gewesen. Die Thronrede und die von dem französischen Ministerium veröffentlichten Actenstücke stellen es nun außer Zweifel, daß der Schritt der drei Mächte ohne alles Wissen Frankreichs stattgefunden hat. Der parlamentarische Kampf, der sich nun in der Kammer erheben wird, dürfte nun keineswegs in den Schranken bleiben, in denen er im Frühjahr des vorigen Jahres sich bewegte, vielmehr wird er gestützt auf die Initiative, die in der Thronrede selbst liegt, kriegerischer als je gegen die drei Alliirten losbrechen. Die Fonds an der Pariser Börse sind in Folge der Thronrede gewichen und wie wenig politische Consequenzen ernster Art daraus auch zu ziehen sind, immerhin zeigt sich darin das

Gewicht, welches man auf die aus dem Munde des greisen Friedenkönigs unerwarteten energischen Worte legt und der Commentar, den das Ministerium in seinen veröffentlichten Depeschen dazu geliefert hat, ist keineswegs der Art, um die Bedeutung zu vermindern. Es wird um Krakau's willen kein Krieg entbrennen — dies kann und darf sich Jedermann sagen. Allein alle Anzeigen deuten darauf hin, daß die Einverleibung Krakau's, die Einverleibung des Königreichs Polen in den russischen Staat im Gefolge haben wird. Ist nun gegen das Vorspiel bereits feierlich protestirt worden, so würde bei dem Hauptstück (und trotz aller factischen Einverleibung Polens wäre doch die nominelle ein folgenschwerer Hauptstreich) eine kriegerische That nicht ausbleiben können. Zudem: wer will der moskowitischen Politik und ihren griechisch-jesuitischen Geheimplänen trauen? Krieg — so sehr ihn die übrigen Mächte scheuen — Rußland muß ihn wünschen; seine ganze Entwickelung, seine ganze nach dem Westen lechzende Gewalt ist auf Krieg basirt und in dem Augenblick, wo es sich wie jetzt nach freiem Belieben seine Allianzen wählen kann, wer sichert uns, daß es nicht diesen Moment am geeignetsten hält, seine Eroberungszüge endlich zu eröffnen und durch die Einverleibung Polens absichtlich die Kriegsfackel in die Welt zu schleudern? Wir haben bis vor kurzer Zeit ein überwiegendes Vertrauen zu der Mäßigung und der conservativen Selbstbeherrschung der beiden deutschen Großmächte gehabt; die Einverleibung Krakau's, die, gerecht oder nicht gerecht, die Basis der conservativen Lage, die Wiener Verträge in ihrer moralischen Gewalt erschütterte und etwas bisher Unanzufechtendes, Geschlossenes, Ganzes, zu einem Streitpunkte verwandelte, hat das Vertrauen zu der Umsicht der betheiligten deutschen Cabinette bei Manchem erschüttert. Krakau — war der erste aggressive Schritt, den die conservativen Mächte thaten. Wie würde nun unsere Stellung sich wenden, wenn Rußland ein perfides Spiel getrieben hätte? Das Organ des Grafen Molé die „Presse" predigt seit November, d. h. seit dem Krakauer Ereigniß, mit doppelter Lunge die russische Allianz. Wie ist es möglich, von einer solchen Allianz überhaupt zu sprechen, ohne für wahnsinnig erklärt zu werden, wenn nicht geheime Fäden zwischen den Tuilerien und St. Petersburg fort und fort gesponnen würden? Und ist die russische Allianz für Frankreich wirklich eine Chimäre, ist Frankreich wirklich isolirt — um so drohender ist die Gefahr, daß Rußland grade in diesem Augenblicke von der Gier erfaßt wird, das Schwert endlich in die Schale zu werfen und seine beiden Alliirten mitzureißen auf die Wahlstätten, auf denen es entweder die Zerstörung der verhaßten constitutionellen Propaganda oder panslavistische Eroberungen hoffen kann — Schwächung Frankreichs oder Schwächung Oesterreichs, eins ihm so werth als das andere! Wir mögen es nicht leugnen, so eifrig wir jedes Stückchen deutscher Erde vor den Eroberungsgelüsten Frankreichs gewahrt wissen möchten, so eifrig wünschen wir auch, daß Frankreich stark und mächtig bleibe. Wir können uns eines Grauens vor unserm moskowitischen Alliirten nicht erwehren, in dessen Gefolge die Kosacken und Baschkiren gehen und der die Neronische Begeisterung hätte, im gegebenen Falle ein zweites Moskau anzuzünden, und läge dieses Moskau auch im Herzen Deutschlands. Gott behüte uns vor unsern Freunden, vor unsern Feinden werden wir uns schon selbst zu schützen wissen! +.

V.

Notizen.

Werkstätten neuester Literatur. — Die deutschen Oberregisseure.

— Der zweite Band von Humboldt's „Cosmos" wird in den nächsten Tagen ausgegeben werden. — Von dem bekannten Parlamentsmitgliede d'Israeli erscheint ein neuer Roman: „Tancred". — Heinrich König arbeitet an einem deutschen Roman aus der Revolutionszeit: „Die Clubbisten in Mainz", aus dem die „Kölnische Zeitung" ein interessantes Bruchstück mittheilt. — Herwegh hat einen großen Theil eines satyrischen Epos vollendet. — Vom Fürsten Pückler ist der zweite Band der „Rückkehr" druckfertig; er enthält Syrien. — Von Gustav Kühne erscheinen eine Reihe von Reiseschilderungen (den nähern Titel kennen wir nicht), von denen die „Augsburger Allgemeine" und das „Europa" einige sehr interessante Bruchstücke bereits mitgetheilt haben. — Von der Gräfin Hahn, die jetzt wieder in Dresden, von dreifachen aristokratischen Mauern umgeben, lebt, erscheinen „Reiseschilderungen aus England". — Von Theodor Mügge „Skizzen aus der Schweiz". — Berthold Auerbach arbeitet an einem Werke: „Die Auswanderer in Havre". — Die von den Zeitungen vielfach besprochene Brochüre: „Papst Pius IX. und seine Reformen" hat den auch auf andern Gebieten bewanderten Schriftsteller Halthaus zum Verfasser. — Halm's neuestes Drama führt den Titel „Molina"; Bauernfeld's allerneuestes Lustspiel hat den satyrischen Namen „Unterthänig"; beide sollen im März in Wien zur Aufführung kommen, haben jedoch noch nicht die Censur passirt. — Gutzkow's „Uriel Acosta" hat in Leipzig, Hamburg und Breslau einen gleich glänzenden Erfolg errungen, wie in Dresden. — Hebbel, den die „Weser-Zeitung" mit Recht den „genialsten" dramatischen Dichter der Gegenwart nennt, soll nicht die mindeste Aussicht haben, in Wien irgend eins seiner Stücke zur Aufführung zu bringen; das hochpoetische, obwohl zum Schlusse etwas fratzenhafte Bruchstück aus dem „Moloch", welches Kühne's „Europa" brachte, soll, wie wir hören, Bruchstück bleiben.

— Das Regiment der deutschen Oberregisseure scheint nun ein Ende zu nehmen; überall werden Dramaturgen angesetzt, Gutzkow in Dresden, Prutz in Hamburg, Mosen in Oldenburg, Dingelstedt in Stuttgart, Gottschall in Königsberg, Feodor Wehl in Magdeburg. An der Wiener Hofbühne soll dem Vernehmen nach Herr Herzenskron die Stellung erhalten, die früher Schreivogel einnahm, während in Berlin, wo die Aufgabe des Dramaturgen hauptsächlich ist, die Kasse in Scene zu setzen, Herr Henoch für diesen Posten ausersehen sein soll. Neuern Nachrichten nach soll jedoch Herr A. B. C. Mayer u. Comp. noch mehr Aussicht für diese Stelle haben.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die Fürstenthümer Wittgenstein.

Im Süden des Herzogthums Westphalen erhebt sich der höchste Gebirgszug zwischen Weser und Rhein, welcher in dem Astenberg eine Höhe von 2600 Fuß über dem Meeresspiegel erreicht und fast ganz Westphalen und einen großen Theil von Hessen, Nassau und den umliegenden Gegenden mit Bächen und Flüssen versorgt. Dieser Gebirgszug schließt von zwei Seiten den Kreis Wittgenstein von seiner Umgebung ab und ist im Verein mit der politischen Geschichte dieses Kreises die Ursache, daß wir hier einen ganz eigenthümlichen Volkscharakter finden, und dieses Ländchen als ein selbstständiges Ganze betrachten können. Der Kreis zerfällt in zwei unter preußischer Oberhoheit stehende Standesherrschaften, die einer in zwei Linien getheilten Familie angehören, den beiden fürstlichen Häusern Wittgenstein, von denen das eine in Wittgenstein, das andere in Berleburg residirt. Noch vor einigen Jahren war dieses Land von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten; keine Chaussee, kein erträglicher Communalweg führte durch das Land zu einer Zeit, wo schon fast in jeder preußischen Provinz Eisenbahnen projectirt und gebaut wurden. Erst in neuester Zeit ist eine Chaussee mitten durch die beiden Grafschaften hindurch gelegt worden, aber die Armuth und Verkehrslosigkeit des Ländchens wird dadurch erst recht bemerklich, und vor der Hand besteht einer der Hauptvortheile dieser neuen Chaussee darin, daß die genannten Fürsten das Holz, den Reichthum des Landes, welches in ungeheuren meilenlangen Wäldern wächst, nur um so leichter aus dem Lande hinausführen und dort zu allerdings höhern Preisen verkaufen können.

Mit diesem abgelegenen und durch Natur und Geschichte vereinzelten Gebirgslande wollen wir uns etwas länger beschäftigen, da hier wohl zum ersten Male diese vergessenen und traurigen Gegenden geschildert werden. In diesen beiden Grafschaften findet man leider den Pauperismus in gleich abschreckendem Maße bei den Bauern auf dem platten Lande, wie bei den Arbeitern in den Fabrikstädten. Durchaus gebirgig, gewährt dieses Land

dem Durchreisenden wohl viele schöne pittoreske Aussichten, aber dem Landmann keine vollen Scheunen; die mit Haidekraut bewachsenen Höhen geben den Bienen genug Süßigkeit zum Honig, aber den Menschen die ganze Bitterkeit der Armuth. Der Boden, durchweg wenigstens tausend Fuß, selbst in den Thälern, über dem Meeresspiegel gelegen, sichert dem Hafer nur in günstigen Jahren, dem Roggen sehr selten, dem Weizen aber nie seine Reife. Daher kommt es, daß die Grundstücke in diesem Ländchen sehr wenig Werth haben. Wenn man die Lasten und Zehnten, welche gewöhnlich auf den Aeckern liegen, abzieht, bleibt oft so wenig Reinertrag übrig, daß man nicht begreifen kann, wie der Bauer sich noch die Mühe gibt, das Land zu bestellen. Schreiber dieses war selbst Zeuge, wie ein Bauer, um 50 Thaler aus einer öffentlichen Kasse leihen zu können, 19 verschiedene Grundstücke vorschriftmäßig hypothekarisch versichern mußte. Von manchem Acker blieben nach Abzug des Kanons und der Zehnten nur einige Silbergroschen Reinertrag übrig.

Mehr aber, wie der unfruchtbare Boden und das schlechte Klima, ist die Unterthänigkeit der Bauern unter die Fürsten Ursache des Pauperismus. Die Zinsen, Zehnten und andere Abgaben, welche aus diesem Verhältniß entspringen, betragen fast das Doppelte der Staatssteuern, welche die Bauern nebenher zu entrichten haben. Beeilen wir uns, zu sagen, daß die preußische Regierung energischer und eifriger als die österreichische, diesen mittelalterlichen Zuständen endlich ein Ende zu machen suchte, und daß alle diese fürstlichen Regalien seit dem Jahre 1840 in eine feste Rente umgewandelt sind, welche die Fürsten aus der Staatskasse erhalten, während der Fiscus sich jährlich von den Bauern die Ablösungssumme bezahlen läßt. Diese ist so berechnet, daß das Capital, womit alle Lasten abgelöst werden, in vierzig Jahren amortisirt wird. Im Jahre 1880 also sind die armen Bauern frei und haben nur Das zu zahlen, was die andern Unterthanen, welche nicht das Glück haben, einen Fürsten noch so nebenher zu besitzen, auch zu zahlen verpflichtet sind. Die Enkel der jetzt lebenden Generation werden sich demnach endlich einmal satt essen können.

Die treffliche Absicht dieser Regierungsmaßregel, sowie ihre wohlthätigen Folgen in der Zukunft, bedarf sicherlich keiner Erläuterung. Die Bauern sind schon jetzt freie Besitzer ihrer Grundstücke und brauchen nicht mehr, wie vor dem Jahre 1840, zu jeder Uebertragung, Veräußerung und Verpfändung derselben die specielle Genehmigung des Fürsten. Auch können sie Holz auf ihrem eignen Boden wachsen lassen, was früher nicht statthaft war, da jeder Baum, er mochte wachsen wo er wollte, ein Eigenthum des Fürsten

wurde, sobald er die Höhe eines Mannes erreicht hatte. Ferner wird die Abgabe an den Staat nicht mit derselben Strenge beigetrieben, wie die an den Fürsten; sie wird ganz wie die Grundsteuer behandelt, also auch in dem Falle gänzlichen Unvermögens niedergeschlagen, während letztere ganz den Regeln einer Privatforderung folgte. Aber es ist die Frage, ob der Staat nicht das Recht und die Pflicht hat, andere glücklichere und reichere Provinzen für die Rettung eines armen, verschuldeten Landstrichs mit in Anspruch zu nehmen, und also aus seinen allgemeinen Einkünften jede Rente zu bezahlen, die jetzt der einzelne Kreis aufbringen muß. Für 15 Millionen Preußen würde die Last nicht schwer geworden sein, welche jetzt einige Tausend ganz zu Boden drückt. Darin besteht ja grade der Vortheil, einem großen Staate anzugehören, daß jeder einzelne Gau, jede einzelne Provinz, nicht allein steht. Diese gegenseitige Vertretung und Unterstützung der einzelnen Landestheile unter einander ist es ja grade, was den Staat aus einem zusammengewürfelten Conglomerat verschiedener Besitzungen zu einem lebensvollen, organischen Ganzen formt. Wäre der Grundsatz „Alle für Einen und Einer für Alle" auf die Verhältnisse der Wittgensteiner Bauern angewendet worden, so hätte man vielem unsäglichen Kummer und Elend vorgebeugt. Da nach dem Gesagten der Ackerbau, auf den die Bevölkerung zunächst hingewiesen ist, das Land nicht ernähren kann, so sah man sich genöthigt, die Industrie in Anspruch zu nehmen. Eine selbstständige Gewerbthätigkeit kann der Wittgensteiner Kreis für sich nicht in Anspruch nehmen, da alle natürlichen Bedingungen derselben fehlen. Webstühle waren das Einzige, was man hierher verpflanzen konnte; Elberfelder Häuser bekamen vom Staate bedeutende Zuschüsse, um diesen Zweig der Industrie in dem armen Wittgensteiner Lande heimisch zu machen. Aber diese Zuschüsse haben leider nur die Fabrikanten reich, aber nicht die Arbeiter glücklich gemacht. Der Lohn für diese Arbeit ist äußerst gering; der Wollweber, der immer ein erwachsener, kräftiger Mann sein und zu seiner Unterstützung noch immer ein Kind als Spuler hinzuziehen muß, bekommt für das Stück im Durchschnitt 1 Thlr. 27 Sgr. Wenn man nun bedenkt, daß er dieses bei der angestrengtesten Arbeit nur in fünf Tagen fertig liefern kann und dabei noch für jede Zögerung und jeden Schaden Einbuße erleiden muß, so wird man gewiß den Grund der Armuth nicht, wie einige dortige Pastoren predigen, in der Faulheit und Liederlichkeit der Leute finden.

Einer der hauptsächlichen Gründe der Armuth in diesem Lande ist ferner der Mangel an Holz, ohne welches bekanntlich kein Ackerbau und keine Bauerwirthschaft bestehen kann. Was — wird man mir erwidern — dieses

Land mit seinen meilenlangen, prächtigen Buchen- und Eichenwäldern, soll an Holzmangel leiden? Allerdings! Die großen Holzungen, die den Reichthum des Landes ausmachen, sie gehören Alle den Fürsten, und die Bauern müssen jeden Baum von diesen kaufen. Da die Siegen'schen Hüttenwerke in der Nähe nun, besonders seit die neugebaute Chaussee den Verkehr erleichtert hat, die Holzpreise bedeutend in die Höhe schrauben, so daß sie in den letzten Jahren fast um das Doppelte gestiegen sind, so kann man sich erklären, mit welchen Opfern die Bauern sich im kalten Winter vor dem Erfrieren schützen müssen. Früher, als die Bauern Leibeigene waren, erhielten sie als solche das nöthige Holz unentgeldlich; nach der Aufhebung der Leibeigenschaft bekamen sie es für einen mäßigen Preis, der durch jahrelanges Herkommen fixirt zu sein schien. Die Bauern stützten sich nun auf dieses Gewohnheitsrecht und haben — fast in allen Gemeinden — bei dem Oberlandesgericht zu Arnsberg processirt; aber sie konnten meistentheils das Recht, das Holz für einen ermäßigten Preis zu bekommen, in dessen Besitz sie sich Jahre lang befunden hatten, seinem Ursprunge nach nicht genau nachweisen, und sie mußten außer den erhöhten Holzpreisen auch noch bedeutende Gerichtskosten bezahlen.

Mit welcher Strenge nach den gewonnenen Processen aber von den Fürsten und ihren Förstern auf das Holz gewacht wird, ist auffallend. Es war früher nie den Bauern bestritten worden, Laub aus dem Walde zu holen und die abgehauenen Stämme auszuroden. Ersteres wurde verboten, und um letztern Gebrauch für die Kasse des Fürsten unschädlich zu machen, ließ man die Bäume absägen, anstatt abzuhauen, weil man auf diese Weise beim Fällen weniger Holz verlor. Diese Procedur ist aber für die Arbeiter sehr gefährlich, weil der Baum plötzlich und unversehens stürzen und denselben zerschmettern kann. So ist noch vor einigen Jahren im Kirchspiel Weidenhausen ein Mann von einem abgesägten Baume getödtet worden, man beklagte die Unvorsichtigkeit des Arbeiters und ließ vor wie nach die Bäume absägen, damit die Bauern die abgehauenen Splitter nicht bekommen sollten.

Daß in Folge dieser Uebelstände Holzdiebstähle grade nichts Seltenes sind, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, trotzdem daß sie so sehr streng bestraft werden, und die von den Fürsten angestellten Pfarrer Sonntags in sogenannten „Holzpredigten“ das Volk vor diesem Vergehen warnen müssen. Die Bauern lassen es sich nicht ausreden, daß Holz und Wild Gemeingut sei, weil es auf den freien Höhen, ohne Zuthun des Menschen, entstanden ist, und daß jeder Mensch darauf, wie auf Luft und Wasser, An-

spruch zu machen habe. Daher kommt es, daß im Bewußtsein des gemeinen Mannes Holzfreveln durchaus nicht für ein Vergehen gilt, und auf diese Volksmeinung hat auch wohl der Gesetzgeber geachtet, wenn er erst den vierten Holzfrevel als Diebstahl zu bestrafen gebietet. Aber dieser Milde des Gesetzes wird durch die Praxis des Lebens Hohn gesprochen. Es ist nicht lange her, daß in der Nähe von Berleburg, bei dem Dorfe Röspe, ein Fall vorkam, der wirklich stark an die Gerüchte erinnert, welche die Zeitungen aus den schlesischen Gebirgen über den Mord der dortigen Wilddiebe mittheilten, und die man für Mystificationen zu halten so sehr geneigt ist. Drei Menschen wurden beim Holzfreveln von den Förstern des Fürsten zu Berleburg verwundet; Einer, von hinten durch den Rücken getroffen, starb am andern Tage; ein Anderer, durch die Hand geschossen, wurde arbeitsunfähig; Alle aber verheimlichten mit ihren Angehörigen diesen Vorfall aus Furcht vor der Untersuchung und den daraus erwachsenden Kosten. Den Todten begrub man als einen am hitzigen Fieber Gestorbenen; kein Mensch kümmerte sich weiter um die Geschichte, da die Förster auch wohlweislich reinen Mund hielten.

Die Fürsten von Wittgenstein und Berleburg sind sehr verschuldet und es scheint, als suchten sie, insbesondere der von Wittgenstein, es immer mehr zu werden. Der Vater des letztgenannten Fürsten, da er nicht im Stande war, seine Vermögensverhältnisse zu reguliren, stand unter der Vormundschaft des Oberlandesgerichts zu Arnsberg, dadurch wurden die zerrütteten Finanzen der Grafschaft wieder einigermaßen in Ordnung gebracht, und die Unterthanen konnten etwas freiere Luft schöpfen. Der jetzige Fürst aber macht wieder einen mit seinen Einkünften im schreiendsten Widerspruch stehenden Aufwand.

Die beiden Fürsten, deren Einkünfte nach Abzug aller Apanagen, der Zinsen für die Schulden und der bedeutenden Verwaltungskosten, vielleicht geringer sind, als die manches Fabrikherren oder Landedelmannes, vergeben ihrer fürstlichen Würde nicht das Geringste und die Hofetiquette wird mit einer Sorgsamkeit bewahrt, wie es nur in den goldenen Zeiten der Duodezhöfe im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert der Fall war. In Laasphe, der Hauptstadt der Grafschaft Wittgenstein, und in Berleburg wimmelt es von Hofräthen und Hofschneidern, Hofpredigern und Hofschuhmachern, Hoflieferanten, Kammerräthen, Leibärzten, Stallmeistern, und ähnlichem Anhängsel „regierender" Personen. Es werden Hoffeste gefeiert, die nicht, was die Langeweile, sondern nur, was den Glanz und die Kosten anbetrifft, sich von königlichen unterscheiden. Auf die Courfähigkeit der einzuladenden Gäste

wird mit anzuerkennender Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit gesehen, und es ist mir der Fall bekannt, daß in Berleburg ein Gerichtssecretair nicht als solcher, sondern als Landwehrlieutenant außer Diensten eingeladen wurde. Selbst die Bauern beobachten diese Etiquette, und sprechen von ihrem Fürsten nie anders, als von ihrem „allergnädigsten" Herrn. Freilich macht es einen komischen Anblick, wenn man, wie es dem Schreiber dieser Zeilen begegnet ist, von einem greisen Bauer Worte, wie folgende, aussprechen hört: „Unser allergnädigster Fürst will uns am Ende noch das Blut aussaugen."

Wenden wir unsern Blick weg von dem Trübsal solcher kleinen Höfe, wo man die verschwundene Kraft und Macht durch gesteigerte Anmaßung zu ersetzen sucht, wo sich Jedem, der noch etwas Gefühl für die Leiden der Menschheit hat, die Reflexion aufdrängen muß, wie glücklich dieses ganze Land sein könnte, wenn nicht jene beiden Familien auf ihm lasteten. Gehen wir lieber zur Betrachtung des Volkes über, um uns an dem Anblick seiner Kraft und Kernigkeit wieder zu erholen.

Eine tiefe, wahrhaft poetische Innigkeit ist ein Grundzug der ganzen Bevölkerung. Die Leute lassen sich, während ihr Körper an den Webstuhl gefesselt ist, von der Phantasie in weite, ferne Länder tragen, wo kein Elend ist, wo auch der Bauer als Mensch angesehen und geachtet wird. Man findet oft bei den Bauern Phantasiegebilde von fernen, glücklichen Ländern, die an Schwung und Großartigkeit an die utopistischen Schriften der ersten Socialisten erinnern. Die Sehnsucht nach solcher glücklichen Zukunft führt nun die Leute entweder zum Pietismus oder zur Auswanderung nach Amerika, je nachdem sie blos auf den Himmel, oder auch noch auf die Erde zu hoffen wagen. So wie sie daher mit einem fremden Menschen, dem sie die Kenntniß der Religion oder der Geographie zutrauen, in etwas bekannt sind, fangen sie gleich entweder religiöse Unterredungen an, oder sie fragen nach den Verhältnissen Amerika's. Dieses exaltirte Vertrauen auf die Zukunft verleitet sie denn auch häufig zur Auswanderung, und Viele unter ihnen, wenn sie nur die Kosten der Ueberschiffung bestreiten können, suchen in dem unbekannten Lande das Glück, welches ihnen die Heimath nicht gewähren will. Sogar Jungfrauen von fast noch kindlichem Alter ziehen ohne Familie, ohne Bräutigam, mit ihren Nachbarn in die neue Welt, die ihnen die Phantasie noch zehnmal entfernter erscheinen läßt, als sie wirklich ist. Man sieht oft ganze Häuser leer stehen, weil alle ihre Bewohner nach Amerika gezogen sind, und in der verlassenen Hütte Niemand wohnen mag. Man sollte glauben, daß, da seit einer Reihe von Jahren die Auswanderung eine Menge Menschen aus der Heimath entführt hat, die Uebriggebliebenen allmälig durch

die Briefe ihrer Landsleute richtige und angemessene Vorstellungen über die amerikanischen Zustände erhalten würden. Aber diese Briefe sind so phantastisch abgefaßt und entbehren so sehr alles objectiven Gehaltes, daß der Leser wenig mehr daraus erfährt, als die persönlichen Schicksale der Schreiber. Aus dem fremden Welttheile zurückgekommen ist noch Niemand, weil diese Bauern, wenn es ihnen drüben schlecht geht, die Zurückfahrt nicht bestreiten können, wenn sie aber in einigermaßen glücklichen Verhältnissen leben, nicht in das heimathliche Elend zurückkehren mögen. Ich will damit nicht sagen, daß kein Heimweh die Ausgewanderten befiele; alle Briefe aus Amerika sind voll von Seufzern und Wünschen, die Heimath einmal wieder zu sehen. Der Wittgensteiner liebt sein Vaterland, mehr wie irgend ein Anderer; ich habe greise Bauern, die wegen ihrer Processe mit dem Fürsten eine Reise nach Arnsberg gemacht hatten, vor Freude weinen sehen, wenn sie, nur nach einigen Tagen der Abwesenheit, die ersten Berge ihres Kreises wieder erblickten. —

Die Leute, welche wegen ihren Familien- oder pekuniären Verhältnissen nicht auswandern können, wenden sich an die Religion, um durch sie über das Elend, welches sie in diesem Leben erdulden müssen, sich trösten zu lassen. Man findet in diesen Thälern keine Freigeister, keine Skeptiker; die Religion ist den Leuten zu nöthig, als daß der Verstand ein Recht über sie gewinnen könnte. Aber Orthodoxie, selbst der Pietismus tritt hier nicht störend, widerlich und abschreckend auf, da er nicht aus einem hierarchischen Streben und geistlichem Stolze entsprungen ist, sondern einer tiefen Gefühlsinnigkeit und einem harten Drucke des Lebens seinen Ursprung dankt. Es wohnt eine tiefe Wehmuth unter diesem Volke; in dem Auge der Jungfrau, wie des Greises, findet man oft Thränen, deren nächste Veranlassung man nicht finden kann, die aber den tiefen, düstern Hintergrund der Seele verrathen. Selten hört man in diesen Waldthälern fröhliche Lieder erschallen; des Abends nach gethaner Arbeit stimmen Mädchen und Buben Choräle an, meistentheils vierstimmig, die auf den, welcher an das fröhliche Leben und Treiben der Landleute in andern Ländern gewöhnt ist, einen schmerzlichen Eindruck machen. Vergleicht man die kräftigen, graden Gestalten, die hellen Augen, die starken Glieder mit diesen traurigen Melodien, so begreift man erst recht einige Capitel in der Geschichte des Bauernkrieges.

Bei dieser großen Erregtheit des Gefühls und der Phantasie, spielt natürlich die Geschlechtsliebe eine bedeutende Rolle. Man braucht noch nicht lange in diesen Gegenden gelebt zu haben, um Zeuge von rührenden Romanen gewesen zu sein, in denen die größte Gluth und Leidenschaftlichkeit herrscht,

die aber auch freilich gewöhnlich mit dem Wochenbette endigen. Drei Viertel (?) der gebornen Kinder sind unehelich, welches Verhältniß nicht so sehr in einer Entsittlichung des Volkes, als vielmehr in der strotzenden Körperkraft einerseits und andrerseits in der drückenden Armuth dieser Leute seine Ursachen hat. Trotzdem daß die unehelichen Geburten die ehelichen so bedeutend übertreffen, trifft doch die unverehelichte Mutter so lange das ganze Gewicht der Schande und der Schmach, bis ihr Kind durch ihre Ehe mit dem Geliebten legitimirt worden ist. Diese Ehe wird auch in den meisten Fällen geschlossen, Vaterschaftsklagen kommen dagegen fast nie vor. Man trifft bei solchen Veranlassungen oft überraschende Beweise von einer heldenmüthigen Entsagung und Großmuth an. So sah der Schreiber dieser Zeilen ein ganz junges, bildschönes Mädchen auf dem Wochenbette liegen, das durch keine Bitten und Zureden zu bewegen war, den Vater ihres Kindes zu nennen. Dieser war nämlich mit einer wohlhabenden Bäuerin verlobt, und sie wollte dieses Bündniß nicht zerstören. Der junge Mann aber kam selbst hinzu und bekannte sich zur Vaterschaft, und brachte durch seine Ehrlichkeit die innige Liebe und seltene Großmuth der geschwächten und verachteten Wöchnerin an den Tag.

Diese Tiefe des Gemüthes ist bei diesen Bauern gewöhnlich auch mit einem gesunden Verstande verbunden. Die Leute pflegen viel nachzudenken, und es fehlen nur die Mittel der Bildung, zahlreichere Schulen, Bücher und Volksschriften, um die Naturgaben zur schönen Blüthe zu bringen. Man hat jeden Augenblick Gelegenheit, ihr gesundes, richtiges Urtheil über Gegenstände, die nicht so weit aus ihrem Gesichtskreise liegen, zu bewundern. Der Augenblick wird nicht ausbleiben, wo die politischen und humanistischen Bestrebungen unserer Zeit auch in diese abgelegenen Gegenden dringen, und sicherlich guten Boden finden, und hundertfache Früchte tragen werden; alle Bedingnisse dazu sind vorhanden: Kraft und Gesundheit, Gefühl und Verstand, Ehrlichkeit und Festigkeit, — sollte man aus solchen Faktoren nicht eine herrliche Zukunft herausrechnen können?

Das Schloß im Walde.

Graf Arthur an den Chevalier Duclos.

— den 6. Mai 18—.

Seit ich Sie nicht mehr um mich sehe, theurer Freund, seit Sie durch den strengen, doch unerschütterlichen Schluß der Vorsehung von meiner Seite gerissen sind, fehlt mir Alles, was sonst zum lichten Glanze meines einsamen Lebens diente, ist jeder Trostquell mir versiegt, jede Erhebung wie weggebannt. Warum mußten Sie aber auch Alles, was zur Verschönerung des Lebens diente, was meine Kraft erhob, mein Gemüth stählte, in mein Leben übertragen? warum wie ein schützender, segnender Genius an meiner Seite stehen und den goldnen Traum, der mich umfing, zur Wirklichkeit machen? Ehedem, da ich Sie noch nicht kannte, war mir die Erde oft leer und schal, ihre tausendfachen Schönheiten gingen ohne besondern Eindruck, spurlos fast an mir vorüber, und mein von Natur düsterer Sinn legte sogar oft noch Düsteres und Trübes in sie hinein. Da lernt' ich Sie kennen; Sie vergönnten mir einen Blick in die Tiefen Ihres Gemüthes, ich durfte nehmen und schöpfen aus dem reichen Schatze desselben, und nun erst gewann Alles um mich her Bedeutung, nun erst lernt' ich die Geheimnisse der Natur und die ernste Bedeutung des Lebens verstehen; das Trübe ward licht, das Drückende leicht, und mein Geist schwelgte oft in den unendlichen Reichthümern, die Sie, wie der Schatzgräber mit der Wünschelruthe, aus ihrer Verborgenheit hervorlockten. Sechs Monate mit Ihnen zusammen haben meinem ganzen Leben Schwungkraft und Energie für immer verliehen.

Ich kann mich unsers ersten Zusammentreffens noch so deutlich erinnern, als sei es erst heute geschehen. Es war auf den Höhen der Alpen, wohin mich der Arzt, meine kranke Brust wiederherzustellen, gesendet hatte. Mir war das Leben seit meinem zwölften Jahre, wo der ewiggeliebte Vater so plötzlich starb und ein sonderbares Testament den Onkel zum alleinigen Erben unserer Güter und zu meinem Vormunde ernannte, ganz gleichgültig

geworden. Da sah ich Sie auf der Höhe des Bergs stehen; die Morgensonne schien um Ihr Haupt einen Strahlennimbus gezogen und alle Züge Ihres edeln Antlitzes in Verklärungsduft getaucht zu haben; Sie hoben unwillkürlich die Arme nach dem Aufgange der Sonne zu, als wollten Sie zu ihr emporfliegen und ohne nur einen Laut von sich zu geben, prägten sich dennoch alle Gefühle und Empfindungen Ihres Innern zu lebhaft in Ihren Mienen aus, um nicht ein jedes derselben augenblicklich erkennen zu können. Ich lernte Sie verstehen, Sie neigten sich mir zu, ließen mich in dem großen Buche der Natur ihre bisher ungekannte Runenschrift lesen, und der Bund unserer Freundschaft war auf immer geschlossen. Von jetzt an nahm meine wankende Gesundheit sichtlich zu, mein Herz stimmte sich zur Freude um und mein voriger Trübsinn schwand wie ein Nebelhauch, von Sonnenlippen weggeküßt. Was bin ich Ihnen nicht Alles schuldig, theurer Chevalier! Mehr als das Leben — Lebenslust, Kraft, Wirksamkeit, Thatendrang, und wie alle die herrlichen Namen heißen. Nimmer vermag ich die große Schuld an Sie abzutragen!

Ich fand in J.. ein Schreiben meines Onkels vor, in welchem er mich nach einer Abwesenheit von beinahe nun fünf Jahren wieder zu sich beruft. Es sei nöthig, sagt er darin, daß ich wieder um ihn sei, um mich nach und nach an die Selbstverwaltung der Güter zu gewöhnen, die nach seinem Tode mein eigen würden, da den einen Sohn — er starb an einem Sturz vom Pferde — das Schicksal so früh ihm entrissen, der andere, noch übrig gebliebene, leider! blödsinnigen Geistes sei und niemals zu irgend einer Führung eines Geschäftes tauglich sein werde! Doch wie von jeher ein mir unerklärbares Gefühl mich von diesem Manne zurückgescheucht hat, so ist es auch noch jetzt, und ich möchte gern noch mehrere Jahre, Ihnen nach, in die immerfluthende Welt hinein. Doch sein Wille — so lautet das Gesetz — ist Befehl, und so muß ich denn wohl abreisen!

Der einzige Trost, der mir noch übrig bleibt, beruht auf Ihren brieflichen Mittheilungen, und um diese, o mein ewigtheurer Freund! bittet auf das Innigste

Ihr

Arthur.

Der Chevalier Duclos an den Grafen Arthur.

Paris, den 30. Mai 18—.

Sie erhalten die Antwort auf Ihren mir so lieben Brief etwas spät, denn schon der Name des Ortes, an dem ich mich jetzt befinde, muß sie von

der Wahrheit überzeugen, daß die Zahl meiner Geschäfte sehr groß ist. Mein Geschäftsträger war kurz vorher, ehe ich in der Metropole einfuhr, gestorben, und ich fand daher Vieles, was ich als erledigt dachte, unvollendet, und deshalb mußt' ich nun selbst Hand an das Werk legen. Mehrere Wochen werden vergehen, ehe ich mir nur ein wenig Licht in das Chaos zu verschaffen im Stande bin. Verzeihung daher, wenn ich bis zur Erledigung der vorzüglichsten meiner Angelegenheiten nur kurz Ihnen von mir melde. Ich werde alles Versäumte gewiß späterhin nachholen!

Von den Merkwürdigkeiten dieser Weltstadt nicht das Geringste, denn Alles darin, vom Alpha bis Omega, kennen Sie ja bereits; und das noch nicht von Ihnen Gesehene, das täglich wie neue Tropfen zur Urquelle hinzufluthet, sah ich noch nicht. Nur von einigen historischen Personen, die ich zuerst sah und die als Ihre Landsleute Ihnen nicht uninteressant sein möchten, Folgendes. Ich sah und sprach unter Andern auch die liebenswürdige Herzogin von Orleans, eine geborene Mecklenburgerin, — und ihr Geist, wie die ächte, hohe Weiblichkeit, die sich aus ihrer ganzen Haltung und Persönlichkeit aussprach, mußte für sie gewinnen. Dann den Dichter Heine, der nahe dem Hause meiner Tante wohnt, höchst ausgezeichnet durch sein poetisches Talent, wie durch die Feinheit, sich wie ein Eingeborner ausdrücken zu können; doch frivol und ungebunden in seiner Lebensweise, ebenfalls wie ein Franzose.

Eine dritte Bekanntschaft geht Sie an, bester Arthur, und dürfte in dieser Gallerie lebender Bilder vielleicht nicht die uninteressanteste für Sie sein. Sie staunen, Sie rathen bald auf Den, bald auf Jenen. Hören Sie! Da mein so sehr geschätzter Sachwalter, wie bereits gesagt, todt, mein Proceß aber eines geschickten Anwaltes bedurfte, so wendete ich mich, auf Empfehlung mehrerer geachteter Freunde, an den berühmten Advokaten Garand.

Derselbe bewohnte ein großes Haus in der rue de Richelieu, das ihm selbst gehörte. Das ganze Haus war geschmackvoll gebaut und eine herrliche Treppe, an den Seiten mit einzelnen Statuen besetzt, führte in den obern Stock, den er bewohnte. Ein Bedienter in Livrée meldete mich dem Herrn, der mich sogleich vor sich ließ.

Das Zimmer, in das ich trat, war höchst geschmackvoll eingerichtet, die Wände mit Gobbelins-Tapeten, der Fußboden mit den feinsten Teppichen bedeckt. Eine auffallend widrige Erscheinung aber war dieser Garand selbst.

Denken Sie sich eine sehr kleine, fast zur Mumie ausgetrocknete Figur in einer eleganten Kleidung, mit einem gelben, lederartigen Gesicht, struppigem (wiewohl frisirtem) Haar und zwei kleinen, stechenden Augen, die in

beständiger Bewegung, gleich einem Treibrade, bald da-, bald dorthin rollten.

Er lud mit dem freundlichsten Tone mich ein, mich neben ihm niederzulassen und fragte dann nach der Ursache meines Besuchs. Bald waren wir im eifrigen Gespräche, und ich gestehe es, daß die geistreiche Art seiner Ansichten, so wie die Tiefe seiner Kenntnisse mich überraschten. In der Folge der Unterredung, die meine Reisen in's Ausland betraf, entschlüpfte mir auch Dein Name, mein Arthur.

Da stutzte der Mann, heftete einen durchbohrenden Blick auf mich, der mich erbeben machte, und fragte dann: Woher ich Dich kenne? Wie Deine Gesundheit beschaffen sei? Wo Du Dich aufhieltest? u. a. m. Um das Befremdende dieser gehäuften Fragen einigermaßen zu bemänteln, entdeckte er mir endlich, daß er seit langer Zeit der Anwalt des alten Grafen Gornau (Deines Onkels) sei, daß er Dich von zarter Jugend an gekannt und wie er noch immer die mannichfachen Geschäfte dieses Hauses führe. Er brach dann plötzlich ab und wir sprachen dann von meiner Sache, die er auch zu übernehmen sich erbot.

Mir sagt es mein Herz, daß dieser Garand in Eurem Hause keine kleine Rolle gespielt hat und noch spielt; vielleicht, daß wir noch einmal ihn finden. Schreibe mir, wenn es angeht, recht bald, mein Arthur; Du weißt es, wie theuer und werth mir immerdar Deine Briefe sind und wie große Freude mir diese machen. Schone Deine Gesundheit; sei vorsichtig im Umgange mit dem Ohm und melde mir, was Dich betrifft. Gott mit Dir!

Dein

Henriquez.

Advokat Garand an den Grafen Gornau.

Paris, den 8. Juni 18—.

Ihren geehrten Auftrag, mein Herr Graf, habe ich richtig und, ich hoffe, zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführt, und lege Ihnen deshalb die darauf bezüglichen Papiere hiermit vor. Sie haben dadurch in Ihren jährlichen Einnahmen eine Summe von mehreren tausend Francs gewonnen. Den zweiten Ihrer Aufträge, Ihnen zur Ausschmückung des neuerbauten Schlosses in A... diejenigen Meubles zu besorgen, von denen Sie mir eine Liste zugesendet, werde ich eben so genau zu erfüllen mich bemühen, sobald einige meiner dringendsten Geschäfte (deren, wie Sie wissen, mir so viele auf dem Nacken lasten) bei Seite geschafft worden sind. Die Sache ist ja ohnedem, wie Sie

geschrieben, nicht von zu großer Eile, und einmal daran gegangen, wird Alles dann schnell beendigt sein.

Noch habe ich Ihnen, Herr Graf, etwas mitzutheilen, das vielleicht dazu dienen möchte, Ihre Aufmerksamkeit zu schärfen und Sie zur Vorsicht zu mahnen. Es machte mir ohnlängst ein Chevalier Duclos die Aufwartung, um mir einen Proceß zu übertragen, den ich auch angenommen. Dieser theilte mir unter andern Gegenständen auch den mit, daß er der intimste Freund Ihres Neffen, des jungen Grafen Arthur sei, mit dem er viele Reisen gemacht habe. Dieser Chevalier scheint mir, wenn mich nicht Alles trügt, der schlaueste und tiefste aller Köpfe zu sein, die mir je vorgekommen, ein Mann, der eine große Gewalt dadurch über die Herzen der Menschen hat; und er ist es zugleich, der — wie ich aus einzelnen seiner Mittheilungen schließen konnte — Ihren Neffen leitet und lenkt wie er will. Erforschen Sie doch, ob Graf Arthur, der, wie Sie mir schon einmal geschrieben, oft sehr düster sein soll, am Ende Ahnungen von geheimen Dingen habe, die er nicht wissen darf. Lassen Sie den jungen Mann nicht nach dem bewußten Schlosse im Walde, denn Sie wissen, welches schreckliche Abenteuer ich dort erlebte — ich, der ich an nichts weniger als an Geister und sogenannte höhere Mahnungen glaube! Am allerwenigsten, Herr Graf, lassen Sie es zu, daß dieser Chevalier (wie er mir deutlich es merken ließ) in Gesellschaft des jungen Grafen das Schloß im Walde besuche, denn dann würde sein scharfer Blick den schwächern Ihres Neffen heben und Dinge herausbringen, die Ihnen und am Ende auch mir Gefahr bringen möchten.

Beobachten Sie und befolgen Sie diese meine wohlgemeinten Warnungen, die schon oft Ihnen von Nutzen gewesen sind.

Schließlich ersuch' ich den Herrn Grafen, mir mit der nächsten Gelegenheit 20,000 Francs als Erledigung meiner bisher stattgefundenen Bemühungen zukommen zu lassen, indem ich zur Zeit eine kleine Lücke in meiner Kasse verspüre.

Empfehle mich zu fernern Gnaden ꝛc. Ew. Hochgeboren

unterthäniger Diener.

Graf Arthur an den Chevalier Duclos in Paris.

Schloß X., den 4. Juli 18—.

Sie und nur Sie, mein geliebter Chevalier, fehlen mir, um durch Ihren weisen Rath mich zu leiten, durch Ihren Trost mich aufzurichten und mir Muth und Kraft in die Seele zu hauchen. Sie werden aus der Auf-

schrift meines Briefes wahrnehmen, daß ich, dem Rufe meines Onkels diesmal gehorsam, die schönen Gefilde Helvetiens verlassen und nach den heimathlichen Fluren meinen Lauf gerichtet habe.

Dies ist mir — ich gestehe es Ihnen frei — diesmal sehr schwer gefallen, denn erstens vermißt' ich Sie an allen Orten, zweitens eilt' ich einer Gegend zu, in welcher ich für die Gegenwart wie für die Zukunft nicht eben goldene Tage hoffe.

Ehe ich noch den freien Boden verließ, besuchte ich noch einmal alle die Stellen, die Ihre Gegenwart geweiht, die ich mit Ihnen betreten hatte. Ich bestieg die Gipfel des Rigi, ich faßte den reuigen Pilatus fest in's Auge, saß eine Zeit lang sinnig im Schooße der Jungfrau. Dann pflückt' ich (und diesmal mit vieler Gefahr) einen Strauß von blauen Enzianen, die Ihnen so lieb waren, erklomm die Höhe einer Alp, betrat das Innere einer Sennhütte, ließ mir ein Glas Milch geben, die Sie so gern getrunken, und warf mich dann, in meiner Wohnung angelangt, in meinen Wagen, um der Gegend zuzueilen, in der meiner Jugend Blüthen in der Erinnerung mir entgegenlachten.

Ich fand meinen Oheim, als ich auf dem Schlosse A… angekommen, nicht vorhanden. Man sagte mir, daß er bei einem der benachbarten Gutsbesitzer zu einer großen Jagd geladen sei und nicht vor drei Tagen wieder erwartet werde. Doch den armen Alexis, den zwanzigjährigen, blödsinnigen Cousin, fand ich, der, als er von meiner Ankunft vernommen, diesmal viel behender, als es sonst der Fall war, auf mich los kam und mich nach seiner Weise willkommen hieß. Ich fand ihn weit bleicher als sonst, und eine unverkennbare Mattigkeit blickte aus den welken Gliedern hervor und verkündete die nahe Ankunft des Retters vom Loose der Sterblichkeit.

Ich suchte nun — es war ja die Burg meiner Ahnen, die Wiege meiner Kindheit, wo ich jetzt weilte — alle Stellen wieder auf, die meine Jugend gesehen, den Schloßteich, in dem ich mit dem treuen Conrad, der meinem Vater bald nachfolgte, Krebse und Fische fing; die lange, weitbezirkte Reitbahn, wo ich gelehrt ward, das erste Roß kunstgemäß zu besteigen; den herrlichen Park, wo wir, wann die Cousins oder sonst andere Knaben der Nachbarschaft zum Besuch kamen, uns herumzutummeln pflegten. Die alten Diener fand ich leider! nicht mehr, denn die meisten von denen, die meinem Vater gedient hatten, waren, aus mir unbegreiflichen Gründen, vom Onkel verabschiedet worden.

Nach drei Tagen kam endlich mein Oheim wieder zurück. Als er mich erblickte und ich, ihn zu begrüßen, entgegeneilte, starrte er mich an, und

schreckte, wie von einer jähen Erinnerung ergriffen, zusammen, doch ermannte er sich bald, und hieß mich im Schlosse meiner Väter willkommen.

Sein Gesicht war auffallend blaß, seine Gestalt gebeugt und verfallen, die Augen lagen hohl in den Höhlen. Er zeigte eine große Freude über meine Ankunft, und äußerte: es werde mir hier gewiß gefallen, die Forsten wimmelten von Wild, das nur auf meine Ankunft warte, um erlegt zu werden; die Teiche wären mit Fischen überfüllt, und der Nachbarn gäbe es manche in der Nähe und Ferne, die recht stattliche Herren, alle begierig wären, mich kennen zu lernen. „Auch kannst Du, fügte er am Ende noch hinzu, das neue Schloß in —, das ich für Dich habe bauen lassen, zuweilen besuchen, um den noch nicht vollendeten Bau durch Deine Gegenwart zu beleben, und Einrichtungen noch zu treffen, die Du allein wünschenswerth erachtest. Ich habe deshalb, um das Schloß Dir recht angenehm zu machen, von Paris aus die dazu nothwendigen Meubles verschrieben, und hoffe, Du werdest mir, da ich selbst diese Vaterfreude entbehren muß, bald die Gemahlin zuführen, die Deinem Range und Stande angemessen ist!"

Es war sichtlich viel Güte in seinem ganzen Benehmen gegen mich, und ich schalt mich auch, als ich wieder allein war, über meines Herzens Härtigkeit selbst aus, doch ich konnte nicht anders, denn jedesmal, wenn ich meinem Herzen deshalb Gewalt thun wollte, überkam mich jenes unheimliche Gefühl, und wie sehr ich auch mich bemühte, es zu thun, und ihm meine Gefühle an den Tag zu legen, doch vermocht' ich es nicht.

Am andern Tage, als wir — es war der schönste Sommertag, der je vom Himmel zur Erde niedersank — ich und er, nach aufgehobener Tafel, im Schloßgarten spazieren gingen, wandte sich (ich weiß nicht wie?) das Gespräch auf das Schloß im Walde, das ich mit dem geliebten Vater zuletzt bewohnt hatte, in dem er gestorben war, und das ich seitdem nicht wieder gesehen hatte.

Ich äußerte den lebhaftesten Wunsch, es wieder zu sehen, da es so viele Erinnerungen für mich in sich enthalte. Doch mit einem sichtbaren Erschrecken, das selbst mich bald ergriffen hätte, sprang er zurück, ward todtenbleich, und mit einem zitternden Tone sprach er: „Nein, nein! Bei Deiner erst wieder hergestellten Gesundheit kann und darf ich es nimmermehr zugeben, daß Du Dich jenem Schlosse nahst! Ohnedem wird es nur von einem alten Förster bewohnt, und bietet Dir nicht die geringste Bequemlichkeit dar! Versprich mir daher dasselbe nicht zu besuchen!"

Ohne zu wissen, warum, versprach ich es ihm, und es schien, als ob ihn dies Versprechen einigermaßen beruhige.

Da mich dies Versprechen beunruhigt; da eine mir selbst unerklärliche Sehnsucht mich unwiderstehlich fast nach dem Schlosse hinzieht: so frag' ich bei Dir, mein Henriquez, hiermit ernstlich an: Ob ich mein Versprechen zu halten habe? oder ob ich dem Drange meines Herzens, der unerklärbaren Sehnsucht meines Herzens nachgebe und dennoch insgeheim jenes mir so liebe Schloß im Walde besuche?

Antworte mir bald, o, Du mein ewigtheurer Freund, denn das kalte, einförmige Wort: „Sie" soll nicht mehr ceremoniös und hemmend zwischen uns treten, da unsere Herzen es nicht kennen, die lange schon verschwistert waren.

Tragen alle gute Engel Dich auf ihren Händen!

Dein

ewigtreuer Arthur.

Der Chevalier Duclos an den Grafen Arthur.

Paris, den 20. Juli 18—.

Ich nehme gern Dein freundliches Du an, mein Bruder, und sende Dir hiermit den Weihekuß der Liebe und der Treue zu, da Du wohl recht hast, daß unsere Herzen längst eins waren und eins sein und bleiben werden in alle Ewigkeit.

Ich bin hier in ein Meer von Geschäften und Aufträgen versenkt, deren Anzahl mich zittern machen würde, schlüge nicht in meiner Brust ein muthiges Herz, ein kräftiges Vertrauen, und wüßt' ich nicht schon aus meinen frühern Verhältnissen, daß Muth und Kraft, mit Vertrauen begabt, das Schwierigste überwindet. Mein Proceß geht gut, meine gerechte Sache scheint den Sieg zu erlangen, und so bin ich getrost und arbeite und wirke nach allen meinen Kräften.

Ich habe jetzt wieder einige höchst interessante Bekanntschaften theils gemacht, theils erneuert, die meinem Leben einen milden, sanften Schimmer verleihen, und mich für Vieles, was ich sonst entbehren muß, sattsam entschädigen. Ich ward durch meinen Onkel, den Marquis Duvenil, dem Chef-Minister Guizot vorgestellt, und bin durch den Geist und die anspruchslose, schlichte Weise dieses Mannes, der Frankreich durch die Tiefe und die Kraft seiner Maximen beglückt, unwillkürlich zur Bewunderung hingerissen. So muß man sein, wenn man groß genannt sein will, mild, anspruchslos, und doch ernst, tief, voll Kraft und Licht. Ich werde seine Reunions, zu denen er mich ein für alle Mal eingeladen hat, nimmermehr versäumen, werde von des Mannes Weisheit und Milde mit großer Freude annehmen.

Dann glückte es mir auch, von den regierenden Gliedern des Hauses Orleans, dem ich zugethan bin und bleiben werde, in einem der ersten Cercles, die ich besuchen mußte, der liebenswerthen Herzogin von Nemours (auch einer Landsmännin von Dir, mein Arthur!) vorgestellt zu werden. Wenn gleich nicht von der imponirenden Haltung, wie die Herzogin von Orleans ungesucht behauptet, so prägt sich dennoch in ihrem ganzen Wesen jene herzgewinnende Hoheit und Anmuth aus, die den Gliedern des Hauses Coburg stets eigen zu sein pflegt. Auch sie hat Deinem unbedeutenden Freunde den Zutritt zu ihren Soiréen huldvoll gestattet!

Und nun zu dem Wichtigern des Ganzen, zu Dem, um was Du mich befragst! Scheint es doch, als ob Deine Sache mit Riesenschritten ihrem Endziele zueilte, und als ob das Schloß im Walde, zu dem man Dir den Zutritt so ängstlich untersagt hat, eine bedeutende Rolle in Deinem Leben spielen sollte! Mein Rath ist in Betreff Deiner Frage der: Du gehst, gehst recht bald nach diesem Schlosse, und erwartest ruhig und getrost, was die Vorsehung auf diesem Schauplatze zu entwickeln für gut befinden, und was sie Dir von den verhüllten Geheimnissen der Vergangenheit mitzutheilen für gut befinden wird. Dann handle als ein Mann, als der Sohn solch eines Vaters, wie Du mir ihn oft geschildert hast und wie ich ihn mir selbst denke. Darf ich doch Deinem edlen, weichen Herzen nicht selbst vorschreiben, wie Du hierin handeln sollst!

Was den eleganten Advokaten, Herrn Garand, betrifft: so war ich seitdem zweimal in meiner Angelegenheit bei ihm, und kann nur meine früher über ihn gefällten Urtheile wiederholen und bestätigen: daß er einer der schlauesten und gewandtesten Menschen ist, mit denen ich jemals umgegangen, ein Mann von den seltensten Kenntnissen, die er ziemlich theuer verkauft, doch gewiß ein verderbter Mensch, der zu allem Schändlichen fähig ist, wenn er nur Gold erblickt. Sonderbar war es, daß der Mann, nach mannichfachem Hin- und Herschweifen, das ich aber bald als solches erkannte, wiederum auf Dich kam und mich wie obenhin nur fragte: Ob ich vielleicht meinen lieben Freund, den Grafen Arthur, auf den Gütern, die er bewohne, besuchen würde?

Sein lauerndes Auge, das forschend auf meinen Lippen ruhte, sagte mir, was ich ihm hierauf zu antworten habe; und so erwiederte ich ihm: Wie es allerdings mein Entschluß sei, sobald es nur meine Geschäfte zuließen, ihm daselbst einen Besuch zu machen. Er veränderte kaum eine Miene (so sehr hatte er sich in seiner Gewalt), doch das leise Zucken seiner Lippen verrieth mir, was in ihm arbeite!

Und nun lebe denn wohl, Du Theurer! Rüste die ewige Vorsehung Dich mit der Kraft aus, den kommenden Tagen ruhig entgegen zu gehen und getrost zu erwarten, was sie mit sich bringen möchten!

Dein
unwandelbarer Freund Henriquez.

Samuel Gohl an den Grafen Gornau.

T—u, den 29. Juli 18—.

Ich muß Ihrer Excellenz einen Vorfall berichten, der nicht ganz angenehm für Hochdieselben sein möchte, indem er in Hochdero Gemüthe eine Saite anklingen möchte, die nicht zu den sanftklingenden gerechnet werden kann. Ich muß dies thun, um mich vor Ihrer Excellenz zu rechtfertigen, weil ich das alte Schloß stante pede verlassen, und mich hier, von woher mein Schreiben datirt ist, vor der Hand angesiedelt habe!

Sie wissen es, Herr Graf, mit welcher Treue ich Ihnen jederzeit angehangen, wie ich Gefahren und Noth um Ihretwillen ertragen, mich in alle nur mögliche unheilvolle Lagen gestürzt, und sogar zuletzt es nicht geachtet habe, mich Verhältnissen unterzogen zu haben, die für meine Sicherheit drohend genug waren!

Ich that dies, weil ich meiner sechs unerzogenen Kinder wegen in Hochdero Generosität die Mittel fand, dieselben nicht nur gehörig unterzubringen, sondern sogar ihrer Erziehung zweckmäßig abhelfen zu können. Was thut man nicht seiner Kinder wegen, die man liebt, und wie gern unterzieht man sich Schwierigkeiten und Gefahren, nur um das Wohl derselben zu begründen! Ich übernahm also die Stelle eines Aufsehers in dem alten Schlosse, obwohl meine Jugend (ich war damals erst acht und zwanzig Jahre) und mein zum geselligen Leben aufgelegtes Temperament mir viele Schwierigkeiten entgegen warf, da ich mich von nun an in tiefe Einsamkeit vergraben und, fern von den Menschen, vielleicht mein ganzes Leben hindurch, der Hüter einer Steinmasse sein sollte. Doch Ihre Excellenz versorgten meine Kinder, ich brauchte nicht mehr für deren Existenz zu zittern, und so ging ich ab. —

Zwölf Jahre sind es grade (denn der junge Herr Graf Arthur, Hochdero Neffe, war damals eben zwölf Jahre alt geworden, als er mit Ihnen, nach seines Vaters Tode, das alte Schloß verließ), seitdem ich meinen mir zukommenden Pflichten, ich hoffe, treu und gewissenhaft nachgekommen bin und Niemanden zugelassen habe, der nicht von Ihnen dazu Erlaubniß hatte

und ich habe in dieser Zeit ertragen, was möglich war. Denn — jetzt darf ich es Ihnen frei und offen bekennen! — alle Abende, die Gott werden ließ, ertönt aus dem untern Gemache, das linker Hand zu ebener Erde liegt, wann die Glocke zwölf schlägt und die Geisterstunde beginnt, ein Wimmern, das, wenn man es hört, Einem durch Mark und Bein dringt, Seufzer begleiten dies Wimmern, wie einer Person, auf deren Brust ein schwerer Stein liegt, unter dessen Last er zu erliegen fürchtet. Das Ganze endet mit einem immer mehr und mehr erlöschenden Stöhnen.

Anfangs hätte ich, wann es begann (und ich vernahm es, wohin ich mich auch nur begab), sogleich meinen Wanderstock ergreifen und in die weite Welt hinein laufen mögen, doch der Gedanke an meine sechs Kinder, die von Ihrer Excellenz Gnade lebten und versorgt wurden, hielt mich jedesmal davon zurück, doch nie habe ich mich, wie lange ich hier mich auch aufgehalten, ganz daran gewöhnen können.

Einmal in diesen zwölf Jahren kam auch ein gewisser Herr Garand, ein Franzose, hier an, der von Seiner Excellenz eigenen Hand mir einen Brief überbrachte, der mich berechtigte, ihn im Schlosse ungehindert schalten und walten zu lassen, und auf alle nur mögliche Weise zu seiner Bewirthung beizutragen. Dieser Mann wurde demnach von mir in das schönste Zimmer, gleich über dem bewußten zu ebener Erde, einquartiert, nachdem ich ihn aus dem Schloßkeller mit mehrern Flaschen vom besten Weine versehen hatte.

Ich war gegen zwölf Uhr Nachts kaum ein wenig eingenickt, da ich zuvor in das ferne Dorf gegangen war, um Vorrath an Lebensmitteln, die mir ausgegangen waren, wieder zu holen, als ich heftig an meine Thür pochen hörte und des Franzosen Stimme vernahm, der, im kläglichsten Tone von der Welt, mich ersuchte, ihm die Thür zu öffnen. Ich that es, und, an allen Gliedern zitternd, gleich einem Espenlaube, blaß und schweißtriefend, stürzte er auf mich zu, und bat mich, ihm sogleich sein Pferd vorzuführen, indem er noch in der Nacht abreisen wolle. Zugleich hörte ich das alltäglich gewöhnliche Wimmern und todtesmüde Geschrei, das aus dem untern Gemache noch kläglicher und herzzerreißender, als sonst, hervordrang.

Ich that dies sogleich, denn des Mannes Zustand dauerte mich, und ich lief dem Stalle zu, das Roß, auf dem er gekommen war, ihm vorzuführen; er wich mir nicht von den Fersen. Schnell hatte ich mein Geschäft beendet, führte das Pferd ihm vor, half ihm, der, nach wie vor, am ganzen Leibe bebte, hinauf, und öffnete das Schloßthor. Wie ein Pfeil von der Sehne war er hinaus und meinen Augen entschlüpft. Ich habe nichts wieder von ihm vernommen.

Da der Tod nun (wie ich sichere Kunde habe) drei meiner Kinder dem Erdenleiden entnommen und die andern drei glücklich verheirathet sind, so drängt es mich, daß ich mich zu ihnen begeben und meine noch übrigen Tage in ihrem Kreise zubringen möchte. Ohnedem wird mir, trotz der Länge der Zeit, das Wimmern und Stöhnen immer grausenerregender, und so lege ich denn mein bisheriges Amt, Führer und Aufseher des alten Schlosses gewesen zu sein, jetzt in Ihre Hände nieder.

Meinen unterthänigen Dank für alle Gnade, die mir Ihro Excellenz in dieser langen Zeit erzeigt haben, und Segen dafür auf Hochdero irdischen Wegen! Mein Wohnort ist jetzt T—n, bei meinem Schwiegersohne, dem Schulzen Jacob Bornemann daselbst.

Verharre in tiefster Devotion Ew. Hochgebornen Gnaden

unterthäniger Knecht

Samuel Gohl, ehemal. Castellan.

Graf Gornau an den Castellan, Samuel Gohl.

Schloß A..., den 8. Aug. 18—.

Ich danke Ihnen für treugeleistete Dienste, und sende Ihnen, damit Sie in Ihren alten Tagen keinen Mangel leiden, beiliegend 2000 Francs als Anerkenntniß meiner Zufriedenheit mit Ihnen. Zugleich setze ich als jährliche Pension für Sie 300 Francs fest, die Sie nach Quittung von dem Rendanten meiner Güter, Herrn Moller in A., erheben können.

Dabei verpflichte ich Sie, gegen Jedermann, er sei wer er sei, über Das, was Sie in dem Schlosse vernommen und gehört, das tiefste Stillschweigen zu beobachten und keine Sylbe von irgend einem Vorgange daselbst über Ihre Lippen kommen zu lassen.

Bei diesem Ihren Verfahren haben Sie sich meiner Gnade für die Zukunft stets zu erfreuen.

Ihr

wohlaffectionirter Graf v. Gornau.

Die brieflichen Mittheilungen, die unserer Erzählung bisher zum Grunde lagen, nehmen hier ein Ende und wir folgen dem, was die Muse der Geschichte, zu welcher sich die Novelle und Erzählung zählt, uns mündlich überliefert hat.

Graf Arthur's Entschluß, die alte Burg im Walde zu besuchen, war, wie wir bereits schon wissen, durch den Rath, den sein theurer Henriquez

ihm ertheilt hatte, vollkommen bestimmt, und er nahm es sich vor, zumal da die Gründe des Oheims, das Schloß nicht zu besuchen, höchst unzureichend waren, recht bald, wenn sich eine schickliche Gelegenheit, ohne Verdacht dahin abgehen zu können, darbieten würde, seinen Entschluß auch in der That auszuführen.

Dazu fand sich nach einiger Zeit endlich eine passende Gelegenheit. Der alte Graf hatte von Paris aus den Transport an Meubles, die zur Ausschmückung des neuen Schlosses bestimmt waren, richtig erhalten; sie waren von ihm wie von dem Neffen beschaut und als schön und auserlesen befunden worden, und nun ward man einig, daß Arthur, nachdem diese Meubles vorausgesendet wären, sogleich nachfolgen, die schickliche Stätte diesen anweisen und, wie es ihm beliebte, stellen lassen sollte.

„Ich werde dann", entgegnete Arthur, „von dort aus den Rittmeister von B., dem ich es schuldig bin, meinen Besuch machen, der mich schon lange zu einer Jagd in seinen Forsten eingeladen hat. Dies wird mich hoffentlich bei Ihnen, lieber Onkel, entschuldigen, sollte ich einige Tage länger, als dies gewöhnlich der Fall ist, ausbleiben."

Der alte Graf fand dies sehr natürlich und scherzte noch darüber, denn er meinte: auf der Burg des alten Rittmeisters sei ein Schatz befindlich, der vermuthlich magnetisch das weiche Herz des Neffen an sich ziehen und festhalten werde, nämlich dessen schöne Tochter Agneta.

Mit klopfendem Herzen ritt Arthur am andern Morgen in aller Frühe ab; doch anstatt nach dem neuerbauten Schlosse zu reiten, das ungefähr drei Meilen von dem Stammschlosse entfernt lag, nahm er, als er von da aus nicht mehr bemerkt werden konnte, seinen Weg nach dem alten Schlosse im Walde zu, dessen Entfernung von A. sechs Meilen betrug.

Anfangs ritt er nur langsam, da sein Herz von mannichfachen Empfindungen bestürmt und sein Geist von unbestimmten Plänen erfüllt war. Dann aber, als Alles in ihm eine größere Festigkeit gewonnen und sein Entschluß reif war, spornte er sein Pferd und flog mit Blitzesschnelligkeit durch die grünen, von der Sonne beglänzten Gefilde daher.

Er ließ sein wackeres, tüchtiges Roß nur ein Mal ausruhen und eine kleine Rast ihm zukommen. Dann aber, als er es wieder bestiegen, stürmte er wie vorher in gewaltiger Eile seinem Ziele zu. Er kam gegen Mittag wohlbehalten und ohne daß ihm irgend die geringste Fährlichkeit zugestoßen wäre, in der alten Burg seiner Väter an.

Wie lange hatte er diese Stätte nicht gesehen! Wie viele Zeit war verflossen, seitdem er an der Hand des ewigtheuern Vaters hier gewandelt!

Bis zu der Ecke des Waldes, den er jetzt erreichte, hatte er, wenn der Vater zu einer fernen Jagd zog oder eine Reise machte, denselben in Begleitung eines alten Dieners jederzeit begleitet, dort hatte er ihm stets den letzten Kuß gegeben, der alte treue Diener hatte ihn dann auf seine Schultern steigen lassen und so hatte er dem vorwärts Eilenden nachgesehen, wie weit er nur konnte.

Da entdeckte er noch die alte Eiche, unter deren weit sich ausdehnenden Zweigen er häufig mit dem alten Georg (dies war der Name des Dieners) niedergesessen, wo dieser ihn auf den Schooß genommen und ihm dann wunderbare Märchen und Sagen der Vorzeit erzählt, während er dem Alten aus seiner Jagdtasche, die jener trug, allerlei Imbiß herauslangte, den er jenem reichte und womit er sich selbst erquickte.

Der Graben, der um das ganze Schloß sich herumzog, war jetzt trocken und wasserleer, ganz mit hohem, dickstengeligem Rohr verwachsen. Niemand kam ihm, als er am Schloßthore ankam, entgegen, auch war dasselbe fest zu. Arthur war vom Pferde gestiegen und pochte nun heftig an dasselbe an. Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe dasselbe von innen geöffnet ward, und als dies geschah, erschien ein ziemlich vierschrötiger Mensch, der in nicht eben feinem Tone fragte: „Wer der Ankömmling sei und was er wolle?"

Erst nach vieler Mühe gelang es dem Grafen, sich dem unbeholfenen Burschen als den Besitzer des Schlosses erkennbar zu machen, und nun führte derselbe etwas ehrerbietiger den Gebieter in die noch ziemlich erhaltenen Zimmer des obern Gestocks und bemühte sich, mit Hülfe einer alten, stocktauben Magd, der einzigen Person nach ihm im ganzen Schlosse, dem Herrn ein Mittagsbrod zu bereiten und dem Pferde die gehörige Kost zu verabreichen. Bald loderte auch, da der Tag sehr kühl war, im Kamin ein helles Feuer, und der Graf suchte es sich so bequem als möglich zu machen. Welch eine Masse von Erinnerungen drängte sich jetzt auf ihn ein und versetzten ihn in die Fernen der Vergangenheit zurück! Die Tapeten an den Wänden hingen halb vermodert herab; im Schloßhofe wucherte hohes Gras, einige Stufen der untern Steintreppe senkten sich schon, und ein dicker Staub lag, wie eine fressende Aschendecke, über und auf allen Meubles und Geräthschaften der Zimmer. Es war augenscheinlich, daß man absichtlich Schloß und Inhalt desselben der Gewalt der Zerstörung preisgeben wollte. Als der junge Graf sich durch einige Gläser Wein wieder gestärkt hatte, machte er noch einen Spaziergang durch den großen Garten des Schlosses. Hier hatte die Hand der Zerstörung am meisten gewaltet; denn nicht nur daß in den Gängen viele Bäume, die des Sturmes Gewalt umgebrochen hatte, der Länge

nach dalagen, von Würmern und Insekten zernagt, auch alle Beete, sonst mit den lieblichsten Blumen bedeckt, standen wie übersäet von der Menge des Unkrautes und der Disteln, und boten den traurigsten Anblick dar. Ein Seufzer entschlüpfte unwillkürlich Arthur's Brust und langsam schritt er wieder den trüben Gemächern zu.

Lange stand er in dem Zimmer, das, wie er wußte, sein Vater bewohnt hatte, vor dem lebensgroßen, wohlgetroffenen Bilde desselben. Ja, das waren die lieben milden Züge desselben, in die er so oft wie in eine Fülle von lieblichen Blumen geschaut! Doch heute, dünkte es ihm, hatte ein trüber Schleier von Ernst und Schwermuth sie überzogen, und die Rechte, die den Griff eines goldenen Schwertes, das ihn umhing, gefaßt hielt, schien bedeutsam in dieser Stellung ihn auf etwas noch zu Erwartendes hinzudeuten. Während dem war es dunkel geworden, und die Magd brachte auf zwei hohen silbernen Leuchtern zwei brennende Wachskerzen und stellte diese auf den Tisch, den sie vorher sorgsam gereinigt hatte. Ein von ihr in Eile zubereitetes Abendbrod ward ebenfalls vor ihm niedergesetzt. Der Graf fühlte eine besondere Müdigkeit; war dies die Wirkung des scharfen Ritts oder der eingeathmeten dumpfen Stubenluft? Die Augen fielen unwillkürlich ihm zu, doch er raffte sich mit Macht empor und schritt dem angrenzenden Schlafgemach zu, wo er sich, ohne Hülfe des Dieners, der nach dem sogenannten Verwalterhause, das er bewohnte, hinübergegangen war, auf das für ihn bereitete Lager warf und bald entschlief. Es mochte ungefähr gegen zwölf Uhr der Mitternacht sein, als Arthur sich von einer eiskalten Hand berührt fand und augenblicklich erwachte. Die Kerzen brannten düster, im Zimmer herrschte tiefe Stille. Auf einmal erloschen die Kerzen, ein tiefes Wimmern und Stöhnen, wie das eines Sterbenden, drang zu des Jünglings Ohren, das sein Blut fast erstarren machte und ihm eine Minute lang Odem und Besinnung raubte. Mehrere Minuten dauerte dies entsetzende Wimmern fort; Arthur war indeß vom Lager aufgesprungen und starrte nach der Gegend hin, von woher das Stöhnen erscholl. Es war (das erkannte er nun) aus dem Zimmer unter ihm. In diesem Momente fingen die Kerzen wieder von selbst an zu brennen. Schnell ergriff er eine derselben und eilte hinunter. Wie ward ihm, als er in das Zimmer eintrat! Das Wimmern hörte sogleich bei seinem Eintritt auf; doch ein weißer Schatten, der nach und nach zur Lichtgestalt ward, erhob sich aus der Tiefe und schwebte auf ihn zu. Es war die Gestalt seines Vaters, doch... wer schildert sein Entsetzen!... ohne den rechten Arm.

Da erklang, hohl, aber ihm völlig vernehmbar, die ihm so wohlbekannte

Stimme: „Sohn, mein geliebter Sohn! Zur Rache! Hier in diesem Zimmer griffen mich, da ich schon halb entkleidet war, Meuchelmörder, unter denen dein Ohm und Garand war, an. Ich vertheidigte mich; dein Ohm hieb mir die Rechte ab; dort in jenem Winkel liegt sie, dann mordete man mich! Zeig' ihm die Hand, dann wird Gott mich rächen. Segen dir; wir sehen uns einst wieder!"

Der Schatten versank und Arthur fand sich allein. Er suchte sogleich in der bezeichneten Ecke und fand zu seinem Entsetzen die zur Mumie gedörrte Rechte. Mit einer heißen Thräne, die auf dieselbe herabträufelte, drückte er sie an die brennenden Lippen und eilte dann nach seinem Zimmer empor, wo er sich halb entkleidet wieder auf sein Lager warf. Er konnte nicht eine Minute schlafen, unaufhörliche Pläne durchkreuzten sein Inneres, und noch früh am Tage weckte er den Diener und befahl ihm, sein Pferd zu satteln. Ohne nur einen Bissen genossen zu haben, sprengte er in geflügelter Eile dem Wohnorte zu, den er nur erst vor Kurzem verlassen.

Er kam grade zu der Zeit des Mittagsessens daselbst an. Ohne Rast sich zu gönnen, eilte er nach dem Speisesaal, den scharfen Degen an der Seite, den abgehauenen Stumpf des gemordeten Vaters verhüllt in der Hand haltend. Der alte Graf saß in seinem gewöhnlichen Lehnstuhl, neben ihm der Blödsinnige; im Saale waren zwei Diener beschäftigt, Speisen und Getränke hin und her zu tragen.

„Mörder! unseliger Brudermörder!" rief Arthur mit gewaltigem Ton ihm zu. „Nimm die gerechte Strafe deiner Missethat hin!" Somit hob er die Mumienhand nach dem Grafen empor, zog den Degen und drang auf den Oheim ein.

Doch kaum hatte dieser die abgehauene Rechte erblickt, als er mit einem unarticulirten Laut des Entsetzens in den Lehnstuhl, vom Schlag getroffen, todt zurücksank. Gott hatte ihn gerichtet.

Ohne sich hier länger aufzuhalten, reiste der junge Graf, nachdem er sich vorher hatte huldigen lassen und den blödsinnigen Jüngling einer sichern Obhut übergeben hatte, in rascher Eile nach Paris. Dort angelangt, begab er sich, von einem Wegweiser geleitet, nach dem Hause des Advokaten Garand, des wohlbekannten Rathgebers seines Oheims und Mörders seines Vaters. Dort ward ihm bedeutet, daß derselbe schon seit vier Tagen bereits im Grabe schlummere. Die Hand der Nemesis hatte auch ihn getroffen. Auf einer Spazierfahrt in den Wald von Boulogne waren die Pferde vor seinem Wagen schen geworden, waren durchgegangen, hatten den Wagen an eine Ecke geschleudert und ihn dann umgeworfen. Mit zersplittertem Hirn-

schädel, fast unkenntlich durch mehrere Wunden im Gesicht, trug man den Entseelten nach Hause. Die Gottheit, die in allen ihren Wegen gerecht ist, hatte auch hier dem Grafen die Rache selbst abgenommen.

Jetzt suchte Arthur seinen geliebten Chevalier auf. Er fand ihn, eben mit einem Schreiben an ihn selbst beschäftigt, in dem er ihm den Hintritt Garand's meldete. Die Freunde hielten sich lange sprachlos und gerührt umfangen, bis Arthur ihm die Begebenheiten der letzten Wochen mittheilte. Er blieb mehrere Wochen bei dem geliebten Mann, der ihm die Versicherung gab, den nächsten Sommer bei ihm zuzubringen.

Nach einem Jahre führte Arthur wirklich die schöne geistvolle Tochter jenes Rittmeisters, die der Oheim im Scherz ihm bezeichnet hatte, als seine Gemahlin heim. Das Schloß im Walde, das so traurige Erinnerungen in sich barg, ließ er in Trümmer zerfallen.

Karl Grumbach.

Die Ablösung der unterthänigen Leistungen.

Aus Prag.

Eine genaue vorläufige Mittheilung über die demnächst in's Leben tretende Ablösung der Robot und sonstigen bäuerlichen Leistungen sind wir besonders Ihrem Blatte schuldig, und sie dürfte für selbes um so mehr von Interesse sein, weil die Sache von tiefgreifendster Wichtigkeit für das Wohl der gesammten österreichischen Monarchie, alle bisher hierüber veröffentlichten Mittheilungen aber nur Vermuthungen und daher mitunter auch sehr wesentliche Unrichtigkeiten enthalten, wie dies namentlich auch bei jenen des bekannten Wiener △ Correspondenten in Nr. 10 der „Augsburger Allgemeinen" der Fall ist.

Die kaiserliche Entschließung — nicht Patent — über diese, alle Provinzen mit alleiniger Ausnahme Galiziens umfassende Angelegenheit, enthält in 14 Punkten die wesentlichsten Anordnungen über die Ablösung der den Unterthanen gegen die Obrigkeiten obliegenden, aus dem nexus subditalis herrührenden Leistungen, also nicht blos der Robot, sondern auch der Zehnten und dergl., durch beiderseitiges freiwilliges Uebereinkommen und mit Gestattung verschiedener Arten der Ablösung. Rücksichtlich der Pflichtigkeit hierzu geht auch die neue Anordnung in Beziehung auf den Rechtspunkt, von dem Principe des Robotpatents vom 13. August 1775 aus; wie dieses aber die Robot „als ein wahres, alt erworbenes Recht und Eigenthum der Grundobrigkeiten" anerkennt, so wird dagegen deren jetzige Ablösung gegen Entschädigung als ein allseitiges Bedürfniß bezeichnet.

Die Grundzüge der in dieser Hofentschließung bestimmten Ablösungsarten wären den mit unsern Verhältnissen weniger bekannten auswärtigen Lesern wohl nicht ganz verständlich ohne einige — wenn auch des beschränkten Raumes wegen nur kurze — Andeutung der Hauptmotive, die ich daher gehörigen Orts einflechten werde*). Da bei dem vorangeschickten Rechtsbe-

*) Einer unserer Correspondenten aus Wien hat uns bereits vor acht Tagen den Originaltext des betreffenden kaiserlichen Decrets eingesendet; leider war es zu spät, um demselben noch in unserem vorigen Hefte Platz zu geben und wir liefern es heute in einer Beilage. — D. Red. d. Grenzboten.

griffe über die unterthänigen Leistungen, die am meisten verbreitete Pflichtigkeit derselben, die Robot nämlich, nur gegen Entschädigung abgelöst werden kann, die möglichst sichere und schnelle Gewährung dieser letztern an den Berechtigten aber ebenso wünschenswerth war, wie deren Erleichterung für den Ablösenden, so mußte vor Allem eine Transaction gesucht werden, die nach beiden Richtungen die wenigsten Schwierigkeiten und Störungen in sich faßte. Durch die angeordnete Vereinbarung über den Betrag der Ablösung jener Leistungen und die Capitalisirung derselben nach einem bezeichneten billigen Maßstabe, ist die Veräußerung des bisherigen Rechtes an den Pflichtigen ermöglicht; um nun letzterem die hierzu noch nöthigen Tausch- oder Ablösungsmittel — welche jetzt nur die Wenigsten haben oder auf die gewöhnliche Weise zu erlangen vermögen — zu verschaffen, gewährt das neue Gesetz mehrere Wege. Der erste, ebenso neu in der Conception wie einfach und leicht in der Ausführung und von Localverhältnissen unabhängig, daher voraussichtlich die am meisten verbreitete Anwendung verheißend, beruht auf der Annahme: daß Robot, Zehnten u. s. w. Lasten sind, die factisch auf dem betreffenden Grund haften und bisher als von demselben ungetrennt, daher allen anderweitigen darauf erwachsenden Belastungen durch Schuld- und andere Verträge vorangehend betrachtet werden. Die Priorität dieser Forderung des Berechtigten war freilich bisher in den Hypothekenbüchern formell nicht ersichtlich, die materiellen Folgen waren aber in der Wirklichkeit dieselben, denn bei jeder Bemessung des Werthes eines robot- oder zehntpflichtigen Bauerngrundes, sei es nun für den Verkauf oder als Hypothek für Darleben, wurde nach einem gewissen Maßstabe der Capitalswerth dieser Last natürlich immer in Abschlag gebracht, um dessen vollen Betrag daher der Werth des Grundstücks als geringer angenommen wurde, wobei freilich manche Willkür — fast immer aber zum Nachtheile des Grundes und seines Besitzers — nicht auszuschließen war. Durch das neue Gesetz nun, welches den durch gemeinschaftliche freiwillige Vereinbarung ausgemittelten Ablösungswerth, und dazu ein für allemal in festen Zahlen capitalisirten Betrag, als einen allen übrigen Privatforderungen vorangehenden ersten Satz erklärt, braucht der Robotpflichtige über diesen Capitalsbetrag blos eine einfache, cessions- und einverleibungsfähige, auf mäßige Verzinsung lautende Schuldurkunde auszustellen, um für immer seiner bisherigen Leistungspflicht quitt zu sein. Durch die Detailbestimmungen des Gesetzes ist geeignete Fürsorge getroffen, daß der Leistungspflichtige möglichst geschont werde, und der ausgemittelte Entschädigungsbetrag ein mäßiger sei, selbst so aber wird er von den Berechtigten gern angenommen werden, da er, außer

den vielen Rücksichten, welche die Entäußerung des bisherigen Rechtes im allgemeinen Staatsinteresse wünschenswerth machen, überdies in einem Werthmittel geboten wird, das der Empfänger der Entschädigung zur Anschaffung der nöthigen anderweitigen Einrichtungen leicht weiter veräußern kann, indem es für jene im ersten Satze versicherten Schuldurkunden an zahlreichen Baarcapitalien nicht fehlen wird. Gegen eine solche, für den Berechtigten, wie für den Verpflichteten gleich entsprechende und durch leichte Ausführung sich empfehlende Transaction, können auch die allenfalls bereits vorhandenen Gläubiger nicht über Gefährdung oder Beeinträchtigung klagen, da, wie oben erwähnt, nach dem bisherigen factischen Zustande, ihre Hypothek grade so viel weniger werth war, als der Werth der darauf lastenden Pflichtigkeit betrug, die aber durch die capitalisirte Ablösung gewiß in einem mäßigern Betrage normirt werden wird, abgesehen davon, daß die von der bisherigen Leistungspflicht entfesselten Grundstücke durch die gewiß bald eintretende bessere Bewirthschaftung ertragsreicher werden und die Hypothek einen im Verhältniß zur Verzinsung der neuentstandenen ersten Satzpost ungleich höhern Werth als bisher erlangen wird. — Die Erlangung der Zustimmung der Gläubiger der diese Ablösung sowohl Gewährenden als auch jener des Besitzstandes der Empfangenden, für diese Transaction, sowie der Agnaten der Fideicommisse u. s. w. ist in dem neuen Gesetze durch geeignete, von dem bisherigen einschlägigen Verfahren abweichende Anordnungen ungemein erleichtert, und es berechtigt daher Alles zu der Annahme, daß diese Art der Ablösung gewiß auch am meisten verwirklicht werden wird.

Ein anderer Weg der Ablösung, nach welchem im Maßstabe der ausgemittelten Entschädigung selbe in Form einer Rente den Berechtigten zu Theil werden soll, wird von letztern wohl mit weniger Bereitwilligkeit angenommen werden, da das Gesetz für die, wenn nöthige, zwangsweise Beitreibung der Rente nicht das civilrechtliche, sondern nur politische (d. h. administrative) Verfahren gestattet, überdies diese Art der Ablösung an sich schon künftige Conflicte und Differenzen nicht so ein für allemal abschneidet, wie es doch in mehrfachen Rücksichten so sehr wünschenswerth ist.

Sehr sachgemäß sind dagegen die zum Wohle der Obrigkeiten und Unterthanen für eine Erleichterung des Zustandekommens freiwilliger Abfindungen zwischen den Grund- und Zehntherren und ihren Grund-Zehntholden über die Naturalfrohne und Naturalzehnten*) ebenfalls gewährten Ablösungsarten, durch Ueberlassung von Grundstücken einzelner Unterthanen an die

*) Worte des Gesetzes. A. d. E.

Obrigkeiten, wobei zur Erleichterung des Abkommens nicht so ängstlich wie bisher die Zusammenhaltung eines großen Ausmaßes der Bauernwirthschaften festgehalten und daher ausnahmsweise die tauschweise Entäußerung unterthäniger Grundstücke für diesen Zweck gestattet wird, wenn auch nur die Hälfte des bisherigen gesetzlichen Ausmaßes zur sichern Ernährung einer Bauernfamilie, nämlich 20 Metzen für die Wirthschaft des Ablösenden erhalten bleiben. Auch durch die Abtretung von Gemeindegründen und anderm Gemeindevermögen an die Obrigkeit, sowie durch Aufbringung von Geldmitteln zur gemeinschaftlichen Ablösung, ist für ganze Gemeinden die Befreiung von den bisherigen unterthänigen Leistungen gewährt und durch sachgemäße Bestimmungen Fürsorge getroffen, damit nicht einzelne von der bisherigen Leistungspflicht weniger betroffene Gemeindeglieder ein solches, der Mehrzahl wünschenswerthes, Abkommen hindern können. Wie denn überhaupt das ganze Gesetz nicht nur im Grundprincipe, sondern auch in den Einzelbestimmungen und allen hieran sich knüpfenden Beziehungen als ein erfreulicher Fortschritt betrachtet werden muß! Materiell ist überall die Tendenz vorherrschend, wo nur immer zulässig mehr die verpflichteten Unterthanen als die berechtigten Obrigkeiten zu begünstigen; in formeller Hinsicht gewährt es eine große Erleichterung, daß den nach ihrer Bestimmung und ganzen Organisation immer auf Seite der Unterthanen stehenden Kreisämtern eine sehr breite Basis ihrer Wirksamkeit bei Zustandebringung und definitiven Festsetzung der erwähnten Transactionen eingeräumt und befangenen oder einseitigen Auslegungen auch möglichst vorgebeugt ist durch die klare und präcise Redaction, wodurch überhaupt die Anordnungen der Hofkanzlei wie früher immer so auch diesmal sich auszeichnen, im Gegensatze zu den vor lauter Casuistik unklaren, daher auch überall Schlingen und Fußangeln bergenden Erläßen, die von der Hofkammer ausgehen, wie namentlich unser zu trauriger Berühmtheit gelangtes Stempelpatent hierin unbestreitbar das Möglichste leistete. —

Voraussichtliche Andeutungen über die in so vielen politischen, industriellen, sittlichen und volkswirthschaftlichen Beziehungen tiefeingreifenden Wirkungen des neuen Gesetzes, dürfte für heute der beschränkte Raum Ihres Blattes nicht zulassen, und werde ich dies, wenn Sie es wünschen, nächstens nachholen. Der Hofkanzler Baron Pillersdorf, dem der wesentlichste Antheil an der liberalen Gestaltung des Gesetzes mit allgemeinem Danke zugeschrieben wird, hat hier abermals gezeigt, wie viel und Vieles er zu schaffen bereit, wenn er weniger mit so vielseitigen Hindernissen umgeben wäre. —

Und nun noch eine Schlußnotiz für die treue Sympathie, die Sie —

troß aller Berechtigung zu einem recht nachdrücklichen ingrata patria! — unserem schönen und tüchtigen Böhmen auch in der Ferne immer bewahren. Es wird Sie gewiß nicht weniger als uns freuen, daß die leitenden Principien des neuen, so wichtigen und folgenreichen Gesetzes, gewissermaßen als ein geistiges Eigenthum unseres Landes zu betrachten sind. Der durch seine freisinnige, eifrige ständische Wirksamkeit und manche andere gemeinnützige Bestrebungen bekannte Graf Friedrich Deym hatte nämlich bald nach den galizischen Ereignissen der Regierung einen, durch dritte Hand zufällig auch mir zu Gesichte gekommenen Plan zur Ablösung der unterthänigen Leistungen übergeben, der mit wenigen, meist nur Nebensachen betreffenden Ausnahmen angenommen und dem neuen Gesetze mit seinen verschiedenen Ablösungsarten zu Grunde gelegt wurde. Gerecht muß man auch gegen — die Aristokraten sein*), selbst wenn man wie Sie und ich die Aristokratie nicht mag! Ich habe dieser Thatsache aber auch deswegen erwähnen zu müssen geglaubt, weil es von allgemeinem Interesse ist, theils die geheime Geschichte der Entstehung jenes Gesetzes, theils auch die Richtung der von verschiedenen Seiten angefeindeten Fraction unserer Stände, zu der Graf Deym gehört, kennen zu lernen.

.δ δ δ.

*) Das suum cuique! dürfte im vorliegenden Falle besonders in Ihrem Sinne sein, weil Ihr sonst wackerer Prager Correspondent auf unsere Stände überhaupt, besonders aber auf den genannten Grafen nicht gut zu sprechen ist, dem er auch neuerlichst in Nr. 52, bei Erwähnung dessen Projeetes einer Hypothekenbank, Unrecht that, denn nicht, wie er glaubt, die Mängel des Entwurfes stehen der — übrigens keineswegs abgewiesenen — Hypothekenbank entgegen, sondern wohl am meisten die Besorgniß der Finanzmänner: daß die Capitalisten und Rentiers lieber solide Pfandbriefe der Hypothekenbank als andere, mehr dem Wechsel und den Erinnerungen an das Jahr 1811 unterworfene Papiere kaufen werden. — Glauben Sie mir — und Sie wissen, ich verstehe mich auf derartige Dinge — Böhmen wird die Hypothekenbank bekommen, wird sie bald bekommen, weil sie eine Nothwendigkeit geworden ist. Eine doppelte Wohlthat für Land und Volk wäre sie aber, wenn jetzt schon vorhanden, wo sie ein neues wirksames Mittel zur Erleichterung und Beschleunigung der sanctionirten Ablösung der unterthänigen Leistungen bieten würde; doch auch davon ein andermal. —

D. Eins.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Die Censorstellen. — Der „gemüthliche" Seidel. — Dichter und Beamte. — Deutsche Censurprincipien und österreichische. — Straube. — Wallenstein's aufgefundene Privatkanzlei.

Die erledigten Censorstellen, von denen in diesen Blättern bereits Erwähnung geschah, haben nun ihre Leute gefunden; drei davon sind definitiv und eine ist provisorisch besetzt worden. Der namhafteste unter den Neuerwählten ist Johann Gabriel Seidel, der „gemüthliche" Lyriker, der schon seit mehreren Jahren provisorisch die Büchereensur, namentlich über ausländische Werke versieht. Die von ihm gefällten Urtheile in dieser Beziehung verdienten gesammelt und einer Gesammtausgabe seiner Dichtungen beigegeben zu werden; sie wären ein pikanter Beitrag zur Charakteristik seiner Phantasie. Man hat Seidel vor einigen Jahren todt gesagt und Menzel hat ihm, wenn ich nicht irre, einen Nekrolog geschrieben; ich glaube, jetzt wäre dieser ganz an der Zeit. Ich weiß sehr wohl, daß, wenn es nicht Seidel wäre, hätte sich ein Anderer zu dem Amte gefunden. An einen Beamten, der in der Ausübung seiner gesetzlichen Pflicht seinen Beruf findet, würden wir keinen so strengen Maßstab legen. Die Censur besteht nun einmal gesetzlich bei uns, wir dürfen und müssen gegen das Princip protestiren, der Beamte selbst aber, in so weit er nicht Böswilligkeit zeigt und über die ihm vorgeschriebenen Regeln augendienerisch ausgreift, ist nicht Gegenstand unserer Attaque; irre ich nicht, so haben die Grenzboten immer diese Politik beobachtet. Wenn aber ein Dichter, ein Mann, der in der freien Selbstbestimmung des Geistes seinen Beruf suchte, zu einem solchen Amte sich drängt — zumal zur Handhabung unserer Vorschriften, welche die Nachahmung unserer edelsten und größten Dichter, das Nachstreben Schiller's, Goethe's, Herder's und Lessing's, consequenter Weise ausschließen müssen — wer sollte nicht den Stab über ihn brechen? Von dem Dichter darf man verlangen, daß er gegen die Ausdehnung eines Censurge-

setzes, wie das unsrige, wenigstens negativ protestire durch Nichtannahme eines Amtes, welches die edelsten Geister deutscher Nation, die Männer, die unsern Stolz bilden, wenn sie heute schrieben, nicht zulassen würde, und auch ihre bereits geschriebenen Werke nur in Folge einer frühern, weniger kleinlichen und harten Zeit zuläßt, da sie nun einmal Eigenthum der Nation geworden. Seidel aber hat sich um dieses Amt beworben; für 400 Fl. jährlich hat er es über sich genommen, Dichter und Schriftsteller, die etwa Faust, Tell, den Aufruhr in den Cevennen, den Savonarola, oder Fichte, Schlosser, Ranke sich zum Muster ihrer Werke vorgesetzt, als unzulässig zu bezeichnen. Und Sie sehen, ich habe die Muster mit Vorsicht gewählt. Ich habe weder Rousseau noch Hegel, weder Lamennais noch Börne, weder Sheley noch Heine citirt.

Es ist übrigens wunderbar, wie empfindlich die Herren unserer Censurhofstelle gegen jedes Wort über unsere Censurverhältnisse sind. Während man im übrigen Deutschland, wo doch eben auch keine süßen Censurpasteten gebacken werden, der ernsten und anständigen Polemik gegen diese, die Wissenschaft, die Poesie und den Aufschwung eines kräftigen öffentlichen Lebens hemmende und andererseits doch nicht ausreichende Preßpolizei, freien Lauf läßt, und selbst die preußischen Zeitungen jeden Tag ihre Beschwerden und Leiden dem Publicum vorlegen, ist man hier, wo man doch noch ganz andere Klagelieder zu singen hat, von einer nervösen Reizbarkeit gegen jeden Tadel, der in irgend einem ausländischen Blatte sich findet, die eben nur den Beweis liefert, wie man die eigne Schwäche und unnöthige Uebertreibung selbst fühlt.

Um nun auf das Eingangsthema zurückzukommen, so können Sie sich die Physiognomien Derjenigen denken, die trotzdem, daß sie bisher mit liberalen Floskeln um sich geworfen, doch um die Censorstellen eingeschritten und — abgewiesen worden sind; ihre unglückliche Zahl ist dreizehn. Unter ihnen befindet sich auch Herr Emanuel Straube, der mit dem verstorbenen Witthauer (der es allerdings ehrlich meinte) Duetten gegen die Censur lamentirte. Alles Das, was er an Romanen, Novellen, Kritiken, Gedichten, Charaden und Gebeten geliefert hat, läßt sich prägnant durch den Vers von Chamisso charakterisiren: „Der Zopf der hängt ihm hinten!" Eines interessanten Fundes muß jedoch Erwähnung geschehen, den Herr Straube, als Registrant der Hofkanzlei, vor mehr als einem Jahre im Actenkeller daselbst gemacht hat. Als er nämlich bei der Uebernahme der ihm numerisch anvertrauten Kisten eine davon öffnen ließ, fand sich in derselben — Wallenstein's Privatkanzlei, und in einer zweiten die Terzky's. In Folge der an die Staatskanzlei und unmittelbar an den Kaiser gemachten Anzeigen wurde der Hofkanzlei der Auftrag, die Acten auszuheben, zu lesen und mit kurzer Inhaltsangabe zu begleiten. Nach halbjähriger Arbeit kam man damit zu Stande und legte sie dem Fürsten Staatskanzler zur weitern Disposition vor. Doch ist seit dieser Zeit über diese merkwürdige historische Entdeckung nichts laut geworden.

— **Rainer.** —

2.

Die Krakauer Zollschranken. — Der achte Paragraph. — Oesterreich und Rußland. — „Karoline Neuber."

In dem Augenblicke, wo Sie diesen Brief erhalten, ist Krakau bereits den österreichischen Zollschranken einverleibt; Herr von Kamptz ist bereits abgereist. Die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen dieser kurzen Episode würde von pikantem Interesse sein, wenn sie veröffentlicht würde. Doch würde man der deutschen Politik einen schlechten Dienst erweisen, wenn man den hoffentlich bald wieder ausgesöhnten Zwiespalt zwischen den beiden deutschen Großmächten zum Vortheil der Anekdotenliebhaber ausbeuten möchte. Krakau, innerhalb der österreichischen Zollinie, ist nicht nur wegen Abwehr des Schmuggels für Oesterreich wichtig, sondern auch in handelspolitischer Beziehung, da ein großer Theil der Colonialwaaren, die bisher von Hamburg die Elbe heraufgingen, um nach Polen verführt zu werden, jetzt zum Theil von Triest besorgt werden dürften. Es war hier ein Interessenkrieg, wo jeder das Seinige zu wahren suchte. Vom Standpunkt der Moralität ist weder Preußen noch Oesterreich ein Vorwurf zu machen, und eine unparteiische Beurtheilung unserer Handelslage wird Oesterreich sicherlich nicht tadeln, daß es auf seinen Vortheil bestand; daß dieses nicht rechthaberisch und eigensinnig geschah, beweist der achte Paragraph in der „Kundmachung" des Grafen Deym; es wird darin nicht etwa ein Minimum auf den Transit als Zoll gelegt, sondern der Transit ist gänzlich zollfrei, und wie aufrichtig diese Begünstigung gemeint ist und wie man sich dabei von vorn herein jeder Chikane begibt, zeigt der Passus, der auch jene Durchfuhrgüter als zollfrei erklärt, welche die Einlagerung in die zu Krakau befindlichen zollamtlichen Magazine in Anspruch nahm. Vergleicht man damit die perfiden Chikanen, die uns Rußland bei unserem Zollvertrage mit ihm an den Donaumündungen fortwährend bereitet, so wird man Oesterreich die Anerkennung nicht versagen können, daß es seinem preußischen Nachbar wenigstens de bonne foi so viel zugestanden hat, als ihm in den gegebenen Verhältnissen nur möglich war.

Wunderlich ist's, daß keiner Ihrer Correspondenten über das Drama „Karoline Neuber" von Ernst Ritter sich ausgesprochen hat. Die meisten hiesigen literarischen Namen von Belang und sämmtliche Schauspieler, die in dem Stücke beschäftigt sind, sprechen von demselben in den höchsten Lobesausdrücken. Auch der ausgewähltere Theil des Publicums schließt sich dieser Meinung an, die Menge hat es indeß abgewiesen. Ich spreche nicht von der hiesigen Journalkritik; Sie wissen, daß ich ihr, bis auf ein paar Ausnahmen, nicht viel Befähigung und noch viel weniger Gewissenhaftigkeit zutraue. Woher kommt diese Erscheinung bei einer wirklich ausgezeichneten Arbeit? Unser Publicum ward ja sonst seines richtigen Gefühls wegen gerühmt — hat das Alles die Theaterwirthschaft der letzten zehn Jahre auf den Kopf gestellt, oder ist die Zeit und ihre Anforderung auch für die Bühne eine ganz andere geworden? Dann wäre es aber eben das Amt der Kritik, die Endpunkte zusammenzufassen und dem Talente seine rechte Stelle zu vindiciren. Eine unbedeutende Arbeit würde aber nie der Gegenstand so lebhafter Controversen sein, als die dramatischen Arbeiten Ernst Ritter's es hier in hohem Grade geworden sind. † †

3.

Erzherzog Stephan und die Ungarn. — Die leere Stelle in Prag. — Graf Chotek. — Banknoten. — Tyssowsky's Reise. — Pauperismus.

Der Tod des greisen Palatins hat hier nur im ersten Augenblicke einige Unruhe und Besorgniß erregt. Während in Pesth schon zur Zeit der Krankheit des Palatins die feurige Jugend den Erzherzog Stephan als Palatin ausrief, empfing zugleich Graf Szecheny Deputationen, welche ihn zu seiner Candidatur als Palatin beglückwünschten. Es waren also schon während der letzten Lebensmomente des Erzherzogs Joseph zwei Parteien, zwei Candidaten für seine Würde da, während die entschiedenen Liberalen ihren Candidaten noch in petto hielten. Da wirkte der entscheidende Moment des Todesfalles, der Moment einer wahrhaft tiefgefühlten Nationaltrauer, daß alle Spaltungen mit einem Male aufhörten. Es war ein bedeutsamer Moment, als Erzherzog Stephan, umgeben von den Erzherzögen Albrecht, Wilhelm und Leopold, von dem Leichenbegängnisse seines Vaters, zu dem wohl 80,000—90,000 Menschen zusammengeströmt waren, in das Schloß zurückkehrte und ein greiser Jazyge von der Deputation der Jazygen und Cumanen vor ihn hintrat und ihn im Namen der Jazygen und Cumanen zu ihrem Grafen ausrief. Ein tausendstimmiger Jubelruf erfüllte dabei die Luft, und noch am Abend desselben Tages verbreitete sich das Gerücht, daß Erzherzog Stephan vom Könige auch zum Statthalter Ungarns während des Interealare ernannt sei. Bereits am andern Morgen erschien diese Nachricht in den beiden officiellen ungarischen Blättern, und am Abende desselben Tages bewegte sich ein ungeheurer Fackelzug, bei voller Illumination aller an den beiden Donauufern gelegenen Häuser, längs der Donau um die ganze Festung, wo sich das königliche Schloß befindet, herum. Was Ungarn von dem Prinzen erwartet, ist schwer zu sagen; was er von diesen Erwartungen erfüllen wird, ist ebenfalls nicht vorauszusehen; denn in Ungarn hat er als Palatin ein anderes Volk und andere Gesetze vor sich als in Böhmen, an Ungarn knüpfen ihn all' die Sympathien seiner Jugend, er sieht sich inmitten eines Gährungsprocesses versetzt, an dem jeder jugendliche Geist selbst so gern Theil nimmt. Es müßten sehr seltsame Dinge vorgehen, wenn nicht Erzherzog Stephan durch Acclamation zum Palatin gewählt würde.

Eine wichtige Frage bleibt noch übrig: Wird man wieder einen kaiserlichen Prinzen nach Prag schicken, und welchen, oder soll man mit dem Oberstburggrafenamte zugleich wieder die Statthalterschaft verbinden? Es taucht jetzt wieder das Gerücht auf, daß Graf Chotek neuerdings zum Oberstburggrafen ernannt werden solle, und in der That, wenn man den Mangel an tüchtigen administrativen Kräften bei uns, den Mangel an praktischen Staatsmännern betrachtet, wenn man bedenkt, daß Graf Chotek Böhmen durch und durch kennt, daß er in dieser vierjährigen Pause so manche Erfahrungen gemacht haben wird, welche ihn in gewissen Beziehungen würden anders auftreten lassen, so wäre Graf Chotek's neue Ernennung eine Wahl, die gute Motive hätte. Daß er aber auch jetzt noch, nachdem so mancher Schleier gefallen, im böhmischen Adel eine mächtige Opposition finden wird, ist kaum zu bezweifeln. Uebrigens muß diese Ungewißheit bald entschieden sein. Der Tod des Palatins wird auf diese Art für die beiden wichtigsten Provinzen der Monarchie von außerordentlichstem Einflusse, und

wenn auch scheinbar das Princip sich nicht ändert, so beginnt doch ein neues Blut durch die alten Adern zu rollen, und der nächste ungarische Reichstag, so wie der nächste böhmische Landtag werden äußerst wichtige Fragen zur Sprache bringen.

In der letzten Zeit ist man hier wieder mehrfachen Banknotenverfälschungen auf die Spur gekommen, vorzüglich Noten von 10 Gulden, welche äußerst täuschend nachgemacht sind und welche selbst von der Bank nicht ersetzt werden, was um so mehr Unrecht ist, als sie eben so täuschend sind. Für das Jahr 1848 werden jetzt schon neue Banknoten fabricirt, welche zwar eine Ueberladung von Zeichnung haben, aber nichts desto weniger nicht schwerer als die jetzigen nachgemacht werden können. Anfangs wollte man den Vorschlag des bekannten Boor anwenden und zusammengeleimtes Papier mit doppeltem Wasserzeichen benutzen; man ist aber der großen Kosten wegen davon abgegangen.

Am 16. d. langte mit dem Eisenbahnzuge von Prag der bekannte Tyssowski hier an, um am andern Morgen auf der Südbahn nach Triest weiter befördert zu werden. Er reiste in der ersten Klasse der Eisenbahn, in Begleitung eines Polizeicommissairs. Die hiesigen Behörden nahmen keine weitere Notiz von ihm.

Armuth und Elend nehmen hier in einem fürchterlichen Grade zu; der Fremde, der jetzt nach Wien kommt, wird dieses nicht mehr das fröhliche Wien nennen, und der Fasching war nie so todt wie diesmal. Es hat sich vorzüglich in den entferntern Vorstädten eine Masse von Jammer aufgehäuft, wie man es in Wien nie vermuthet hätte, und die Anzahl der Bettler nimmt von Tag zu Tage zu. Dabei geschieht nun hier viel, aber doch noch viel zu wenig gegen das Gespenst, das sich immer wachsend in unserer Mitte erhebt; denn leider scheint es, als ob grade der Mittelstand der Gewerbtreibenden dieser Verarmung immer mehr und mehr entgegengehe.

C. C. C.

4.

Neu erwartete Dramen. — Der censirte Censor. — Clara Schumann. — Abenteuer mit einer Somnambülen.

Unser Hofburgtheater ist so weit gekommen, eine schon vor zwei Jahren auf zwei Vorstadt-Theatern Wiens gegebene Posse: „Die Einfalt vom Lande“ von Töpfer (ein Stück, das vielleicht schon zehn Jahre alt ist), zum ersten Male zur Darstellung zu bringen. Seit den beiden ungünstig aufgenommenen Dramen von Ernst Ritter: „Die Gauklerin“ und „Karoline Neuber“ sahen wir außer der erwähnten alten Novität so ordinärer Art nichts Neues. Doch sind uns jetzt ein Trauerspiel von Franz von Hermannsthal: Der „Doge Ziani“, ein dramatisches Gedicht von Halm: „Donna Maria de Molina“ (vier Acte und ein Nachspiel), ein Lustspiel: „Erbgraf August der Dritte“ von Pannasch, zwei Lustspiele von Bauernfeld: „Unterthänig“ (völlig unpolitischen Inhalts) und „Der Stegreif-Ritter“ versprochen. Die meisten Erwartungen hegt man von Laube's „Karlsschüler“, die mit einigen Concessionen des Dichters zum Benefize der Regisseure gegeben werden sollen. Unter Andern soll das Gedicht, „die Fürstengruft“, welches den Mittelpunkt einer der besten Scenen bildet, durch eine Stelle aus den Räubern

ersetzt werden. Von unsern hiesigen Theaterdichtern fürchten einige mehr noch die Censur des Grafen Dietrichstein, als die eigentliche Censur, und es soll vorgekommen sein, daß ein Autor, nachdem ihm der Graf bemerkte, dieses Stück würde nothwendigerweise von der Censur gestrichen werden, eine Copie des Stückes aus der Tasche zog, welche die volle Censurbewilligung auf dem Titelblatte aufzuweisen hatte.

Zwischen Saphir und der Concordia-Gesellschaft ist eine Fehde ausgebrochen, deren unschuldige Ursache Meyerbeer wurde. Letzterem ist trotz aller Ovation, die er findet, wegen des zweifelhaften Schicksals seines Feldlagers, nicht sehr behaglich zu Muthe. Die liebenswürdige Clara Schumann verläßt Wien recht unbefriedigt; außer einem Concert, in welchem die Lind gesungen, hat sie wenig Succeß gehabt. Sie hat vor ihrem Abschiede eine schöne matinée musicale gegeben, der sämmtliche Kunstnotabilitäten unserer Stadt beiwohnten.

Seit längerer Zeit finden hier magnetische Kuren, namentlich durch den Doctor Ritter von Eisenstein in Wien statt. Der Professor der Physiologie Czermak wurde von ihm zu einer Somnambülen geladen, welche unter Andern stets voraussagte, wenn sie Blut brechen werde. So geschah es auch. Der zweifelnde Physiologe brachte das in seiner Gegenwart gebrochene Blut unter die Lupe und erkannte es als das eines Huhnes. Er ermangelte nicht, schon im Jahre 1845 in der Versammlung der Gesellschaft der Aerzte den Fall mitzutheilen, worauf Herr von Eisenstein die Gesellschaft bat, eine Commission zu ernennen, welche nicht nur die eine, sondern auch andere Somnambülen streng beobachten und darüber referiren möchte. Das letzte Heft der Zeitschrift der Gesellschaft, vom Primar-Arzte Dr. Halle redigirt, enthält nun auf 198 Seiten alle diesfälligen Actenstücke und beweist, daß die Aerzte, welche die Somnambülen behandelten, selbst die Getäuschten waren. Nichts desto weniger orakelt jetzt ein somnambüles Mädchen in einer Vorstadt Wiens, die unter vielen Besuchen auch den zweier Damen erhielt, von denen die eine durch ihre Schönheit und ihren reichen Schmuck bei der Krönung der Königin Victoria Neid und Aufsehen erregte (Fürstin Lori Sch.....g), und die andere die Frau des kühnsten aristokratischen Reiters (Gr. S....) ist. Die Damen kamen in Begleitung ihres Arztes, die Somnambüle errieth wirklich die krankhaften Zustände der beiden Damen. Das Fatale bei der Sache war nur, daß sie die Damen verwechselte und die Krankheit der einen genau im Organismus der andern fand! Beim Abschiede drückte die eine der Damen der in Extase Befindlichen eine Banknote in die Hand, die, aus der Rolle fallend, plötzlich sagte: „I' küss' d' Hand Eu'r Gnaden!"

II.

Aus Berlin.

Rellstab's Correspondenzen. — Die Allgem. Zeitung und der Rhein. Beobachter. — Orden. — Marr, Heinzen u. s. w. — Krakau.

1.

Gevatter Rellstab hat wieder eine jener Heldenthaten geübt, die eine Zeitung compromittiren könnten, wenn sie auf seinen Degen allein sich stützte. Der

Correspondent mit dem großen Stern, welcher der Augsburger Allgemeinen zwei Tage hintereinander das Mährchen erzählte, die Constitution sei bereits im tiefsten Geheimniß bei dem Hofbuchdrucker Decker im Druck, ist kein anderer als Hr. Rellstab, der große Kritiker, Romandichter, Weihnachtsbeschreiber und Tausendkünstler par excellence. Die Feinde der Allgemeinen Zeitung, und sie zählt hier aus begreiflichen und unbegreiflichen Ursachen, ein Schock und ein Säckel voll, lachen und spotten über das ihr aufgebundene Mährchen. Die Berliner Zeitungen, die mit Ausnahme der dürftigen leitenden Artikel nur mittelst der Scheere und dem Dictionnäre ihren Inhalt herbeischaffen, können freilich nicht in die Verlegenheit kommen, von ihren Correspondenten betrogen zu werden, denn sie haben keine oder doch fast so gut als keine. Wenn eine ferne Redaction jede Woche bald in diesem oder jenem Blatte die Constitutionsgeschichte auftauchen sieht und stets betheuern hört, daß trotz aller Unwahrscheinlichkeit die Sache doch wahr ist und es kommt am Ende ein so nüchterner Mann wie Herr Rellstab, und versichert, es sei wahr, er habe es selbst nicht glauben wollen, er habe es aber aus einem Munde gehört, der so unfehlbar ist, wie seine eigenen berühmten kritischen Aussprüche — wie soll es den Augsburgern da träumen, daß Herr Rellstab plötzlich unter die Romantiker gegangen ist? Und doch ist Alles Wind, was von der Publication des Verfassungsentwurfs gefabelt wird, und der Ehrenmann, der Rheinische Beobachter mit seiner zarten Holzschuhpolemik hat Recht, wenn er sich über die Leichtgläubigkeit dieser Verfassungscorrespondenzen mcquirt. Die Frage ist nur, wer Preußen ein größeres Compliment macht, die Augsburger Allgemeine, die den Glauben bewahrt, Preußen werde die Erfüllung eines vielcitirten Versprechens und eine mit der Entwickelung und Bildungsstufe des preußischen Volkes im Einklang stehende Umwandlung seiner ständischen Vertretung wirklich vornehmen, oder der Rheinische Beobachter, der über diesen Glauben vor Lachen den Keuchhusten bekommt?*)

In der Liste von Ordensverleihungen, welche die Preußische Allgemeine gestern veröffentlichte, figuriren zahlreiche Gelehrte und Künstler; namentlich die dritte Classe des rothen Adlerordens ohne Schleife ist fast ganz diesen geweiht.

*) Dieser ehrenwerthe Rheinische Beobachter, der, so oft er die Grenzboten erwähnt, immer die Freundlichkeit hat, sie mit einem Hagel von Schimpfwörtern zu begleiten (offenbar um den Nachtheil, den es uns in der Achtung des Publicums bringen könnte, daß er uns citirt, zu paralysiren) füllt die jüngste Nummer seines Feuilletons mit dem Nachdruck einer unserer Correspondenzen aus Mainz und leitet sie mit folgenden Worten ein: „Die Grenzboten machen über Mainz und das Leben am Rhein folgende, gewiß ganz unrichtige Bemerkungen." Sind diese Bemerkungen wirklich unrichtig, warum druckt sie Herr Bercht nach? Wir wissen zwar recht gut, warum. Die erwähnten Bemerkungen enthalten einen Tadel des am Rhein herrschenden Gasthauslebens, Bemerkungen, welche sich unser Correspondent erlauben durfte, weil er zuvor die trefflichen Seiten des Rheinländers geschildert hat. Herr Bercht aber, in dessen Kram nur der Tadel, aber nicht das Lob paßt, läßt dieses weg und citirt nur das Tadelnde, macht aber dabei eine scheinheilige Schafsmiene, indem er es „gewiß ganz unrichtige Bemerkungen" nennt. Wenn man Tartuffe spielen will, muß man mehr Talent haben. Hr. Bercht ist zu plump für einen Jesuiten. D. Red.

Darunter sind: der Astronom Mädler in Dorpat, Tschudi in St. Gallen, Herrmann in Kiel, Zachariä in Göttingen, Dr. Brenner in Ischl, Historienmaler Veit in Frankfurt a. M. Der merkwürdigste ist aber der Planetenentdecker Leverrier in Paris, den seine Landsleute unter die Sterne versetzen wollen, indem der neue Planet seinen Namen tragen soll. Tholuck in Halle und Lachmann in Berlin haben dagegen die Orden mit der Schleife bekommen. Unter der vierten Classe figuriren diesmal Janus-Huber, Noa-Kopisch und der Archäolog Panofka.

Da ich der Preußischen Allgemeinen erwähne, muß ich auch des famosen Artikels Marr, Heinzen und Freiligraths gedenken, der das journalistische Ereigniß der vorigen Woche bildete. Wir können das Vertrauen nur loben, welches die Regierung durch die Vorlegung solcher extremen Aeußerungen zu dem gesunden Geiste und dem gesetzlichen Bewußtsein der Nation an den Tag legt, indem sie diese selbst auffordert, über diese Partei (wenn man die Paar vereinzelte Verzweiflungsschriftsteller eine Partei nennen kann) zu richten. Nur mußte man consequent sein. Einem Volke gegenüber, dessen gesunden Geistes man so sicher ist (und mit Recht!), braucht man wahrlich nicht die minutiösen Bevormundungsmittel anzuwenden, die wir allenthalben finden.

Die Krakauer Zollfrage ist zu Ende und Preußen hat dabei nichts errungen, als zollfreien Transit. Man hört allgemein behaupten, daß diese Frage zur Evidenz bewiesen habe, wie nothwendig eine größere Betheiligung der Presse und der Volksvertretung zur Wahrung der nationalen Interessen sei. — Nun! es wird ja, wie Herr Rellstab versichert, unsere Constitution bereits gedruckt!

F. —

2.

Der neue Concertsaal im Opernhause. — Esmeralda. — Omnibus und Droschken. — Döhler und Prutz.

Wir sind um einen neuen Concertsaal reicher. Gebe nur der Himmel, daß wir nicht auch um einige Concertspieler reicher werden, so wollen wir es uns schon gefallen lassen, daß dieser neue Saal, nämlich der restaurirte im neu erbauten Opernhause seinem Vorgänger nicht das Wasser reicht. Es fehlt nicht an Gold, an Weiß und Himmelblau, aber es fehlt an Geist in dieser Architektur. Aus dem frühern Wechsel von Faunen, Satyrn und weiblichen Gestalten unter den zweiundzwanzig Karyatiden, welche die Gallerie unterstützen, ergaben sich allerlei anmuthig schalkhafte Beziehungen, die durch die jetzt angebrachten nur weiblichen Figuren total verloren gegangen sind. Sonnabend, der 16. Januar, war der große Tag, an dem das erstaunte Berlin, wenn nicht ein Zweckessen oder eine Tendenzversammlung, so doch diese Einweihung à nur einen halben Thaler pro Person genießen konnte. Der neue Saal faßt 600 sitzende Philister und eine unbestimmte Anzahl Concertstände, die auf der Gallerie sich unbeschreiblich, fast hühnerartig auf der Stange sitzend, ausnehmen. Man spielte zwei Rokokoouverturen von Reichardt und Rhigini, wahrscheinlich um auf die Vergangenheit des Saales hinzudeuten, dann aber hatte Herr Musikdirector Taubert die Feinheit, um

zu versinnbildlichen, wie der neue Saal, schöner, prächtiger, phönixartiger aus der Asche des Alten erstanden sei, eine alte Klavierpolonaise, neu instrumentirt für Orchester, zur Verherrlichung des festlichen Tages aufführen zu lassen. Der Domchor aber, den Se. Majestät zur freien Disposition gestellt hatte, sang etwas von Jomelli und von Herrn General Levoff. Von jüngern Componisten, wie Mozart, Haydn, Beethoven, kam nichts zur Aufführung. Rellstab hat nämlich von Neuem erklärt, daß er Haydn für den letzten ihm zusagenden Meister halte. Unsere Gäste, Mad. Viardot und Hr. H. Leon, ein Violinspieler, der Gatte der Cerito, wetteiferten mit ihren Talenten an diesem historischen Tage.

Für die Balletenthusiasten geben jetzt die Vorstellungen der genannten Tänzerin reichliche Weide. Sie tanzt viel mit ihrem Gatten, der den Kopf etwas schief hält, Spötter sagen, vom vielen Violinspielen. Das neue Ballet: Esmeralda, erfüllte aber nicht die großen Hoffnungen, welche die Intendantur davon sanguinischer Weise gehegt hatte, denn obwohl eine jugendliche Ziege, eine berlinische Ziege darin vorkommt, wollten unsern Theaterfreunden die hohen Preise zu wenig munden, um wie sonst in pleno zu erscheinen. Das Parterre schien ein Promenadeplatz geworden zu sein, das Parquet und die Tribune waren leer, wie in den Hundstagen, und die Söhne des Mars hatten im Ganzen Stich gehalten.

Das Gerücht, daß Herr von Küstner seinen Platz zu Gunsten des Grafen Lucchesini räumen werde, gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Man rühmt den Grafen als einen Mann, der eine würdige Gesinnung für Entwickelung der Kunst mit den liebenswürdigsten Manieren vereinigen soll. Die Zeit wird auch diese Geheimnisse aufklären und uns das Neue und Bessere bringen, wie sie uns die Omnibus gebracht. Große, elegante Wagen, Preis zwei Silbergroschen die Person, mit kräftiger, aber wie es scheint, nicht ausreichender Bespannung, denn da die auf vier Pferde eingerichteten Wagen, nach polizeilicher Verfügung von zweien gezogen werden sollen (als Grund gibt man die zu enge Passage der Königstraße an), hat die Gesellschaft schon den schmerzlichen Verlust von drei Pferden zu beklagen gehabt. Wir wollen dem zeitgemäßen Unternehmen den besten Erfolg wünschen und nur erwarten, daß nächst dieser ersten Route von dem Pariser- nach dem Alexanderplatz sich auch andere Fahrten in nicht weniger frequenten Richtungen bilden mögen. Unterdessen haben die Droschken, um sich populärer zu machen, nach dem Vorgange der Intendantur, ihre Preise für zwei und mehr Personen erhöht.

Von Fremden befindet sich gegenwärtig von Döhler mit seiner Gattin, einer jungen und reizenden Russin, hier, jedoch nicht in der Absicht Concerte zu geben, da er diesem Vergnügen, wie er mir selbst erzählt, entsagen will, weil der Titel Concertgeber, nach seiner und wohl auch unserer aller Meinung, etwas Piratenartiges besitzt.

Die Vorlesungen des Dr. Prutz, deren Eröffnung und erste gehaltene ich Ihnen neulich anzeigte, haben eine Unterbrechung erfahren; er las gestern nicht. Man glaubt, daß polizeiliche Einwendungen die Ursache seien und er sich einer Censur des Manuscripts werde unterziehen müssen.

E. K.

III.

Aus Dresden.

Landtagseröffnung. — Carneval. — Dreyschock. — Lipinski. — Hiller. — Theater. — Pechts „Bekränzung Goethe's." — Hänl.

Der außerordentliche Landtag ist auch auf außerordentliche Weise eröffnet worden, nämlich nicht wie sonst im Thronsaale durch den König selbst, sondern im Ständesaale durch den Minister von Könneritz. Es war eine kurze hastige Feierlichkeit, alle Mitglieder des diplomatischen Corps, und der beiden Kammern im schwarzen Frack, nur die Minister in großer Uniform, und die Gardegrenadiere auf dem Hofe unten. Die Theilnahme des Publicums an den Verhandlungen ist aber eine auffällig geringe, obschon es sich um Geldfragen handelt; eine schüchterne Principienkritik in den Journalen ausgenommen ist kein Zeichen von gesteigerter Erregtheit wahrzunehmen, es scheint Alles nur Form und der Beschluß schon im Voraus gefaßt zu sein, nämlich daß der Staat den bedrängten bairisch-sächsischen Eisenbahnactionairen seine hülfreiche Hand bieten, dabei aber unläugbare Opfer bringen wird. Der Carneval hat durch die angeordnete Hoftrauer um den Palatin von Ungarn in den höchsten Kreisen eine Unterbrechung erlitten, läßt sich aber auch da, wo man nicht hoftrauert, nicht besonders flott an. An Gelegenheit sich lustig zu machen, fehlt es übrigens nicht, die Localblätter lassen ihre Sirenenstimmen tagtäglich erschallen, aber wie es scheint, ohne sonderlichen Erfolg. Die geschlossenen Gesellschaften, deren es hier viele gibt, tragen zu dieser Stille viel bei, denn sie benehmen dem Carneval jenen freien offenlustigen Charakter, den er in andern Städten zur Schau trägt, und nur zum Nachtheil Dresdens. Musikalisches Leben herrscht hier im Augenblicke mehr als seit Jahren. Dreyschock war da und gab ein glänzendes Concert im Saale des Hotel de Saxe, wo er ganz nach Verdienst von einem ausgezeichneten Publicum gewürdigt wurde. Lipinski gibt seine stark besuchten Quartettakademien, und die Abonnementconcerte werden unter Ferdinand Hiller's Leitung in einem zweiten Cyklus fortgesetzt. Hiller, dessen liebenswürdige Persönlichkeit und unermüdlicher Eifer in der wachsenden Theilnahme des Publicums nur gerechte Würdigung finden, betheiligte sich auch als Componist und Pianofortespieler mit dem glänzendsten Erfolge dabei, und können wir auf seine neue Oper „Conradin", die bereits zur Aufführung vorbereitet liegt, die besten Hoffnungen setzen. Gutzkow hat nun in der Darstellung der Goethe'schen „Iphigenie" eine Probe seiner Befähigung als künstlerischer Dirigent des Hoftheaters gegeben. Dagegen ist die erste unter seinem Einflusse in Scene gegangene Oper „die Musketiere der Königin" von Halevy, trotzdem, daß an Fleiß und Ausstattung das Möglichste aufgeboten wurde, nicht günstig aufgenommen worden. Die allgemeine Stimme findet die Oper langweilig und sie dürfte auch nicht viele Wiederholungen erleben. Die 25jährige Geburtsfeier des „Freischützen" von Weber wurde durch eine recht gerundete Aufführung, der ein Prolog von Uffo Horn, den die Bayer vortrefflich sprach, voranging, sehr würdig begangen. Dieser Tage sahen wir

das bereits mehrfach erwähnte Bild des tüchtigen Pecht „Goethe wird nach der Aufführung der Iphigenie in Tieffurt von der Schauspielerin Schröder im Beisein des Hofes gekrönt" wieder und fanden es weit vorgeschritten. Pecht hat mit seinem gebildeten Geiste entworfen und von den historischen Personen jener klassischen Zeit viele darin angebracht, und seinem Bilde dadurch auch ein besonders historisches Interesse verliehen. Wir wollen es nach seiner nun bald zu erwartenden Vollendung ausführlich besprechen. Hänl modellirt eifrig an den Seitenfiguren seiner Kaiser Karlsstatue für Prag und somit hätten wir das Wesentlichste der hiesigen socialen und Kunstzustände erwähnt, und wünschen nur bald Gelegenheit zu neuen Berichten zu haben.

K. —

IV.

Aus Pesth.

Reorganisation der Conservativen. — Graf Széchény. — Ein confiscirter Schriftsteller. — Judenverfolgungen in der Moldau.

Wir haben also jetzt nach dem Tode des Palatin jedenfalls dem Zusammentreten des Landtags entgegenzusehen und die verschiedenen Parteien sind auch längst mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt. Die conservative Partei namentlich, die für diesmal als überwiegend angegeben wird, machte eine bezeichnende Demonstration. Diese Partei hatte bisher keine andern Grundsätze, als daß sie keine zu haben brauchte. Mochte die Regierung beschließen was sie wolle, sie konnte auf den unbedingten Beistand jener Partei rechnen und die Regierung könnte selbe sogar zum Fortschritte bringen. Daher kam es auch, daß die Conservativen bei uns allgemein in Mißcredit standen und nur Wenige wagten sich als solche zu bekennen; gar Viele, obschon innerlich conservativ, lehnten diese Benennung doch als für ihr Streben nicht bezeichnend von sich ab. Um diesem Uebelstande abzuhelfen traten sie in der letzten Zeit zusammen und gaben in einem Programme die Grundsätze ihrer Politik in einer Art von Glaubensbekenntniß kund, und gingen unter den im Programme angeführten Modificationen offen unter die Fahne des Conservatismus. Durch diese Manifestation sollte der üble Schein, in welchem seine Partei bisher stand, verscheucht, und die vielen geheimen Anhänger derselben durch das Beispiel angesehener Aristokraten Széchény, Keglevich Desöwfi zur offenen Bekennung ermuthigt werden. Obgleich nun jenes Programm ziemlich allgemein gehalten ist und keine Veränderung der Grundsätze jener Herren hoffen läßt, so hat doch die Sache einen edlern Anstrich bekommen, und dieser Schritt ist immerhin als ein ziemlich gutes Strategem zu betrachten. — Merkwürdig ist, daß Graf Széchény, der jenes Programm auch unterschrieb, darin für sich keinerlei bindenden Schritt sehen will und vielmehr an der Spitze einer neuen Partei steht, die ungefähr das Centrum bilden soll, wie er auch den jetzt in diesem Sinne geführten „Jelenkor" als sein Organ bekennt. Wenn diese Partei, wie zu erwarten steht, aufrichtige und talentvolle Anhänger findet, so dürfte sie die Vermittlerin zwischen der Opposition und der Regierungspartei bilden, was für unser Land und vorzüglich

für den künftigen Landtag von den wichtigsten Folgen wäre. Graf Széchény scheint daher dem Programme der Conservativen nur beigetreten zu sein, um aus diesem Lager für seine neue Fahne zu werben. So wie er sich denn auch bereit erklärte, einer Versammlung der Oppositionellen eben so gut beiwohnen zu wollen, als jener. Denn sagte er — mehr witzig als wahr — solche Versammlungen verhalten sich grade so zu einander, wie ein Casinoball zu einem Redoutenballe, man findet in beiden dasselbe und nur der Name ist verschieden. So viel ist indeß wie bemerkt gewiß, daß diese dritte Partei, wenn sie Anhänger genug und das vollständige Bewußtsein ihres Zweckes erlangt, vom wohlthätigsten Einflusse — auf die Beschlüsse des Landtags sein werde. Denn die Gewissenlosigkeit und Käuflichkeit der Mehrzahl der Conservativen mußte in der That Besorgnisse erregen und wenn wir auch der Regierung keine unlautern Absichten unterschieben wollen, so können wir doch auch nicht volles Zutrauen zu einer Politik haben, die mit den constitutionellen Principien nie ganz vertraut werden will. Auch die Opposition würde durch jene Partei nur gewinnen, indem ihre Forderungen, wenn auch etwas heftiger ausgesprochen, von jener starren Mauer des Servilismus, nicht gleich als Hochverrath wiederhallen würden und weil sich die Opposition mit dem Centrum, vorzüglich in Betreff einzelner Fragen (Strafgesetz, Bergwesen, Städteordnung, Aviticität), doch eher vereinigen könnten, als mit den Conservativen. Daß aber von der Wahl des Palatin als Präsidenten des ganzen Landtages (insbesondere der Magnatentafel) sehr viel abhänge, darf nicht erst erwähnt werden und wir wollen in einem unserer nächsten Schreiben den künftigen Landtag von diesem Gesichtspunkte aus betrachten. —

Und nun etwas von unseren literarischen Zuständen. Daß man jetzt leider auch bei uns wie im nicht constitutionellen Oesterreich auf die Censur stößt, wenn man von Literatur sprechen will, ist leider eine traurige Wahrheit. Ein junger Schriftsteller Michael Stanisius, der, ohne grade ausgezeichnetes Talent zu besitzen, recht viele brauchbare Jugendschriften verfaßte, schrieb in der letzten Zeit ein Volksbuch eine Art politischer Volkskatechismus. Das Buch ist nicht aufreizend geschrieben, enthält aber für die Regierung dennoch Unliebsames genug und es wurde augenblicklich confiscirt (es war in London gedruckt), so daß im Ganzen nur 300 —400 Exemplare davon cursiren. Die Confiscation eines *schlechten* Buches war bisher in der Regel die einzige Strafe des Verfassers, aber diesmal ist mit dem Buche auch der Autor verschwunden, ohne daß man wisse, wohin er gekommen. (?) Die öffentliche Meinung ist nun freilich keinen Augenblick im Zweifel über das wohin. In der nächsten Congregation des Pesther Comitats werden einige heftige Reden über Constitutionsverletzungen losgelassen werden et voilà tout. Doch war man barmherzig genug für die Frau und Kinder des unglücklichen Schriftstellers Sammlungen zu veranstalten, die selbe wenigstens vor dem schrecklichen Elende bewahren, das bei der diesjährigen Theuerung das unausweichliche Loos aller Armen ist.

Aus der Moldau hören wir Nachrichten, die auf den hiesigen Handel einen schlimmen Eindruck machten.

Während der letzten griechischen Weihnachtsfeiertage (7. u. 8. Januar) war Galacz der Schauplatz tumultuarischer Auftritte, deren Tendenz gegen die hiesigen

Juden gerichtet war und die in eine förmliche, dem 19. Jahrhunderte zur Schande gereichende Judenverfolgung ausarteten. Veranlassung dazu gab die Gewohnheit der Moldauer, am zweiten Weihnachtstage den Carneval mit einem Mummenschanze zu eröffnen. Ein solcher trunkener Hause ließ seine Wuth an einigen Juden aus, und da die Gemißhandelten sich wehrten, verbreitete sich eine bis zur Wuth gesteigerte Erbitterung gegen Letztere.. Nicht nur die Juden auf den Straßen wurden mißhandelt, der Pöbel stürzte sich in die Judenwohnungen, vernichtete ihre Buden, schlug die Thüren ein, zertrümmerte die Geräthschaften und mißhandelte dieselben ohne Unterschied des Geschlechts. Gegen Abend wuchs die Zusammenrottung auf einige Tausend Menschen an, die theils Zuschauer abgaben, theils selbst Theil nahmen. Unter der Menge gewahrte man auch einige Banditengesichter, welche der Elite jener Unruhstifter angehörten und die im vorigen Jahre aus Griechenland und Constantinopel vertrieben, die Donaufürstenthümer mit ihrer Gegenwart beglückten, und die bekanntlich zu allen, nur zu keinem ehrlichen Geschäfte zu gebrauchen sind. Unter solcher Leitung wurde der Pöbel kecker. Um elf Uhr Abends zog ein Haufen vor das israelitische Bethaus, mißhandelte die Diener, zertrümmerte die Geräthe und Fenster, raubte, was an Werth sich vorfand, zerfetzte die Religionsbücher und legte selbst Hand an die Thora, die zerrissen und deren Blätter als Trophäen in den Tabernen gezeigt wurden.

Am Morgen des dritten Feiertags (8. Jan.) war der Tumult am heftigsten. Schon bei Tagesanbruch wurde die Synagoge zum zweiten Male von Zerstörung und Tempelschändung heimgesucht. Die Zusammenrottungen wurden immer bedenklicher und der Fanatismus artete selbst in Grausamkeiten aus. Alle Juden, die sich blicken ließen, wurden mißhandelt, die versteckten Unglücklichen hervorgesucht und unter die Füße getreten. Einige Griechen erbrachen eine Judenwohnung, rissen ein kleines Kind aus den Armen seiner Mutter und zerschmetterten es auf dem Pflaster. Ein Greis, der die Mörder abwehren wollte, wurde gräßlich mißhandelt. Raub und Diebstahl waren bei dem Frevel besonders geschäftig und es stand zu befürchten, daß das Gesindel Feuer anlegen und eine allgemeine Plünderung beginnen würde. Leider ergriffen die Moldauischen Behörden von Galacz nicht bei Zeiten die geeigneten Maßregeln, um diesen scandalösen Auftritten Einhalt zu thun. Die Haltung der Polizei war unentschlossen, sonst hätte durch zweckmäßige Verwendung der vorhandenen Macht das Uebel gleich im Anfange erstickt werden können. Den erfolgreichen Bemühungen der österreichischen und brittischen Consuln ist es vorzugsweise zu danken, daß den Freveln ein Ziel gesetzt wurde. Diese Herren unterstützten durch ihren persönlichen Einfluß die Behörde auf das Kräftigste und hielten durch ihre Anwesenheit den Pöbel in Schranken. Es wurden sofort mehrere Verhaftungen vorgenommen, deren Eindruck sehr wirksam war. Gegen Abend gelang es, den Auflauf zu zerstreuen; die Ruhe wurde nicht wieder gestört. Da derlei Attentate auf den Credit sehr nachtheilig wirken, wird es sich hoffentlich die Regierung angelegen sein lassen, durch Bestrafung der Rädelsführer von ähnlichem Frevel abzuhalten. Sehr angemessen wäre bei dieser Gelegenheit die Austreibung jener fremden Ungelegnen, die in Galacz und der Braila unter dem Schutze der griechischen Consulate eine Freistätte gefunden haben. Abgesehen von der Unduldsamkeit in Glaubenssachen, die den Bekennern der orientalischen Kirche so nahe liegt, kommt auch noch zu bedenken, daß derlei Ruhestörungen weiter sich ausbreiten, deren Zweck auf etwas ganz Anderes als den Triumph des Christenthums gerichtet ist.

V.

Notizen.

Frankreich und die poln. Flüchtlinge. — Uhland's Dramen.

— Unter den Actenstücken, welche Guizot in Bezug auf die Krakauer Frage veröffentlichte, ist die folgende Depesche an den Grafen Flahault in Wien nicht zu übersehen. „Paris, 23. März 1846. Herr Graf! In der Depesche, mit welcher Sie mich am 6. d. M. beehrten, haben Sie mich gebeten, Sie so rasch als möglich wissen zu lassen, ob die Regierung Sie autorisirt, den in der letzten Bewegung compromittirten Polen Pässe zu ertheilen, die es ihnen möglich machen, sich nach Frankreich zurückzuziehen, im Falle solche Pässe von Ihnen verlangt werden. Ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, daß Sie nicht anstehen dürfen, solche Pässe zu ertheilen. Die Regierung des Königs — welche Verlegenheiten und Schwierigkeiten ihr auch immer erwachsen mögen durch die Vergrößerung der ohnehin bereits so bedeutenden Zahl politischer Flüchtlinge, welche auf französischem Gebiet vereinigt sind — wird dennoch keineswegs zurückweichen vor dem Aufruf, der an ihre Humanität und an ihre Politik gleichzeitig gemacht wird. Sie wünscht sich vielmehr Glück zu der Macht, die es ihr möglich macht, den Unglücklichen ein Asyl zu geben und dem Wiener Cabinet seine Mäßigkeits- und Klugheitsgedanken zu erleichtern, die es wünschen lassen, die Zahl der Opfer nicht zu vergrößern und noch neue Leiden Denen zu bereiten, die bereits ihren kühnen Unternehmungsversuch so fürchterlich gebüßt haben." — Wir enthalten uns eines jeden Seitenblicks bei Citirung dieser Depesche.

— Es ist erfreulich, daß die Dramen Uhland's in ihrer neuen Ausgabe bei Winter in Heidelberg so viel Käufer finden, daß ein zweiter Abdruck nöthig wurde, denn von Anklang und Theilnahme kann würdigerweise bei Werken, die längst ihre feste Stelle in der deutschen Literatur einnehmen, nicht gesprochen werden. Es war nur ärgerlich, daß diese Dramen verhältnißmäßig so wenig verbreitet waren, daß man oft, namentlich in kleinern Städten, Mühe hatte, sie zu erhalten. Wenn auch die Wiederbelebungsversuche, die in gewissen Zeiträumen auf mehrern Bühnen gemacht wurden, mehr aus einer Koketterie einzelner Directoren und Regisseure als aus wahrhaftem Glauben an ihre Lebensfähigkeit auf den Bretern hervorgingen und durchweg ohne wesentlichen Erfolg blieben, so drängte es doch das Publicum, wenn auch spät, zu ein paar Werken zurück, die in Empfindung, Gedankenkraft und ursprünglich edler Form ihres Gleichen suchen — nach schlechtem Champagner und nach geschwefeltem Rheinwein zum alten ächten Gewächs. Da ist Alles so fest und gut, keine Kunst dabei sichtbar, als die einfache des Umprägens in den Vers; kein mühselig combinirter Effect und keine gewaltsame Aufregung, bei welcher der Leser die Geduld verliert. O wie thut das wohl, sich nicht mit dem Autor abmühen zu müssen bei der Entwickelung des Stoffes, man hat keinerlei Beschwerde, und wenn auch die Stücke für die Bühne unbrauchbar bleiben, was thut's? man muß ja nicht immer aus dem Glase trinken — ein Schluck aus der Quelle selbst mundet am frischesten! Dabei ist eben nur die Scenerie vernachlässigt, keineswegs aber die Charakteristik, die namentlich im „Herzog Ernst von Schwaben" musterhaft ist. Man fühlt einen Mangel nur nach den einzelnen Acten, ist man fertig, so denkt Niemand an die ungenügenden Zwischensätze mehr, und vor den geschlossenen Augen spielt sich Alles viel wahrer und schöner ab, als es die Schauspieler vor den sehenden im Stande wären.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur I. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Westphälische Zustände*).

Benachbart und verwandt dem Volke, das wir zuletzt besprochen haben, den Wittgensteinern, sind die Bewohner des Fürstenthums Siegen; nur weicht bei ihnen die Armuth, die wir bei jenen antrafen, der Industrie, und die Kraft, Gediegenheit und Ursprünglichkeit des Volkscharakters dem Reichthum. Sonst sind sie sich einander gleich; dieselbe Religiosität: dieselbe Tiefe des Gemüthes und Innigkeit der Gefühle, gleicher Reichthum an Phantasie und gleiche Zufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen trifft man an den Quellen der Sieg und in den unfreundlichen Thälern des Wittgensteiner Landes. Man möchte sich, nach solchen Eigenschaften der Bewohner zu rechnen, versucht fühlen, diese Gegenden zu Süddeutschland zu zählen, wenn nicht der harte Winter und der regnerische, unfreundliche Sommer dem Norden diese Landstriche vindicirten. Hat man blos auf Industrie und Religion Acht, so wird man das Siegerland unbedingt mit den industriellen Gegenden der Grafschaft Mark vergleichen; die andern Eigenschaften beider Länder widersprechen sich aber zu sehr, als daß ein solcher Vergleich nicht bald scheitern müßte. Die Grafschaft Mark und ihre Bewohner sind zur Industrie geboren, wogegen die Siegerländer nur durch den bergmännischen Reichthum des Landes, aber nicht durch eignen Trieb und eigne Neigung zu industriellen Unternehmungen bewogen sind. Die Berg- und Hüttenwerke dieses Landes werden deshalb auch durchaus nicht mit der Energie betrieben, daß die Siegerländer die Concurrenz mit andern Ländern aushalten könnten. Bedeutende Schutzzölle auf Roheisen, welche die Hämmer und Fabriken der Grafschaft Mark zu ruiniren drohten, waren nothwendig, um den Bergbau und die Hüttenwerke dieses Landes aufrecht zu halten. Die Leute betreiben hier ihre industriellen Unternehmungen noch jetzt in derselben Weise, wie vor funfzig Jahren; daher kommt es, daß sie meist von dem Ertrage früher erworbener

*) Siehe Grenzboten vor. Jahrg. Nr. 35, 37, 52 und den Artikel: „Die Fürstenthümer Wittgenstein" in unserm letzten Hefte.

Capitalien leben müssen, neuen Reichthum aber sich nicht erwerben können. Die Mäßigkeit, Einfachheit und Nüchternheit des Lebens, an welche der Siegerländer sich gewöhnt hat, läßt freilich den einmal gesammelten Reichthum nicht so leicht wieder schwinden, sonst möchte wohl von dem sprüchwörtlich gewordenen Reichthume der Stadt Siegen bald nur noch die Erinnerung übrig sein. Jetzt besitzt diese und auch ihre Umgegend noch viele Tonnen Goldes, aber dieser Reichthum spornt die Leute nicht zu großen Unternehmungen an, sondern nur zu kleinlicher, philiströser Sparsamkeit. Das große Stahlbergwerk zu Müssen ist königlich, und so fällt der Ruhm dieses Etablissements nicht auf das Land, sondern auf die Regierung.

Da die Bewohner des Siegerlandes, in Bezug auf Industrie, auf das ihnen zunächst Liegende, was ihren Reichthum und ihre Kraft ausmacht, nicht einmal großer Gedanken und Anstrengungen fähig sind, so kann man in Bezug auf allgemeine Angelegenheiten und Interessen auch wohl kein reges Streben von ihnen erwarten. Das ist um so trauriger, da die politischen und socialen Tagesfragen jenen Gegenden nicht so fern geblieben sind, wie dem Wittgensteiner Lande. Das „Siegener Bürgerblatt", das bei Friedrichs in Siegen mehrere Jahre hindurch erschien, gab sich viele Mühe, auch seine Landsleute in die politischen und socialen Kämpfe der Gegenwart hineinzuziehen. Aber das tüchtige und gediegene Blatt fand bei den Nachbarn mehr Aufnahme und Theilnahme, als im eignen Vaterlande, und mußte zuletzt, nächst der Censur, an dem Pietismus und der Philisterhaftigkeit der Siegerländer scheitern.

Wenn man ein treues, unparteiisches Bild von dem Charakter des Siegerländers bekommen will, so lese man das Leben Jung Stilling's, von ihm selbst beschrieben. Dieser außerordentliche Mensch repräsentirt alle Eigenschaften seiner Landsleute, nur vergeistigt und idealisirt er dieselben. Diese Weichheit der Gefühle, dieses weibische Empfindeln, diese knabenhaften Phantasien, dieses Aufgehen in Pietismus und Schwärmerei, das die biedere, ehrliche und geistreiche Persönlichkeit Jung Stilling's verwässert, findet man bei allen seinen Landsleuten wieder. Man sollte den Pumpernickel und den Speck des Münsterlandes in diese Gegenden verpflanzen; diese harten und kräftigen Speisen würden das Traumleben der Siegerländer vielleicht zu praktischer, reeller Arbeit und Betriebsamkeit umwandeln.

So weichlich wie der Charakter des Volkes, ist auch der Anblick des Landes. Berg und Thal wechseln freilich genugsam ab, um von der Gegend den Vorwurf der Einförmigkeit und Trivialität abzuwehren. Aber die Hochwälder fehlen. Die sogenannten „Hauberge", welche hier die Stelle der Wälder vertreten, bestehen aus Strauchwerk und Gebüsch, welches immer in

einer kurzen Reihe von Jahren, ehe die Sträucher zu Bäumen werden können, abgehauen wird. Diese Sitte gibt dem Lande einen unerfreulichen Anstrich. Gleich dem dürren, spärlichen Haarwuchs eines abgelebten Greises kriecht das Strauchwerk an den Bergen herauf und scheint mehr zum Futter von Ziegen, als zum Gebrauche für Menschen bestimmt zu sein.

Das Fürstenthum Siegen gehört mit zu den Theilen unserer Provinz, welche den Bewohnern derselben den Vorwurf der Schläfrigkeit, der Theilnahmlosigkeit, der Philisterhaftigkeit zugezogen haben. Diesen Vorwurf lehnen wir von dem Ganzen ab, um ihn in verdoppeltem Maße auf die einzelnen, schuldigen Gegenden zurückfallen zu lassen.

. . . .

Wir haben nun in einer Reihe von Aufsätzen Westphalen von Norden nach Süden durchwandert und es bleibt uns nur noch der östliche Theil der Provinz zu besprechen übrig. Die Gegenden des Teutoburger Waldes, etwa mit Ausnahme der Stadt Minden, in der Lieutenants und Pietisten das große Wort führen, erinnern nicht nur durch ihre ehemalige Geschichte, sondern auch durch ihre jetzigen Bewohner an die Lobsprüche, die schon Tacitus den Cheruskern, ihren Voreltern, zollte, an den Ruhm Herman's und seiner Römerschlacht. Eine fruchtbare, durch anmuthige Hügel durchbrochene Ebene auf der einen und ein imposantes, waldbedecktes Gebirge auf der andern Seite, erfreuen das Auge des Durchreisenden. Klare Flüsse, unter ihnen die majestätische Weser, heben die Schönheit und den Verkehr des Landes, dessen Vorzüge die bald vollendete Eisenbahn besser und in einem weitern Kreise verbreiten wird, als alle Darstellungen und Reiseberichte. Allerdings greift auch hier das Proletariat, das sich auch in die schönsten und herrlichsten Landstriche der Erde verbreitet, immer mehr und mehr um sich; die Ravensbergischen Leineweber hungern mit demselben Anstand, wenn auch nicht mit demselben Eclat der Schlesier. Die reichen Leinenhändler in Bielefeld, Gütersloh ꝛc. sind fromme Christen, gehen jeden Sonntag in die Kirche, und so sind sie gegen die Verwünschungen der Weber hieb- und stichfest. Die Communistenverfolgungen in Westphalen, die vielfach in den Zeitungen besprochen wurden, fanden schon vor einigen Jahren im Ravensbergischen statt, welches Land die Heimath des ganzen westphälischen Communismus ist. Die Stadt Bielefeld ist der Mittelpunkt dieser Bestrebungen, die auch in Gütersloh, Rheda und in andern benachbarten Städten viele Anhänger haben. Was den Ravensbergischen Socialismus von andern derartigen Theorien und besonders von dem rheinischen Communismus unterscheidet, ist, daß er sich durchaus nicht in den

Zwiespalt mit allen liberalen, constitutionellen Bestrebungen gesetzt hat. Welcher politischen Meinung man übrigens auch sein mag, die Thatsache kann man nicht übersehen, daß der Pauperismus immer mehr auch in Westphalen um sich greift. In den Fabrikgegenden zerstören die großen Etablissements die kleinen Hämmer und Schmieden; in den Theilen der Provinz, wo der Bergbau Träger des Wohlstandes ist, werden in der nächsten Zeit die größern Bergwerke alle kleinern verschlingen, da der Tiefbau eingerichtet werden muß, der mindestens für jedes Bergwerk 60,000 bis 80,000 Thaler kostet, welches Capital also nur die größern Werke tragen können. So werden alle Theilnehmer kleinerer Zechen gezwungen, ihr Eigenthum für einen Spottpreis ihren reichern Nachbarn abzutreten, was eine bedeutende Vermehrung des Proletariats nach sich ziehen wird. In den ackerbauenden Gegenden endlich sind es die Majorate der Adeligen, welche das Proletariat unendlich befördern. Die oft auffallend großen Einkünfte dieser Majorate werden gewöhnlich dazu verwendet, Güter und Grundstücke für die nachgebornen Kinder zu erwerben. Im Münsterlande, im Herzogthum Westphalen und in andern Gegenden wird fast kein Bauerngut, kein Wald, keine Wiese verkauft, welche nicht in die Hände der großen Gutsbesitzer übergingen. Die Familie Fürstenberg zu Herdringen bei Arnsberg kauft fast alljährlich (?) für 50,000 Thaler Güter und Grundstücke an.

Eins der nothwendigsten Erfordernisse Westphalens wäre eine freisinnige Zeitung, in welcher sich die verschiedenartigen Interessen und Richtungen der Provinz abspiegelten. Die Regierung hat aber grade in unserer Provinz, die bisher doch die ruhigste und loyalste war, sich sehr gegen Zeitungsconcessionen gesträubt. Der verstorbene Oberpräsident von Vincke, der sich in materieller Beziehung große und vielfache Verdienste um Westphalen erworben hat, wies alle Gesuche um Concession zu neuen periodischen Blättern mit den Worten ab: „Es ist kein Bedürfniß dazu vorhanden.“ Der „Merkur“, der doch blos ein Parteiblatt des münsterischen Klerus ist, schien ihm allen billigen und loyalen Anforderungen zu genügen. Der „Sprecher für Rheinland und Westphalen“, das älteste Organ für provinzielle Angelegenheiten, hat sich in der Zeit der Kölner Wirren um seinen Leserkreis gebracht. Er mußte Westphalen verlassen, um in Wesel, wo er socialistische Tendenzen verfolgte, zu einem Wochenblättchen herabgedrückt zu werden. So ist es gekommen, daß der Westphale sich von den rheinischen Blättern die Tagesereignisse erzählen lassen muß; die große Anzahl von Exemplaren jener Zeitungen, welche nach unserer Provinz versandt werden, beweisen doch wohl das Bedürfniß eines westphälischen Blattes.

Der Mangel einer für Westphalen bestimmten und aus seinem Schooße hervorgehenden Zeitung, erschwert sehr die Uebersicht über den Charakter, die Zustände und die Bedürfnisse der Provinz. Der münsterische Provinziallandtag in seiner Bescheidenheit und Heimlichkeit ist grade nicht geeignet, uns einen Totaleindruck über den Geist der Provinz zu verschaffen. Dazu kommt, daß Westphalen aus sehr vielen, verschiedenartigen Ländertheilen zusammengewürfelt ist, aus katholischen Bisthümern, wie aus hessischen Provinzen; aus altpreußischem Gebiete und einem halben Dutzend Standesherrschaften, welche Abschnitzel des alten heiligen römischen Reiches nicht, wie z. B. die verschiedenen Ländertheile Badens, durch eine zweite Kammer, durch die Einheit der politischen Bestrebungen, zusammengehalten werden. Die verschiedenen Stücke Westphalens sehen ihre Vereinigung nur im Oberpräsidium zu Münster und im Militair. So kommt es, daß die Provinz uns gar kein klares Bild über sich selbst und ihren Charakter geben kann, daß die Reflexionen über westphälische Zustände gar keinen Mittelpunkt haben, wohin sie, wie die Radien eines Kreises, alle zurückführen, und von wo aus die Kritiken der einzelnen Zustände erst ihre allgemeine Bedeutung und übersichtliche Klarheit empfangen. Wir können daher, nachdem wir die Verschiedenheiten der einzelnen Theile der Provinz skizzirt haben, nur sehr unvollkommen das Gemeinsame und gleichmäßig Charakteristische hervorheben.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Gebirge und Ebenen Westphalens von verschiedenen Völkerschaften bewohnt. Es ist eine interessante Wahrnehmung, daß man die Verschiedenheit der jetzigen Einwohner in Bezug auf Religion, Sprache, Sitten und Temperament, aus den Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten der Ureinwohner, wie sie Tacitus schon beschreibt, deduciren kann. Die Anwohner der Sieg, Ruhr und Lenne, die Nachkommen der alten Chatten, haben die Regsamkeit, die Lebendigkeit, den Fleiß ihrer Voreltern größtentheils behalten; sie zeichnen sich, will man einzelne Ausnahmen zugeben, durch Bildung, durch Wohlhabenheit, durch Industrie und Theilnahme an den Fragen der Zeit vor den Bewohnern des platten Landes aus. Zwischen Ruhr und Lippe wohnten früher die Usipeter und Tenchterer. Die in der Grafschaft Mark jetzt noch blühende Pferdezucht erinnert an die berühmten Streitrosse dieser alten Völkerschaften; an die noch berühmteren Voreltern selbst, an das solitum bellorum decus derselben mahnen die Freiheitskriege, zu welchen kein Gau unsers deutschen Vaterlandes tapferere Kämpfer gestellt hat, als die Mark. Ueberschreitet man die Lippe, so befindet man sich in den Stammsitzen der alten Brukterer. Die jetzt hier lebenden Münsterländer haben wenig von der Regsamkeit und Tapferkeit der ein-

gewanderten Gamaver und Angrivarier übrig behalten, sondern mehr von der Schlaffheit, Passivität und von dem ungünstigen und darum unkriegerischen Sinne der Brukterer, der ersten, autochthonischen Bevölkerung des Landes. Der Gegensatz zu diesem Gebiete fand sich in den ältesten Zeiten, wie noch jetzt, in dem östlich gelegenen Gebiete, das der teutoburger Wald durchzieht, den frühern Wohnsitzen der Cherusker, wo jetzt Bielefeld und seine Umgebung, wie vorhin nachgewiesen worden ist, die Intelligenz bedeutend dominirt. Die Cherusker haben sich kräftig der römischen Kaiserherrschaft, und ihre Nachfolger, die Sachsen, der Priesterherrschaft entgegengestemmt, während die Brukterer sich von den Erbfeinden deutscher Freiheit unterjochen ließen.

Im Ganzen ist in Westphalen, wie bei den Norddeutschen überhaupt, der Verstand vorwiegend. Doch ist dieser hier nicht so ausgeprägt und auf die Spitze getrieben, wie in Königsberg, dem Extrem, der Consequenz des Nordens; er verhält sich ruhiger, und macht weder durch tiefe, philosophische Spekulationen, noch durch große, praktische Resultate viel Aufsehen. Ein gleiches Maß von Wille ist sein Begleiter, stets zum Ausführen dessen bereit, was der Verstand nach vorheriger, gründlicher und oft langwieriger Untersuchung für zweckmäßig gefunden hat. Dieser Wille ist eben nicht zum Wunderthun geeignet, aber doch zu jeder Thätigkeit, die sich für einen deutschen Staatsbürger schickt, der wo möglich innerhalb der Grenzen der Censurvorschriften wirken will. Wenn man sich das Ideal eines **bonus paterfamilias** des römischen Rechtes denken will, so nehme man dazu einen westphälischen Bürger oder Beamten. Nichts Ueberspanntes findet man hier, nichts Gewagtes, nichts Außerordentliches, aber auch keine Nachlässigkeit, kein Verschleudern der Habe, keine Trägheit und Liederlichkeit. Es ist das Maß in allen Dingen auf das Strengste beobachtet; die Nemesis der Griechen würde an einem Westphalen wenig zu strafen finden. Aber dieses Maßhalten schlägt oft in Mittelmäßigkeit um; der Verstand ist nur praktisch, nur auf das Nächste, Ausführbare gerichtet, und von umfassender Combination, wie von kritischer Schärfe gleich weit entfernt. Das Nützliche ist seine höchste Kategorie. Der Wille wie der Verstand, ist nur zu dem bereit, wobei kein Wagniß, kein Risico stattfindet, was man, so zu sagen, mit Händen greifen kann. Der Verstand ist von der Vernunft so weit entfernt, wie der Entschluß von der Begeisterung; das Große und gar das Schöne bietet der Thätigkeit eines Westphalen kein Feld dar, ja, es reizt kaum seine Wünsche.

„Wir sind bieder und natürlich
Und das ist genug gethan."

So ward Westphalen, mit Einschluß des früher durch preußische Verwaltung und Gerichtsbarkeit eng angeschlossenen Cleve, die Pflanzstätte tüchtiger Beamten, die Baumschule guter Arbeiter. Bei fast allen hohen Collegien der Monarchie trifft man westphälische Mitglieder; besonders die höheren Richterstellen sind sehr häufig mit Westphalen besetzt. Zum geheimen Ober-Tribunal in Berlin hat keine Provinz so viele Räthe geliefert, als Westphalen.

Anhänger der Censur wird man in unserer Provinz wenige finden, dazu ist der Westphale zu verständig, zu offen und aufrichtig. Das heimliche Gerichtsverfahren hat selbst unter den Beamten wenig Freunde, was die vor einigen Jahren in Soest abgehaltene Juristenversammlung beweist, zu der sich die höhern Richter und die Advokaten von fast ganz Westphalen versammelt hatten, welche die Einführung des Mandats, und summarischen Prozesses feierten, und in vielen kräftigen Reden sich für das öffentliche Prozeßverfahren aussprachen.

Die jüngsten Poeten.

Zweiter Brief.

Wenn Sie Meißner's „Ziska" zu Ende gelesen haben, liebenswürdige Freundin, nehmen Sie Mörike's „Idylle vom Bodensee" zur Hand*). Es wird Ihnen wohlthun, aus der hochaufschäumenden Fluth jener Hussitengesänge plötzlich in das Stillleben dieses Schweizerdörfchens versetzt zu sein, dessen jocose Burschenkämpfe der Dichter mit so warmem Humor und mit so prägnanter Charakteristik zeichnet. Die Glocken der Stadt Constanz, welche mit ihren Grabestönen dem Märtyrer Huß einst zum Scheiterhaufen läuteten und in Alfred Meißner's Dichtung ein stürmisches Echo finden, klingen in Mörike's Idyll, verschwimmend im rosigen Abendroth, lustig über den klaren Bodensee herüber und geleiten den Fischerkahn, in welchem die bäuerlichen Helden seiner Erzählung sich wiegen, an den Strand.

Mörike ist zwar keiner unserer jüngsten Dichter. Sein „Maler Nolten" so wie seine Gedichte haben ihm bereits seit Jahren einen begrenzten, aber um so wärmern Kreis von Verehrern erworben. Doch hat langjährige Krankheit den Dichter aus den Armen seiner Muse gerissen. In einem abgelegenen schwäbischen Dörfchen vergraben ist er dem lauten Markte ephemerer Literaturgeschichte entrückt worden und wie ein Neugeborener und wie Einer unserer Jüngsten tritt er jetzt hervor. Für einen Fremden dürfte es zwar schwer zu begreifen sein, wie ein Dichter von solchem Werthe aus dem Gesichtskreise seiner Nation, wenn auch nur zeitweise, entschwinden kann. Allein die deutsche Literatur, die sich mit ihrer ostensiblen Moralität so sehr in die Brust wirft und mit tugendstolzem Pharisäerton auf die geschmiedeten Renommées der französischen Autoren hinweist, ist in ihren Kunstgriffen und journalistischen Charlatanerien um kein Haar besser als jener vielverschrieene französische Robert-Macairismus. Man hat nur die Marktschreierei bei uns noch nicht in ein so gegliedertes und festgeschlossenes System gebracht, wie in Paris, wo die Helden des Literaturmarktes dicht neben

*) Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin und die Glockendiebe. In sieben Gesängen von Eduard Mörike. Stuttgart (Schweizerbart).

einander wohnen; bei uns hat Jeder seine eigne Hausapotheke, seine eignen Kunstgriffe, um an der großen Glocke zu läuten — aber Alles zusammen bildet häufig eine nicht minder große Lüge, wie in Paris. Wäre Mörike ein Berliner, wäre er ein Kritiker, Correspondent für ein Paar Journale, unterhielte er einen Briefwechsel mit Gevatter Peter, dem Feuilletonschneider und Gevatter Paul, dem Correspondenzenmacher, sein Name würde jeden Tag an allen vier Enden posaunt: Hört, hört! Mörike hat ein Ei gelegt, Mörike wird ein Ei legen. Die deutsche Eiersuppe beginnt mit Mörike's jüngstem Werke eine neue Geschichtsepoche, Mörike's neueste Dichtung wird den Titel Hopsa führen, es ist eine schändliche Lüge, daß des großen Mörike's neuestes Werk als den Titel Hopsa führend von den Journalen bezeichnet wird, Heisa wird es heißen. Und so Tag auf, Tag ab, jeden Tag Mörike und immer Mörike — am Ende bleibt der Name doch kleben!!

Guter, edler Schwabe, mit dessen Namen ich jetzt selbst ein entwürdigendes Spiel getrieben, du lebst in deinen stillen Bergen zurückgezogen und kennst das Getriebe dieser schlechten Welt nicht. Ahnungslos schickst du dein rothwangiges Idyll wie ein unschuldiges Bauermädchen auf den Markt, nicht einmal einen Privatbrief zur Empfehlung gibst du ihm mit, in welchem du dem Gevatter Kritiker unter den Schuh schiebst, was er eigentlich über dich sagen müsse — welch' eine Unvorsichtigkeit!

Mörike's „Fischer Martin und die Glockendiebe" ist ein Meisterstück jenes poetischen Genres, in welchem die deutsche Literatur seit Voßen's Louise und Goethe's Hermann und Dorothea und in letzten Jahren durch Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf manche schöne Perle besitzt. Den ersten Beiden schließt sich Mörike's Idyll durch die metrische Form an, den beiden Letztern durch den Stoff — es ist eine Dorfgeschichte. Allen zusammen aber ist es wahlverwandt durch die frische Poesie, durch die Fülle des Humors und durch die kernige Naturwahrheit. Es besteht dies reizende Gedicht eigentlich aus zwei verschiedenen Erzählungen, und gegen die äußere Oekonomie hat der Dichter sich arg vergangen, indem er die bedeutendere und bei weitem poetischere Geschichte der Brautnacht als Episode in die Erzählung der Glockendiebe steckte. Diese äußere, etwas ungeschickte Anordnung, schwächt den Schlußeindruck, aber der Genuß, den der Kern des Gedichts hervorbringt, ist zu nachhaltig, um nicht noch lange über den Schluß hinaus fortzuklingen. Zudem gibt es ein Mittel, der Anordnung des Dichters sich zu entziehen, wenn man den ersten, zweiten und siebenten Gesang zuerst liest und sich die Episode pour la bonne bouche zu guter letzt aufbewahrt — vom dritten Gesang an, der mit den Worten beginnt:

„Tone, des Schiffshauptmanns Sohn, da er diente noch bei dem Vater,
Hatte die Gertrud lieb, einer Wittib einzige Tochter.
War sie so fromm und so brav, wie sie stattlich und schön von Gestalt war,
Durften die Bursche vom Dorf ihm alle das Mädchen beneiden:
Doch hart war ihr Gemüth, nicht offen den Freuden der Jugend;
Ja vom Vater — er starb auf der Wirthschaft in Argen, ein rechter
„Kuß-den-Pfenning" — vererbt ihr ein Aederchen. Noch in der Schulzeit
Schwitzte der Kreuzer ihr naß das Fäustlein, eh' sie ihn hingab
Für die Brezel an Lstern; so rühmte die Mutter ihr öfters
Nach vor den Freiern. Doch mußte sie fein sich halten in Kleidern,
Städtisch beinah; die Mutter verlangt's, und die Geizige selber
War dem eigenen Leib nicht feind, sie sah, daß er schön sei.
Jetzo war's ein Jahr, seitdem der Gesell sie besuchte,
Und schon hatten sie manchen Verdruß und manche Versöhnung.
Aber nun fuhren sie fröhlich einmal mit Andern zu Markte
Nach Lindau, der vergnüglichen Stadt, die schön auf der Insel
Liegt im See, durch die Brücke nur breit mit dem Lande verbunden.
Doch sie kamen zu Schiff, mit drei Kameraden des Tone
Und fünf Mädchen, im Ganzen zu Neunt; darunter der junge
Märte, zu welchem der Schiffer sich hielt, wie ein jüngerer Bruder
Sich zu dem älteren hält. Und die stattlichen Bursche tractirten
Drüben im Wirthshaus über Mittag ein Jeder sein Schätzchen,
Kauften Geschenke für sie, nicht schlechte: der Einen zum rothen
Mieder den Zeug, auch ein Band; der Andern die starrende Haube,
Schwarz, mit Flittern gestickt, ein Spiegelchen oder ein Pater-
Noster von dunkelfarbigem Glas, mit zinnerner Fassung.
Lang vor den Buden verweilten sie, nach ländlichem Brauch erst
Hart um den äußersten Preis den geduldigen Krämer bedrängend,
Bis er die Waare zuletzt nach Wunsch abließ — wie er sagte,
Einzig der schönen Jungfer zu lieb, die den Handel mit ansah..."
u. s. w.

Wunderbar ist's, daß in einer Zeit, wo Alles nach den großen Städten sich drängt und die Salonspoesie in dem täuschenden Glanz der Girandolen und Wachskerzen sich bläht, die Poesie des Stilllebens, der Dorfwelt, plötzlich einen so schönen Cultus findet. Mörike ist wie Berthold Auerbach ein Schwabe, und dieses Würtemberg, das bei dem Bau deutscher Eisenbahnen am spätesten sich betheiligte, scheint uns für den so späten Anschluß an die großen Verkehrsstraßen durch eine Gattung von Poesie entschädigen zu wollen, die sich allerdings nur in einer still umfriedeten Welt, weit ab von dem Gedränge der großen Heerstraßen und Weltmärkte, finden läßt.

Vom Bodensee und von den reimlosen Versen Mörike's werden Sie, liebenswürdige Freundin, den Uebergang zu einem andern Buche leicht machen, das gleichfalls in reimlosen Versen sich ergeht und gleichfalls an einem See, am Lago maggiore, seine Zelte aufschlägt: ich meine den zweiten Band der Schriften von Eduard Boas, der den besondern Titel „Italienerinnen"

führt *). Es sind fünf poetische Erzählungen (der Dichter nennt sie Romanz-Idyllen) von ungleichem Werth, die dieses Buch enthält. Eduard Boas verhält sich zu Eduard Mörike wie die elegante Welt, die alljährlich während des Sommers ihre Villaggiatura an den Ufern des Lago di Como nimmt, zu dem kräftigen und naturwüchsigen Volke sich verhält, das an den Gestaden des Bodensees wohnt. Eduard Mörike ist ein geborener Poet, Eduard Boas ist ein erzogener. Aber die Erziehung hat einen guten Boden gefunden und hat all die schönen Eigenschaften ausgebildet, die Erziehung geben kann: Geschmack, Grazie, Leichtigkeit des Ausdrucks.

Der Einfluß Heine's ist bei Boas nicht zu verkennen, und dies ist in Deutschland ein gefährliches, ja sogar ein zweideutiges Lob. Dieser Heinrich Heine ist ein so dämonisches Genie, daß fast Jeder, der seinen Wegen folgen wollte, irgend einen Schabernack erlebte; es ist der Rübezahl unserer Poesie, dieser Heinrich, und es ist nicht gut, ihm nachzuschleichen. Diese Sommernachtsträume und Elfentänze des Buchs der Lieder haben schon Manchen den Kopf verrückt und in den dreißiger Jahren ist eine ganze Zahl junger Talente daran zu Grunde gegangen. Boas aber ist ein Jünger der guten Art, ja ich möchte ihn den besten nennen, den Heine bisher gefunden hat. Er versuchte es nicht als Puck, seinem Meister es nachzuthun und die unnachahmlichen Sprünge zu versuchen, die noch Niemandem gut bekamen, der nicht eben Heinrich Heine ist, aber die kecke Grazie, der leichte Anschlag des großen lyrisch-humoristischen Virtuosen, gelingen ihm bisweilen mit vielem Glück. Namentlich ist die liebliche Erzählung „Pepita" so gut gelungen, daß sie Heine's selbst nicht ganz unwürdig wäre. Was Ihr feiner Sinn bei Boas gewiß schätzen wird, ist die schöne Eigenschaft, daß er die Grenzen seines Instruments, die Tragweite seines Talents nie forcirt. Dadurch haben diese Dichtungen eine angenehme harmonische Wirkung, wie ein freundlicher, wohlgepflegter Blumengarten, dessen Eigenthümer den guten Geschmack hat, nicht mit der Anpflanzung einzelner hoher Bäume den Eindruck des Ganzen zu stören und eine Sehnsucht nach Park- und Waldduft zu erwecken, die er doch nicht stillen kann. — Diese Oekonomie mit der Kraft des eigenen Talents ist eine nicht allzuhäufige Eigenschaft und Sie selbst, schöne Freundin, werden unter den Ihnen zugesandten Büchern manches finden, bei welchem Sie diese Qualität schmerzlich vermissen werden. Da ist die „Rheinfahrt"

*) **Schriften von Eduard Boas, erster und zweiter Band. Leipzig (Verlag von Bernhard Tauchnitz). 1846.**

von **Wolfgang Müller***) ein Gedicht voll der prächtigsten Verse, voll reicher Malerei, voll gelungener Abschnitte, und doch fehlt dies Eine: die Oekonomie, und weil sie fehlt, mangelt dem Buche auch ein großer Theil des Reizes, den Boas bei weit geringerer poetischer Kraft, bei weit zurückstehender Kunst des Versbaus doch voraus hat. Es gibt wenig deutsche Poeten, die mehr Herr der Form sind, wie dieser Wolfgang Müller. Der harmonische Fluß der Worte strömt prächtig dahin, wie der Rhein selbst, den sie besingen, mitunter auch spiegeln sich die freundlichen Zinnen schöner Gedanken in den Wellen, und perlende Empfindungen küssen das Gestein der fliehenden Ufer. Aber weil der Dichter Alles besingt, was er auf seinem Wege findet, weil er nicht haushält mit seinen Gaben, weil er nicht weiß, bis wie weit er mit seiner Kraft reicht, verwischt er oft die Eindrücke sich selbst und zieht in's Breite, was eben nur durch geheimnißvolle Andeutung einen Zauber erhält. Zwischen romantischer und moderner Anschauung schwankend, verwechselt er oft die Farben, und dies selbst merkend, übermalt er dann mit der folgenden Strophe die frühere und fällt dadurch wieder in den Fehler der Breite. Und doch ist dieser Wolfgang Müller ein ächter Poet, wenn auch mehr Maler als Bildner, mehr Musiker als Denker, mehr sinnig als ersinnend. Folgen wir ihm auf einen Ausflug nach einer der Ritterburgen, die in dem Rhein sich spiegeln und sehen uns seine Art und Weise an:

Hat sich verjüngt die vorgeschrittne Zeit?
Ist sie Jahrhunderte zurückgegangen?
Hält mir ein Wunder voller Lieblichkeit
Die Sinne zaubrisch täuschend hier umfangen?
Dort auf der Bergeskrone räuberhaft
Seh ich ein Ritterschloß vollendet prangen:
Die Mauern stehn in grauer Felsenkraft,
Die Sonne scheinet auf die Zinnen helle.
Die Fahne wallt vom Thurm am schlanken Schaft,
Mit farb'gen Fenstern blinket die Kapelle.

Mir wird, ich sollte ins Feudalthum schaun,
Mir wird, ich hörte schon den Thurmwart rufen;
Sein Horn ertönet weit durch Berg und Aun,
Die Brücke sinkt und dröhnt von Rosseshufen,
Das Fräulein schaut holdselig vom Balken,
Der alte Ritter harret auf den Stufen
Und grüßet mich, des Liedes frohen Sohn;
Rings stehn die Lanzenknechte, Bogenspanner.
Die Halle winkt, dort glänzt der Siege Lohn,
Erschlagner Feinde Panzer, Helme, Banner!

---

*) „Rheinfahrt." Ein Gedicht von Wolfgang Müller aus Königswinter. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846.

Hinauf, hinauf! — Wie ruhig ist es hier!
Und alles zeugt von Frieden und von Glücke:
Hoch in die Lüfte ragt des Baues Zier,
Herabgelassen ruht die Kettenbrücke,
Die hohen Thürme stehen unbewacht,
Schießscharten drohen nicht mit arger Tücke;
Des feinen Bauwerks Blumenzauber lacht
An Wappen, Fenstern, Erkern, Sims und Thoren.
Um diese Mauern tobte nie die Schlacht,
Sie stehn unangetastet, frischgeboren!

Ich zieh hinein. Kein Wächter ruft mich an,
Kein Krieger weiset trotzig mich von dannen,
Ein Leu aus Stein weist mir am Thor den Zahn,
Mich kann sein träger Anblick nicht entmannen;
Auf seinem Rücken eine Taube girrt,
Um jede Furcht den Sinnen zu verbannen.
Dann wird der lange Korridor durchirrt,
Gewundne Treppen leiten durch die Hallen;
Der einz'ge Klang, der mir den Geist verwirrt,
Es ist im Bau der Schritte dumpfes Schallen.

Die Zimmer laden freundlich mich herein,
Schlingpflanzen klimmen an den Fenstergittern,
Und golden schaut hindurch der Sonnenschein:
Hier kosen wohl die Frauen mit den Rittern! —
Horch, durch der Harfe Silbersaitenspiel
Im Erker hör ich leise Töne zittern!
Das that ein Hauch, der durch das Fenster fiel. —
Unfertig ruht die Schärpe auf dem Tische. —
Sind drein gewebt der Thränen, Seufzer viel?
Ein Jünglingsbildniß schaut aus jener Nische!

Und weiter gehts. Das ist der Rittersaal!
Sieh, wie von Rüstungen die Wände prunken,
Helm, Schiene, Panzer starrt von kaltem Stahl,
Die Speere blitzen und die Schwerter funken!
Und dort der Tisch! Kaum ließen sie das Mahl:
Es sind nur halb die Humpen ausgetrunken,
Die altgeschnitzten Stühle sonder Wahl
Stehn hier und dort. Wohin sind sie gezogen?
Schwärmt scherzend ihr im frühlingsblühnden Thal,
Zieht ihr auf Bergeshöhn, an Stromes Wogen?

O süßer Irrthum! Nicht'ge Träumerei,
Die täuschend hier sich in das Herz geschlichen!
Die Zeit des Mittelalters ist vorbei,
Die farbige Romantik ist verblichen.
Wohl singen Manche noch ihr Preis und Lob
Und glauben nicht, daß all ihr Glanz entwichen,
Daß ihre Macht in Staub und Schutt zerstob;
Sie sind es, deren irrer Geist verblendet,
Mit üpp'gem Reichthum Burgen kühn erhob,
Als sei das Ritterthum noch nicht vollendet.

Es ist nur des Besitzes Uebermuth,
Der hier ein kostbar Schaustück sich errichtet,
Der neu erbaut in kecker Frevelglut,
Was die Geschichte großbewußt vernichtet.
Wer auf dem Platz, wo heil'ge Asche liegt,
Sich vornehm heute neue Throne dichtet,
Was blühet dem? Wie bunt das Banner fliegt,
Sie stempelten das Schloß zum Falkenneste,
Nothwendigkeit hat hier vor Zeit gesiegt,
Und nur ein Spielwerk bleibt die stolze Veste.

Wo sind die Bauherrn? Statt im Panzerhemd,
Ziehn sie dahin geleckt, geputzt, gestriegelt;
Statt in dem Schwert, das ihrer Hüfte fremd,
Wird im geschliffnen Glas das Haupt gespiegelt.
Doch lassen wir der jüngsten Mode Kleid,
Die Geister selbst sind glatt und fein geschniegelt.
Pflanzt ihr die alte in die neue Zeit,
Dann sprecht, wo ist die schlichte derbe Treue,
Der kalte Muth, die hohe Kraft im Streit
Und nach verkehrter That die offne Reue?

Wo sind die Herzen flammend, frisch und kühn?
Wo ist die laute breite Lust geblieben?
Wo seht ihr lodernd noch die Liebe glühn?
Ach Gott, es irrt geächtet und vertrieben
Der Leidenschaft gewalt'ges ew'ges Recht;
Nur Ueberlegung heischt sie hassen, lieben!
Wer sucht hier noch Natur, rein, leuchtend, echt?
Wo sind der freien Regung stolze Warten?
Drum folgen wir, ein fröhliches Geschlecht,
Begeistrungsglühend, anderen Standarten!

Es ist dieser Gesang nicht etwa als der beste des Buches citirt, es gibt viele glänzendere Stellen, obschon viele andere bei weitem nicht so einheitlich und kurz geschürzt sind. Im Ganzen aber geben die citirten Verse einen Maßstab von dem Geist und der Form dieser „Rheinfahrt", die jedenfalls eine der wenigen wirklich poetischen Trauben ist, welche das an Gedichten so überreiche Jahr 1846 gezeitigt hat, dieses wässerige Versejahr, welches, im Gegensatze zu dem herrlichen Weinjahr, durch die Quantität der fabricirten Gedichtesammlungen doppelt fühlbar machte, was ihnen an Qualität abgeht. Der schöne Erfolg, den einige jüngere Lyriker, wie Herwegh, Geibel, Dingelstedt, Moritz Hartmann u. s. w. in den letztern Jahren errangen, hat eine Schaar von Nachtvögeln aufgejagt, die mit ihrem unausstehlichen Gekrächze den Meßkatalog füllen und mit ihren Büchern die Tische der Redactionen erdrücken. Ein wohlwollender Kritiker ist einer eigenthümlichen Qual ausgesetzt; gern bereit, das Talent zu unterstützen und ihm als Advokat und Herold beim Publicum zu dienen, sieht er sich von einem sol-

chen Heer unbedeutender und lächerlicher Versmacher belagert, daß ihm bei dem besten Willen der Athem und die Geduld ausgeht. Er wird unwillkürlich abgestumpft, selbst gegen das Halbgut, das er sonst doch aufmunternd berücksichtigt hätte, durch den Schwarm des Schlechten und Gemeinen, der sich herbeidrängt. Und dabei quält ihn — wenn er ein ehrliches Herz hat — die Angst, daß er in diesem Schwarm, dessen Durchmusterung fast zur Unmöglichkeit wird, doch vielleicht manches Verdienst übersieht. Man kann dieses neueste wilde Heer von berufslosen Versmachern nur mit jenen zweideutigen Stockjobbers vergleichen, welche der Actienschwindel und die Gewinnste, welche einige glückliche Speculanten gemacht haben, an allen Börsenstädten Europas zusammenweht, Menschen ohne Capital und ohne Scharfsinn, die über Nacht zu Millionairen sich erspielen wollen, Menschen ohne Geist und ohne Phantasie, die mit Hülfe banaler Tagesphrasen den Lorbeer des Dichters erschwindeln möchten. Sonderbare Zeit, in der man ohne Arbeit und Mühen Reichthum erjagen will, und ohne Talent und Schöpferkraft Ruhm und Namen! Und das Alles mittelst jener papierenen Fabrik, die man die Presse nennt und die heute mit eben solcher Gewissenlosigkeit einen mittelmäßigen Kopf, einen kernlosen Faiseur, als ein Genie proclamirt, wie sie morgen eine betrügerische Speculation für eine der glücklichsten und solidesten Unternehmungen erklärt. Sonderbare Zeit, in welcher Frauen an der Börse speculiren und Buchhändlercontracte abschließen, in welcher Mädchen Eisenbahnactien kochen und politische Gedichte buttern.

Da liegt eine Gedichtsammlung vor mir, welche die Ueberschrift führt: „Gedichte von Hedwig und Eleonore Wallot" *). Daß zwei Brüder gemeinschaftlich arbeiten, ist schon oft da gewesen, und in Deutschland haben wir die Gebrüder Stolberg, die Gebrüder Grimm, die Gebrüder Schlegel, ja in neuester Zeit auch die Gebrüder Beer, von denen der Eine die Musik zu der nachgelassenen Tragödie seines verstorbenen Bruders gedichtet hat. Aber zwei Schwestern, die sich zur Herausgabe einer gemeinschaftlichen Gedichtsammlung in seltener Harmonie vereinigen und in dieser Sammlung nicht einmal jede für sich die ihr Zugehörigen unterzeichnen — dieses Beispiel schwesterlicher Compagniearbeit ist gewiß einzig in seiner Art. Wenn es wahr ist, daß ein Weib nur für einen halben Mann zählt — ein Sprichwort, das galante und gepeinigte Männer stets in Abrede stellten — so ist es doch nicht minder wahr, daß zwei Frauen einen Mann sicherlich aufwiegen.

*) Gedichte von Hedwig und Eleonore Wallot. Frankfurt a. M. 1846. Gedruckt und zu haben (nicht verlegt!) bei H. B. Brönner.

Die Gedichte von Hedwig und Eleonore Wallot lassen also mit Recht mehr erwarten, als ein einzelner schwacher Mann für sich allein zu leisten im Stande ist. Zudem sind diese Gedichte in mehr als zwanzig Bogen erschienen. Dies Zwanzig-Bogen-System, meine Freundin, ist nämlich für uns Deutsche Dasselbe, was das Maskenprivilegium auf den großen Bällen in Paris ist. Ein Neunzehnbogen-Mensch muß höflich, unterthänig, kratzfüßelnd sein wie ein Kanzlist, der vor dem Minister steht; ein Zwanzigbogen-Mensch aber hat das Maskenprivilegium, er darf die Wahrheit sagen und mitunter sogar grob sein — unter dem Vorbehalt, am andern Morgen wegen Ruhestörung in das hochlöbliche Polizeihaus abgeführt zu werden. Nun kommt es oft vor, daß Männer, die sich einen Berg vom Herzen rollen möchten, das Zwanzigbogen-Costüme anschnallen und ihren Bauch oft künstlich ausstopfen, um nur die Maske zu füllen. Aber Frauen, bei denen schlanke Taille, zarte Füße und Hände immer die schönste Zierde bilden, haben bisher diese Modemaske nie vorgenommen. Welche wichtige Offenbarungen mußten daher die zarten Schwestern Hedwig und Eleonore auf dem Herzen haben, wenn sie zu diesem kriegerischen Costüme, zu diesem Panzerhemd mit einundzwanzig Schuppen greifen mußten! In der That, wichtige Dinge kündigt das Inhaltsverzeichniß dieser Gedichte an: Zeitgedichte! „An Deutschland“ — „Das Volk, der Fürst“ — „Der verbannte Patriot“ — „Das lebendige Wort und die Presse“ — „Ueber (!) die schlesischen Weber“ — „An alle deutschen Landstände, die neue Gesetzbücher berathen“ — „Der Tod als Strafe“ — „Johannes Ronge“ — „Selbstgespräch des h. Rocks zu Trier“ — u. s. w. Sie sehen, daß wir Zeitungen und Zeitschriften das Glück haben, von den Fräulein Hedwig und Eleonore Wallot eifrig gelesen zu werden, und daß alle Fragen, welche das „Frankfurter Journal“ und die „Elberfelder Zeitung“ behandeln, hier gewissenhaft schematisirt sind. Wenn vielleicht manche Frage etwas verspätet erscheint, so ist das einzig und allein die Schuld der schlechten Einrichtung des Frankfurter Journal-Zirkels, in welchem die Fräulein Hedwig und Eleonore Wallot abonnirt sind, indem ihnen wahrscheinlich manches Blatt, das bereits im November erschien, erst im Juli zukam, so daß mittlerweile die günstige Zeit zum Einpökeln der Tagesfrage verschwunden ist. Abec mit welcher Meisterschaft versteht das treffliche Schwesterpaar diese Einpökelei! Kerniger ist kein Hamburger Rauchfleisch, rosenrother kein westphälischer Jambon (das deutsche Wort wäre unzart — so zarten Wesen gegenüber), als diese holden Gedichte, von denen ich Ihnen eins der bedeutendsten auf die Tafel zu setzen mir erlaube:

Das lebendige Wort und die Presse.

Wie Sprach' das Siegel unsrer Göttlichkeit,
Die Presse Spiegel unsrer Geistesklarheit;
Wie Sprach' der Blitz der Gedanken-Zündbarkeit,
Die Presse Prisma unsrer Geisteswahrheit. (!)

Wie Sprach' entlocket uns die inn're Kraft,
Die Presse für Unsterblichkeit sie reifet.
Das Wort aus Ueberfüll die Preß' erschafft,
Die Presse hier schon Himmelsfreuden häufet. (Wirklich?)

Das Wort der raschen Flucht der Zeit erliegt,
Die Presse Kronos seine Flügel bindet.
Das Wort schon in der Gegenwart verfliegt,
Die Presse Kronos Sense stumpft, entwindet. (!)

Des Wortes Hauch verweht die Finsterniß,
Der Presse Sonnstrahl schlägt sie gänzlich nieder.
Des Wortes Kraft die Sklavenkett' zerriß,
Der Presse Macht sich schwingt zum Volksgebieter. (!)

Das freie Wort ein edler Geisteskampf;
Die Preß' freiwillig stehende Armeen,
Das freie Wort ersetzt Kanonendampf,
Die Presse wahrt vor blut'gem Menschenmähen.

Schwer ringen Wort und Preß', dies Heldenpaar,
Der Amme Freiheit Fesseln ganz zu lösen.
Um ihren Segen sie die finstre Schaar
Bekriegen, die beneidet ihre Größen. (bravo!)

Ich bitte Sie, um Gotteswillen, wenn dieses Buch unglückseliger Weise nur neunzehn Bogen gehabt hätte! Wie Unendliches, Mauerbrecherisches, Feuersprühendes, Unwiderstehliches hätte die liberale Partei eingebüßt, wenn diese himmlischen Dinge nicht hätten ausgesprochen werden können. Allerdings, unser Herz zagt voll Angst wegen des Schicksals der beiden kühnen Schwestern, die so Unerhörtes in die Welt hinausgeschrien. Offenbar wird die Preußische Allgemeine in den nächsten Tagen einen Artikel enthalten: Hedwig und Eleonore Wallot, ein Seitenstück zu Marr, Heinzen und Freiligrath! Offenbar ist für die persönliche Freiheit der beiden Frankfurter Jungfrauen von Orleans zu zittern und man sollte eine Collecte eröffnen, um ihnen die Flucht aus Deutschland zu erleichtern, um so mehr als Zweien die Flucht viel schwerer wird als einem Einzelnen, zumal wenn Hut- und Handschachteln einzupacken sind. Und doch ist der Gedanke schauderhaft, daß diese beiden Heldenschwestern getrennt werden können. Welche tragische und rührende Scene, wenn der Bundestag in tiefer Besorgniß für Deutschlands Ruhe fragen ließe, wer hat das fürchterliche Gedicht: „Das lebendige Wort

und die freie Presse" geschrieben? Und Hedwig mit Löwenmuth stürzte hervor und schrie: Ich! Und Eleonore mit noch löwenerer Großmuth stürzte hervor und rief: Mich, Henker, erwürget — ich bin es, für den sie gebürget!

Allerdings ist noch eine andere Scene möglich: Die beiden Schwestern können, nachdem sie das heutige Heft der Grenzboten gelesen, einander in die Haare fahren und die Eine, der das eben citirte Gedicht nicht angehört, könnte der Andern die heftigsten Vorwürfe machen: „Siehst Du, Dein Geleier ist an Allem Schuld! Dich hat er citirt und nun muß ich mitbüßen! Von Dir sind die schlechten Gedichte, von mir sind die guten. (?) Und ich Unglückselige habe obendrein die Hälfte der Druckkosten hergeben müssen!"

Um derlei großmüthige und ungroßmüthige Scenen zu verhüten, um nicht Schuld an Familienzwistigkeiten zu werden, will ich noch ein zweites Gedicht citiren — so daß Eine der Andern nichts vorzuwerfen hat. Fürchterlich wäre es allerdings, wenn dieses zweite Gedicht gleichfalls der Verfasserin des „lebendigen Worts" angehören würde und ich aus purer Menschlichkeit Oel in's Feuer gösse. Indessen mein Bewußtsein muß mich trösten und ich wasche meine Hände in Unschuld.

Selbstgespräch des heil. Rocks in Trier.

Hin mein Leben —
Aus ist's eben,
Mit der Pfaffen Lichtverkleben.

Heil'ge Sachen,
Sonst bestachen —
Jetzo bringen sie zum Lachen.

Fürder Wunder —
Gelten Plunder —
Täglich wird das Volk gesunder.

Lernt nun denken,
Selbst sich lenken,
Trotz der Curie List und Ränken.

Seit erstanden,
Frei von Banden,
Ronge und die Geistverwandten!

Seit gesichtet,
Und gelichtet,
Was man Christum angedichtet.

Seit erklärte,
Ronge lehrte,
Daß ich Rock die Welt bethörte.

Mich als heilig,
Unverzeihlich! —
Stellte wieder aus man neulich.

Kaum vernommen,
Kam geschwommen,
Eine Fluth von sünd'gen Frommen.

Mich als Christe,
Man begrüßte —
Als ob Zeug von Geist was wüßte.

Vor mir knieten,
Hin die Müden;
Sie aus Andacht fast verschieden.

Sollte heilen
Alte Beulen,
Für ihr Geld und für ihr Heulen.

Wunder spenden —
Segen senden —
Mich bei Gott für sie verwenden. —

Leere Hände
War das Ende,
Das ich ihnen herzlich gönnte.

u. s. w.

Glauben Sie nicht, daß ich absichtlich die komischsten Stellen aus diesem Buche citire, um zwei Damen lächerlich zu machen — es gibt in dieser „Gedichtsammlung" Dinge von noch viel unmittelbarerer Komik. Uebrigens wäre es Zeit, die schreibenden Frauen in Deutschland von den Irrwegen abzuschrecken, auf welche viele gerathen, indem sie sich in die Tagesdebatte werfen. Die Damen Hedwig und Eleonore haben wenigstens den Trost, daß sie ohne alle Begabung sind und daß also nichts an ihnen verloren ist. Es gibt aber Schriftstellerinnen von entschiedenem Talente, Schriftstellerinnen, denen wir manches sinnige Gewebe im Gebiete der Gemüthswelt und der Seelenschilderung danken, die aber in neuester Zeit auf der Jagd nach Tendenzen sich verirrten und Mißgeburten zu Tage förderten, derer ihre schönen Mütter sich schämen müßten, wenn sie nicht eben wie alle Mütter verblendet wären. Ein Bischen Coquetterie mag den Frauen immer als gutes Recht eingeräumt werden; aber in Männerkleidung einherzuschreiten, ist höchstens einem Genie wie Georges Sand als flüchtige Caprice nachzusehen; Stroh-Cigaretten mögen ihnen hingehen, Tabaksrauch aber macht auch den schönsten Frauenmund abscheulich.

J. Kuranda.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Die kaiserl. Beamten und die Beamten der Nordbahn. — Schaudermährchen. — Jenny Lind. — Versuche mit Schwefeläther. — Der Fürst Staatskanzler. — Gäste.

Der immermehr steigende Preis der Lebensmittel erregt in den niedern und mittlern Sphären der Gesellschaft eine allgemeine Besorgniß, namentlich aber ist es der Beamtenstand, der, an ein regelmäßiges, sich immer gleich bleibendes Einkommen gebunden, am meisten leidet. Es haben bereits nach dem Vorgange in Baiern die Beamten der k. k. Hofkammer Schritte um eine Theuerungs-Beisteuer gethan, es soll jedoch ihre Vorstellung von ihrem Chef, der sie der höchsten Instanz zulenken sollte, unberücksichtigt geblieben sein*). Dagegen hat die Direction der Nordbahn ihren Beamten, die mit einem Gehalt von 500 Fl. angestellt sind, den verheiratheten 30%, den unverheiratheten 20—15% ihres Gehaltes beigelegt. Aus Ungarn langte dieser Tage als Muster aus Eicheln gebackenes Brot ein, als Beleg für die daselbst herrschende Noth, während der Kornwucher immer mehr und mehr überhand nimmt. In den Straßen Wiens wurde ein Mann mit drei Kindern Bettelns wegen aufgegriffen, nicht weil er um Almosen bettelte, sondern in brotloser Verzweiflung seine Kinder als Geschenk anbot. Es wäre entsetzlich, wenn sich das allgemein verbreitete Gerücht bestätigte, daß eine Wittwe mit sechs Kindern in einem Anfalle brotloser Verzweiflung ihr jüngstes Kind in einer Vorstadt Wiens schlachtete und den andern fünf vorsetzte, um sie vom Hungertode zu retten. Sie ist bereits dem Irrenhause übergeben; jedenfalls war es aber die entsetzlichste Noth, die sie zum Wahnsinn brachte. Nichts desto weniger haben die Straßenecken nicht Raum genug, täglich bis an Hundert öffentliche Erlustigungen anzukündigen, wiewohl die Tanzsäle sich in diesem Carneval durchaus nicht recht füllen wollen. Doch hört man von Dinérs in Banquierhäusern, wo um einem Gast zu Ehren

*) Andere Blätter melden, die Zulage sei ihnen gewährt worden.

für zwei Erdbeeren — die einzigen, die im Freiherrlich Hüglischen Garten in Hitzing in der jetzigen strengsten Jahreszeit reiften — sage fünfundzwanzig Gulden C.-M. bezahlt wurden. Doch ist das Theater an der Wien, wenn die Lind singt, deren Vergötterung in der Augsb. Allgem. Zeitung ein hochgestellter griechischer Diplomat schreibt, in allen Räumen voll. Die vielfachen Wohlthätigkeitsspenden, Bälle und Lotterien, reichen nicht mehr zur Stillung der Armuth aus, und der gestern publicirte Gnadenact der Robotablösung, so wichtig und großartig er ist, wird blos mit halber Freude vernommen, weil er die Stimme des immer mehr sich geltend machenden Proletariats nicht übertönen kann. Jedenfalls aber ist durch den materiellen auch ein moralischer Fortschritt der Massen durch die Ablösung zu gewärtigen und muß von Jedem freudig begrüßt werden.

Allgemeine Sensation machen die am 27., 28. und 29. Januar von den Doctoren Schuh und Wartmann zuerst im allgemeinen Krankenhause versuchten Operationen an Patienten, denen man zuerst Schwefelätherdämpfe einathmen ließ; es wurde einem Patienten ein Fuß abgenommen, einer Patientin der Unterkiefer abgelöst, und Beide erzählten, nach geschehener Operation angenehme Träume gehabt zu haben.

Die in neuerer Zeit in mehreren Zeitungen verbreiteten und jedesmal halb-officiel widerlegten Gerüchte von dem schwächlichen Gesundheitszustande eines hohen Staatsmannes haben jedenfalls einige Begründung, was auch in Wien Niemandem ein Geheimniß ist. Doch ist es merkwürdig, mit welcher festen und sichern Hand der leidende Greis die Depeschen unterschreibt, die ihm so zahlreich vorgelegt werden.

Nach so ernsten Mittheilungen fühle ich mich kaum gestimmt, Ihnen über minder Wichtiges zu berichten. Es genüge Ihnen, zu wissen, daß wir jetzt zwei interessante Fremde in unserer Mitte haben, den Vlatika von Montenegro und den reisenden Herzog von Würtemberg. Die Wahl des Erzherzogs Stephan zum Palatin von Ungarn, wenn sie auch erst durch die Nation selbst erfolgen wird, ist schon im hiesigen Cabinette vorgestimmt und der künftige Wahlact ist nur eine Form. Seit vierzehn Tagen befindet sich der Erzherzog Johann in Wien, um drei Monate zu bleiben und, wie in höhern Kreisen verlautet, für seinen Sohn, den Grafen von Meran, ebenbürtigere Standesrechte zu erwirken.

o — o

2.

Galizische Prozesse. — Wiener Hofzeitung. — Liszt. — Frhr. v. Zedlitz. — Das Robotgesetz.

Aus verläßlicher Quelle kann ich Ihnen melden, daß der Knäuel der galizischen Hochverrathsprozesse sich immer wirrer zu verschlingen beginnt. Dringende Berichte sind darüber an die oberste Justizhofstelle gelangt, und in nicht minder dringendem Tone wird von daher weiter hierauf berichtet werden. Die letzthin erlassene „Amnestie“ stellt den Unterschied zwischen Rädelsführern und Verführten auf. Allein grade dieser soll schwer zu beobachten sein. Andererseits haben sich die Anzeichen gegen die von der „Amnestie“ nicht inbegriffenen Stände, gegen die

Angestellten, Advokaten, Notare, und namentlich die Seelsorger, in einem solchen Grade vervielfältigt, so daß kaum abzusehen, wie und wann die Verhaftungen ein Ende nehmen sollen. Allgemein glaubt man, es wäre am zweckmäßigsten, einen großartigen und umfassenden Gnadenact zu üben, besonders aber keinen Unterschied zwischen den einzelnen Ständen, vielleicht mit einziger Ausnahme der Offiziere, festzustellen. Ein Jeder wird ohnedies dadurch bestraft, daß er seinen Posten verliert. Ist es ein Notar, Advokat oder Seelsorger, der eigentlichen Beamten gar nicht zu gedenken, so steht es dem Staate zu, ihn abzusetzen oder ihm wenigstens die Ausübung gewisser Functionen zu untersagen.

Ein kleines aber charakteristisches Zeichen unserer Preßzustände sei folgendes: Während die Theaterzeitung einen Auszug des zu Ofen erschienenen königl. Rescripts brachte, wonach der Erzherzog Stephan zum Statthalter Ungarns ernannt worden, blieb die Wiener Zeitung stumm, und eröffnete den Cyclus ihrer politischen Nachrichten mit Amerika. Bei solchem Anlasse ist doch die Hinweisung auf die Censur nicht am Platze, und die Sorglosigkeit gewisser Redactionen stellt sich im hellsten Lichte dar. Liszt kehrt gegen Ende des Februar wieder hierher zurück. In Siebenbürgen wurde er auf das Glänzendste gefeiert, in Bucharest förmlich mit einem Goldregen überschüttet. Die kritischen Todtenvögel, welche diesem seltenen Gestirne bereits seit längerer Zeit den Untergang weissagten, dürften daher wieder verstummen.

Freiherr von Zedlitz, der bekannte Dichter, Publicist und Nassauische Geschäftsträger, liegt ziemlich schwer krank danieder. Er hat die Unannehmlichkeit erleben müssen, sich in der Allgem. Zeitung mehrmals berichtigt und auf eine untergeordnete Wirksamkeit beschränkt zu sehen. In der ungarischen Polemik, dies bekennen wir aus vollster Ueberzeugung, war seine Manier eine offenbar provocirende. Die kaiserliche Entschließung über die Ablösung der Frohnden ist nun veröffentlicht worden.

Von vorneherein mag man annehmen, daß die Liberalen von der strengen (?) Observanz mit dem Gesetze in seiner jetzigen Fassung nicht zufrieden sein werden, des Radikalismus gar nicht zu gedenken, der die Zertrümmerung der altfeudalen Rechte zu seinen angenehmsten Mitteln zählte, oder Zwecken, je nachdem er ein sociales oder nur ein politisches Element ist. In Oesterreich ist das anders. — Im Durchschnitte genommen ist der Bewohner der deutsch-österreichischen Erbstaaten noch ein politisches Naturkind. Wir müßten uns daher in der Ansicht über hiesige Zustände ungewöhnlich täuschen, wenn wir annehmen wollten, daß von ihm und seines Gleichen ein radikales Compromiß gewünscht wird. Andererseits müssen wir gestehen, daß die Aristokratie wohl nirgends auf dem Continent so tiefe Wurzeln habe, als bei uns, nirgends so viel stillen Einfluß ausübe, nirgends so sehr die gesellschaftlichen Kreise beherrsche. Kein Minister, sei er noch so allmächtig, ist in diesem Augenblicke im Stande, eine Maßregel durchzuführen, welche der Aristokratie bedenklich oder gar gefährlich werden könnte. Kein Staatsmann Oesterreichs ist hochgestellt genug, um in dieser Hinsicht Dinge zu wagen, wie sie von Deutschlands Regierungen in agrarischer Hinsicht bereits seit langer Zeit durchgeführt wurden. Wir sagen es mit voller Ueberzeugung, ein Zwangs-

ablösungsgesetz im Sinne der Rotteck'schen oder Welcker'schen Theorie ist zur Stunde in Oesterreich unmöglich. Das in Frage stehende Gesetz ist lediglich ein gewährendes, die Freiheit der beiden im emphyteutischen Vertrage stehenden Theile unbedingt entfesselndes, und bezeichnet so ziemlich das Maximum Dessen, was unter den jetzigen Umständen geleistet werden konnte.

Der erste und wichtigste Paragraph desselben verkündet, daß Roboten und Zehnten mittelst „freier Uebereinkunft in andern Leistungen umgestaltet oder durch „den Erlag eines Capitals, durch Grundabtretung oder durch die Verzichtleistung „auf gegenseitige Verpflichtungen abgelöst werden können." Die Ablösung für ewige Zeiten wird folglich dadurch ermöglicht. Man könnte freilich vom abstracten Standpunkte sagen, die Regierung habe nie so tief in das privatrechtliche Verhältniß eingreifen sollen, um beiden Theilen, den Herrschaften und deren Unterthanen, ein Uebereinkommen in Betreff eines Verhältnisses, das im Grunde und besonders im Hinblicke auf dessen materiell-pecuniaire Seite, nur sie selbst so recht anging, zu wehren. Beruht der dominicale Zustand einerseits und der nexus subditalis nicht auf einem wahrhaften Vertrage? Und warum sollen die im Vertrage stehenden Theile nicht das Recht haben, ihn freiwillig aufzulösen?

Es ist grade nicht leicht, solchen Einwürfen die Spitze zu bieten. Es ist sogar befremdend, daß eine Praxis, die sich vor Jahren selbst in Ungarn, als der Bauer noch in harter Knechtschaft schmachtete, in Oesterreich zur Geltung nicht gelangen durfte. Und doch läßt sich, wenn man billig, wenn man vor Allem praktisch sein will, diesem Verbote eine gewisse rationelle Seite abgewinnen. In derselben Weise, als es derzeit nicht möglich wäre, ein Zwangsrobotablösungsgesetz durchzuführen, weil der Widerstand der Aristokratie allzustark dagegen ankämpfen würde, wollte man erst nicht daran gehen, die Grundlagen und Formen der gesellschaftlichen Ordnung der Dinge auch nur entfernt in Frage zu stellen. Man wollte Ruhe, Ordnung, Frieden; freilich strebte man nach diesen höchsten politischen Gütern nicht allemal mit richtigen Mitteln, und wenn man auch das Kind nicht mit dem Bade verschüttete, so ließ man doch gar oft das Kind ganz ohne Bad; freilich hat die Erfahrung in Galizien gelehrt, daß im alten Gleise nicht unter allen Umständen vorwärts zu kommen sei. Indeß läßt sich nicht in Abrede stellen, daß von der Beschaffenheit der agrarischen Verhältnisse die gesammte Wohlfahrt eines Staates abhängt, daß es keine wichtigere Fragen gibt, als die auf diesem Gebiete auftauchenden, keine zartern und bedenklichern. Beim Entgegenstreben einer so mächtigen und gewappneten Aristokratie war es für die Regierung nicht gerathen, einen Kampf der Parteien hervorzurufen, so lange ihn nicht die Umstände selbst hervorriefen. Er ist gekommen, und nun ist auch ein Schritt zur Lösung geschehen, freilich ein vorsichtiger, aber dennoch ein entscheidender Schritt.*)

***

*) Anmerkung der Redaction. Wir können den Optimismus unsers Herrn Correspondenten keineswegs theilen, und obgleich wir uns zu incompetent in dieser Frage fühlen und die Debatte praktischer Männer erst abwarten müssen, so glauben wir doch eine entschiedene Maßregel zu vermissen, ohne welche die kaiserliche Entschließung

II.

Aus Berlin.

1.

König René's Tochter.

Die Gesellschaften fangen erst an und es scheint, als würden ihrer nicht so viele sein, als in den letzten Jahren. Man will im Schauspielhause auf Subscriptionsbällen zum Besten der Armen — bei schöner Orchester-Musik — tanzen, um zu verhindern, daß die Armen eine grelle Pfeife blasen, nach der die Wohlhabenden gezwungen werden könnten, zu tanzen. Man findet die Theaterpreise des Herrn von Küstner außer allem Verhältniß zu den Preisen des Brodes und der Kartoffeln, und weder Signora Garcia noch Signora Cerito können den Enthusiasmus hervorrufen, mit dem die Lind Berlin galvanisirte. So wenden sich denn die Blicke mehr dem deutschen Schauspiele zu und das Erscheinen eines neuen Stückes auf dem Repertoire wird mit einer Theilnahme begrüßt, die seit lange über Gebühr fehlte.

Aber das Repertoir unseres Schauspiels macht den Eindruck eines Menschen, der durch unglücklichen Zufall in's Straucheln gekommen, sich an Allem halten möchte, was ihm in den Weg kommt, gleichviel ob es ein Baumstamm ist, an dessen Knorren er sich blutig reibt oder ein kleiner Zweig, von dem die abgestreiften Blutlerchen ihm in der Hand hängen bleiben. Er versucht sich zu halten und faßt doch nicht den einzigen Entschluß, der helfen könnte, sich recht fest auf die eigenen Füße zu stellen und dazu die ganze innere Kraft anzuwenden. Das Theater greift heute nach Hebels „drames monstres“ morgen nach Kö-

---

nicht den zwanzigsten Theil der Wirkung haben kann, die man von ihr erwartet: wir meinen die Ernennung einer Commission, welche die Ablösung leitet und sie definitiv — wenn auch ohne Zwang — ins Werk zu setzen sucht. Wir haben in Oesterreich eine Masse vortrefflicher Gesetze, die auf dem Papiere brach liegen und an denen der praktische Weg, ohne sie zu berühren, vorüber zieht. Verordnungen, die der Gesetzgeber theoretisch sich von dem warmen Herzen abgeschüttelt hat, die aber in der Praxis von Mißbräuchen überwuchert und fast vergessen sind. Was nützen uns die humanen Principien unseres Strafgesetzbuches bei den Widerwärtigkeiten der bestehenden Gerichtsordnung? Was nützt uns das ziemlich gemäßigte Censurgesetz von 1810 bei der Praxis der Polizei, die fast wieder zu einem Gesetz geworden ist! Um wie viel hat uns die lobenswerthe Einführung des mündlichen Verfahrens in Bagatelprozessen gefördert, da das Volk wenig unterrichtet davon ist und die Gerichte es gern beim alten Schlendrian lassen? So fürchten wir, wird es auch mit der so edelgemeinten kaiserl. Entschließung über die Frohnablösung der Fall sein. Die Masse der Bauern, zumal die slavischen, mißtrauisch gegen den Gutsbesitzer, indolent und auf einer niederern Stufe der Bildung als der deutsche Bauer, wird den Umfang und die Formen des neuen Gesetzes schwer begreifen und noch schwerer zu benutzen sich entschließen. In Ländern, wo sogar die Fortschritte, welche die Landwirthschaft allenthalben gemacht, dem Bauer ganz unbekannt sind, wo die unmittelbare Bearbeitung des Bodens noch in so primitiven Formen sich bewegt, wie in Böhmen, Galizien rc., wie soll der Bauer da eine so mannichfache combinirte und complicirte politische Maßregel begreifen und benützen, wenn nicht die Regierung einen Schritt weiter geht und selbst dafür sorgt, daß der Bauer den ihm gewährten Vortheil genau durchschaut und zur Benutzung desselben angeleitet wird?!

nig René's Tochter von dem Dänen Hendrik Herz. Dies kleine Schauspiel, dessen lieblicher Stoff allenfalls für ein Gedicht oder ein Idyll ausreichend wäre, ist als Schauspiel einer jener schwächlichen Zweige, an denen das strauchelnde Theater keinen Halt gewinnen kann.

Das kleine Stück war vielfach besprochen, Mancher hatte es gelesen und es im Lesen hübsch gefunden; nun ward es in Scene gesetzt und da stellte sich, trotz der durchaus meisterhaften Darstellung von Frl. Stich, welche die blinde Jolanthe spielte, die Dürftigkeit des Stoffes bis zum Komischen heraus. Der Inhalt ist einfach: König René hat eine Tochter Jolanthe, welche in erster Kindheit, dem Grafen Tristan von Vaudemont verlobt, durch Schreck erblindet ist. Man erzieht sie im einsamen Schlosse, umgeben von wenigen Vertrauten, bildet ihren Geist, unterweiset sie in weiblichen Arbeiten, in Gesang, Musik und Poesie, und verbirgt ihr, daß sie blind sei, indem man jede Andeutung vermeidet, jedes Wort, welches mit dem Sinne des Gesichtes in Verbindung steht. Ein weiser maurischer Arzt, Ebn Jahia, behandelt sie mittelst eines Talismans — magnetisch — und hat versprochen, sie herzustellen. An dem Tage, an dem diese Krisis eintreten soll, dringen aber zwei Ritter in die Felseneinsamkeit, Tristan von Vaudemont und sein Begleiter Jauffred, ein poetischer Sancho Pansa, sehen die schöne Blinde und Tristan entbrennt in so heftiger Liebe für sie, daß er dem König René schreibt, er verzichte auf Jolanthe's Hand, weil er nicht weiß, daß das blinde Mädchen eben seine Braut, Jolanthe ist. Tristan spricht mit ihr, wie mit jedem andern Menschen, ohne die medicinisch-diätetische Weglassung aller Offenbarungen, die uns durch das Auge zu Theil werden. Eine neue Welt von Gedanken wird in ihr, zugleich mit der Liebe für Tristan wach, und dies ist die hübsche, poetische Idee des Stückes — Jolanthe verwechselt in rührender Kindlichkeit beständig Licht und Liebe, welche ihr synonym geworden sind. Die Ritter entfernen sich, der König und der Arzt erscheinen, Jolanthe erfährt, daß sie blind sei, wird hergestellt und die ersten Blicke in die Welt grüßen das Licht, den Geliebten und den Vater. Auch diese Scene ist von schöner, dramatischer Wirksamkeit und ward es doppelt durch das vollendete Spiel der Frl. Stich, welche uns als eine denkende Künstlerin erschien, besonders in den letzten Momenten, wo die Sehende, noch des Gebrauches der Augen ungewohnt, beängstigt durch Form und Gestalt der Dinge, sich mehr auf die Wahrnehmung stützt, welche ihr durch Gehör und Gesicht zugehen, als auf die Eindrücke, die das Auge erhält.

Indeß, trotz dieser beiden interessanten Scenen, war das Stück unbeschreiblich langweilig. Es macht durch die ersten vier Scenen, in denen die Weise auseinandergesetzt wird, durch welche das Erziehungswunder an Jolanthe zu bewerkstelligen war, den Eindruck einer pathologischen Vorlesung in Versen, während welcher jeder Auftretende zu verschiedenen Malen berichtete, die Heldin des Stückes schlafe oder schlummre oder ruhe. Das Publicum lachte; und als nun Tristan das Examen mit Jolanthe begann, indem er sie überzeugen will, daß ihr ein Sinn fehle, wurde trotz der Poesie dieser Stelle das Ganze noch lächerlicher. Es erinnerte tragikomisch zu sehr an einen Unterricht im Blindeninstitut. Man konnte den letzten Scenen ein gewisses Interesse nicht versagen, sie hatten etwas Rührendes, eine poetische Kindlichkeit und doch war das ganze Publicum gewiß

zufrieden, daß die schöne Blinde ihr Gesicht wieder erhielt, und dies liebliche, poetische Elend glücklich ein Ende nahm.

Würde nur die Blindheit der Bühnen-Verwaltungen auch so glücklich gehoben, kämen sie nur endlich zu der klaren Form- und Gestaltenanschauung der Zeit und dessen, was man von ihnen erwartet! Indeß der Berliner Bühne, welche so viele Tausende kostet, sind noch ganz andere Vorwürfe zu machen, als diese der falschen Tendenz. Es herrscht auf derselben eine Nachlässigkeit in Kleinigkeiten wie im Großen, die fast an jedem Abend die lächerlichsten Scenen hervorruft. In König René's Tochter erklangen z. B. aus den Mandolinen, mit denen die Ritter und Jolanthe ihre Lieder begleiten, mächtige Harfentöne; ist denn bei dem großen Orchester kein Guitarrenspieler aufzutreiben? Aber dies war noch nicht so komisch als daß, während König René dem maurischen Arzte sagte: „Dein Gesicht, so dunkel wie des Mohren Farbe" — Herr Franz in hellstem Carmoisin geschminkt vor uns stand, mit rehfarb seidenen Tricots an den Händen, die wunderlich genug gegen das dunkelrothe Gesicht abstachen. Man mußte an Jolanthe's Herstellung zweifeln; denn nach dieser auffallenden Farbenverwechslung schienen Augenkrankheiten erblich in König René's Familie zu sein.

Es ist in unserer Zeit, wo der freien Phantasie im Treiben der Welt so wenig Spielraum gegönnt wird, daß sie fast ganz außer Uebung kommt, doppelt nothwendig, bei theatralischen Darstellungen keine derartigen Blößen zu geben. Wir leben nicht mehr in den Tagen des Weber Zettel, der sich nur hinstellen und sagen durfte: „ich bin der Mann im Monde" um dafür gehalten zu werden. Wir glauben so Vieles nicht, wozu man uns zwingen möchte; wie sollten wir auf der Bühne freiwillig etwas glauben, von dem das Gegentheil unwiderleglich vor uns steht? Man muß nicht zu viel von dem Publicum verlangen.

Uebrigens glauben wir zuversichtlich, daß Uriel Acosta von Gutzkow, Sixtus der Fünfte von Mieding und Johann von Oestreich von Mosen viel größern Anklang bei uns finden würden, als dieses schwächliche donische Maiblümchen, das in dem kräftigen Frühlingsmorgen unserer Zeit uns durch seinen unbedeutenden poetischen Duft weder belebt noch wesentlich erquickt. **A. M.**

2.

Das graue Kloster. — Qualitäten eines Gymnasiallehrers. — Die künstlerische Erziehung. — Theater.

Unsere philologischen Kreise befinden sich in einer sehr erklärlichen Aufregung. Der Director des grauen Klosters, (so nennt sich das erste städtische Gymnasium), Dr. Ribbek, ist nach langen Leiden endlich zu Venedig an der Schwindsucht gestorben und seine Stelle der Zielpunkt für eine ausgedehnte Concurrenz geworden.

Es ist nicht ohne Bedeutung, in wessen Hände dieser, sowohl durch seinen Einfluß, als auch durch seine Einkünfte, bedeutende Posten für die Folge fallen dürfte. Die Stellung eines Gymnasialdirectors in unseren Verhältnissen hat zwei Seiten, eine rein geschäftliche und eine gelehrte. Man hat sich, wie die Erfahrung des letzten Jahrzehends bestätigt, noch nicht durchaus mit Bestimmtheit

entschieden, welcher dieser beiden Seiten man bei der Wahl der Individuen den Vorrang lassen will und scheint es fast, als ob man in letzter Zeit eine Befähigung für Verwaltung über gelehrte Leistungen gestellt hat. So angenehm freilich für das betreffende Publicum, das zuweilen nur zu unangenehm die Reibung mit pedantischen Käuzen empfand, Männer von Weltformen und conventionellen Talenten sind, kann doch nicht geleugnet werden, daß auf die Jugend ganz andere Rücksichten genommen werden müssen. Hier, wo es nöthig sein dürfte, der heranwachsenden Generation zu imponiren, stellt sich die Thatsache unabweisbar heraus, daß man überhaupt in der Welt auf die Dauer nur durch Geist und zwar durch klaren, ruhigen Geist imponiren kann. Die Jugend namentlich, die einen Adlerblick für versteckte innere Erbärmlichkeit, für kriechende Charaktere, für zweideutige Frömmler, für alles aufgeblasene Mittelmäßige hat, erträgt das Schuljoch ohne Murren nur dann, wenn ein wahrhaft edel herrschender Geist durch die ganze Schulverfassung strömt. Vielleicht berücksichtigt man bei der Wahl des Directors für diese bedeutende Stelle, auch noch an den Candidaten den literarischen Gehalt und läßt nicht die Fähigkeit, aus zwölf Büchern ein dreizehntes zusammen zu schmieren, aus Nepos, Cäsar und Cicero, etwa tausend Sätze nach den Regeln des Syntax geordnet in ein Buch zu schreiben, ein Programm in tragischem Latein über eine griechische Partikel zu verfertigen, für pädagogisch literarische Berechtigung gelten. Vielleicht wählt man einen Mann, der durch eine schöne Rednergabe der sich heranbildenden jungen Welt ein gediegenes Beispiel aufstellt, wie ein schöner Inhalt auch einer schönen Form bedarf, um wirkungsreich zu werden, während es uns nicht an Schulmännern fehlt, die noch immer das heimliche Gelächter ihrer Schüler erregen, wenn sie an festlichen Tagen die Tribüne besteigen und nicht allein ihre rhetorischen Kartoffeln in irdener Schale, sondern auch eine Beimischung von Dativ und Accusativverwirrung, in Betreff der Berliner Achillesferse von mir und mich auftischen. Vielleicht ergreift aber auch die Presse die Gelegenheit, ihre Pflicht zu thun und auf's Neue auf den wunden Punkt der modernen preußischen Welt: des Gymnasialerziehungswesen hinzudeuten. Die Verkümmerung der Generation kann nicht hinweggeleugnet werden, das Turnwesen außerhalb der Institute stehend, das heißt, nicht ein Moment des täglichen Unterrichtes kann das Uebel nicht heilen; man klagt über die unerträglichste Ueberhäufung der Knaben mit Arbeiten, namentlich in griechischer und lateinischer Sphäre, man beschwert sich über die Unmöglichkeit, etwas für die künstlerische Ausbildung zu thun und fordert allgemein eine Verringerung der täglich anberaumten Stundenzahl.

Gewiß wäre es nicht unzeitig, wenn die Presse auch namentlich auf diesen letzteren Punkt, die Verkümmerung des künstlerischen Wesens im Menschen durch die gelehrte Erziehung aufmerksam machte und bei der günstigen Gelegenheit Vorschläge zur Abhülfe auf den Markt des Lebens brächte. Bis jetzt steht die Kunst dem Staat vogelfrei gegenüber. Die Akademien sind Findelhäuser der Kunst; die meisten Talente sterben in ihnen ab. Welche Bildung soll aber der geistig zu erziehende Maler, Bildhauer, Musiker sich geben. Sein wir nicht ungerecht gegen die klassische Bildung und Diejenigen, welche sie uns ertheilt haben; wir empfinden täglich die Wohlthat des antiken Elementes, aber wünschen wir

nun auch dem Künstlerstande ein Gleiches, suchen wir es möglich zu machen, daß der Zustand der Naturburschenschaft einmal aufhört, daß es den künstlerisch Befähigten möglich werde, der Wohlthaten des Alterthums theilhaftig zu werden und doch noch so viel Zeit übrig zu behalten, um sich gleich gründlich mit dem Technischen ihrer Disciplin zu beschäftigen. Wie oft habe ich aus dem Munde älterer Künstler die schmerzliche Bemerkung gehört: „Wie nöthig ist uns eine gründliche Schulbildung, gehet hin und lernet, ihr Jüngeren!" wer aber von den Jüngeren hat sie, und wer hat sie in dem Grade erreichen können, um daraus Nutzen zu ziehen? Ihr Schulmänner gedenkt auch der modernen Kunst!

Würden wir wohl bei einer besseren Schulbildung in Malerei und Musik ästhetische Mißgriffe wahrnehmen, die jeder Primaner, der seine Pflicht gethan hat, als solche auffindet und als Künstler vermeiden würde. Verhielten sich wohl Letztere so störrig gegen die Kritik, wenn sie nicht erziehungslos und gedankenlos, wie sie meistens sind, (die wenigen Ausnahmen erheben sich sogleich so weit über den großen Haufen, daß sie hier gar nicht mitzählen) sich unfehlbar wähnten und von einer Inspiration sprächen, die von der Reflexion befeindet und durch vieles Lernen (?) gar unterdrückt werde. Will das Leben die Früchte der Kunst genießen, so muß es sich durch die Hülfe des Staates die Gartencultur der jungen Schößlinge nicht verdrießen lassen.

Nach Laube's Karlsschüler, die noch immer mit Beifall gegeben werden, hat man in dieser Woche König René's Tochter nach dem Dänischen des Hendrik Herz auf die Bühne gebracht. Ein einactiges Drama voll zarter finniger Poesie, das durch seine Anspruchslosigkeit und feine Behandlung die Stimmen aller Parteien für sich gewonnen hat. „Valentine" wird vorbereitet. Vorher jedoch soll Gutzkow's Uriel Acosta in Scene gesetzt werden.

E. K.

III.

Homer in Rußland.

Aus Riga.

Wir leben in einer vielbewegten Zeit; die Einen nennen sie eine Uebergangsepoche, die Andern gradezu eine politisch-religiös-literarische Sturm- und Drangperiode. Hier taucht der Socialismus und Communismus, dort der Supranaturalismus und Industrialismus auf. Die Terminologie wird uns bald im Stich lassen, um alle unsere Zustände und wichtigsten Lebensfragen zu bezeichnen.

Ist es bei so bewandten Umständen nicht eine wahre Wohlthat, eine stille Oase zu finden, in die das rauschende Waffengeräusch noch nicht gedrungen, wo kein Losungswort einer Partei erschallt — einen Abschnitt des goldnen Zeitalters, in dem der alte Homer und die deutsche Romantik in idyllischer Einsamkeit traulich zusammenleben? Heut zu Tage wundert man sich über nichts mehr, man wird es also ganz natürlich finden, daß ich dieses Eldorado in — Rußland entdeckte. Ich kann zum Belege die allerbeste Presse anführen, gegen welche selbst der „Rheinische Beobachter" und die „Allgemeine Zeitung für Preußen" für grundschlechte Presse gelten. Mein Gewährsmann ist nicht mehr und nicht weniger

als die Moskauer russische Zeitung. Dort finden wir in Nr. 89. einen Brief des russischen Schriftstellers Gogol, der mit triumphirender Miene als ein Arcanum für alle Zeitleiden eine russische Uebersetzung der Odyssée von Schukowski anzeigt. Gogol versichert, daß die Odyssée nicht blos einem fühlbaren Bedürfnisse abhilft, sondern bei den Zeitumständen zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden sei. „Man ist jetzt," meint er, „weder entzückt, noch blasirt; auch sind alle krampfhaften, kränklichen, mit unverdauten Ideen und politischer Hefe versetzten Erzeugnisse unserer Zeit bedeutend im Verfall. Nur einige Epigonen, gewohnt, sich an den Schweif ihrer journalistischen Führer zu hängen, beschäftigen sich noch hin und wieder mit Lectüre, ohne in ihrer Unschuld zu bemerken, daß die Leitbammel selbst, in tiefes Nachdenken versunken, angehalten, nicht wissend, wohin sie die verirrte Heerde zu führen haben. Der blinde Homer muß und wird Alle wieder auf den rechten Weg führen, denn nur um die Odyssée gut zu übersetzen, muß man ja schon ein guter Christ sein. Darum wird auch die Odyssée ein russisches Volksbuch werden und den Adel, wie den Kaufmanns- und Bauernstand, gleich entzücken; ja selbst gemeine Soldaten, Lakaien und Knaben, die nicht lesen können, werden auf die lieblichen Sagen mit Vergnügen horchen. Dabei müssen die strenggläubigen Russen bei den Heiden ächte Gottesfurcht lernen, indem sie ganz logisch schließen werden, daß für diese Unglücklichen die Propheten noch nicht gesprochen hatten, Christus, die Apostel und die Kirchenväter noch nicht geboren waren, und sie doch, trotz dem Mangel jedweder Offenbarung und trotz der frechen Formen, in welche die Phantasie der Griechen die Einheit zersplitterte, sich im Gebete zur höchsten Kraft erheben und einen Homer besitzen, eine Odyssée schaffen konnten." Die Vielgötterei, meint Gogol, wird dem russischen Volke keinen Aerger geben, denn es ist eine praktische Nation und erklärt sich ohne viel Kopfbrechen Das, woran selbst die Weisheit manches Weisen scheitert.

Was unsern russischen Lobredner des griechischen Sängers besonders anspricht, und was er eben dem patriarchalischen Sinne seiner Landsleute am meisten anempfiehlt, ist die schlichte, einfache Erzählung. Er stellt sich Homer als greisen Großpapa vor, der den ihn umspielenden Enkeln rührende und heitere Geschichten erzählt, mit ihnen zum Kinde wird und die schönsten moralischen Tendenzen hübsch verzuckert und kandirt zum Besten gibt. Welch' ein liebliches Bild, das den gemüthlichen Russen ganz hinreißen muß und Homer den Ehrenplatz neben Krilow zusichert! Gogol ist von diesem Gemälde so sehr eingenommen, daß er ärgerlich ausruft: „Wie einfältig sind die deutschen Klügler, die es sich einfallen lassen, Homer für eine Mythe und alle seine Werke für — Volksgesänge und Rhapsodien zu nehmen!"

Cyprien Robert wird gewiß nächstens in der Revue des deux mondes als Beweis, daß die Slaven vollständige Hellenen, anführen: der Homer ist ein russisches Volksbuch geworden, während Fallmerayer aus demselben Factum triumphirend seine Auflösungstheorie des Griechenthums in slavische Colonien neu begründen wird. Denn ein Volksbuch muß die Odyssée werden — davon ist Gogol, der geniale Dichter, der es durch seine „todten Seelen" bewiesen, wie genau er seine Landsleute kenne, fest überzeugt. Doch das ist nicht genug, der greise Homer

muß noch ganz andere Wunder verrichten, so daß den bekannten acht Städten gar noch eine russische Stadt an den Ufern der Wolga oder des Dons die Ehre streitig macht, der Geburtsort des griechischen — vielleicht slavischen Sängers gewesen zu sein und er in einer russischen Walhalla den ersten Platz erhalten wird.

Man muß gestehen, daß Homer alle diese Ehrenbezeugungen mit vollem Rechte beanspruchen kann, wenn man die Riesenarbeiten in Betracht zieht, die Gogol dem classischen Greise aufbürdet. „Er muß seine Collegen, die Schriftsteller, der Welt zurückgeben und sie als geschickter Lootse durch die von unsern läppischen, unorganischen Poeten aufgeworfenen Sandbänke und erzeugte Stockfinsterniß leiten. Dann soll er die Schüler und Studenten auf den rechten Weg bringen und sie gradezu ihrem Ziele entgegenführen. Unserer Kritik, die von der Analyse der räthselhaften, literarischen Productionen müde und matt, sich selbst in selbe verstrickt und Böcke über Böcke schießt, soll Homer als ästhetisches Lehrbuch dienen und den Geschmack läutern. Zuletzt soll der Sänger Ilion's nicht mehr und nicht weniger als eine völlige Revolution des Zeitgeistes bewirken und die an ihrer europäischen Vollkommenheit Erkrankten — also die Europamüden nach Willkomm — wieder aufrichten.

„Ja, grade in unserer Zeit," sagt Gogol, „da nach dem unerforschlichen Willen der Vorsehung ein krankhaftes Murren der Unzufriedenheit, eine Stimme des Mißvergnügens über Alles, was den Menschen umgibt, hörbar geworden, da der Mensch über die Ordnung der Dinge, über die Zeit, über sich selbst Klage führt, da Allen die Vollkommenheit, die wir durch das modernste Bürgerthum und die modernste Aufklärung erreicht, verdächtig zu werden beginnt, da in Jedem eine unbewußte Gier erwacht, anders zu werden, als er wirklich ist, da diese Lust vielleicht aus einer herrlichen Quelle entspringt — da zwischen dem wirren Geschrei und den sich überstürzenden Predigern neuer, noch im Dunkel tappender Ideen auch ein allgemeines Streben bemerkbar wird, dem ersehnten Schwerpunkte näher zu stehen, das wahre Gesetz der Thätigkeit in den Massen, wie in sich selbst aufzufinden — in einer solchen Zeit ist Homer das einzige Arcanum und der bitterste Vorwurf für das neunzehnte Jahrhundert. Und je mehr man den Homer studiren wird, desto mehr wird man sich überzeugen, daß wir mit allen uns dargebotenen, ergiebigen Mitteln und Werkzeugen der Bildung, mit den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte, mit unserer gelenken und empfänglichen Natur, mit einer Religion, die uns ausdrücklich gegeben wurde, um uns zu heiligen und göttlichen Menschen zu machen — daß wir mit alledem einen innern und äußern Schmutz, eine gewisse Plumpheit beibehalten, daß wir vom Scheitel bis zur Zehe, ja selbst in unsern Kleidern nur Stückwerk, Halbheit geworden und uns gegenseitig verachten, was selbst bei Denen der Fall ist, die fortwährend die Hochachtung Aller und eines Jeden predigen."

„Homer wird uns unser menschliches Erbtheil wiedergeben," schließt der für das Griechenthum enthusiasmirte Russe, „und die patriarchalischen Zeiten, für die der russische Charakter eine besondere Verwandtschaft fühlt, werden in den russischen Landen wieder heimisch werden. Aus dem geheiligten Munde der Poesie werden die Russen die Lehren beherzigen, deren Beobachtung weder Gesetz noch Gewalt von ihnen erzwingen konnten."

IV.

Uriel Acosta und Elischa ben Abuja.

Das Gutzkow'sche Trauerspiel hat einen jungen Leipziger Gelehrten, Adolf Jellinek, Gelegenheit zu einer interessanten kleinen Brochüre gegeben, die eine biographische Skizze jenes berühmten Schicksalsverwandten Uriel Acosta's enthält, der in dem Trauerspiele unter dem Namen Acher figurirt.

„In der Verhörsscene des vierten Actes von „Uriel Acosta" — sagt Herr Jellinek — hält der vom Dichter so treffend gezeichnete Greis Rabbi Akiba dem zum öffentlichen Widerrufe sich vorbereitenden Acosta den Zweifler Elischa ben Abuja als warnendes Beispiel entgegen: „Es ist schon Alles da gewesen." Acosta tritt mit einer Strauß'schen Mythostheorie auf, wodurch der Talmudist Akiba seinen Gleichmuth verliert. — Man kann mit Recht voraussetzen, daß der größte Theil der Zuhörer weder die geschichtliche Unterlage, noch den philosophischen Mythos im Sinne des Dichters versteht. Man wird zu dieser Annahme um so eher berechtigt, als sich im Verlaufe folgender Darstellung klar herausstellen wird, der Dichter hätte auf eine viel wirksamere Weise diese Episode einreihen können, wäre er dieses dunkeln Stoffes nach allen Seiten hin Meister gewesen.

Palästina's Selbstständigkeit war längst durch den mächtigen Arm Roms aufgelöst und durch die innern Zerwürfnisse der Parteien untergraben, als Elischa, Sohn Abuja's, im Rufe eines berühmten jüdischen Gesetzlehrers stand. Zu Ende der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts war dieser hochgeachtete Gesetzlehrer bereits ein verachteter Apostat, der die Unmittelbarkeit des Glaubens in dem „marmorreinen Wasser" der Speculation eingebüßt hatte. Er war der Sohn eines reichen und angesehenen Mannes und erhielt eine wissenschaftliche Erziehung. Elischa studirte nicht nur das Gesetz, die Lehre seiner Väter, sondern lernte auch die Weisheit der Griechen kennen, wie es überhaupt zum guten Tone des damaligen jüdischen high life gehörte, vom Sinai auf den Olymp zu steigen und zu den Füßen der griechischen Musen als horchende Schüler zu sitzen. Nicht selten geschah es, daß unserm Elischa in dem Hörsaale des Gesetzes verpönte Schriften aus dem langen Gewande fielen. Er war ein Lebemann und sang oft griechische Lieder. Der Ernst des jüdischen Gesetzes war nicht im Stande, den unerschütterlichen Glauben in sein Gemüth zu pflanzen. Bald trat jener Conflict zwischen der Naivetät des Glaubens und der entfesselten Speculation ein; der kühne Denker setzte sich keinen Damm — und endete damit, das ganze mosaische Gesetz für sich aufzulösen. Er entweihete den Sabbat, ritt am Versöhnungstage und vergaß seine frühere Stellung als vielgefeierter Lehrer in dem Grade, daß er mit einer Dirne eine momentane Verbindung eingehen wollte, die über diese Umwandlung verwundert ausrief: „Er ist ein Anderer" (Acher)! Die Klippen, an denen der Glaube Elischa's scheiterte, waren einerseits die Fragen von Belohnung und Bestrafung. Er war nämlich Augenzeuge von dem Scheitern des letzten Versuchs seiner Nation, die alte Selbstständigkeit zu erringen. Der muthige Empörer Bar-Kochba fand seinen Tod im Revolutionskampfe, Kaiser Hadrian erhielt die Oberhand und Elischa's Freund Akiba, ein zweiter Moses, erlitt einen martervollen

Tod! Er sah ferner die Zunge eines gefolterten berühmten Dragomans seiner Zeit den Staub lecken; er sah einen Mann, der nach mosaischer Vorschrift aus einem Neste die Jungen nahm und die Mutter fortschickte, von einem Schlangenbiß getödtet, während ihm doch für solche That von der Bibel langes Leben zugesichert ist. Darum leugnete er die Lehre von der Belohnung und der Strafe. Er leugnete aber auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, indem er das Räthsel solcher Widersprüche nicht lösen konnte. Ueberhaupt schien es seiner Anschauung nach unpassend, daß das höchste Wesen nach Art von Leidenschaften beherrschter Menschen die Sterblichen belohnen oder bestrafen sollte. Auch konnte er sich die Gegensätze auf religiösem Gebiete nicht erklären, so wie er das tragische Loos Hiob's trotz dessen gutem Ende nicht mit seiner Weltanschauung in Uebereinstimmung bringen konnte. So hatte ihn die von griechischem Geiste genährte Speculation und die Beobachtung des Lebens zu einem vollständigen Freigeist gemacht, der jeden Connex zwischen dem irdischen und einem höchsten Wesen aufhob. Die philosophische Kühnheit Elischa's war so unerhört, daß der Talmud, wenn ihn Jemand im Traume sah, es für ein böses Omen hielt und ihn von dem Antheil an dem ewigen Leben ausschließt. Vergebens hatte ihn sein Schüler Meïr (aus einer Proselytenfamilie) oft gebeten, zu widerrufen, einzukehren in den Schooß der Religion, zumal dessen ausgezeichnetes Wissen allgemeines Staunen erregte; er blieb ein „Anderer“ — ein Name, der ihm aus Pietät vor der Berühmtheit, in der der Name Elischa ben Abuja stand, beigelegt wurde. Wie bei seiner Geburt, so ist auch bei seinem Tode die Mythe thätig. Nach dem in Babylonien redigirten Talmud soll sein Schüler Meïr gebetet haben, daß nach seinem Tode aus dem Grabe Elischa's Rauch aufsteige, damit er seine Sünden durch das Feuer büße, was aber R. Jochanan später vereitelte, um ihn von Feuerqualen zu befreien. Dem in Palästina redigirten Talmud zufolge soll Feuer aus dem Grabe Elischa's gleich nach seinem Tode aufgestiegen sein, das sein Schüler Meïr durch das Ausbreiten seines Mantels verlöscht, und bereits ein Erklärer des sechzehnten Jahrhunderts, Rabbi Mose Cordovero, hat dies mythisch aufgefaßt.“

„Von diesem Standpunkte aufgefaßt — sagt Herr Jellinek — hätte Gutzkow in der in Rede stehenden Scene viel freier sich bewegen können. Es ist nämlich ein Mangel in der Entwicklung, daß der Zuhörer nur von einem Buche, von einem unbestimmten Etwas hört und einen leisen Anklang des Inhalts erst im letzten Act vernimmt. Ein unerbittlicher Fluch wird über Acosta verhängt, er soll widerrufen — und wir kennen den Wendepunkt gar nicht. Durch die Benutzung der angegebenen Momente hätte der Dichter grade vor dem Widerruf uns, durch die Discussion Akiba's mit Acosta über Elischa ben Ajuba, eine Anschauung von der mit Fluch beladenen Lehre geben können, die Aehnlichkeit wäre viel schlagender und die Zuhörer würden nicht im Unklaren gewesen sein.

Es war ein guter Wurf des Dichters, die Episode von Elischa ben Abuja in den Kreis seiner Ideen hereinzuziehen. Der Wurf wäre ihm aber wahrhaft gelungen, wenn er sich nicht blos mit einer leisen Andeutung begnügt hätte.“ —

V.

Geistergespräch

von J. F. Castelli und L. A. Frankl.

Aus Wien.*)

Vom Land der Seligen wandeln zwei Gestalten,
Zwei Meister der Musik zur Erdenwelt,
Zu sehen wie unten jetzt die Künstler walten,
Wie's jetzo klingt, welche Musik gefällt?
Sie ziehn nach Wien, dem musikalisch reichen.
Zwei Monumente heben sich im Feld der Leichen
Den beiden Meistern glänzend dort empor.
Sie schreiten sich'rer Ruhe bis an's Thor;
Da fragt die Polizei: „Wo sind die Pässe?"
„„Gluck bin ich,"" sagt der Eine und will weiter.
„Mir fremd; passirt nicht! Wer ist sein Begleiter?"
„„Ich bin der Lanner; machen's keine Späße!""
„Ah!" sagt die Polizei, „Unsterbliche passiren,
Denn wir behandeln sie gleich Cavalieren;
Doch Der muß z'ruck!"
„„Ich bitt'! Er ist Ritter ja, der Herr von Gluck,
Den geben's in der Wiener Zeitung gleich in Druck.
Doch im Vertrauen, er ist herabgekommen,
Da hab' ich ihn im Orchester aufgenommen;
Ich brauch' ihn da als Stimmer, Saitenspanner.""
(Er drückt ihm in die Hand ein Silberstück.)
„Ah so! da ist kein Anstand, Herr von Lanner" —
Und ehrerbietig weicht die Polizei zurück.
Und so passiren nun die beiden Geister,
Der edle, große und der lust'ge Meister.
Gluck schüttelt stumm das Haupt und sagt im Gehen:
„Ein seltsamer Empfang! ich muß gestehen.
Grüßt mich die Heimath so? bin ich ihr fremd geworden?
Mein Name klang ihr sonst in mächtigen Accorden.
Die Meister brachten wohl seltsame Kunde,
Die nach mir kamen in das Geisterland.

*) Diese scherzhaften Reime wurden in Wien bei dem Feste, welches die „Concordia" zu Ehren Meyerbeer's gab, von den Herren Castelli und L. A. Frankl vorgetragen. Das Gedicht circulirt in vielen Abschriften und wurde trotz seines polizeiwidrigen Inhalts (quoique? oder par ce que?) in den Salons des Fürsten Dietrichstein, Czartoryski u. s. w. vorgetragen. Ich glaube somit keine Indiscretion gegen die Herren Verfasser zu begehen, indem ich es Ihnen zum Abdruck überschicke.

Der Eins.

Schon Mozart klagte mit dem süßen Munde,
Verachtend schüttelte Beethoven mit der Hand,
Mit bitterem Ton sagt er dies Wort dem Andern:
Fremd in der Heimath! Soll ich da noch weiter wandern?"

„Nur zu, lieber Herr von Gluck! froh bin i,
Daß ich Sie herein gebracht hab' bei der Lini.
Die Wiener, die guten lustigen Waseln,
Die kennen nur das Gluck Gluck aus 'n Glaseln.
Ueberhaupt ist's mit Ihrer Bekanntschaft hier schon zua,
Mich kennt aber noch jeder klana Bua.
Wären Sie vor Einem Jahr noch herabgestiegen,
Sie hätten nicht einmal gefunden, wo S' begraben liegen.
Ein gewisser Frankl, der kein Musikant ist,
Sondern nur ein Poet und nicht einmal ein Christ —
Der Frankl hat Frauken zusammen gesammelt
Und hat Ihren Ruhort mit einem neuen Stein verrammelt.
Und wie man das Enthüllungsfest gefeiert hat,
So hat man die Musiker eingeladen von der ganzen Stadt;
Glauben Sie, es hätt' Einer Notiz davon g'numma?
Nein, nit Einer! nur ein Paar Poeten sind kumma.

„Was soll der Stein? Kann er die Schmach der Heimath lindern?
Sie legten ihn, die Auferstehung mir zu hindern.
Wozu, daß sie den Stein errichtet haben?
Nicht dorten — im Gedächtniß bin ich stumm begraben.
Der Obelisk ist ein Ausrufungszeichen
Des bittern Spruchs: man warf in Wien mich zu den Leichen."

„O mein lieber Herr von Gluck,
Sie sind in der Musik weit zuruck!
Mit ernsthaften G'schchten geht's Einem abscheuli,
Das ist den Leuten gleich z' langweilt.
Wann's Einen ermorden, muß 's lustig klingen
Und mit einem Landler muß er sich z' todt singen.
Die Teufeln sind jetzt nicht mehr zu find'n,
Die, wie in Ihrem Orpheus, singen in Quinten.
Unsere Teufeln müssen dudeln schier,
Daß 's eine Fräule nachsingen kann am Clavier.
Singt der Held in der Oper an Ari,
So is eigentlich a G'sangl von an Canari,
Rouladen, Schnörkeln, Läuf und Trillerle,
Das sind jetzt die verzuckerten musikalischen Pillerle.
Wenn jetzt Einer den Pillades ließ singen herab:
„Dann werden wir liegen mitsammen in einem Grab",

So müßten Sie im Orchester eine Polonaise geigen
Und der Sänger müßte bis ins hohe X hinaufsteigen.
Mein Gott, Sie sind schon viel zu lang todt!
Was wissen Sie von der musikalischen Mod'!
Bei Allem, was Einer thut componiren,
Müssen sich zum Tanz die Füß' a Bissel rühr'n;
Das steht mit der jetzigen Welt genau in Verbindung;
Füß' hat ein Jeder, aber nicht Jeder Empfindung."

„Im alten Zorne glühen mir die Wangen.
Sind die Piccini's noch nicht untergangen?
Die Hydraköpfe brannt' ich ab mit heißen Pfählen —
Hat das Genie nur Eine, die Gemeinheit tausend Seelen?
Der alte Plato schon aus seiner Republik
Verbannte streng die jonische Musik,
Weil sie die Weiber wollüstig entbrannte
Und in der Männer Brust die Kraft entmannte.
Ihr aber, meiner Heimath theure Söhne,
Vor Allen Euch sei heilig die Kunst der Töne!
Wo der Gedank' im Wort nur lispeln darf und stammeln,
Wo Wörter schüchtern nur zur Rede sich versammeln —
Da übernimmt Musik das heilige Dolmetschamt,
Und spricht und denkt und segnet und verdammt.
Accorde gibt's, die, wenn ein Volk in Schlaf verfallen,
Hinein ihm als geträumte Freiheitshymnen hallen.
Accorde gibt es, die ein ganzes Volk ergreifen
Mit tiefem Heimathweh, wenn Alpen fern sie streifen.
Accorde gibt es, die tyrtäisch sprechen,
Die Herzen zittern machen, Ketten brechen,
Die das Geheimniß uns aus Gräbern raunen,
Und Mauern stürzen ein vor klingenden Posaunen.
Und Lieder sind, die scharf in Königsherzen dringen,
Wenn sie ein finstrer Geist beherrscht zum Lanzenschwingen.
Gebt mir ein wildes Volk, ich will's mit Tönen bändigen;
Ich ruf' es auf zum Kampf, um seine Schmach zu endigen;
Wenn es die Götter höhnt, mit meinem Liede lehr' ich's beten,
Und ist es ein Orest, wird's ihm die Furie zertreten.
O rettet Euch Musik, die freie Bundessprache,
Bis einst das Wort erklingen darf für Eure Sache!"

Reden mit der Musik, was ist das für a' Red?
Mein lieber Himmel, das versteht ma nöd!
Wenn's zum Beispiel die Worte Polen und Rußland lassen singen,
Wie wollen's da a Harmonie hinein bringen?

Und wann's wollten reden von der Censur,
So könnten Sie's ja thun mit g'strichnen Noten nur
Auch müßten Sie lauter Pausen appliciren,
Um die besten Köpf' zu charakt'risiren,
Denn die Censur zwingt zu pausiren.
Und möchten Sie die Töne bis zum Reden erheben,
Könnten Sie damit eine allgemeine Zeitung herausgeben?
Nein, mit den musikalischen Reden ist nichts vorwärts zu bringen,
Die Operisten können auch gar nicht reden, sondern nur singen.
Uebrigens existirt zwar jetzt kein Piccini
Aber eine Menge andere Ari und ini;
Es gibt auch zwei Parteien wie zu Ihrer Zeit,
Aber jetzt sind halt alle zwei nicht recht gescheidt,
Die Einen, Componisten, sind völlig wahnsinnig wor'n
Sie schreiben ihre Musik gar nicht für die Ohren,
Sie schreiben Noten eine ganze Butten voll,
Und wollen, daß sie der Zuhörer erst zusammenrechnen soll,
Im Orchester müssen's 'n Krampf fast krieg'n,
Und geigen und blasen, daß d' Fetzen herum fliegen,
Die Andern, Componisten, du lieber Gott,
Die streichen wieder d' Musik wie an Butter auf's Brod.
So an neuer Opernverfasser,
Der schenkt eimerweis aus das Zuckerwasser,
Das fließt freilich hinab wie über a Schneckenstieg'n,
Aber man thut dabei an öden Magen krieg'n.
So is auf einer Seite lauter Salz, auf der andern lauter Honi,
Auf der einen z'viel, auf der andern z'weni,
Und's Publicum steht mitten drin, wird auch toll
Und weiß nicht, woran es sich halten soll,
Neigt sich aber doch mehr zum Süßen,
Denn das Hantige ist gar nicht zu genießen.

„So ist es wahr das Wort, es sprach's ein deutscher Meister,
Er nannte Dich mein Wien: „Das Capua der Geister."
Doch lauscht ich jüngst den wunderbaren Chören,
Die Seligen beim Sphärenschwunge hören,
Da klangen Töne Erdenher empor,
Sie störten nicht, sie stimmten mit dem Chor;
Die Ebbe war's und Fluthen von Accorden
Und mit dem Sphärenliede Eins geworden.

Ich hab' nichts gehört, hab's auch nicht können hear'n,
Denn Sie sind angestellt bei der Musik von den Sphären
Ich aber bin beim großen Saal am andern End
Der Tanzmusik Dirigent.

Sie wissen wohl, die Engel haben einmal gebeten den lieben Gott,
Sie möchten auch einmal tanzen nach der Wiener Mod'
Und da hat er herunter g'schickt den grimmigen Tod,
Der hat mich zamma packt mit einem Schnalzer
Und jetzt geig' ich halt oben meine Walzer.
Wenn aber die Töne, die sind aufgestieg'n von der Erd,
Ihnen recht gefall'n haben, wie Sie's haben gehört
Und wenn Sie san kommen von einer Oper her,
So waren s' ganz gewiß von Meyerbeer,
So, das ist a Deixelskerl, Herr von Gluck,
Der hat'n Deixl herg'stellt in an Stück; —
Der schreibt nicht nur so ganz gemeine Noten
Nein, sogar Hugenoten und hat auch Banknoten.
Bei dem singt ein Jeder wie er singen muß,
Denn seine Musik hat einen Kopf und Hand und Fuß.
Was der componirt, muß gut klingen,
Man mag's deutsch, wällisch oder französisch singen,
Der ist beim wahren deutschen Styl geblieben,
Obwohl er noch keine deutsche Oper hat geschrieb'n.
Wenn sich sein Deixl euch malte ein englisches G'fries,
Man kennt's aus der Musik das 's der Deixl is.
In Wien haben s' müssen ein Rathhaus statt der Kirche malen,
Doch hat Alles gewußt, die Musik thut aus einer Kirche schallen.
Auch haben 's keine Kapuziner glitten echt wienerisch,
Der Choral war aber doch ganz kapuzinerisch.
Kurz, ich sag' Ihnen, der Meyerbeer ist ein Mandl mit Kren,
Was der macht, ist Alles gleich gut und schön,
Wenn der mit'n Stiefel umtanzt auf'n Clavier zu Haus,
So wird gleich a Margarethe von an Schuh draus.
Von dem hören S' was an und Sie sagen dann gewiß,
Das ist noch Einer, dem was eingefallen is —
Aber schau, da is 's ja beleucht beim blauen Bock
Und a Musi, a Tanzmusi schallt aus 'n ersten Stock,
Ja richtig, das is mein Primgeiger, der Josef Kegler,
Der macht grad meine Walzer, die Schnellsegler; —
He, langsamer, langsamer, — o! neh
Da hat der Clarinettist a Kreuz genommen statt a B,
Ich muß hinauf, das is ja zum Teufel holen,
Pfüet Ihnen Gott Herr von Gluck, thun s' jetzt was woll'n,
In drei Tagen is unser Urlaub aus,
Da fahren wir wieder z' Haus.
Adje! gehn S' jetzt fort in Gottes Namen,
Auf der himmlischen Eisenbahn kommen wir wieder z'sammen."

Ein Glücklicher, dem genügt, was er geleistet,
Der nur, was ihm gelingt, zu wagen sich erdreistet!
Nur den Gewalt'gen des Worts, des Schwerts, der Leier
Frißt an der Brust der ew'gen Sehnsucht Geier.
Um mich ist Nacht, fremd steh' ich in der Heimath Räumen
Und fremd die Heimath mir — ich mag nicht länger säumen.
So denn! ich habe, was ein Mensch vermag, vollendet
Und dem Jahrhundert ist ein Anderer nun gesendet.
Ich scheide ohne Schmerz, denn arm und Gottverloren
Sind Zeiten nun, denen kein Genius geboren.
Heil ihm! ein reinendes Gewitter wird er walten,
Daß wieder nah'n die edlen prächtigen Gestalten,
Auf daß sie auf der Bühne, der so arg entweihten,
Wie durch den Tempel behr die Iphigenier schreiten,
Auf daß sie meine Nachwelt heiligen und entsündigen
Und als Propheten, lang ersehnt, Gott verkündigen.

VI.

Eisenbahnsentwürfe für Tyrol.

Aus Innsbruck.

Während des letzten Sommers und Herbstes bereiste und vermaß der Civilingenieur Qualizza angeblich im Auftrage des venediger Hauses J. G. Levi, in der That aber für eine ansehnliche Gesellschaft englischer und österreichischer Kaufleute, unsere Thäler behufs des Entwurfes einer Eisenbahn. Sie sollte von Mestre aus durch das Valsugan geleitet, die Städte Trient, Bozen und Innsbruck berühren und durch das Vorarlberg nach Lindau ausmünden. Durch das Brennergebirge war ein Tunnel von 1037 wiener Klaftern Länge beantragt, die übrigen Höhepunkte dachte man vornehmlich durch allmälige Steigung zu überwinden. Neben diesen bietet, wenn man fortwährende Krümmungen vermeiden will, ein zweites beträchtliches Hinderniß die Etsch, welche fast alljährlich ein- bis zweimal aus ihren Ufern tritt, das Thal oberhalb Trient seiner ganzen Breite nach überschwemmt und hierdurch die Straßenverbindung oft mehrere Tage lang unterbricht. Die Geschichte ihrer Verheerungen reicht bis in die ältesten Zeiten zurück; Chmel fand im wiener Staatsarchiv noch eine Urkunde des böhmischen Heinrich vom Jahre 1329, worin er seinen Unterthanen in Salurn die Steuern auf zehn Jahre erließ. Der Plane, Vermessungen, Mappen über die Einlenkung dieses Stromes wurden schon verschiedene, die letzte erst vor drei Jahren angefertigt; dabei blieb es aber auch, man legte wohl hier eine Arche, dort einen Durchschnitt an, für eine durchgreifende, dem Uebel vom Grund aus begegnende Maßregel fehlte es aber einzelnen Privaten wie ganzen Gemeinden an Geld. Auf eine Hülfe der Stände schwand jede Aussicht, weil die des nördlichen Tyrols ihre eigenen Handelsvortheile dabei nie begreifen mochten und höchstens so lange darauf eingingen, als es nur schöne Worte galt; vergessen schien selbst der Ausspruch

Kaiser Franz I., der die Verbauung der Etsch, als eines schiffbaren Flusses, dem Staatsschatz aufbürdete. Qualizza meinte zwar, die Eisenbahn ließe sich so hoch legen, daß sie von den gewöhnlichen Ueberschwemmungen der Etsch gar nicht berührt würde, es entging ihm aber nicht, wie viele Kosten dadurch erspart würden, wenn durch die Vereinigung beider Unternehmen Gemeinden und Grundbesitzer in's Interesse gezogen würden. Auch die Gesellschaft in Venedig zeigte sich bereit, den Flußbau zu übernehmen, wenn man ihr dafür das nöthige Feld zum Schienenweg freistellte. Das Bett der Etsch sollte aber nicht, wie man es sich bisher dachte, möglichst grade gezogen, sondern mit geringen Veränderungen ihres Laufes blos durch Dämme eingeschränkt werden, neben denen beiderseits Gräben zur Aufnahme des von den Bergen abrinnenden Wassers zu laufen hatten. Dies sammelt sich nämlich zwischen abschüssigen Bergen schneller als auf der Ebene, daher dort so häufige Ueberschwemmungen. Der Vorschlag ist für Tyrol gewiß aller Beachtung werth, erwägen wir auch nur das zunächst Liegende, die Folgen so vielen Unheils, die wir noch empfinden. Wie dieser tückische Strom unschädlich gemacht, Früchte und Grund, Herd und Leben gesichert werden soll, läßt sich bei der völligen Mittellosigkeit der Uferbewohner, bei der spärlichen Hoffnung auf andere schnelle und ausgiebige Hülfe nicht absehen. Noch beängstigender sind die Aussichten des ganzen Alpenlandes auf seine Zukunft. Was soll aus seinem Durchzugshandel, einer seiner größten und besten Erwerbsquellen werden, wenn rechts und links, von Triest nach Wien, von München nach der Schweiz, Eisenbahnen laufen, was können wir mitteninne so schnellen als wohlfeilen Beförderungsmitteln gegenüber mit unsern steilen, kostbilligen Bergstraßen bieten? Dennoch fehlt es auch bei uns wie überall nicht an Engherzigen und Kurzsichtigen, die den Untergang allen Handels und Gewerbes, ja ihr völliges Verderben eben in einer Eisenbahn erblicken, als ob sie blind wären für den Wohlstand der Länder unserer nächsten Nähe, die von Schienenwegen durchzogen sind, als ob der Transit aus ihren Bergen nicht weichen könnte! Selbst deren gibt es kein unbedeutendes Häuflein, die aus dem Tender alle Zündstoffe gefährlicher Geistesemancipation aufqualmen sehen und sich kein Ende denken können unseres Puppenstandes, trotz des Horazischen: Omnium versatur urna serius ocius sors exitura.

Zweifelsohne wird man bei uns vom guten alten Brauch nicht abweichen, zögern, bis nichts mehr zu versäumen ist, bedenken, bis Andere gehandelt haben, bis unsere Verarmung eine vollendete Thatsache ist. Wie es Jenem erging, dem ein Königreich für ein Pferd nicht ein zu hoher Preis schien, wird auch für uns die Zeit kommen, wo wir gern einen guten Theil unserer Habe für eine Eisenbahn böten.

VI.

Notizen.

Varnhagen von Ense. — Zur Berichtigung.

— Vielfache Auszüge aus dem so eben erschienenen siebenten Bande der „Denkwürdigkeiten“ machen die Runde durch die Journale und es ist sehr erfreulich, daß dieses so reichhaltige Werk in seinem Verlauf fast noch mehr Theilnahme findet, als anfangs. Wir haben in der Memoirenliteratur wenig Bemerkenswerthes

aufzuweisen; Vieles ist einseitig und trocken, wenn es nicht falsch und gradezu erlogen ist, was man uns seit zwanzig Jahren davon geboten hat. Varnhagen ist, fast möchte man sagen die einzige Ausnahme, der einzige, der wahrhaft brauchbares Material brachte und der uns mit seiner eignen Persönlichkeit nicht die Situationen verdirbt, andere Charaktere verleidet und dem Leser lästig wird. Wir können hier leider nicht ausführlich die Verdienste Varnhagen's erheben, da er eine wahre Specialität ist, ein Name, mit dem wir mit Recht paradiren und dessen Büchern das Vertrauen der Nachwelt ebenso unverkümmert bleiben wird, wie sie das der Zeitgenossen besaßen. Von ihm ist auch noch Vieles zu hoffen und zwar Aufschlüsse von höchster Bedeutung, die er nur aus Rücksicht für Personen und Verhältnisse noch dem Publienm vorenthält, zu deren Bearbeitung aber die Kritik nicht dringend und unablässig genug auffordern kann. Von Varnhagen gilt es wie von keinem Andern:

„Er hat ein langes Leben hinter sich,
Doch hat er nur für Andere gelebt.“

Und wenn wir die Memoiren seiner Zeitgenossen gegen die Werke Varnhagen's halten, so lernen wir erst das Lichte, Offene, Sonnige darin schätzen und würdigen, ganz abgesehen davon, daß Varnhagen in der Kunst der Darstellung Alle hinter sich läßt. Was an dem hochverdienten Manne noch weiter zu rühmen, ist die frische und unermüdete Theilnahme auch an den literarischen Resultaten und Erscheinungen der Gegenwart, was eine bei Männern seines Gleichen, die meist nur noch ein helles Auge für die Vergangenheit haben, seltene Erscheinung ist. Varnhagen ist stets in einem sogar genauen Verkehr mit den Männern der neuen und neuesten Zeit geblieben, ja er hat für Einzelne die unverholenste Theilnahme an den Tag gelegt, unbeirrt von den Verwickelungen und Conflicten, welche die Entstehungsepoche fast aller jetzt blühenden Talente charakterisiren. Es ist daher bei seinem Verständniß der Gegenwart eine ebenso treffliche Beurtheilung und Schilderung derselben zu erwarten, und wir haben nur den Wunsch, Varnhagen's Kraft und Geduld möge ebenso unermüdet bleiben, als die Theilnahme und Zuneigung seiner Leser.

Zur Berichtigung. Die „Allg. Zeitung“ enthält in Nr. 32 eine Correspondenz aus Dresden, worin die Stelle vorkommt: „Großes Aufsehen macht das in Oesterreich eben gegen Kuranda's Grenzboten ergangene Verbot.“ Nun aber sind die Grenzboten, seit ihrem Entstehen bis jetzt, immer verboten gewesen und nur einzelne Privatpersonen und der in einer Ausnahmsstellung sich befindende juridisch-politische Leseverein in Wien durften sie erga schedam beziehen. Allerdings ist seit Neujahr das Verfahren gegen unsere Zeitschrift verschärft worden und die „Scheden“ wurden sogar mehreren Personen entzogen, denen sie bisher gestattet waren. Wir zweifeln aber sehr, daß dieser Umstand dazu geeignet ist, in Dresden „großes Aufsehen“ zu machen. Wir ersuchen die Allgem. Zeitung um diese kleine Berichtigung, deren Motive auf der Hand liegen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **I. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Ein Mäcen.*)

Von Ernst Willkomm.

I.

Im vierten Stock eines auf der Via Sistina gelegenen Hauses hatte der Maler Lodovico sein Atelier aufgeschlagen. Es war ein kleines freundliches Zimmer, für einen Maler sehr passend, weil ein hoch angebrachtes Fenster dem Gemach eine Art Oberlicht gab und alle Gegenstände gleich hell beleuchtete. An Luxusgegenständen war kein Ueberfluß in dieser bescheidenen Künstlerwohnung. Das Ameublement bestand blos aus einem Tisch, der mit Farbenkästen, Pinseln, Paletten und einigen langhälsigen Orvietoflaschen belastet und keineswegs sauber gehalten war, aus drei wackligen Rohrstühlen und zwei Staffeleien. Die mit einfachem Kalk angestrichenen Wände waren mit einer Menge halb und ganz ausgeführter Skizzen bunt behangen. Unter diesen fielen zwei besonders in's Auge. Die eine stellte das Brustbild eines schönen nackten Weibes dar, das sich mit faltigem Gewande schamhaft den Busen deckte, während ihr feuchter Blick durch prächtig verworrene, üppig schwarze Locken sehnsuchtsvoll in die Ferne schweifte. Die zweite Skizze zeigte ein junges Mädchen in Albaner Costüm, unter Myrthengebüsch und Oleander knieend und eben im Begriff ein zierlich geflochtenes Körbchen mit frisch gepflückten Feigen und Trauben graziös auf ihr schönes Haupt zu schwingen. Das Gesicht des ächt römischen Gesichtes war dem Beschauer zugekehrt und hatte jenen charakteristischen Ausdruck römischer Mädchen, der auf bewundernswürdige Weise Spott und Stolz in sich vereinigt und grade durch solchen herausfordernden Uebermuth süße Flammen in die Herzen der Männer schleudert. Lodovico saß sinnend vor einer der Staffeleien, auf der ein mittelgroßes, beinahe fertiges Gemälde stand. Er spielte mit seinem Ma-

*) Aus dem Romane „Die Nachtmahlsbrüder in Rom", der zu Pfingsten bei Chr. E. Kollmann in Leipzig erscheinen wird.

lerstock, einem tüchtigen Stück leichten spanischen Rohres, indem er es abwechselnd, bald auf dem Zeigefinger der linken, bald auf der rechten Hand, balancirte. Mißlang ihm das geistreiche Kunststück, was häufig geschah, da seine Gedanken mit ganz andern Dingen beschäftigt zu sein schienen, so stützte er den Kopf auf den untergestemmten Arm, sah lange auf das Gemälde und holte tief und seufzend Athem.

Das Gemälde stellte eine römische Gebirgslandschaft dar in dem heißen Colorit eines tausendfarbigen italienischen Sonnenunterganges. Es war eine schöne wunderbar treue, in charakteristischer Auffassung trefflich gelungene Abbildung des sogenannten Aquäductenthales im Sabiner Gebirge, eine Stunde hinter Tivoli. Den Vordergrund bildete ein geborstener Mauerbogen mit hohem, halbverfallenem Thurm, von dessen Zinnen herab in reichverschlungenem Gewinde das dunkle Blättergelock üppigen Epheu's und anderer Schlinggewächse hing. Auf zerbrochenem Gesims am Fuß des Thores, durch welches die Straße nach Subiáco und Terni führt, saß ein Priester mit langem greisen Bart. Ein Brevier lag auf seinem Schooße, neben ihm ein Krückenstock, denn der alte Mann war lahm, wie der Stelzfuß verrieth, der unter dem abgetragenen Chorrock hervorschaute. Ihm zu Füßen knìete ein junges Mädchen in der kleidsamen heitern Tracht der Albanerinnen und küßte dem Alten die Linke, während dieser segnend mit der Rechten ein Kreuz über dem Scheitel der Knieenden schlug. Links von dieser Gruppe sah man in felsigem Bett unter Schilf und Gestrüpp die schnellen Wellen des Teverone schimmern und auf dem jenseitigen Ufer nach einem erst in weiter Ferne von hohen Gebirgen umschlossenen Thale die lange dunkle Bogenreihe einer alten Wasserleitung zwischen felsigem Land und bebauten Feldern fortlaufen. Weiter rechts gegen die Berge ragten massenhafte Trümmer eines zweiten Aquäductes mit doppelten Bogenreihen aus der stillen Landschaft hervor. Ein mit Ochsen bespanntes Fuhrwerk und einige Esel mit ihren Treibern belebten die an sich öde Gegend, die jetzt in einem Meer goldblauen Feuers schwamm. Olivenhaine, Lorbeerhecken, schlanke Cypressen und stachlichte Aloën schienen durchleuchtet von purpurnen Flammen, die kahlen scharfzackigen Kämme der fernsten Gebirge glänzten wie im Feuer vergoldet, die näheren und niedrigeren überzog ein purpurvioletter Duft, lichte Bläue erfüllte das weite stille Thal und tieferes Dunkel die neblige Schlucht, in deren hohler Tiefe der Teverone schäumte.

Dies anmuthige Gemälde war fertig bis auf wenige Striche, aber grade zu diesen Strichen schien dem Maler Stimmung und Muth zu fehlen, und so blieb das heitere Landschaftsbild von einem Tage zum andern unbe-

endigt. Nachdem Lodovico geraume Zeit träumerisch sein Spiel fortgesetzt hatte, schien ihn plötzlich ein glücklicher Gedanke zu beseelen. Er stand hastig auf, ergriff die Palette, auf der bereits die Farben aufgesetzt waren, ordnete die Pinsel, heftete seine glänzenden Augen mit freudigem Lächeln auf seine Schöpfung und begann eifrig an dem Gestrüpp, an rankenden Gewächsen und Ueberresten zu Tage blickenden Mosaiks neben der Straße zu malen. Während dieser Arbeit hielt er in abgebrochenen Sätzen folgendes Selbstgespräch:

„Gewiß, das Anerbieten beunruhigt mich und doch — doch mag ich es nicht unbenutzt lassen. — Der Mann war so freundlich — so zuvorkommend, — so uneigennützig! — Wie leicht konnte er ein Opfer werden von des verrückten Tommaso's Wuth! — Und dann — er ist ja mein Landsmann!"

Lodovico malte eifrig fort und ließ mit wenigen kecken Pinselstrichen einen Cactusstrauch auf felsigem Grunde wachsen. Dann lehnte er sich zurück, daß der altersschwache Stuhl unter ihm knisterte, sah scharf auf das Bild, nahm einen andern Pinsel, tauchte ihn in verschiedene Farben und überzog, als die Mischung seinen Beifall hatte, mit sanft milderndem Tone eine schräg vorspringende Gebirgspartie, die mit ihren violetten Schatten den tiefen Einschnitt einer Schlucht andeuten sollte. „So, das verbindet Sonnenwärme und Dämmerungskühle vortrefflich," sagte er beifällig. Ich fühlte das Mangelhafte und konnte es doch diese Tage her, wo ich immer aufgeregt war, nicht finden.

Emsig fortarbeitend, sprang Lodovico nach einiger Zeit wieder auf den Gegenstand über, der ihn seit der verflossenen Nacht am meisten beschäftigte:

„Bei Gott und allen Heiligen," rief er aus, „wenn mir der gutherzige Priester irgend wie helfen könnte, ich wüßte nicht, was ich begönne vor Lust und Dankbarkeit! — Nun, eine bessere Wohnung würde ich mir doch wohl vor Allem suchen müssen, denn diese hier (dabei ließ der junge Mann seine Blicke mit schalkhaftem Ausdruck durch das Gemach schweifen) je nun, diese hat freilich nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einem Raume im Vatican; auch raucht der verdammte Ofen, wenn ich mich aus Liebe zur Kunst bisweilen genöthigt sehe, einzuheizen, und ziehe ich die landesübliche Sitte vor, mir für vieles Geld ein Kohlenbecken zu halten, so macht mir der fatale Dunst einen Kopfschmerz, als lebte ich noch in der schönen kühlen Heimath und hätte mich im Lieblingsgetränk der nordischen Götter berauscht. — Indeß, ein armer Teufel muß Gott für Alles danken, auch für Prügel und Mückenstiche, da beide, wie man's immer nehmen mag, zu guter Letzt doch auch Gaben des Herrn sind und bleiben."

Die verkrüppelten, schlangenartig gewundenen Wurzeln eines umgebro-

chenen Oelbaumes waren an der steilen Felswand gewachsen, die rechts den Rahmen des Gemäldes bildete. Lodovico lächelte und fuhr fort: „Meine kleine, liebliche Teresella ist bei alledem eine wilde Katze, der ich je eher je lieber die zierlichen Klauen verschneiden muß. Spreizt sie sich nicht gleich wie ein Stacheligel, wenn sie Ursache zu haben glaubt, daß ich einer andern Schönen wohlgefällig in die Augen geschaut habe? Das wäre mir gelegen! Das könnte mich fördern in meiner Kunst! Das würde mich bei guter Zeit zu einem stockrömischen Erzphilister machen! (Lodovico malte jetzt mit einer wahren Wuth.) Mithin — nun ja, ich sehe wirklich nicht, was dabei bedenklich sein soll, obwohl die Enkelin von Albalonga's Beherrschern es findet — mithin muß es mir gestattet sein, nach wie vor, wo immer ich sie finde, die Schönheit des Weibes gründlich zu studiren. Und daß ich darin nicht zu weit gehen, das rein künstlerische Gefallen an schönen Formen nicht verwechseln werde mit unreinem Gelüst, das gar nichts zu schaffen hat mit der Kunst — nun dafür stehe ich ein, Du kleine Ungläubige mit den arabischen Räthselaugen! Und selbst an meiner Treue wagte sie zu zweifeln!" fuhr er nach einer Weile fort. „Wie beleidigend, wie erniedrigend das für mich sein muß! Ich und untreu! Ich, ein Deutscher, was den Ort der Geburt anbetrifft, ich untreu ihr gegenüber, dem leicht entzündbaren, sinnlich glühenden Mädchen vom Fuße des alten Tempelberges! Wahrhaftig, es wäre ärgerlich, wenn es nicht gar so lächerlich wäre! Und sicher, ich hätte sie auch sitzen lassen und wäre auf und davon gegangen, wenn — nun was denn? Hätte ich nicht das gegründetste Recht dazu gehabt? Unbestreitbar. Gewiß, ich hätte es gethan bei jedem andern Mädchen, nur weil mir Teresella doch so viel Liebe und Anhänglichkeit bewiesen hat und sie den Verfolgungen des widerlichen Tommaso schutzlos preisgegeben wäre — nur deshalb hab' ich es nicht über's Herz bringen können. Wahrhaftig nur deswegen, aus keinem andern Grunde!"

Im Eifer der Arbeit und ganz in seine Gedanken vertieft, hatte Lodovico nicht bemerkt, daß sich die Thür seines Ateliers leise öffnete und der dunkellockige, schöne Kopf seiner anmuthigen Geliebten, halb verdeckt von dem blendend weißen, am untern Rande mit Spitzen umsäumten Tuche neugierig lauschend durch den Spalt schaute.

Mit funkelnden Augen trat Teresella jetzt in das kleine Atelier, machte dem Maler einen tiefen Knicks und sagte mit grollender Stimme spöttisch: „Tausend Dank für Ihre Gnaden, Herr Großmuth! Die Enkelin der Beherrscher von Albalonga wird unaussprechlich beglückt sein, sich als gehorsamer Hund demüthig zu den Füßen des Herrn Fremden zu legen."

Das in ihrem Zorne wunderschöne Mädchen stand vor dem betroffenen Maler mit der majestätischen Haltung einer Königin. Lodovico, obwohl etwas bestürzt, freute sich doch über die herrliche Erscheinung und versetzte lächelnd, indem er der Zürnenden gutmüthig die Hand entgegenstreckte: „Grüß Gott, mein mildes Täubchen. Hast Du mich behorcht, lieber Schelm!"

„Sieh Dich vor, daß die Taube nicht zum Geier wird, Undankbarer!"

„Alle Wetter! Was hab' ich denn verbrochen?"

Teresella trat dicht vor ihn, legte stolz die linke Hand auf ihre Hüfte und sagte ungestüm, die Rechte drohend gegen ihn erhebend: „Du hast in Worten zu Dir selbst gesprochen, die ich nicht hören mag. Sie haben mir Deine Gedanken verrathen und diese Gedanken sind unwürdig. Du liebst mich nicht, Du willst blos mit mir spielen."

„Teresella!"

„Still, es ist so! Wer neben seiner Geliebten noch ein anderes Weib schön finden kann, liebt nicht; der will nur tändeln und scherzen."

„Mein allerliebstes Kind," erwiderte Lodovico, das beleidigte Mädchen auf ein Bänkchen niederziehend, „bedenke, was recht und billig ist. Als Künstler muß ich die Schönheit suchen, wo ich sie finde. Mannichfaltigkeit der Schönheit ist die Lebensquelle, aus der ich mich, d. h. meine Kunst, nähre. Und ich meine, ein solches Betrachten schöner Gegenstände, gleichviel, ob sie belebt oder leblos sind, müsse ebenso unschuldig sein, als das Gebet an verschiedenen Altären. Oder geschieht Dir, trautes Herz, etwa ein Abbruch, wenn ich sage: sieh, wie schön ist diese oder jene Dame? Ihre Tracht, ihre Haltung, die Neigung ihres schönen Hauptes gibt mir Gelegenheit zum Entwurf einer anregenden Skizze, aus der in Zukunft ein bedeutendes Bild entstehen kann? Und nicht anders, ich versichere Dich, nicht anders ist mein Wohlgefallen am Schönen beschaffen. Wirst Du mir nun glauben?"

Teresella sah dem Maler lange ernst in die Augen. Nach einiger Zeit milderte sich die gebietende Strenge ihrer stolzen Gesichtszüge, ein Seufzer entschlüpfte ihrem schwellend frischen Munde und die Hand des jungen Mannes ergreifend, versetzte sie: „Lodovico, mein Freund, ich will eine gutmüthige Thörin sein und Deinen Worten glauben; verhehlen aber kann ich Dir nicht, daß mich das wunderliche Bedürfniß Deiner Neigung noch oft sehr unglücklich machen wird." Und Teresella senkte ihr Haupt und verhüllte sich mit dem Zipfel ihres Kopftuchs das Gesicht, um ein paar herabrollende Thränen zu verbergen.

„O, o, nicht doch, Leben meiner Seele!" sagte Lodovico zärtlich. „Sei fröhlich und guten Muths und vertraue meiner Liebe. Wenn ich Dich je

wirklich beleidige, sollst Du das Recht haben, mich mit der silbernen Nadel, die wie ein Stern in der Nacht Deiner schwarzen Flechten schimmert, zu durchbohren, und ich verspreche Dir, mich nicht vertheidigen zu wollen, nicht zu zittern."

„Lodovico, es gilt!" rief heftig das Mädchen von Albano, sich hoch aufrichtend und mit einem wunderbaren Blick voll Liebesgluth und Rachelust den Geliebten überflammend. „Ich werde Dich tödten, wenn Du mir untreu wirst, ich selbst mit eigner Hand, und dann" — setzte sie erbebend hinzu — „auf einsamem Campagnahügel unter Trümmern der Vergangenheit sterben."

Lodovico war gerührt von der gewaltigen Leidenschaft dieses Mädchens, küßte ihr die Thränen von den schönen zarten Wimpern und nöthigte sie dann mit schmeichelnder Gewalt, sein bald vollendetes Bild zu betrachten. „Meinst Du, daß ich den Charakter der Gegend getroffen habe?" fragte er die kluge Beschauerin. „Es ist nicht leicht für uns Nordländer, diese sonnigen Gluthen mit kühlen Farben wiederzugeben, dieses Ineinanderspiel von Rosenlicht und Veilchenschatten, dies letzte Aufflammen purpurnen Feuers und daraus sich entwickelnden silbernen Rauches naturgetreu auf die Leinwand zu zaubern. Wenn da nicht ein unsichtbarer Genius oder die Begeisterung der Liebe uns den Pinsel führt, quälen und mühen wir uns umsonst und malen eben nur mit Farbe und Oel, nicht mit Geist und Flammen."

„Dir haben aber Geist und Flammen auf der Spitze Deines Pinsels geleuchtet, mein Freund," erwiderte Teresella. „Ich fühle bei Betrachtung Deines Bildes den belebenden Strahl meiner vaterländischen Sonne."

„Nun, damit diese Sonne ewig leuchten und meiner kleinen Schöpfung dauerndes Leben geben möge, beuge jetzt Dein liebes Köpfchen etwas mehr links, wende Dein beglückendes Auge mir zu, laß die Sanftmuth und Liebe Deines Herzens auf Mund und Wange spielen und Dich so in vollster Schönheit Deines Wesens im Vordergrund als demüthige Tochter des Gebirges von dem alternden Priester hier segnen."

Teresella lächelte, nahm leicht und graziös die gewünschte Stellung ein, ihren sanftesten und wärmsten Blick bald auf den geliebten Maler, bald auf das Bild richtend, und bewunderte mit unverkennbarem Entzücken die Kunstfertigkeit des theuern Freundes, dessen schaffender Pinsel in kurzer Zeit die Umrisse ihrer ganzen Gestalt und namentlich die charakteristischen Züge ihres Gesichts mit sicherer Hand auf die Leinwand brachte. Geraume Zeit sprachen die versöhnten Liebenden nur durch schnell gewechselte Blicke mit einander, als aber Lodovico den Kopf seines Mädchens auf dem Gemälde für vollendet

halten durfte, legte er den Pinsel weg, erlaubte dem schönen Modell eine ungezwungene Stellung anzunehmen und begann, einige neue Farben aufsetzend, folgendes kurze Zwiegespräch: „Was meinst Du, Teresella, wird Tommaso Dir nicht mehr nachstellen?" „Gewiß nicht." „Aber man sagt doch: ein ächter Römer vergibt nie!" „Pah, man sagt so." „Du hast also nichts zu fürchten?" „Sei ohne Sorge, mein Freund! Tommaso kann Lust zur Rache verspüren, ausüben wird er sie nie." „Ist er feig?" „O feig! Du vergißt, Lodovico, daß er mein Freund war, ehe Du mich bezaubertest." „Nun denn, mein Herz, sehe ich wirklich keinen Grund, warum Tommaso eine Ausnahme unter seinen Landsleuten machen sollte." „Du hast vergessen, daß er einem Priester die Hand küßte." „Beim Teufel, das ist wahr! Und jener Priester gab mir seine Adresse. Er wollte für mich sorgen, sagte er, wenn ich ihm Vertrauen schenken könnte. Sprich, Teresella, soll ich Gebrauch machen von seinem liebreichen Anerbieten?"

Eine leichte Wolke glitt über des Mädchens Stirn. Sie schlug die Augen nieder und versank in stilles Nachdenken.

„Nun?" sagte Lodovico nach einer Pause. „Du schweigst? Hast Du Argwohn?"

„Nein," versetzte Teresella. „Tommaso hat zwar den Priester auch gesprochen; indeß, er war ja ein Landsmann von Dir."

„Das meine ich eben auch, und deshalb will ich mich je eher je lieber zu ihm auf den Weg machen. Dem Glück kann man nicht schnell genug einen Handschlag geben; es ist so veränderlich wie's Frühlingswetter bei uns im Schwarzwalde."

Zu diesem Entschluß gekommen, schob der Maler die Staffelei bei Seite, kehrte das Bild um, damit es vor jeglicher Bestäubung gesichert bleibe, legte Pinsel und Palette weg, warf seinen Malerkittel ab und machte vor einem kleinen, nicht sehr reinlich gehaltenen Spiegel schnell Toilette. „Du begleitest mich doch?" fragte er, seinen spitzen Hut schief auf das volle, blonde Haar drückend und den leichten, bequemen, weiten Sammetrock anziehend.

„Bis zur Piazza di Colonna, wenn Dein Weg Dich über den Corso führt." — „Ja gewiß. Mein unbekannter Freund wohnt auf dem Capitol, mithin wird es am besten sein, den Corso langsam hinauf zu schlendern. Bist Du bereit?" — „Zu Befehl, gnädiger Herr," sagte Teresella lächelnd und hüpfte vor dem Maler her die schmale steinerne Treppe hinab, behend und leicht wie eine Gazelle. Lodovico folgte ihr in großen Sprüngen, reichte ihr im Flur den Arm und schlug sorglos plaudernd den Weg nach Capo le Case ein.

* * *

Im Convent der Franziskaner auf dem Capitol hatte Emanuel seinen Sitz aufgeschlagen. Es war ihm gar sonderbar zu Muthe, daß er sich wieder in der ewigen Stadt wußte und noch dazu als Abgesandter eines Fürsten der Kirche, der Depeschen von höchster Wichtigkeit der lenkenden Obern zu überbringen hatte.

Emanuel war ein guter, frommer Mann, der Niemand Leides zufügte. Was Unreines oder Böses sich in ihm angesammelt hatte, das war Frucht seiner geistigen Erziehung. Er selbst fühlte nichts davon, denn er hielt selbst das Schlechte, das er that, für ein Verdienst. Blindes Werkzeug seiner Vorgesetzten würde er nicht einen Augenblick gezaudert haben, vorkommenden Falles seinen eignen Vater zu verrathen.

Obwohl nun in gewisser Hinsicht eigentlich beschränkten Geistes, lag in Emanuel doch eine Anlage zu spürender Schlauheit, die durch seine jesuitische Erziehung entwickelt werden mußte. Vermöge seiner Schlauheit machte er sich dem Orden fast unentbehrlich, denn mit ihr zugleich verband sich eine Art Instinct, der, wie der Jagdhund die Fährte eines Wildes, mit wunderbarem Tact immer die Nutzbarkeit jeder ihm begegnenden Persönlichkeit für die Zwecke des Ordens, die ihm heilig waren, herauswitterte. So war es ihm mit dem Maler gegangen. So wenig er den jungen Mann kannte, so fest überzeugt war er doch, daß man sich seiner vortrefflich würde bedienen können, um irgend etwas Bedeutendes durch seine Vermittelung zum Abschlusse zu bringen. Wie dies einzuleiten sein möchte, darüber war er noch nicht im Reinen mit sich. Nur fesseln, nur wiedersehen wollte er den jungen, verliebten, mittellosen Mann, dem er zufällig einen so großen Dienst erwiesen und der ihm dafür aus Dankbarkeit seine Lebensverhältnisse freimüthig enthüllt hatte. Er rechnete auf den heitern Leichtsinn des Unerfahrenen und hoffte mit sich selbst einig geworden zu sein, bevor der ihm Verpflichtete an einen Besuch würde denken können.

Dies war geschehen, als recht zu gelegener Zeit Lodovico sich bei ihm einfand. Herzlich, wie einen alten Bekannten, empfing ihn Emanuel. Von einem Gespräch, in das er den jungen Mann verwickeln wollte, hoffte er Alles.

„Sie verzeihen, verehrter Herr," redete Lodovico ihn an, „wenn ich von Ihrer freundlichen Einladung unschicklich schnell Gebrauch mache. Allein mein Herz drängt mich, Ihnen heut', wo ich unbefangen bin und wo ich mich ungestört, von Niemand belauscht, mit Ihnen unterhalten kann, für den mir geleisteten Dienst nochmals von ganzer Seele zu danken."

Damit schüttelte der Maler seinem Landsmanne nach gutem deutschen

Brauch die Hand und sah ihm offen und fröhlichen Muthes in die kühlen, leidenschaftslosen Augen.

Emanuel war leutselig und gesprächig. Er erzählte dem Maler von Deutschland, da dieser eifrig nach dem Vaterlande fragte. Auch der großen religiösen Bewegungen, die es seit einigen Monaten erschütterten, gedachte er. Lodovico wußte nur Oberflächliches davon, denn das Wenige, was politische Zeitungen bis Rom verschleppt hatten, war nicht der Beachtung werth, und außerdem fehlte es dem jungen Manne, wie den meisten Künstlern, an Zeit und Sinn, um so unbedeutenden Wirren, die noch dazu mit der Kunst nichts zu schaffen hatten, seine Aufmerksamkeit zu schenken. Dergleichen Verlegenheiten auszugleichen, war Sache der Kirche, und Lodovico hatte noch keinen Augenblick gezweifelt, daß ihr, der zehnmal Größeres so oft gelungen war, auch dies ein Leichtes sein werde.

Die Schilderung Emanuel's brachte ihm nun freilich eine andere Meinung bei. Er ahnte, daß die ersten krampfhaften Zuckungen einer neuen kirchlichen Umwälzung sein fernes Vaterland erschütterten, daß Kräfte jenseits der Alpen in Bewegung gesetzt würden, von denen man in Rom nichts wußte, an die man vielleicht gar nicht glaubte. Lodovico war guter, sogar eifriger Katholik und die ganz unerwarteten Aufschlüsse, die er so plötzlich erhielt, interessirten ihn außerordentlich.

„Aber wie ist es möglich," sagte er aufgeregt, „daß der heilige Vater von dem Allen nichts weiß! Durch solche Schritte müssen ja die Grundfesten der Kirche Christi erschüttert werden."

Emanuel lächelte.

„Der Clerus, junger Freund, war längst davon unterrichtet," erwiderte er, „nur die Laien erfuhren nichts, weil es ihnen nichts nützen kann."

„Und was wird Seine Heiligkeit thun?"

„Nichts."

„Nichts? — Ei mein Gott, das heißt ja dem Strome der abscheulichsten Ketzerei Bahn brechen!"

„Vielleicht auch ihn schadlos ableiten."

„Die Kirche wird also gar nichts thun? Nicht den Bannstrahl auf die Ketzer schleudern?"

„Die Kirche handelt immer, aber still und besonnen, wie es ihr ziemt. Je lauter ihre Gegner toben, desto schweigsamer trifft sie ihre Maßregeln."

„Sie glauben also nicht, daß diese neue ketzerische Bewegung nachhaltige Folgen haben wird?"

„Ohne Zweifel werden die Sektirer eine gute Weile ihr unsauberes

Wesen treiben," versetzte Emanuel. „Man wird sie scheinbar gewähren lassen, indem man sie ignorirt. Unsichtbar überwacht man jeden ihrer Schritte und, glauben Sie mir, leitet sie so, daß sie an sich selbst zu Grunde gehen müssen. Nie hatte die Kirche in ihren erbittertsten Feinden treuere Freunde, als diese Sektirer es ihr werden sollen. Sie werden den Protestantismus ruiniren!"

Lodovico sah den Emissär groß an, dieser aber zeigte eine so zuversichtliche Stirn, eine so verklärende Begeisterung, daß jedes Wort des Zweifels auf seiner Zunge erstarb und er selbst dieser Zuversicht hoffnungsvoll sich hingab. Es trat eine Pause ein. Emanuel fühlte die Nothwendigkeit, das durch ihn selbst abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen. Des Malers Lage gab ihm die erwünschteste Gelegenheit dazu.

„Mein lieber junger Freund," sagte er, „ich erbot mich gestern, Ihnen wo möglich einen guten Rath zu geben, der Ihnen für die Zukunft nützlich werden könnte. Zeit und Verhältnisse lehren mich, damit nicht zu zaudern, da wahrscheinlich mein diesmaliger Aufenthalt in Rom nur von sehr kurzer Dauer sein wird. Da ist mir nun ein Gedanke gekommen, den ich wenigstens nicht zurückhalten will, obwohl es möglich wäre, daß er Ihnen nicht gefiele. Künstler sind, ich weiß es, in der Regel stolz und wer diesem Stolze entgegentritt, den hassen sie. Nicht wahr, mein Freund?"

„Mich dünkt, verehrter Herr, Künstlerstolz könne höchstens unter Künstlern Feindschaft erzeugen, der übrigen nichtkünstlerischen Welt gegenüber—"

„Gut, gut, ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach Emanuel den Maler.

„Sehen wir denn, ob die aufgestellte Behauptung stichhaltig ist. — Sie beklagten sich gestern, daß Sie mittellos seien und Ihrer Kunst nicht so, wie Sie es wünschten, huldigen könnten. Haben Sie Hoffnung, daß sich bald günstigere Aussichten für Sie öffnen werden?"

„Obschon ich gläubig bin, zweifle ich doch, daß Gott einem armen unbedeutenden Maler zu Liebe ein Wunder thun wird."

„So hören Sie meinen Vorschlag. — Ein vornehmer reicher Mann ist im Besitz einiger Gemälde alter Meister, die von Feuchtigkeit gelitten haben und zum Theil ganz unscheinbar geworden sind. Er sucht einen geschickten Künstler, der sich der mühsamen Arbeit unterzöge, diese Kunstwerke wieder herzustellen. Ein ansehnliches Honorar für solche Mühe würde nicht verweigert werden, eine Verbindung von Wichtigkeit, ein Verkehr mit den reichsten und einflußreichsten Geschlechtern Roms wäre dadurch eingeleitet und Bestellungen selbstständiger Schöpfungen mit großer Wahrscheinlichkeit anzuneh-

men. Würden Sie wohl den Muth haben, einige Wochen oder Monate so untergeordneter Thätigkeit zu widmen? Einer Thätigkeit, die keinerlei Namen, nicht einen Schatten von Ruhm bringt?"

Lodovico schlug schweigend die Augen nieder. War es ihm doch, als klänge ein sonderbarer Hohn in der Stimme des Emissärs, als hörte er die Absicht heraus, ihn demüthigen, ja kränken zu wollen. Das Blut des jungen Mannes schoß ungestüm nach seinem Herzen.

„Ein Wort von mir würde genügen, Ihnen Zutritt bei diesem Mäcen aller Künstler zu verschaffen," fuhr Emanuel fort, „nur müßte ich um baldige Entschließung bitten."

Der Maler bekämpfte seine Aufregung und stammelte dankend eine Zusage. „Ach lieber Freund," erwiderte der Emissär, „das klingt, als zwänge man Sie dazu. Nein, Bester! Sie müssen es gern, aus freier, froher Entschließung thun, oder ich bin genöthigt, einen andern Künstler für das allerdings schwierige Geschäft zu suchen."

„Die Ueberraschung..." stotterte Lodovico.

„Nicht doch, junger Mann," fiel ihm der Emissär in's Wort. „Ich kann recht wohl unterscheiden zwischen Ueberraschung und beleidigtem Künstlerstolz. Sie sind beleidigt, weil Sie Ihr Talent erniedrigt sehen durch mein Anerbieten, weil Sie auf einige Zeit eine Art Handlanger, mindestens ein blos untergeordneter Handwerker, ja wenn Sie wollen, ein Fleckenreiniger werden sollen. Ich kann Ihnen dies nicht übel nehmen, dennoch aber muß ich darauf bestehen, daß Sie auch den kleinsten Ableger Ihres Stolzes mit der Wurzel in sich ausreißen oder ich darf Sie meinem hohen Gönner gar nicht empfehlen."

„Aber mein Gott, es wird doch erlaubt sein —"

„Nein, es ist nicht erlaubt, mein Herr! Ihr Gefühl darf sich nicht empören, nicht regen!"

„Und warum nicht? Es ist so natürlich!"

„Warum? — Weil Sie nicht nachschaffen im Sinne des Meisters, wenn Sie mit kaltem Unmuth, mit stummer Verachtung an's Werk gehen, sondern blos stümpern. Mein Gönner aber will, daß Sie Meisterwerke mit dem Pinsel eines Meisters restauriren. Begreifen Sie das?"

Lodovico war durch diese Bemerkung nicht wenig geschmeichelt. Wenn man von ihm erwartete, daß er Meisterwerke meisterhaft würde herstellen können, so mußte man ihn doch für einen mindestens angehenden Meister halten. Seine Zuversicht, sein künstlerisches Bewußtsein kehrte ihm zurück. Vollkommen gefaßt stand er dem Priester wieder gegenüber.

„Ich fühle mich beschämt, verehrter Herr," sagte er „und muß Ihnen vollkommen Recht geben. Verzeihen Sie meiner Schwäche und haben Sie die Güte, mir Ihre freundliche Protection nicht zu entziehen."

„Schon gut, junger Freund. Wenn Sie Ihr Unrecht einsehen, sind wir, hoffe ich, so gut wie einig."

„Ich erkläre mich auf das Bestimmteste bereit, unter allen Bedingungen Ihren Weisungen nachzukommen, übernehme mit wahrer Freude den mir gemachten Auftrag und möchte jetzt nur noch bitten, mir den Namen des hohen Kunstfreundes zu nennen."

„Später, mein Freund, für heute nur Ihre Zusage und einen biedern deutschen Handschlag."

Lodovico zögerte nicht. Als er seine Hand in die des Emissärs legte, klopfte es, ein Franziskaner trat ein und überbrachte ein Billet.

„Sie erlauben," sprach Emanuel, trat an's Fenster und brach das Siegel. Nachdem er es gelesen, fuhr er zu dem Maler gewandt freundlich fort: „Sie entschuldigen, lieber Landsmann, wenn ich unhöflich Ihren Besuch abkürze. Sie wissen, daß Befehle für uns Ordensgeistliche gleich göttlichen Winken sind. Man muß ihnen gehorchen und dankbar dafür sein. Auf Wiedersehen, mein Freund!"

Beide verließen zugleich den Convent der Franziskaner. Auf dem freien Platze des Capitols trennten sie sich. Der Maler schlug den Weg nach dem Forum ein, Emanuel stieg langsam die breite Treppe hinab, wanderte nach der Straße d'Ara celi und verschwand unter dem Thore des Profeßhauses der Jesuiten.

* * *

Am nächsten Abend überbrachte die Wirthstochter, ein allerliebster Schwarzkopf, dem es auf ein paar hundert Worte mehr oder weniger im Laufe des Tages nicht ankam, dem deutschen Maler einen Brief. Lodovico wollte grade ausgehen, auf dem Monte Pincio ein paar Freunde treffen und mit diesen die beliebte Facchinokneipe besuchen, einen Sammelplatz vieler Künstler und zahlloser römischer Kleinbürger, die sich hier allabendlich mit ihren Weibern und Töchtern bei Wein und Brod gütlich thaten. Der Lärm in dieser trotz ihrer Unsauberkeit sehr besuchten Osteria war entsetzlich. Grade dieser Spektakel zog die Künstler an, die unter dem ab- und zuströmenden Volksgetümmel die köstlichsten Studien, namentlich in Bezug auf charakteristisch geformte Köpfe und stark ausgearbeitete nationalrömische Physiognomien machen konnten.

Der Brief war unterschrieben „Monsignore Camuccini" und enthielt in den höflichsten Ausdrücken eine Einladung auf die Villa Spada, um daselbst

einige Gemälde in Augenschein zu nehmen und sein Urtheil darüber abzugeben.

Lodovico war hoch erfreut. In seiner überglücklichen Laune wollte er der geschwätzigen Ueberbringerin, deren Worten er diesmal gar keine Aufmerksamkeit schenkte, einen Kuß rauben, was ihm jedoch nur eine recht derbe Ohrfeige von dem hübschen spröden Kinde eintrug.

Stand nun schon nichts von Emanuel in dem Briefe des höflichen Monsignore, so konnte unser Freund doch aus der ganzen Einkleidung errathen, daß dieser gefällige Mann die Hand im Spiele gehabt und den jedenfalls einflußreichen vornehmen Herrn zu dieser verbindlichen Einladung bewogen hatte. Die Einladung selbst lautete auf den kommenden Tag und zwar grade auf die römische Mittagsstunde, was Lodovico zu der Vermuthung Anlaß gab, man werde ihm nicht blos geistige, sondern auch leibliche Speise verabreichen. Villa Spada liegt auf dem palatinischen Hügel und nimmt mit ihren lieblichen Gartenanlagen einen ansehnlichen Theil der ungeheuren Trümmersaat ein, die noch übrig ist von den prachtvollen Palästen der römischen Cäsaren. Aus ihren Cypressengängen und dunkeln Lorbeerhecken eröffnet sich dem überraschten Auge eine der reichsten und malerischsten Aussichten über Stadt und Umgegend. Das rauschende Rohrfeld des gänzlich verwüsteten Circus Maximus, darüber der Aventin mit seinen Kirchen und antiken Mauerresten, weiter links die massenhaften rothbraunen gigantisch zerrissenen Wände der prachtvollen Thermen des Caracalla, allein schon einer untergegangenen Stadt zu vergleichen; dann in der Ferne unweit des mattglänzenden Tiberstromes die graue Pyramide des Cestius, umrauscht von den Cypressen auf dem Gottesacker der Protestanten und dahinter endlich, verfließend in goldblauem Sonnendunst, die aus ihrer Asche wiedererstehende Basilika des heiligen Paulus —, alle diese großen Gegenstände rückt ein einziger Blick mit einem Male in den Gesichtskreis des Beschauers und erfüllt die Seele mit den erhabensten Erinnerungen.

Lodovico kannte die Villa von früher her, da sie ihrer reizenden Lage wegen von Künstlern häufig besucht wird. Die Säle der Gebäude jedoch hatte er in Folge künstlerischer Sorglosigkeit, die ihm in hohem Grade eigen war, nicht betreten. Diese waren ihm also völlig unbekannt und er freute sich, daß er sie nunmehr wahrscheinlich recht genau sollte kennen lernen.

Zu festgesetzter Zeit zog er die Schelle am Eingangsthore der Villa. Der Custode empfing ihn höflich und führte ihn nach einem heitern Gartenhause, wo unsern Freund sogleich eine wohlthuende Kunstatmosphäre umwehte. Mythologische Gemälde von hohem Werthe in der graziösen, zarten

und sinnigen Manier Raphael's ausgeführt, fesselten seine Aufmerksamkeit und machten ihm die Entfernung des Führers sehr angenehm, der sich unter vielen Entschuldigungen zurückzog. Sein künstlerisches Auge wurde bald so ganz von den anmuthigen Gebilden festgehalten, daß er sich selbst und den Zweck seines Kommens vergaß und nur noch in der schönen heitern Kunstwelt, die sich vor ihm aufthat, lebte. Ein leiser Schlag auf seine Schulter störte ihn in Genuß und Betrachtung und eine sonore wohlwollende Stimme sagte in der Sprache seines Geburtslandes zu ihm: „Finden Sie diese Gemälde künstlerischer Beachtung werth, junger Freund? Lodovico vergaß auf diese Frage zu antworten, da er bei rascher Wendung einen ganz schwarz gekleideten, offenbar sehr vornehmen Mann neben sich stehen sah, der ihn mit seinen scharfen schwarzen Augen theilnehmend zu betrachten schien.

„Verzeihung, gnädigster Herr," stammelte der Maler, geschwind seinen sehr unförmlich gewordenen Hut von grauem Filz abziehend. „Ich glaubte allein zu sein." „Bitte, mein Freund, bedecken Sie sich," erwiderte verbindlich der Fremde. „Es ist immer etwas feucht in diesen Sälen und heut finde ich sogar, daß ein scharfer Luftzug sie kältend durchweht. Wir haben Tramontana, Nordwind, wie ja wohl Ihre Landsleute sagen."

„Waren Sie in Deutschland, gnädigster Herr?" fragte Lodovico, der an der Aussprache des Fremden erkannte, daß er einen geborenen Italiener vor sich habe. „Vor vielen, vielen Jahren."

„Aber Sie sprechen bewundernswürdig gut und rein unsere für Romanen so schwer zu erlernende Sprache."

„Das macht, weil sie mir von Jugend an geläufig war," sagte lächelnd der Fremde. „Ich lernte sie, so zu sagen, mit der Muttermilch von meiner Amme, die eine Deutsche war, und so gewann ich diese tiefsinnige und reiche Sprache so lieb, daß ich mich in spätern Jahren stets eifrig damit beschäftigte, in ihr las und schrieb, so oft ich Gelegenheit dazu finden konnte, und endlich gar Deutschland, das Land des gutmüthigen, treuen Geschöpfes besuchte, das mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an mir hing."

„Auf diese Weise sind wir ja beinahe Landsleute," bemerkte Lodovico lächelnd. „Ja beinahe, und diese Quasilandsmannschaft hat wirklich etwas zu unserer, ich hoffe, recht lange dauernden Bekanntschaft beigetragen. Ich habe eine Vorliebe für alle Deutschen, namentlich für deutsche Künstler und Gelehrte. Sie erfassen ihren Gegenstand immer tief, mit voller, ruhiger Seele, anfangs betrachtend und erst später sich daran begeisternd, bis sie denn zuletzt ganz mit ihm verschmelzen und ihr eigenes heißes Seelenleben

in ihn übergehen lassen. Darum das Tiefheilige, das Inbrünstigandachtvolle, das Ruhigselige in ihren besten Kunst- und Dichtwerken."

Lodovico war überrascht, erstaunt, entzückt. So hatte er noch keinen Römer über sein Volk, über die Verdienste der größten deutschen Genien sprechen hören. Er fühlte, wie sein Herz in vollen bangen Schlägen diesem unbekannten Manne entgegenschlug, der nicht nur ein ausgezeichneter Geist, der zugleich auch ein höchst edler, der Freundschaft werther Mann sein mußte. Er wagte nicht den sanften Redefluß des Römers zu unterbrechen. Lauschend, mit feuchtem, vom Strahl heiliger Begeisterung warm durchleuchteten Auge stand er vor ihm und horchte auf die Worte des Fremden, wie man auf das melodische Rauschen einer fernen Musik horcht, deren gedämpfte Accorde der weiche Zephyr durch duftige Orangengruppen und lispelnde Pinienkronen weht.

Der vornehme Römer schien die Wirkung, die seine Rede bei dem jungen Manne hervorbrachte, gar nicht zu bemerken. Als spreche er eine allbekannte, von Niemand bestrittene Wahrheit aus, fuhr er fort:

„Diesen Eindruck haben mir stets die unnachahmlichen rührenden Gemälde aus der altdeutschen Schule gemacht, an der beschränkte Köpfe und namentlich meine Landsleute gern so viel tadeln und meistern. Mein Gott, was kümmert mich bei diesen Gemälden, die nur Herz, Seele, Gemüth sind und sein wollen, die unvollendete Körperform! Was kann es mir schaden, ob ich dort eine Hand zu knöchern, hier einen Arm zu lang, da ein Bein zu dünn finde! Nicht jene Hand, nicht dieser Arm und dieses Bein machen das Gemälde und den Werth desselben, sondern der Gesichtsausdruck, Mund und Augen dieser von Glaubensfülle umrauschten Figuren. Ich erinnere mich noch schwach eines Gemäldes von solch einem deutschen Meister — sein Name ist mir entfallen — das ich in Augsburg, der stillen ehrwürdigen alten Reichsstadt sah. Man nannte es mir „das Spiel der Engel." Möglich, daß ein Mann, der blos Künstler ist, nie solchen Gegenstand sich wählen würde, ein Künstler aber, der durch und durch gläubiger Christ war, mußte auf ihn fallen und sich die Darstellung desselben zu einer Art Gottesdienst machen. Kennen Sie das Gemälde?"

„Nein. Ich war nie in Augsburg."

„Versäumen Sie nicht, es aufmerksam, mit den Augen Ihres Geistes, mit jedem Nerv Ihres Herzens zu betrachten, wenn Sie einmal in jene Stadt kommen. Ich will es Ihnen kurz beschreiben. Das Gemälde stellt ein in einsamer Wiege schlummerndes Kind dar, das im Traume lächelt. Dies Lächeln auf dem blühenden Kindergesicht ist reizend. Ich habe Frauen,

gerührt von diesem Lächeln, Thränen an jenem Bilde vergießen sehen. Ueber der Wiege nun öffnet sich die Decke des Zimmers, der Himmel glänzt in goldumstrahlter Glorie herein, und in bunter Schaar neigt das Chor der Engel mit Palmen und Blumen geschmückt herab, um mit dem schlummernden Kinde zu scherzen und zu spielen, und beglückt über dies beseligende Spiel mit den seligen Bewohnern des Himmels lächelt das Kind im Schlummer. Finden Sie diesen Gedanken nicht rührend?"

„Außerordentlich rührend," sagte Lodovico. „Dennoch muß ich Ihren Landsleuten, Monsignore, Recht geben, daß mehr das Herz als die Kunst damit zu thun hat."

„Es mag sein, nichtsdestoweniger erfreue ich mich noch jetzt in der Erinnerung an diesem mir unaussprechlich lieb gewordenen Gemälde, schon deshalb, weil es mir wie kein anderes den ursprünglichen Charakter des deutschen Volkes so schön enthüllt. — Aber kommen Sie, lieber Freund. Nicht um über die Vorzüge und Mängel altdeutscher Meister zu sprechen, erlaubte ich mir Sie zu einem Besuche einzuladen, sondern um Ihren Rath zu vernehmen, Ihre Vorschläge zu hören über einige Portraits aus meiner Familie, die fast alles Colorit verloren haben. Es ist ein vorzüglicher Tizian darunter. Sie können also leicht ermessen, daß mir sehr viel daran gelegen sein muß, einen so kostbaren Schatz gänzlichem Untergange zu entreißen. Man hat mir gesagt, daß Sie sich auf das Restauriren alter Gemälde verstehen und darum war ich so frei, um das Vergnügen Ihres Besuches zu bitten. Freilich, ob Sie Lust, Neigung und Zeit dazu haben werden, meiner Bitte zu willfahren, muß ich ganz Ihrer Willkür anheimstellen"

„Monsignore Camuccini ist ein ganz vorzüglicher Mensch," sagte der Maler zu sich selbst, während er an der Seite des Römers der Villa sich näherte. „Schon um ihm gefällig zu sein, muß ich die Arbeit übernehmen, wäre sie auch meinen Neigungen entschieden zuwider."

In höflichen Worten gab er während dieses Ganges dem Monsignore seine Bereitwilligkeit, ihm wo möglich durch sein geringes Talent nützlich sein zu wollen, zu erkennen.

Ueber breite lichte Marmortreppen geleitete der Römer den jungen Maler in ein hohes Gemach, dessen Plafond mit reizenden Fresken, Satyrspiele darstellend, geschmückt war. Die Wände bedeckten reiche, aber verblichene Sammettapeten, mit Golddruck prächtig verziert und durch gleichfalls vergoldete Leisten in schief verschobene viereckte Felder getheilt. In diesen Feldern, gleichsam in doppelten Rahmen, hingen eine Anzahl lebensgroßer Brustbilder. Der Fußboden des Zimmers bestand aus Mosaik und war offenbar eine moderne Nachah-

mung älterer, irgendwo in den vielen antiken Bädern gefundener Muster. Darauf deuteten wenigstens die vielen nackten Figuren hin, die seltsame Embleme, einer Striegel ähnlich, in den Händen hielten. Die Form war roh und so eckig, als hätten indische Künstler sie gebildet, ihre Zusammensetzung aber aus zarten, kleinen Steinen, aus terra cotta und unächten Krystallen gab dem Ganzen doch einen hohen Werth.

In der Mitte dieses Zimmers rieselte aus verdeckter Vase ein feiner, kaum sichtbarer Wasserschaum in eine flache Schale von kostbarem, schwarzem Marmor, die nach unten durch sehr feine Poren einen Abfluß hatte. Dieser künstlich niedergehaltene, ununterbrochen rieselnde Springbrunnen mußte in der heißen Jahreszeit köstliche Kühlung im Saale verbreiten, jetzt erkältete er das Zimmer fast zu sehr, ungeachtet der Sonnenstrahlen, die schräg durch die mit seidenen Gardinen dicht verhüllten Fenster schimmerten. Man hatte daher die allzukühle Temperatur etwas zu erwärmen gesucht durch Aufstellung eines großen breiten und flachen Kohlenbeckens aus getriebenem Silber, das auf drei mit ihren breiten Schwänzen sich umschlingenden Delphinen ruhte. Eine Fülle mattglühender Kohlen war auf diesem geschmackvollen Scaldine angehäuft. Eine Zange, ebenfalls von Silber, hing daneben, um mittelst derselben von Zeit zu Zeit die leichte Aschenhaut, die sich durch langsames Verglühen der Kohlen bildete, abzustreifen.

Die Möbeln entsprachen vollkommen den Tapeten und übrigen Verzierungen. Tische und Lehnstühle waren äußerst zierlich geschnitzt und mit Gold beinahe zu sehr überladen. Man sah durchgängig nur Tischplatten von geflecktem Marmor, von Verde oder Giallo antico. Vasen von Alabaster, mit colossalen Sträußen frisch gepflückter Rosen gefüllt, standen auf den meisten. Ihr Duft verbreitete den angenehmsten Geruch im Zimmer.

„In der That, Monsignore," sagte Lodovico, „dies ist ein reizender Aufenthalt, ganz geeignet, den Geist Gebildeter für reine Kunstgenüsse einfach edel vorzubereiten. Und diese Rosen — welch balsamischen Odem hauchen sie aus! — Man könnte sich in die Zaubergärten Poseidonia's versetzt glauben bei diesem so seltenen und doch so erfrischenden Anblick."

„Sie wissen," erwiderte sein vornehmer Begleiter, „wir Römer sind keine Blumenfreunde, wenigstens nicht solcher Blumen, die stark duften, die Rose aber, die gleichsam nur Wohlgerüche ausathmet, verehren wir und hegen sie deshalb auch mit besonderer Vorliebe. Und weil das milde Clima diese Rosenzucht vor Allem begünstigt, bleiben unsere Bemühungen selten unbelohnt. Sehen Sie hier."

So sprechend schlug Camuccini die Gardinen an drei hohen Fenstern

zurück, die sich nach einem Balcon öffneten, und ein Rosenflor, wie er nur selten gefunden werden mag, lag vor Lodovico's staunenden Blicken. Myrthen, Mandelbäume, Lorbeergebüsch und schlanke Cypressen umfaßten dieses lichtschimmernde Blüthenmeer mit ihren mannichfaltigen gemischten Blätterschatten. Nur grad vor war der dichtgeschlossene Baumrahmen gesprengt und durch die schmale Oeffnung zwischen zwei riesigen Cypressen sah man den Spiegel der Tiber, das Kloster San Onofrio, die Paläste Corsini und Farnesine, Engelsburg und Brücke und das entzückende Bild schließend den Riesendom von Sanct Peter mit dem Vatican, ruhend auf dem dunkeln Olivengrund des Monte Mario, der sich in der Ferne mit der weiß leuchtenden Villa Madonna am tiefblauen stillen Himmel erhob.

Lodovico war von diesem unerwarteten Anblick bis fast zu Thränen gerührt; denn das namenlos Schöne, das edel Erhabene wirkt auf unverdorbene Gemüther ganz so, wie das Furchtbare, Entsetzen erregende. Mit Gewalt seine Rührung bemeisternd ergriff er die Hand seines Führers und sagte kaum hörbar: „Nicht wahr, Sie sind hier glücklich, unendlich glücklich, Monsignore Camuccini?"

„Ich bin zufrieden," erwiderte der Römer, „und das ist eigentlich Alles, was der Mensch verlangen kann. Wer größere Ansprüche an's Leben macht, wird in der Regel getäuscht und, was das Schlimmste ist, von Niemand beklagt. Wer das Schicksal höhnt, darf sich nicht wundern, wenn es ihn durch zermalmende Antworten straft."

„Ich möchte wohl hier leben," sagte Lodovico, immer nur halblaut sprechend, als fürchte er durch lautes Reden den Zauber zu brechen, in dem er jetzt so ungestört schwelgen durfte."

„Wenn Sie es wünschen, wird Sie Niemand daran hindern," erwiderte Camuccini. „Die Villa ist unbewohnt, wie Sie aus diesem ganzen Ameublement ersehen können. Nur wenn es vorher befohlen wird, richtet man sie zu vorübergehenden Besuchen etwas wohnlicher ein."

„Aber," warf der Maler bedenklich ein, mit krampfhaftem Schmerzgefühl seiner Armuth gedenkend, „meine Verhältnisse —"

„Haben gar keinen Einfluß dabei," unterbrach ihn der Römer. „Ist es im Ernst Ihr Wunsch, hier zu wohnen, so gebe ich Ihnen das Versprechen, daß Sie die Verwirklichung desselben bald erleben sollen. Zuvor aber lassen Sie uns die Gemälde betrachten, von denen ich sprach. Sie kennen das Sprichwort," fügte er lächelnd hinzu, „Buhle bescheiden mit dem Glück, wenn Du wünschest, daß es Dir treu bleiben soll!"

Indem er die Gardinen wieder wie blaßgoldne Wolken über die Fenster

zusammenfallen ließ, zog er den Maler mit sich fort nach einer Seitenthür. Hier stand von zwei Genien gehalten eine silberne Glocke auf antiker Console, die einen Widderkopf darstellte, der sich in den lachenden Mund und Ziegenbart eines Faun verlor. Camuccini berührte das linke Horn des Widders, worauf die Glocke einen hellen Ton von sich gab.

Sogleich öffnete sich die Thür, ein Diener in sehr einfacher Livrée verbeugte sich vor dem Römer und erwartete schweigend dessen Befehle.

„Sind die Gemälde enthüllt, die Zimmer gelüftet," fragte derselbe auf Italienisch.

„Wie Sie befohlen haben, Excellenz."

„Es ist gut, Du kannst gehen. — Nun," fuhr er in deutscher Sprache zu Lodovico gewandt fort, „wenn es Ihnen jetzt gefällig ist, würde ich Sie bitten, mich zu den Gemälden zu begleiten, die, wie ich hoffe, unter Ihrer geschickten Hand wieder aus ihrem Grabe erstehen, aus ihrer Halbverwesung noch einmal zu neuem, jungen Leben erweckt werden sollen."

Es waren drei hohe, aber schmale Zimmer, die Lodovico jetzt an der Seite des Römers durchwanderte. In jedem hatte der Diener zwei Portraits so aus der Wand geschraubt, daß sie vom Tageslicht vollständig beleuchtet wurden. Ungeachtet dieser sehr günstigen Beleuchtung waren auf einigen doch nur allgemeine Züge zu erkennen, andere schienen verschimmelte Gesichter zu haben, bei einem einzigen bemerkte man blos am Gewande und an der Stirn weißgelbe Flecken. Die Gemälde waren sämmtlich von tüchtigen Meistern, wie Lodovico sogleich erkannte, eins oder zwei von Tizian und zwar aus seiner besten Zeit.

„Nun, was meinen Sie zu dieser Zerstörung?" fragte Camuccini, als der Maler die Portraits geraume Zeit betrachtet hatte. Glauben Sie diesen Patienten ein dankenswerther Arzt werden zu können?"

„Darauf wage ich wahrhaftig noch keine bejahende Antwort zu geben," versetzte unser Freund. „Ich muß erst untersuchen, was diese werthvollen Schätze in solchen Zustand gebracht hat."

„Ich kann Ihnen darüber Aufschluß geben," erwiderte der Römer. „Mein Onkel, auf dessen Schlosse diese Gemälde seit undenklicher Zeit hingen, war Chemiker und hatte die Gewohnheit, im Ahnensaale, der ihm grade bequem dazu war, zu operiren. Die metallischen Säuren und Dämpfe mögen nun auf die Farben nachtheilig eingewirkt haben, bei diesem mehr, bei jenem weniger, je nachdem sie den giftigen Dünsten in stärkerem oder schwächerem Grade ausgesetzt waren."

„In diesem Falle verspreche ich Ihnen, meine Kräfte zu versuchen, Monsignore, und zwar will ich das am wenigsten beschädigte zuerst einer Probe unterwerfen. Dies feine aristokratische Gesicht mit dem blitzenden Augenpaar, in dem Milde und Kraft, Sanftmuth und Härte so zart vereinigt sind, müßte ohne diese entstellenden Flecke einen zauberähnlichen Eindruck machen. Ich kenne wenige Portraits von Tizian, die schöner sind."

„Es ist das Bild meiner Stammmutter," sagte Camuccini, „aus dem Geschlecht Farnese; doch soll die Familie ihr diese Abstammung streitig zu machen gesucht haben, da ihre Mutter von Geburt eine polnische Fürstin war."

„Eine Polin! Ei, da sind wir ja zum zweiten Male halb und halb Landsleute!"

„Ach ja, ich erinnere mich. Sie führen auch einen polnischen Namen. Aber sagten Sie nicht, daß Sie in Deutschland geboren seien?"

„So ist es. Meine Großältern wanderten aus; wir verarmten, kamen in's Elend und — so wurde ich ein armer Maler! Aber jetzt danke ich der Vorsehung, daß sie mich so geführt hat. Mein scheinbar beklagenswerthes Unglück ist mein größtes Glück geworden. Ohne so arm zu sein, würde ich nie Sie kennen gelernt haben, nie in diese Wohnung, die mich so unaussprechlich fesselt, gekommen sein."

„Weshalb legten Sie nicht Ihren Namen ab, da Sie doch für immer von Ihrem alten Vaterlande losgerissen sind?"

„Ablegen? Meinen Namen ablegen? Wo denken Sie hin, gnädigster Herr?"

„Mein Gott, wie kann Sie diese Frage wundern? Auswanderer thun es gewöhnlich. Es ist eine Handlung der Politik."

„Ein Pole ist nicht politisch, Monsignore."

„Ja freilich, da haben Sie Recht," lächelte Camuccini. „Die Polen sind tapfer, aber nicht immer staatsklug. Jedenfalls wäre es besser, wenn sie beide hohe Männertugenden sich aneignen könnten. Ihnen, mein Freund, müßte dies doch leicht werden. Sie sind geborner Deutscher, lieben Ihr zweites Vaterland und würden gewiß gern Ihr Blut für dasselbe vergießen. Man nennt die Deutschen besonnen; warum wollen Sie diese große Tugend Ihren edlen polnischen Eigenschaften nicht adoptiren?"

„Halten Sie mich denn für so unbesonnen?"

„Für ein wenig — ja."

„Sie haben Gründe?"

„Einen schlagenden."

„Finden Sie es unbescheiden, wenn ich die Bitte an Sie richte, mir denselben zu nennen?"

„Im Gegentheil, mein Freund, ich weiß solche Offenheit zu schätzen."

„Nun dann?"

„Ihr polnischer Name kann Sie bei den häufigen Revolutionsversuchen in jenem bedauernswerthen Lande in sehr unangenehme Lagen versetzen."

„Das ist meine geringste Sorge, Monsignore," sagte Lodovico gutmüthig lachend. „Es gehört zu den einzigen beneidenswerthen Glücksgütern des Unbemittelten, daß Niemand Ansprüche an ihn macht."

„Glauben Sie wirklich?" gegenfragte der Römer scharf. „Hüten Sie sich wohl, daß Sie sich nicht irren! Die Politik ist der unbarmherzigste Polizeispion, den es gibt, und er fahndet vorzugsweise auf Namen."

„Nicht auf den meinigen."

„Doch!"

„Wie? Monsignore Camuccini, es kann mich Niemand der geringsten ungesetzmäßigen Handlung zeihen."

„Sie gewiß nicht, aber den Namen, welchen Sie führen. O, das ist etwas ganz Anderes!"

„Ich wüßte doch nicht, daß der Name Sembronowski irgendwie mit politischen Spionen in Berührung gekommen wäre."

„Auch ich weiß nichts davon, bisher wenigstens nicht; allein schließt das die Möglichkeit aus, daß später einmal derselbe Name mit oder ohne Grund, gleichviel, politisch verdächtigt werden kann? Sie haben gewiß noch Anverwandte in Deutschland oder Polen, die Ihren Namen führen."

„Mehr, als mir lieb ist."

„Nun, sehen Sie! — Sembro — bro —"

„Sembronowski. Es ist einer der leichtesten polnischen Namen. In der Regel vermögen Nichtpolen unsere Geschlechtsnamen gar nicht auszusprechen."

„Sembronowski!" wiederholte Camuccini nachdenklich. „Hm! Ist mir's doch, als hätte ich vor Kurzem noch einen Mann dieses Namens gekannt. Und doch weiß ich mich nicht mehr genau zu erinnern. Wahrscheinlich eine sehr flüchtige Begegnung."

„Ganz unmöglich wäre dies nicht," sagte Lodovico arglos, indem er wiederholt die Portraits musterte und den Zustand derselben genau prüfte. „Ein Graf Sembronowski, der Aelteste unserer Familie, war noch im Frühling dieses Jahres in Rom. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie mit ihm zusammengetroffen sind, viel wahrscheinlicher, als daß Sie mich kennen lernten.

Denn der Graf ist ein unermeßlich reicher Mann und hatte Zutritt in die höchsten aristokratischen Kreise Roms, das Haus Borghese ausgenommen."

„Und wie ging dies zu?"

„Sehr einfach. Der Graf ist eifriger Protestant."

„Ah! Und ist dieser reiche protestantische Graf Ihnen verwandt?"

„Sehr nahe. Er ist mein Onkel."

„Ihr Onkel und —"

„Ach, Sie staunen!" unterbrach Lodovico den Römer; „wahrscheinlich, weil es Ihnen auffällt, daß ein reicher Onkel einen armen Neffen darben oder doch recht tüchtig sich abmühen lassen kann, ohne darüber zu erröthen. Nun freilich, es ist dies nicht grade sehr fein und löblich, kommt aber doch häufiger vor, als man im gemeinen Leben glauben sollte, und beruht immer auf triftigen Gründen."

„Wahrscheinlich alter Groll — verjährter Familienzwist."

„O nein, die Ursache liegt weit näher."

„Sie spannen meine Neugierde auf's Höchste."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß der Graf Sembronowski leidenschaftlicher Protestant ist? Wie konnte er, der Protestant, der streng lutherisch Gesinnte, seinen katholischen Neffen unterstützen? Ist Ihnen dies einleuchtend, gnädiger Herr?"

„Ich hielt die Protestanten für toleranter. Aber sagen Sie mir, junger Freund, ist niemals in Ihnen der Gedanke aufgetaucht, sich das Wohlwollen Ihres reichen Oheims durch Nachgiebigkeit zu gewinnen?"

„Gewiß; ich versuchte es zu verschiedenen Malen, allein immer stieß ich auf die zäheste Hartnäckigkeit. Nur Glaubenswechsel würde mir den Grafen gewogen machen."

„Sie haben es wahrscheinlich nicht recht angefangen, mein Bester," sagte Camuccini. „Reiche, Vornehme, Grillenhafte und Eigensinnige wollen gar vorsichtig behandelt sein, das ist aber nicht Neigung der Jugend. Sie verabscheut das ruhige Zuwarten, den erlaubten Umweg, und das kann die größere Besonnenheit des reifern Alters nicht gutheißen."

„Nun ja. Ich gestehe, daß mich die Zumuthungen meines vornehmen Herrn Verwandten arg verdrossen und daß ich ihm im Zorne darüber seine lutherische Bigotterie vorwarf. Da ich einmal nichts mehr von ihm zu erwarten hatte, hielt ich es für passend, ihn fühlen zu lassen, daß er grade auch kein auserwähltes Schooßkind Gottes sein werde. Was er mir aber nach dieser Bemerkung für ein Gesicht schnitt, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Der Teufel hätte sich eine Maske daraus schneiden lassen

können, wenn er seine Unterbeamten schrecken will. Auch erboste ihn mein kecker Freimuth dergestalt, daß er auf der Stelle seine Wohnung räumte und Rom verließ. Ich habe ihn buchstäblich verjagt," schloß Lodovico munter, „was ich meiner Unbedeutendheit nicht zugetraut hätte."

„Grausamer!" sagte der Römer ironisch, „wie vermochten Sie es über sich zu gewinnen, einen vielleicht leidenden Mann durch beleidigende Ausdrücke in seine kalte Heimath zu verbannen! Sie werden ihn in den Tod getrieben haben!"

„Behüte! Mein sehr nobler Herr Onkel lebt nach wie vor unter Italiens mildem Himmel und wird schwerlich je wieder in sein Vaterland zurückkehren. Er hat Rom nur mit einem gesündern Aufenthaltsorte vertauscht. Schloß Petrella läßt ihn das unruhige Treiben der Weltkinder, die er haßt und flieht, vergessen."

Ueber das ruhig-heitere Gesicht des Römers verbreitete sich bei diesen Worten ein Freudenglanz, den jedoch nur ein sehr aufmerksamer Beobachter bemerkt haben würde. Er zog ein Taschenbuch hervor und blätterte darin. Während dem fragte er gelassen den Maler: „Sie geben also Ihren Verwandten gänzlich und für immer auf?"

„Ich bin ja wohl dazu gezwungen," sagte Lodovico, „wenn ich meiner Kirche nicht abtrünnig werden soll."

„Davor beschütze Sie die heilige Jungfrau in Gnaden. Indeß, verzweifeln wir nicht. Die Gemüther der Menschen sind aus gar wunderlichem Thon geformt und oft den unglaublichsten Umwandlungen unterworfen. Ich könnte Ihnen davon Beispiele der überraschendsten Art erzählen. Darum Muth, mein Freund, bis auf bessere Zeiten! Einstweilen begnügen Sie sich mit meinem geringen Schutze und der unbedeutenden Unterstützung, die ich Ihnen bieten kann. Einige Zimmer dieser Villa stehen zu Ihrer Disposition, wenn Sie es wünschen. Nehmen Sie sich nur meiner Gemälde fleißig an und ich hoffe, unsere Zufriedenheit wird eine gegenseitige, unsere jetzt noch so junge Freundschaft ein Bund auf Lebenszeit sein. Betrachten Sie jetzt noch dies letzte Portrait, den Cardinal Luigi. Ich erinnere mich seiner ganz deutlich und gewiß würde ich jeden Zug seines christlich-milden, freundlich-klugen Gesichts noch jetzt erkennen, hätte nicht der häßliche metallische Dunst dieses sprechende Antlitz so abscheulich verunstaltet. Sie erlauben, daß ich während Ihrer Prüfung ein paar Zeilen an einen Freund schreibe, dem ich auf eine für ihn wichtige Frage schon seit heute Morgen Antwort schulde."

Lodovico gab, vertieft in Anschauung des Gemäldes, durch grüßende

Handbewegung seine Zustimmung zu erkennen. Inzwischen nahm Camuccini ein feines Blatt Papier aus seinem Taschenbuche und schrieb, im Zimmer langsam auf- und abgehend, einige Zeilen mit Bleifeder darauf. Er nahm sich Zeit bei dieser Beschäftigung, hemmte mehrmals seinen Gang, dachte mit zusammengezogenen Brauen nach und schloß nach einigem Sinnen das Billet. Dann ließ er die silberne Glocke erklingen, überreichte dem eintretenden Diener das zierlich gefaltete Papier und sagte auf Italienisch zu ihm:

„Sogleich an die Adresse zu besorgen. — — Nun, sind Sie jetzt fertig mit Ihrer Musterung?" fragte er zurückkommend mit größter Freundlichkeit den Maler. Dieser bejahte und gab seinen Wunsch zu erkennen, schon in den nächsten Tagen die Wiederherstellung der beschädigten Gemälde beginnen zu wollen.

„Ihre Bereitwilligkeit verbindet mich Ihnen zu größtem Dank," versetzte der Römer. „Sagen Sie jetzt, in welcher Zeit ungefähr die schwierige Arbeit vollendet sein kann und welche Summe Sie als Gratification dafür verlangen?"

Lodovico, durch so viele Beweise der Großmuth seines Gönners vollkommen besiegt und ohnehin noch nicht gewohnt, für seine Arbeiten sich ansehnlich honoriren zu lassen, bestimmte die Zeit eines Jahres, um sämmtliche Gemälde wieder herzustellen und nannte dann zaghaft eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe, die jedoch für seine Ansprüche und Bedürfnisse immer noch mehr als hinreichend war.

Camuccini lächelte. „Sie müssen Ihr Talent höher anschlagen, junger Freund!" sagte er väterlich, „sonst wird man Sie in Rom bald verächtlich über die Achseln ansehen. Vorläufig verdoppele ich Ihr Honorar, und befriedigt mich Ihre Geschicklichkeit, so behalte ich mir vor, nach beendigter Arbeit Ihnen meine Erkenntlichkeit noch besonders an den Tag zu legen."

Lodovico ergriff innig dankend die Hand des Römers und wollte sie in freudiger Regung an seine Lippen drücken. Camuccini gab dies nicht zu.

„Sie verkennen Ihre Stellung, mein Guter," sagte er ernst. „Was Sie mir durch Ihr Talent wiedergeben, kann mit Gold gar nicht aufgewogen werden. Jetzt aber lassen Sie uns nach dem Saale zurückkehren und ein frugales Mahl einnehmen. Darüber wird die Sonne sich zum Untergange neigen und ihren goldenen Nebelregen über die Landschaft ausgießen, ein Anblick, den nur der Süden Europas in solcher Schönheit gewährt."

Lodovico hatte gegen diesen Vorschlag, der mit seinen Neigungen vollkommen harmonirte, nichts einzuwenden. Er nahm mit größtem Appetit an der Tafel Platz, fand, daß sein Gönner eine vortreffliche Küche führte und

kein Verächter edler Weine sei. Nirgends hatte er noch feurigeren Monte Fiascone und süßeren Syrakuser getrunken, und der Orvieto, welcher zum Nachtisch aufgesetzt wurde, begeisterte ihn zu einigen Complimenten, die sein Wirth mit der ihm geläufigen feinen Höflichkeit erwiderte, die Lodovico schon zur Genüge an diesem seltenen Manne kennen gelernt hatte.

Erst als ganz Rom und die hügelige Campagna in goldenem Feuer erglühte, verabschiedete sich der junge Mann von seinem Wirthe, der ihn höflich bis an die Pforte der Villa begleitete. Als die Thore sich hinter dem Fortgehenden schlossen, verwandelte sich die milde Freundlichkeit Camuccini's in eisigkalte Ueberlegung und sinnend die Arme über der Brust kreuzend, ging er langsamen Schrittes nach der Villa zurück.

Lodovico, mit sich und aller Welt zufrieden, den Kopf voll funkelnder Träume irdischen Glücks, pfiff ein lustiges Lied vor sich hin und schlenderte, ausschließlich mit seinen Glücksplänen beschäftigt, zum ersten Male in seinem Leben, achtlos an den Tempelruinen des Forum vorüber.

Als er das Capitol überschritten hatte und die Treppe hinuntersteigen wollte, jagte unten über den Platz ein mit vier raschen Pferden bespannter Reisewagen. Das eine Fenster war heruntergelassen und ein bleiches Männergesicht kehrte sich abschiednehmend der entschwindenden Pracht des Capitols zu. Eine Hand winkte hinauf — Lodovico kam es vor, als solle dieser Wink ihm gelten.

„Der Mann muß mich erkennen," sagte er, den Abschiedsgruß gutmüthig erwidernd. „Auf Leute, die in eignem Wagen und mit vier Pferden reisen, erstrecken sich meine römischen Bekanntschaften nicht; aber man muß Niemand ein unschuldiges Vergnügen stören. Darum glückliche Reise, Herr Fremdling!"

Der von Lodovico für einen Fremden gehaltene Reisende war Emanuel, der Emissär. Er hatte vor zehn Minuten die letzte Depesche erhalten, die eine Folge des Billets war, das Camuccini auf der Villa schrieb.

Erzherzog Stephan.

Aus Prag.

„Der Erzherzog Stephan soll fort! Das ist ein großer Verlust für uns.“ Sie hätten diese Worte in den letzten Tagen gewiß tausend Mal hören können, und zwar in dem Tone des aufrichtigsten Bedauerns, denn der Prinz erfreute sich wirklich einer Liebe und Zuneigung, die sein eigenstes Verdienst war. Sein Vater, der greise Palatin von Ungarn, ist gestorben, der Kaiser hat ihn zum interimistischen Statthalter ernannt, und in Wien scheint man es als ausgemacht anzusehen, daß die Nation ihn auf dem nächsten Reichstage zu ihrem Palatin wählen wird. Er geht nun, um in seinem Geburtslande eine Stellung einzunehmen, die so ganz eigenthümlich ist, denn die Vorschule, die er in Böhmen gemacht, kann ihm dort nur mittelbar nützlich sein. Hier hatte er eine Provinz nach bestimmter Instruction zu verwalten, die seiner selbstständigen Wirksamkeit nur einen mäßigen Spielraum ließ, in Ungarn ist er mächtigen und selbstthätigen Ständen gegenübergestellt, und hat eine eifersüchtig bewachte Verfassung eben so zu beachten, als die Wünsche, die man ihm von Wien aus an das Herz legt.

Erzherzog Stephan war der erste kaiserliche Prinz, der in einer bestimmten Stellung nach Böhmen geschickt wurde, denn die Functionen des Herzogs Karl von Lothringen und des Erzherzogs Karl waren rein militairischer Art und nur zufällig — seit den Tagen Ferdinand's III. Zwei Jahrhunderte lang hatte man die Prinzen des Hauses nur im Gefolge der Kaiser gesehen, die Prag zuweilen besuchten. Man hatte anfangs keinen rechten Begriff von seiner Stellung, kein Wunder, wenn die Möglichkeit seines persönlichen Wirkens häufig auf die übertriebenste Weise überschätzt wurde. Der Erzherzog, ein junger frischer Mann, trat trotz einer vorbereitenden Reise doch in unbekannte Verhältnisse und Beziehungen. Er nahm die ihm allenthalben laut und stürmisch dargebrachten Huldigungen mit eben so viel innerer Freude als äußerer Befangenheit auf; aber seine glückliche Persönlichkeit

brachte ihn aus allem Gedränge — er machte diese zunächst geltend und erhielt sich dadurch seine Popularität. Der Prinz wurde des unmittelbaren Verkehrs mit den Ständen enthoben und der ihm als Vice-Präsident des Guberniums beigegebene Graf Rudolph Salm wurde zum obersten Landesoffizier und zweiten Präsidenten ernannt und ihm dieser Theil des Regierens ausschließlich zugewiesen. Die Gleise, in welchen der kaiserl. Statthalter sich bewegen konnte, wurden dem Prinzen und dem scharfsichtigen Theile des Publicums ziemlich zu gleicher Zeit deutlich und die Büreaukratie hob wohlgemuth das Haupt auf's Neue und die Herren meinten unter sich, die Sache wäre eigentlich gar nicht so gefährlich, als sie ausgesehen hätte. Zum Glück zeigte sich Graf Salm in dieser Zeit als ein Mann von ebenso viel Energie als Rechtlichkeit. Er nahm die Last der Inpopularität einzelner von Wien aus decretirten Regierungsmaßregeln auf seine Schultern, um sie dem Prinzen zu ersparen, und trug andererseits die stillen aber doch fühlbaren Anfeindungen der Beamten, die in ihm einen unerwartet strengen Aufseher fanden, mit einer fast humoristischen Gleichgültigkeit. Graf Salm ist einer der unverbesserlichsten Aristokraten, die aber Rechts- und Ehrgefühl heilig bewahren und viel zu stolz zu Falschheit und Winkelzügen sind. Er vermied es mit einer beinahe auffallenden Sorgfalt, leutselig zu sein; diese scharfen, klugen Augen haben selten einen freundlichen Blick, diese sarkastischen Lippen selten ein wohlthuendes Lächeln, um so häufiger aber trockene oder beißende Worte gehabt. Doch im ganzen Wesen liegt eine feste und unerschütterliche Ueberzeugung, und dieser durchdringende aber spröde Geist sträubt sich gegen jede milde Form, um desto rücksichtsloser den Inhalt zu erfassen. Graf Salm hat diesen Hochmuth dem Talent der begabtesten Oppositionsredner im Ständesaale entgegengesetzt, er hat an ihm die gleißende Geschmeidigkeit einer verderbten Büreaukratie sich wund reiben lassen, er hat ihn, wenn er das Beste that, was in seinen Kräften stand, wie eine antike Maske vorgehalten, gleich als wollte er damit von allem Danke abschrecken. So kommt es, daß dieser wunderliche Mann einsam wie auf einer Säule steht, gefürchtet und doch überall sichtbar; Niemandes Freund, Vielen unbequem und doch nicht aus seiner Stellung zu rücken. Es kann hier nicht der Ort sein, um eine Geschichte der Administration unter Erzherzog Stephan schreiben zu wollen, zumal es bei uns unmöglich ist, zu bestimmen, welchen directen Einfluß eine noch so hochgestellte Persönlichkeit in der Provinz auf die Entschließungen der Wiener Centralstellen ausübte. Wir können nicht einmal angeben, wie viel von den Reformen in der agrarischen

Gesetzgebung, die nun theils veröffentlicht sind, theils erwartet werden, den Bemühungen des Erzherzogs zuzuschreiben ist.

Blos über die persönlichen Eigenschaften des Prinzen lassen sich einige Andeutungen geben, da die Offenheit und wirklich herzliche Liebenswürdigkeit desselben ihn, seit er in Böhmen ist, mit Tausenden von Menschen in Berührung brachte. Noch vor zwanzig Jahren hätte ein Schriftsteller eine solche Charakteristik mit dem beliebten System der vier Temperamente begonnen, von denen er nicht mit Unrecht das sanguinische dem Prinzen vindicirt hätte. In der That besitzt der bisherige böhmische Landeschef jenes glückliche Naturell, das sich in einer vorherrschend heitern Lebensanschauung, in einer leichten und schnellen Auffassung der Dinge und rascher Beweglichkeit des Geistes kundgibt. Bei einem ziemlich gesunden Körper (der Erzherzog leidet bisweilen an einer Erregtheit der Nerven — ohne eigentliches ausgesprochene Uebel), bei einem durch und durch gesunden Geist, der durch den Einfluß seiner protestantischen Mutter und durch die Erziehung in einem politisch stets regsamen, constitutionellen Lande, elastischer, vorurtheilsfreier und der modernen Anschauung näher gerückt wurde, als andere Politiker unserer alten Schule, besitzt der Prinz noch eine Gabe rascher Schematisirung, die stets ein Beweis praktischer Weltbildung ist. Es fehlt dabei dem Prinzen keineswegs die glückliche Begabung für andere, als unmittelbar praktische Gegenstände. Als lyrischer Dichter würde es ihm sicherlich nicht an einem Verleger fehlen, wenn zur Ostermesse das Manuscript im bescheidenen Koffer nach Leipzig käme. Wir kennen von ihm namentlich ein wahrhaft inniges Gedicht: „Abschied von Ungarn", auf das er sich vielleicht selbst nicht mehr erinnert, während wir es in Wien in einem Privatalbum gesehen, wo es als eine Reliquie bewahrt wird. Auch als Maler und Zeichner hat sich der Prinz versucht und, weil ohne alle Ostentation, sind diese Versuche wahre Beweise für die Stimmungen seiner Seele. Es ist von seinen Zeichnungen wenig mehr bekannt geworden, als ein kleines Blättchen, springende Pferde vorstellend, das der Prinz mit großer Bereitwilligkeit hergab, als man ihm vorstellte, er könnte dadurch den Ueberschwemmten eine Summe zuwenden. Von seinen Gedichten ist meines Wissens keins gedruckt; vielleicht bekennt sich der Prinz einst noch öffentlich zu der in Oesterreich eben nicht beliebten und bevorzugten Gilde der Poeten.

Wenn nun auch die Spuren, welche die Anwesenheit des Prinzen in Böhmen zurückläßt und Dasjenige, das ihm in so kurzem Zeitraum und bei so begrenzter Vollmacht zu schaffen vergönnt war, durch einen Nachfolger aus der alten Schule bald wieder verwischt werden können, so wird dem Volke

doch die edle, ritterliche Erscheinung lange im Gedächtniß bleiben und Tausende werden sich seiner erinnern, wie er auf schwankendem Boot über die tobende Moldau fuhr, den Bedrängten und Verlassenen Hülfe und Trost zu bringen, oder auf beschäumtem Rosse anlangte, um bei einem ausbrechenden Feuer zur Rettung anzuspornen oder selbst Hand anzulegen. Man wird mit unzweideutiger Liebe sich seiner Freundlichkeit und seines lebhaften, rasch auffassenden Geistes erinnern, und wenn bessere Zeiten gekommen sind, bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, sie herbeizuführen.

Ich habe auch Einiges über seine nächste Umgebung zu sagen. Diese besteht aus einigen, meist jüngern Cavalieren, von denen aber nur zwei, die Grafen Grünne und Wratislaw, hervorzuheben sind. Der Husaren-Oberst Graf Grünne steht an der Spitze des erzherzoglichen Hofstaates und gilt für eine etwas modernisirte Ausgabe jener hochländischen Clanhäuptlinge, die brummend zwischen den glatten, höfischen Lords der Niederlande umhergingen, sich über die Heiterkeit ärgernd, die ihre Naivetät erregte. Die Götter mögen übrigens dem Grafen diese Eigenschaft erhalten; es gehört eine kernige Natur dazu, sie in solcher zersetzenden Atmosphäre so zu conserviren, und man schlägt deshalb gern seine Husarentugenden höher an, als seine oberhofmeisterlichen Reprisen. Es ist übrigens sehr anzuerkennen, daß er sich — wenigstens dem Anschein nach — nicht in Dinge mischte, die über seine Atmosphäre hinausgingen, und daß er dem Haushalte des Prinzen den Ruf der Ordnung und Anständigkeit zu erwerben wußte.

Der böhmische Adel hat dem Grafen sein Amt oft genug verleidet und es zirkulirten häufig die malitiösesten Anekdoten über ihn und die ihm zunächst stehenden Personen. Daß der Graf, dem dies sicher nicht verborgen blieb, seinen Einfluß beim Prinzen nicht zu Gehässigkeiten mißbrauchte, ist ebenso rühmenswerth als seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit und Treue ungeachtet es andererseits gewiß ist, daß er nicht der geeignete Mann war, den Adel und das Publicum mit dem Prinzen in solcher Stellung zu vermitteln.

Graf Rudolf Wratislaw, der Präsidialsecretair des Prinzen, stammt aus einer ebenso alten als von früherem Glanze herabgekommenen böhmischen Familie. Eine glückliche glänzende Persönlichkeit lenkte die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf ihn und er wurde aus einer ziemlich subordinirten Stellung rasch hervorgehoben und gelangte zu großer Wirksamkeit. Bei ihm fand der Prinz auch außer der amtlichen Brauchbarkeit jene Talente und jenen gebildeten frisch eingehenden Geist, den er selbst besitzt und den er in seiner übrigen Umgebung grade nicht im Uebermaße wahrnahm. Das

Vertrauen, das der Prinz dem Grafen schenkte, beruhigte zunächst die czechische Partei im Lande, die in der Persönlichkeit und im Namen Wratislaw's eine Bürgschaft fand, welche ihr die zumeist fremde Umgebung des Prinzen nicht gewähren konnte, eine Bürgschaft, daß ihre neuerwachte Nationalität einen verläßlichen Anwalt ihrer Wünsche haben und der Prinz nicht gegen sie eingenommen und gestimmt werden könne.

Graf Wratislaw betheiligte sich mit Lebhaftigkeit an Kunst und Literaturinteressen und da ihm, nach dem indeß erfolgten Tode seines Bruders, die Administration mehrerer Güter übertragen wurde, auch an den wichtigen Fragen des Volksunterrichtes, der Frohnablösung, der Communalleistungen. Er wußte seinem beweglichen Geist allenthalben Raum zu schaffen und sich durch die ungeheuerste Thätigkeit unentbehrlich zu machen. Ob mit dem Abgange des Prinzen nicht auch ein Stillstand in seiner bisher wirklich rapiden Laufbahn eintreten wird, steht zu erwarten; vor der Hand mag sich der Graf auf das erstere gefaßt machen, denn von jeher waren Neid und Haß die unvermeidlichen Trabanten des Glückes.

72.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

Die neue Verfassung. — Drei Parlamente. — Competenz-Zweifel. — Raumer's Rede.

Seit dem 3. Februar ist also Preußen ein Staat mit ständischer Verfassung. Manche wollen zwar behaupten, Preußen sei jetzt noch ganz in derselben Verfassung, in der es sich seit geraumer Zeit schon und insbesondere seit 1823 befunden, in welchem Jahre uns das Institut der Provinzialstände verliehen worden, die viel berathen aber nichts beschließen dürfen und deren getreues Conterfei der uns jetzt zu Theil gewordene „Vereinigte Landtag" sein werde. Aber diese Ansicht ist nicht ganz richtig. In einer Versammlung von mehr als 600 Mitgliedern, in welcher die feurigen Männer des Rheins wie die kantigen (oder wenn Sie wollen: Kantischen) Männer Ostpreußens, die geistesverwandten, wenn auch nicht eben kühn auftretenden Berliner, wie die kühn auftretenden, wenn auch nicht eben geistesgewandten Slawen des Großherzogthums sitzen, wird das Märkerthum mit seinem „Gardelandtag", wird das ehrliche aber auch sehr ungeschickte Pommerthum, wird das schlesische Adels- und Kastenwesen, wird endlich das Merseburger Philisterthum ganz gewiß in den Hintergrund gedrängt sein und nur das Allgemeine, das Volksthümliche und Ehrenhafte, kurz das Deutsche allein wird sich geltend machen können. Warten wir also die erste Versammlung erst ab, bevor wir über die neue Institution den Stab brechen, durch welche jedenfalls ein Grund gelegt ist, auf dem eine geschickte Hand und ein leitender Gedanke ein stattliches Gebäude wird aufführen können.

Um Ihre Leser inzwischen mit Dem, was uns die Gesetze vom 3. Februar eigentlich gebracht, durch wenige bezeichnende Worte bekannt zu machen, will ich Ihnen sagen, daß wir jetzt — was kein anderes Land in der ganzen Welt hat — drei verschiedene Parlamente besitzen: 1) ein Parlament, Provinziallandtag genannt, für Personen- und Sachenrechte der einzelnen acht Provinzen, deren jede

mit einer solchen Institution ausgestattet ist; 2) ein Parlament, vereinigter ständischer Ausschuß genannt, zu welchem jeder von jenen acht Landtagen acht Deputirte sendet, und der über Personen- und Sachenrechte des Landes als eines Ganzen zu berathen hat, und endlich 3) ein Parlament, Vereinigter Landtag genannt, der aus sämmtlichen Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und der Landgemeinden besteht, die zu den acht Provinziallandtagen gehören und zu welchen auch noch die Prinzen des königl. Hauses, sowie einige Standesherren treten, die bei den Provinziallandtagen an gewissen Collectivstimmen Theil haben. Dieses vereinigte Parlament zerfällt in zwei Kammern, von denen die erste, der sogenannte „Herrenstand" etwa 75 Pairs zählt, während alle übrigen (515) Mitglieder das preußische Unterhaus bilden. Beide zusammen sollen ausschließlich das Forum der Berathung sein, sobald es sich um eine Anleihe oder um eine neue Steuer handelt. Sie sehen, daß jedem unserer drei Parlamente von dem Wenigen, wozu die Regierung den ständischen Beirath erforderlich hält, ausschließlich etwas vorgelegt werden soll, so daß die Thätigkeit jedes einzelnen nicht sehr in Anspruch genommen werden kann, wodurch es denn auch keinen Schwierigkeiten unterliegt, daß derselbe Abgeordnete des Ritter-, Bürger- oder Bauernstandes allen drei Parlamenten zugleich angehört, in welchen er bald mit einer größern und bald mit einer geringern Anzahl seiner Collegen zusammen sich befindet. Zunächst hofft man, werde der „Vereinigte Landtag" zusammenberufen werden, da, wenn auch die früher in den Zeitungen verbreitet gewesenen Gerüchte von einer Ebbe in unserm Finanzwesen ungegründet sind, doch die nothwendige Vollendung des preußischen Eisenbahnsystems den baldigen Abschluß einer Anleihe erforderlich macht. Nun hat aber schon das Gesetz vom 17. Januar 1820 erklärt, daß ohne Zustimmung der „Reichsstände" keine neue Anleihe gemacht werden soll und es fragt sich nur, ob der „Vereinigte Landtag" sich für competent erklären, d. h. ob er sich mit Reichsständen identisch halten werde.

Sie wissen wohl bereits, welches Aufsehen hier die Rede gemacht, die Friedrich von Raumer in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen gehalten. Unser König, der Prinz von Preußen, Herr Eichhorn und mehrere andere Minister waren anwesend. Unter Anderem sagte er: „Die auch in unsern Tagen erneute und vertheidigte Lehre von einer Landeskirche erfordert eine sehr ernste Prüfung, bevor man sie annehmen und begünstigen darf. Wenn nämlich in einem Staate alle Einwohner einem und demselben Bekenntnisse zugethan sind, so ergiebt sich von selbst, was man Landeskirche nennen kann. Spanien und Portugal sind durch Gewaltmittel aller Art in diesen Zustand gebracht und müßten von einer gewissen Schule als kirchliche Musterstaaten empfohlen werden. Sobald sich aber ein Volk aus dumpfem Hinleben, aus kirchlicher Unterwürfigkeit zu persönlicher Selbstständigkeit erhebt, sobald es denkt, fühlt und handelt, müssen nothwendig verschiedene Ergebnisse des Denkens, Fühlens und Handelns auch auf religiösem und kirchlichem Boden entstehen, und es wird zur Thorheit, Alle für alle Zeiten an dasselbe Latten- und Gitterwerk unbedingter menschlicher Vorschriften fortbinden zu wollen. Ja! die Freiheit erzeugt Verschiedenheiten und Gegensätze; aber es ist einer der größten Irrthümer, daß Freiheit blos trenne, auf-

löse, zerstreue und nicht mit verdoppelter Kraft auch einige und verbinde. Uebereinstimmung aus Zwang ist keine wahre Uebereinstimmung, sondern Frucht und Zeichen der Knechtschaft, Gleichgültigkeit, Heuchelei und Schmeichelei . . . . . . Wo nun die Menschen eben dadurch, daß sie sich zu einer echten Persönlichkeit erheben, zu verschiedenen Ansichten und Ueberzeugungen kommen, wird eine Duldung oder vielmehr die Freiheit derselben schlechterdings nothwendig und eine Landeskirche, welche, was unausbleiblich erscheint, die eine oder die andere Partei, das eine oder das andere Bekenntniß begünstigt und hervorhebt, ist alle Mal vom Uebel. Freilich zeigt sich dies keinesweges sogleich in vollem Maße, aber von höflichen Weisungen, kleinen Verweigerungen, Weitläufigkeiten, Beschwerlichkeiten und Zurücksetzungen, von Fragen nach Glauben und dogmatisirender Gesinnung, vom Vorziehen beim Anstellen, Befördern und Belohnen, zeigt die Kirchengeschichte in grader Linie und folgerechtem Fortschritte die Möglichkeit, bei den Tyranneien und Freveln des dreißigjährigen Krieges und der Dragonaden anzufangen. Principiis obsta! . . . Gutmüthige, oder eigensinnige und halsstarrige Fürsten haben sich den schweren Irrthum eingeredet oder einreden lassen: ihre Regierungsweise müsse sich auf Alles erstrecken und lediglich auf ihrer persönlichen Ueberzeugung beruhen. Größere Geister erkennen den Werth der Persönlichkeit und halten deren Unterjochung für Tyrannei. Eben weil Friedrich II. nicht gleichgültig war gegen das ewige Wohl seiner Unterthanen, weil er religiöse Ueberzeugungen für unendlich wichtig, für geheiligt hielt, wollte er nicht mit den eisernen Händen eines weltlichen Herrschers hineingreifen oder sich weiche Handschuhe überziehen und als Kirchenfürst dasselbe versuchen." . . . . . .

Einige wollen behaupten, daß Raumer, weil er befürchtete, daß man ihm das Manuscript seiner Rede unmittelbar, nachdem er sie gehalten, abfordern werde, sie darum schon einige Tage vorher nach Leipzig sandte, um sie bei Brockhaus drucken zu lassen, doch ist dies eine Behauptung, die sich auf nichts Anderes, als den Umstand stützt, daß die gedruckte Rede hier bereits am Tage, nachdem sie gehalten worden, als in Leipzig erschienen angekündigt war.

— **Varus.** —

2.

Der Abend des 3. Februar. — Die Königin. — Die Bälle. — Karlyle.

Das Gerücht, das als Zeitungsente seit mehrern Jahren durch alle politische Blätter gegangen war, hatte sich in Köpfen, die mit der Natur unserer Verhältnisse und Dem, was sich von Erweiterung unserer Verfassung erwarten ließ, in keiner Hinsicht vertraut sind, so consolidirt, daß am Abend des 3. Februar, als die Nachricht umherlief, die Allgemeine Zeitung für Preußen bringe die neue „Charte", eine allgemeine freudige Aufregung nicht zu verkennen war. Im Foyer (d. h. auf dem höchst schmuzigen Hausflur) des Königstädtischen Theaters, wo man den Don Giovanni gab, sprach man nur von der „Constitution", von einem Zweikammersystem, von Preßfreiheit, man vergaß die Fodor, den Laborella; die Allgemeine war plötzlich ein gefragter Artikel, ein beliebtes Journal geworden; aber wer hatte das einzige Exemplar der im Erdgeschoß befindlichen Con-

ditorei? Man mußte sich bis nach der Oper gedulden, um hier und da in verschiedenen öffentlichen Localen isolirte Exemplare aufzusuchen. Die Berliner Zeitungshalle gewährte mir Gelegenheit, in ihrer schleunigst gedruckten Extrabeilage die Tagesneuigkeit zu lesen. Gar bald stellte sich heraus, wie groß die Unkunde Derer gewesen sei, die von unseren Zuständen aus gleichsam einen Salto mortale in die Constitution erwartet hatten. Man räsonnirte über das Mißverhältniß zwischen dem vereinigten Stande der Herren und Ritter, in Summa 311 Stimmen (80 Herren und 231 Ritter) und dem der Städte und Landgemeinden, in Summa aus 306 Stimmen (182 Städte, 124 Landgemeinden). Man war mißvergnügt, daß der Mittelpunkt der Acte, die Zusammenberufung des Landtages, behufs eines zu bewilligenden Staatsdarlehens sei, man sah im §. b., wonach die Krone sich: „im Fall eines zu erwartenden oder bereits ausgebrochenen Krieges" den Ersatz der ständischen Mitwirkung durch Zuziehung einer zu ereirenden aus acht Mitgliedern (Einer aus jeder der acht Provinzen) bestehenden Deputation für das Staatsschuldenwesen vorbehielt, eine Beschränkung, man wußte sich nicht in den §. 10 zu finden: „Für den Fall eines Krieges behalten wir uns vor, außerordentliche Steuern ohne die Zustimmung des vereinigten Landtages auszuschreiben, wenn wir dessen Zusammenberufung in Berücksichtigung der obwaltenden politischen Verhältnisse nicht zulässig befinden sollten."

Heute, am 7. Februar, hat sich die Aufmerksamkeit von dem neuen Patent ganz abgelenkt und das Tagesgespräch auf den bedenklichen Zustand der Königin gerichtet, die unter der Behandlung der Herren Schönlein, Stosch und Grimm (letzterer ist der Nachfolger des verstorbenen Generalstabsarztes von Wiebel), schwer darniederliegt. Man berichtet viel von dem Schmerz des Königs, wie derselbe von fünf zu fünf Minuten sich persönlich und durch Andere von dem Ergehen der hohen Kranken zu unterrichten suche, eine Thatsache, die bei dem bekannten trefflichen Verhältnisse des königlichen Paares nicht zu bezweifeln ist. Die öffentlichen Festlichkeiten haben ihren Fortgang; nur der zweite der anberaumten Subscriptionsbälle im Concertsaale des Schauspielhauses ist gestern abgesagt worden, zum Leidwesen vieler tanzlustigen jungen Damen, die noch immer der Chimäre leben, daß in dem Gewirr eines solchen Balles auch g e t a n z t werde. Diese Bälle werden zum Besten der hiesigen Armen von einigen Honoratioren veranstaltet und die höchsten Personen waren anwesend. Namentlich war es die Frau Prinzessin von Preußen, welche an dem Vergnügen der Anwesenden Theil nahm, und durch den Herrn Oberbürgermeister K r a u s n i c k sich verschiedene Herren aus dem Bürgerstande vorstellen ließ.

Unter den zahlreichen Fremden befindet sich auch gegenwärtig Thomas Karlyle, der berühmte Uebersetzer des Schillerschen Wallensteins in unserer Mitte.

Die H u g e n o t t e n wurden unter Mitwirkung der Mad. Viardot Garcia gegeben, indessen tritt, so ausgezeichnet auch ihre Darstellung ist, die Zeit eines Berliner Enthusiasmus in dieser klagereichen und an Täuschungen so überfüllten Zeit nicht wieder ein.

II.

Aus Wien.

1.

Das Robotgesetz. — Niederösterreichischer Landtag. — Gymnasialwesen. — Der Großmeister der Kreuzherren in Prag. — Fürst Liechtenstein. — Kunstzustände. — Moritz von Schwind und Steinle.

Das Robot- und Zehentablösungspatent ist zwar mit Vergnügen im Publicum aufgenommen worden, aber entnehmen Sie aus dem Folgenden, wie sehr die öffentliche Meinung sich bei uns zu klären und zu festigen begonnen hat! — Es herrscht nur Eine Stimme im Publicum, daß den Gutsherrschaften gegenüber die Zwangsform und ein Präclusivtermin hätten geltend gemacht werden sollen. Auch hält man die Einführung provinzieller Hypotheken-Banken für ein unerläßliches Ding. Die Robotfrage selbst ist damit nichts weniger als erledigt, sondern vielmehr in ihr zweites Stadium getreten.

Am 1. März findet zu Wien eine Versammlung des niederösterreichischen Herrnstandes im Landhause statt. Die betreffende Geschäftsliste enthält unter Andern die Ausarbeitung einer ständischen Creditanstalt. Hoffentlich soll sich ihre Einwirkung auch auf die sogenannten unterthänigen Gründe erstrecken. Außerdem wird die Unterhandlung mit der Regierung wegen neu einzusetzender Criminal-Collegialgerichte weiter geführt werden.

Die Gymnasialreform, die jetzt in Deutschland zu einer Tagesfrage geworden, hat, wie Sie wissen, auch bei uns, wo sie dringender als anderswo ist, seit Jahren schon ihre Kämpfe gefunden, nur daß die Verhandlungen nach patriarchalischer Weise in begrenztem Kreise still und verschwiegen vor sich gehen, oder richtiger, nicht vor sich gehen, da wir seit Jahren immer auf dem alten Flecke stehen. — Um so wichtiger scheint uns eine so eben stattgefundene Ernennung in Böhmen, wo der Großmeister des Kreuzherren-Ordens, Dr. J. Beer, zum Director sämmtlicher Gymnasien und Elementarschulen ernannt wurde. Die Ernennung ist zwar noch nicht officiell bekannt, doch können Sie sie als sicher annehmen. Wir betrachten dies als einen Erfolg der Fortschrittspartei und hoffen auf Abstellung vieler Mißbräuche, die Beer's Vorgänger, ein Mann der alten reactionairen Schule in einer langjährigen Amtsführung einschleichen und verhärten ließ.

Allgemeine Aufmerksamkeit erweckt jetzt die vor Jahren begonnene glänzende Ausstattung des fürstl. Liechtenstein'schen Palais in der Stadt, welche drei Mill. Gulden C.-M. gekostet haben soll. Darunter befindet sich auch nicht Ein Gulden, der für ein Kunstwerk verwendet worden wäre. Es ist bekannt, daß der Historienmaler Kuppelwieser sich dem Fürsten im Interesse der Kunst vorstellte, um ihn zu Bestellungen bei österreichischen Künstlern zu veranlassen. „Es thut mir leid," erwiderte der Fürst, „nichts Derartiges bestellen zu können; man würde dies als eine Ostentation deuten." Es ist dies eine historische Antwort und sehr im Widerspruche mit der prachtvollen fürstlichen Gallerie in der Roßau, welche den Großvater des jetzt regierenden Fürsten zum Gründer hat und die zu den schönsten Zierden Wiens, ja Deutschlands gehört. Unsere besten Talente müssen sich dem

Portrait zuwenden, und es ist kein Wunder, wenn dann bei größern Aufgaben, wie z. B. die Frescomalerei in einer Kirche, die geübte Kraft vergebens gesucht wird. Holzhändler, Fischer und Kaufleute sind jetzt in Wien die Mäcene der Künstler, und der Adel begreift es nicht, wie er sein sinkendes Ansehen durch Inschutznahme der Künste, wenn nicht retten, doch mit Anstand verhüllen könnte. Ein trefflich gedachtes und begonnenes Werk: „Die alten Baudenkmale Oesterreichs", von den Architekten Aester und Ernst, gerieth schon beim zweiten Hefte in Stocken, weil ihm nur eine sehr matte Unterstützung zu Theil wurde. Doch werden jährlich vom Hofe viele Tausende für Bilder ausgegeben; leider trifft die in sich zerfallene vorschlagende Akademie nicht immer die Wahl von Talenten, vielmehr gilt Protection und die übrigens wohlthätige, aber die Kunst nichts angehende Berücksichtigung der Dürftigkeit. Es fehlt wahrlich Oesterreich ebenso wenig an großen Talenten in der Malerei als in der Poesie, aber jene wie diese müssen ihre Beschäftigung im Auslande suchen. Moritz von Schwind, einer der genialsten Zeichner, ein geborner Wiener, führte bisher fast ein Beduinenleben, bis er vor Kurzem vom König von Baiern zum Professor an der Münchner Akademie ernannt wurde. Warum muß Steinle, der doch einer Richtung huldigt, die in Oesterreich so sehr begünstigt wird, seiner Heimath den Rücken kehren? Die Ursachen liegen auf der flachen Hand.

o — o

2.

Reiseresultate. — Droschken und Fiaker. — Schriftsteller-Marotten. — Jenny Lind. — Meyerbeer.

Für den Fortschritt in Wien bricht endlich eine neue Aera herein; bisher bedurfte man dazu zweier Pferde, jetzt wird man mit Einem Pferde weiter kommen. Die Fiaker, diese Prototypen des alten Wienerthums bekommen einen gefährlichen Stoß durch die preußische Verfassung, die nun definitiv bei uns eingeführt wird — d. h. die Droschkenverfassung. Es ist gut, daß unsere Schriftsteller jetzt so viel reisen und die Sitten und Gebräuche, die sie in fernen entlegenen Gegenden mit eigenen Augen angesehen haben, ins Vaterland verpflanzen. Da war nämlich der Redacteur der Sonntagsblätter Dr. Ludwig August Frankl voriges Jahr nach Berlin gekommen und hat in der Hauptstadt der deutschen Intelligenz das mündliche Gerichtsverfahren und das Droschkensystem studirt und da er in seinem Blatte die Verfechtung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit bei dem besten Willen nicht übernehmen konnte, so hat er wenigstens das Ein-Pferd-System durchzufechten gesucht und da, wie bekannt, die politische Bildung bei uns riesenhafte Fortschritte macht, so hat diese wichtige politische Reform rasche Wurzel in der Sympathie der von der hohen Besteuerung und Willkürherrschaft der Fiaker gedrückten Bevölkerung gefunden und man muß es der Behörde mit Anerkennung nachsagen, daß sie diesen Reformbestrebungen kein Hinderniß in den Weg legte und wie überall so auch hier die Bedürfnisse der Gegenwart bereitwillig anerkannte. Die Droschken treten wirklich ins Leben; vom ersten März an sollen vorläufig 150 Droschken im Innern der Stadt aufgestellt werden. Die einzelne

Fahrt soll auf 10 Kreuzer festgesetzt werden, die Fahrstunde auf 30 Kreuzer Conv.-Mze. Das Publicum muß Dr. Frankl in der That dankbar sein, seine Freunde aber rathen ihm, aus seiner bisherigen Wohnung auszuziehen, da grade vor seiner Thüre eine Masse Fiaker ihren Stand haben, die, wenn sie den Agitator ein Mal ins Auge fassen, ihn leicht zu einem Märtyrer machen könnten! Unsere Schriftsteller haben übrigens fast jeder eine Marotte: Frankl die Droschken, Castelli den Antithierquälerverein. Die beiden Herren, die jetzt die besten Freunde sind, können auf diesem Wege, wenn die armen Droschkenpferde gar zu sehr abgehetzt werden, in fürchterliche Gegner verwandelt werden.

Jenny Lind feiert Triumphe über Triumphe; der allabendlich herniederfallenden Kränze und Blumenbouquets rc. gar nicht zu gedenken. Thatsache ist, daß selbst der unermüdliche Wiener Journal-Enthusiasmus vor Entzücken beinahe stumm geworden. Die Herren Posaunisten fühlen, daß hier nichts mehr hinzuzuthun ist. Meyerbeer's Feldlager geht als „Vielka" binnen etlichen Tagen in Scene. Die Spannung ist ungeheuer, und schon jetzt werden die Sitze im buchstäblichen Sinne des Wortes mit Gold aufgewogen. Uebrigens ist Meyerbeer abermals eine große Fete gegeben worden, diesmal in der Kaufmannischen Ressource, wobei Bauernfeld ein pikantes Gedicht vorgelesen hat.

⊙

III.

Aus Dresden.

Deutsche Postreform. — Zeschau und Schaper. — Tanzende Deputirte. — Biedermann und Considérant.

Die Zeitungen meldeten unlängst, daß ein deutscher Postcongreß in unserer Stadt sich zusammenfinden wird, um ein allgemeines deutsches Postgesetz zu berathen. So weit sind die Dinge jedoch leider noch nicht gerathen. Der Thatbestand ist folgender. In dem letzten Lebensjahre des Herrn v. Nagler in Berlin war eine Reform des preußischen Posttarifs vorbereitet, zu welcher sich der alte Generalpostmeister auf das Drängen Oesterreichs, das in der Postreform die Initiative ergriffen hat, endlich entschloß — als der Tod ihn überraschte. Unser Finanzminister, Herr von Zeschau, wandte sich hierauf nach Berlin mit der Anfrage, ob es nicht zweckmäßiger wäre, bei den nun eintretenden Reformen einen allgemeinern Standpunkt zu nehmen. Herr v. Schaper ging auf diese Idee sogleich ein; die beabsichtigten preußischen Tarifsänderungen blieben ausgesetzt und der Plan zu einem allgemeinen deutschen Posttarif entworfen. Ein höherer preußischer Beamte befindet sich zu diesem Zwecke eben auf einer Rundreise durch Deutschland, und da man allgemein die Dringlichkeit der Sache einsieht und da Oesterreich und Preußen hierin einig sind, so zweifelt man nicht, daß bald ein günstiges Resultat zu Stande kommt. Ob nun der Congreß in Dresden, als Mittelstadt zwischen Berlin und Wien und in Folge der verdienstvollen Anregung des sächs. Ministeriums, zum Ort der Gesammtberathung ausersehen wird, ist noch keineswegs bestimmt. Indessen wird sächsischer Seits an einer genauen Zusammenstellung unserer sämmtlichen Postgesetze und Verordnungen gearbeitet, über welche

der Ueberblick eben nicht leicht ist, da die zahllosen Bestimmungen vielleicht seit anderthalb Jahrhunderten einander einzeln folgten, ohne in ein Ganzes verschmolzen zu sein, so daß oft das Motiv einer Maßregel dem Motiv einer andern widerspricht. Eine feste Schematisirung ist um so nöthiger, als Sachsen, wie bekannt, im Laufe der nächsten Monate das Postwesen des Herzogthums Altenburg übernimmt.

Unser Landtag hat kurze Ferien und die jüngern, lebenslustigen Abgeordneten vertreten mittlerweile das Land auf den Bällen der Hauptstadt, inmitten der schönen Jugend, die sich ungeheuer geschmeichelt findet, Polka und Française am Arme der politischen Führer tanzen zu können, und den Schmerz bei manchem ungeschickten Tritt auf den Fuß lächelnd verbeißt, sich mit dem Gedanken tröstend: Große Politiker sind schlechte Tänzer, und je mehr unsere Füße leiden, desto größer ist das Heil des Vaterlandes.

Der Redacteur des „Herolds", Professor Biedermann aus Leipzig, hat hier einen Cyclus von Vorlesungen über Socialismus begonnen, die an jedem Sonntag von halb 12 bis 1 Uhr stattfinden, zu welchem Behufe der Vorleser jedes Mal von Leipzig hierher reist. Da es hier offenbar nicht auf eine Geldspeculation abgesehen ist, so kann man den Eifer des Leipziger Publicisten nicht genug loben, für die Anregung jener großen Zeitfragen, um die das „elegante" Publicum in der Regel wenig sich kümmert, wenn man es nicht mit der Nase darauf stößt. Biedermann folgt hierin dem Beispiele Victor Considérants in Paris, der gleichfalls behufs socialistischer Vorlesungen uneigennützige Reisen unternimmt, nur mit dem Unterschiede, daß Considérant Propaganda für die Lehre seines Meisters Fourier machen will, während Biedermann objectiv sich hält und nur die Systeme mit ihren Vorzügen und Irrthümern auseinander setzt. Uebrigens haben Biedermann und Considérant Das gemein, daß beide, ohne productives Talent zu besitzen, durch glänzende Redegabe, Eleganz und Leichtigkeit des Ausdrucks ihr Publicum zu fesseln wissen, wie denn auch der Biedermann'sche Cursus hier eine große Zuhörerschaft findet, die zum Theil aus gesellschaftlichen Kreisen besteht, bei denen bisher der Socialismus das Allerletzte war, von dem sie Notiz nahmen.

—!—

IV.

Mönchische Uebergriffe in Tyrol.

Aus Innsbruck.

Die barmherzigen Schwestern, die durch ihre Regel nur zum Krankendienst berufen, nicht die geringste Vorbildung für das Lehrfach besitzen, bemächtigen sich seit einiger Zeit auf den Dörfern des weiblichen Unterrichts, wobei sie auch ihre Mitglieder paarweise zu den armen Bergbewohnern entsenden, die nicht vermögend sind, ein ganzes Kloster zu bauen, und damit die Schule selbst vom ABC an so bald als möglich allenthalben in die vorsichtige Hand der Mönche gelange, wurde auch schon ein namhafter Verein von Schulbrüdern oder sogenannten frères ignorantins gegründet, die nach bestandenen Lehrerprüfungen zur letzten Feile in das Taubstummeninstitut nach Hall wandern. Damit ist nun freilich für die

Jugend ein guter Grund gelegt, die väterliche Fürsorge unserer Hirten erstreckt sich aber auch und noch weit mehr auf die Erwachsenen. Nach der Bibel frägt man beim Bürger und Bauer zwar umsonst, sie möchten kaum verstehen, was damit gemeint sei, wer nach dem „Evangelium“ Verlangen trägt, soll sich mit den Bruchstücken Goffine's für Sonn- und Festtage und seiner Erklärung begnügen; dafür bilden Heiligenlegenden, worunter sich namentlich die von der heil. Filomena durch Kunst der Erfindung auszeichnet, Beschreibungen von Wunder- und Gnadenbildern, Wallfahrts- und Gebetbücher, deren Zahl Legion ist, meist aus den fleißigen Fabriken zu Wien und Baiern, obgleich auch einheimisches Produkt nicht ausgeschlossen, in allen Familien und Gehöften eine Art kleiner Hausbibliothek. Dies also der Kreis der Begriffe und Vorstellungen, in denen man dem Volke sich zu ergehen gestattet. Und doch, hört man da Kapuziner, Franziskaner und Pater-Bußprediger, ist es immer noch zu weltlich, unaufhörlich stoßen sie in die Posaune des Weltgerichts wegen all der sündhaften Lustbarkeit, obgleich Tanz und Zither lange schon beinahe ein Mährchen geworden, sie finden die Leute noch immer zu wenig andächtig und zu geistlicher Betrachtung geneigt, wenn auch die Kirchen Sonntags so voll sind, daß die Verspäteten keinen Platz mehr finden und selbst an Werkeltagen die Stühle wohl besetzt sind. Vielleicht meinen diese Herren, das Ziel der Gottseligkeit wäre erst dann erreicht, wenn es im ganzen Lande nicht mehr als zwei Stände gebe — Mönche und Nonnen! So weit kann und soll es denn aber doch nicht kommen, das, dächte man, sehen die frommen Herren wohl am Ende selbst ein; denn wer bestellte Acker- und Weinbau, ja wer versorgte auch ihre Tische mit Brod und Butter, Wild und Fisch, Wein und Bier?

In welchem Sinn die Jesuiten das Volk erziehen wollen, zeigten jene von Verona bei ihrer letzten Mission in Roveredo. Bei diesen Bußpredigten sprechen sie auf rothbehangener Rednerbühne, denn auch solche Mittel bleiben nicht unversucht, und bringen hauptsächlich Gericht und Hölle zur Darstellung. Selbst die schon längst Spruch und Schein für den Himmel haben, müssen vor ihre Schranken und die Prüfung noch einmal bestehen, wobei sie dann oft viel schlechter wegkommen, als das erste Mal; so St. Therese, die wegen ihrer Jugendsünden bis zum jüngsten Tage zu den Flammen des Fegefeuers verurtheilt wurde. Für ganz fromme Schafe gibt es aber auch Nachsicht in Fülle. So kann nicht oft genug erinnert werden, wie viel Segen auf den Häusern ruhe, wo noch fleißig allnächtlich oder wohl auch den Tag über Rosenkranz gebetet wird. Auch mit Almosen soll man nicht kargen, wer es aber einem Kloster spendet, empfängt hundertfachen Lohn, denn die frommen Männer „beten täglich vier Mal für ihre Wohlthäter, und Geschrei von solchen Lippen dringt durch die Wolken.“

Doch nicht allein Bücher, Predigten und Andachten, von welchen letztern es zumal in Innsbruck so viele gibt, daß zwischen allen Novenen und Octaven kaum ein Schalttag frei bleibt, mahnen das Volk unaufhörlich; auch die mannichfachen Unfälle des Lebens sollen es täglich enger ketten an die klösterlichen Vermittler überirdischer Hülfe. Kommt Unfruchtbarkeit oder Seuche über sein liebes Vieh, sind sie gleich zur Hand mit Weihwasser und Segnungen, und bannen die Unholde, die das Uebel hervorgebracht; unsere Serviten haben sogar geweihtes Brod

und Wasser, wovon man das erste „in allen Nöthen brauchen und bei Wasser- und Feuergefahr mit Ehrerbietigkeit in's Wasser oder Feuer werfen, Letzteres aber trinken oder die verletzten Glieder damit besprengen soll*)!" Beides erhält der Pilger bei den Kirchen ihrer Wunderbilder zum Geschenk, den Unterricht über den Gebrauch aber muß er kaufen. Einen wahren Talisman haben die Franziskaner an ihrer „Heiligen von Kaltern", einem kranken unschuldigen Mädchen, durch dessen Kämmerlein einst Tausende von Wallfahrern gezogen, um ihre Wundermale zu sehen, die aber seit Jahren nur noch mit ihrem Beichtiger spricht, nur durch ihn Bescheid ertheilt und nachgerade nur durch ihn zugänglich ist. Messen, bei denen sie für den Bedrängten Vorbitte einlegen sollte, wurden bis zu 40 Fl. abusive R.-W., ungefähr 21 Rchsthlr., bezahlt, was natürlich Alles vom frommen Fürsprecher zu eben so frommen Zwecken verwendet wurde. Man hat sogar ein Beispiel, daß ein mit ihr befreundetes Fräulein, dasselbe, das den Jesuiten 35,000 Fl. R.-W. an Gütern, den dürftigen Verwandten aber ein im Verhältniß zu ihrem großen Vermögen nur mäßiges Legat zudachte, und in den letzten vier Jahren ihres Lebens zufolge ihrer eigenhändigen Aufschreibung 9 bis 10,000 Fl. R.-W. demselben Orden zukommen ließ. Daß Liguorianer und Jesuiten alle Taschen voll Zuckerwerk von besondern Gnaden und Wundern haben, liegt am Rande. Letztere bekehrten jüngst einen verstockten Sohn der Hochkirche, was die große Meinung von ihrer Erleuchtung und Begabung bei Hohen und Niedern noch mehr bestärken muß. Wahrlich, diese Wiedererstandenen einer längst verschollenen Zeit wußten ihre Wohnsitze gut zu wählen. Das alte Mährchen von den Siebenschläfern erneuert sich in ihnen blos mit dem Unterschiede, daß man es dort, wo sie nun wieder aufrecht wandeln, gar nicht ahnt, wie schon 50 lange Jahre vorüber, seit sie zu Grabe stiegen.

So wird unser Volk erzogen und gegängelt, gewonnen und gefesselt, und wenn der Staat einst unsere Arme und Stutzen braucht, muß er es nicht durch die Gerichte, er muß es von den Kanzeln verkünden lassen. Wenn nun aber diese Mittelsmänner und Leiter jetzt schon ein Herz für eine Regierung fassen, welche ihrer Meinung nach die gute Sache der Kirche mehr als Oesterreich fördert, wenn diese Herren vor der heißen Stunde des Kampfes wohl gar zu rechnen anfingen, wo mehr zu gewinnen und minder zu verlieren, sollte es Oesterreich nicht gereuen, geduldet zu haben, daß sie den biedern starken Tyrolerbauern erblöden und versiechen ließen? Welch ein heißes Blut voll Thatkraft und Liebe strömt in seinem Herzen! Laßt ihn sich erbauen an den Thaten, die seine Väter übten, mitsprechen, wo es sein Recht, Habe und Leben gilt, laßt ihn stolz werden auf Das, was er sein Volk und seine Freiheit nennt, dann wird es fest stehen in aller Zeiten Lauf, was einst ein großer Kaiser nach Maximilian's Tode sprach: „Tyrol ist das Herz von Oesterreich!"

*) So im gedruckten Unterricht über den Ursprung und Gebrauch des heil. Philippibrodes und Wassers.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Eine Präsidentenwahl in Nordamerika.

In Etonsville — einem ziemlich bedeutenden Handelsplatz am Ohio — war Sonntag, jeder Laden geschlossen, jede Kirche geöffnet, und die Stadt lag so still, so ruhig an dem leise vorbeimurmelnden „schönen Strom" *), daß es fast aussah, als ob sich auch die Bewohner des guten Etonsville ebenso friedlichen und sonntäglichen Herzens des wunderklaren Herbsttages erfreuten und das äußere Leben grade so sanft und schmeichelnd an ihrer Seele vorüberglitt, wie der im heitern Sonnenlicht funkelnde Strom, an der sorgfältig gepflasterten Dampfbootlandung ihrer Stadt.

In Etonsville war Sonntag, und die sauber gekleidete Matrone und zierlich geputzte Jungfrau, ja hier und da selbst ein männlicher Bürger der kleinen Stadt—im schwarzen Frack und etwas nach hinten gedrücktem Hut—schritten langsam über den Marktplatz hinweg, dem aus rothen Backsteinen errichteten Bethause zu. Auffallend aber war es, wie verhältnißmäßig wenig Männer heute an dem Gottesdienst Theil zu nehmen schienen, da sie doch sonst manchmal sogar die Mehrzahl der Andächtigen bildeten (es gehörte nämlich in Etonsville mit zum guten Ton, sich irgend einer Secte anzuschließen, denn nicht allein die Andacht, sondern auch die Mode hat in der Kirche ihre Vertreter). Ja selbst im deutschen Theil der Bevölkerung konnte das nicht unbemerkt bleiben, und manches grellrothe Tuch mit hohem, blumengeschmückten Hut schritt heute allein zur Kirche, in dessen Begleitung man sonst fast stets den langen blauen, bis auf die Knöchel gehenden Tuchrock, und den ausgeschweiften Filz gesehen hatte.

Aber wer biegt dort um jene Ecke, im braunen, ehrwürdigen Kleide, mit dem frommen Antlitz und den andächtig niedergeschlagenen Augen? mit dem breiträndigen schwarzen Hut und der schneeweißen Halsbinde? Es ist der Prediger der Baptistenkirche, der seinem Bethause zueilt; keinen Men-

*) Oh-ey-o — schöner Strom — der indianische Name für den Ohio.

schen scheint er zu sehen, rechts und links nur neigt er sich hinüber, wenn er die Bewegung eines abgenommenen Hutes bemerkt oder den leise gelispelten Gruß einer frommen Schwester vernimmt; da hebt er einmal flüchtig den Blick und vor ihm, kaum noch zehn Schritt von ihm entfernt, erkennt er eine andere ihm ganz ähnliche Gestalt. Aehnlich, ja — im Aeußern — in Kleid und feierlicher Haltung; aber guter Gott, wie verschieden im Innern — es war der Prediger der Methodisten-Gemeinde, und beide ehrwürdige Leute warfen sich, als sie aneinander vorüberschritten, einen Blick des tiefsten unversöhnlichsten Hasses zu, der allerdings schlecht zu ihrem Kleide des Friedens paßte, und schlugen dann die Augen seufzend zum Himmel auf, als ob sie den Rathschluß des Ewigen nicht begreifen könnten, der einem „solchen Menschen“ (denn dafür hielt Einer den Andern) zu athmen gestattete.

Was war es aber, das die Häupter der beiden Gemeinden auf so unversöhnliche Weise verfeindet hatte? war es die Religion, war es zu großer Eifer in ihrer heiligen Sache, der sie den Spruch des, von jedem verehrten Heilands „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ so ganz hintansetzen ließ? war es vielleicht gar — o entsetzlicher Gedanke — Neid — Neid in einem so frommen Herzen, daß der eine Bruder eine stärkere Gemeinde zähle wie der andere? Nein — wir thun ihnen Unrecht, in Glaubenssachen bewiesen sie sich wirklich toleranter, als es sich hätte von zwei so verschiedenen Sekten denken lassen; nein, das röthete nicht ihre Wangen im Zorn, als sie sich plötzlich einander gegenübersahen. Etwas Anderes war es, eine Krankheit, die sich der ganzen Stadt, des ganzen Staats, der ganzen ungeheuern Union bemächtigt hatte — die Politik — und das Räthsel ist gelöst, wenn wir erfahren — der Baptist war Whig, der Methodist dagegen Demokrat.

Ein neuer Präsident sollte gewählt werden — und wiederum galt es jetzt den entscheidenden Kampf, welche Parthei Sieger bleiben würde. Die Whigs ließen alle Minen springen; bei letzter Wahl, wo sie sich so schmählich in ihrem selbstgewählten Candidaten getäuscht hatten*), war wiederum für

*) Im Jahre **1841** wurden, als Candidaten der Whigs, General William Henry Harrison aus Ohio als Präsident und John Tyler aus Virginien als Vicepräsident, mit ungeheurer Majorität der Whigs gewählt. General Harrison erfreute sich aber der ihm wiederfahrenen Ehre nur einen Monat. Am 4. März war er eingesetzt worden und am 4. April desselben Jahres verschied er im „weißen Haus“ zu Washington. Nach der Constitution der Vereinigten Staaten nahm jetzt der Vicepräsident John Tyler den erledigten Stuhl ein, als aber Das, woran die Whigs bis jetzt Herz und Leben gesetzt hatten, die Bill über Errichtung einer Nationalbank im Congreß durchgegangen war, sprach zum Entsetzen seiner Parthei und zum Jubel der Demokraten, die schon alle ihre Pläne vernichtet geglaubt hatten, Präsident Tyler sein Veto darüber aus.

vier volle Jahre die Aussicht auf eine „Bank der vereinigten Staaten" vernichtet worden, all ihr damaliges Triumphgeschrei hatte sich gegen sie gekehrt — die Demokraten sangen jetzt sogar die auf sie selbst gedichteten Spottlieder, und die Whigs mußten sich mit verbissener Wuth gestehen, daß sie nur zu gut auf ihren eigenen Zustand paßten. Zwar schimpften sie auf ihren Präsidenten und nannten ihn, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, einen Verräther an Denen, die ihn mit ihrem eigenen Blut genährt, das änderte aber die einmal rettungslos verlorene Wahl nicht — Präsident Tyler mußte vier Jahre lang den Präsidentenstuhl einnehmen und das Einzige, was ihnen zu thun übrig blieb, war, in der neuen Wahl vorsichtiger zu sein und diesmal, wenn sie wieder siegen sollten, auch da zu ernten, wo sie gesäet hatten.

Die Demokraten erkannten dagegen ihrerseits ebenso gut die Nothwendigkeit, ihre besten Kräfte in's Feld zu rufen, denn die Majorität der Whigs war bei voriger Wahl zu fürchterlich groß gewesen, um sie nicht ängstlich besorgt zu machen für ihre nächsten Aussichten. Eine besondere und kräftige Stütze hatten sie übrigens in den eingewanderten Ausländern, besonders in Deutschen und Iren, von denen ein großer Theil dem Beispiele seiner übrigen Landsleute nur folgte und sich wenig darum kümmerte, was Whig oder Demokrat eigentlich meine, was jede Parthei eigentlich für Zwecke im Auge habe; es schien sich einmal von selbst zu verstehen, daß sie, sobald sie nach Amerika kämen, auch Demokraten würden.

Die Ursache davon war aber theils der Name Demokrat, der nun einmal für den Republikaner einen guten Klang hat, andererseits aber auch Das wieder, daß fast alle deutschen Zeitungen — mit sehr wenigen Ausnahmen — von Seiten dieser Parthei ausgingen, und die Deutschen, die noch kein Englisch lesen konnten, wenn sie sich über die Politik ihres neuen Vaterlandes unterrichten wollten, nur Blätter fanden, die es sich zur Lebensfrage gemacht hatten, die Sache der Demokraten zu verfechten.

Hierzu kam noch die Ueberzeugung, die sie doch in der Zeit ihres Aufenthalts gewonnen haben mußten, daß die Whigs großentheils die (Geld)-Aristokratie des Landes bildeten, und während sie dabei an die im alten Vaterlande zurückgelassenen Aristokraten dachten, denen abgeneigt zu sein sie wohl allen Grund hatten, stimmten sie ohne weiteres auf demokratische Seite.

Den Whigs blieb es nun nicht verborgen, wie sehr ihnen der Name bei vielen Ausländern schadete, sie mußten ihn aber, vieler alten Hinterwäldler wegen, die an die frühern Zeiten zurückdachten, wo Whig und Tory einander gegenüberstanden, dennoch beibehalten, da sie in deren Augen noch im-

mer die Stellung einzunehmen suchten, die jene Whigs behauptet. Um also den Anderen in etwas näher zu kommen, sich aber auch in dieser Hinsicht nichts zu vergeben, so fingen sie an, sich in vielen Blättern, wie bei manchen öffentlichen Reden, „demokratische Whigs" zu nennen.

Das reichte freilich noch lange nicht aus, ihrer Sache einen günstigen Erfolg zu sichern, die deutsche Presse mußte ebenfalls für sie arbeiten und Etonville, das mit allen Theilen des Staats, wie sogar mit allen deutschen Ansiedelungen und Niederlassungen der Nachbarstaaten in genauer und steter Verbindung stand, war von ihnen zu diesem Zweck ausersehen worden. Hier sollte eine deutsche Whigzeitung gegründet und von den amerikanischen Whigs unterstützt werden, da es zu wenig Deutsche dieser Parthei gab, um ein solches Blatt allein halten zu können.

Hierzu galt es aber nun einen Mann zu finden, der nicht allein die Mittel besaß, einem solchen Unternehmen gut vorstehen zu können, sondern der auch bei seinen Landsleuten in hinlänglichem Ansehen stand, um gewissermaßen als Leiter der Heerde zu dienen. Ihre Wahl fiel bald auf Einen, der ihnen in jeder Hinsicht genügte.

Joseph Rehbein war vor etwa acht Jahren, als ganz armer Posamentir und mit Frau und Kindern, nach Amerika gekommen, und hatte durch Fleiß und Sparsamkeit und vorzüglich durch den sorgenden Geist seiner Frau, im Anfang sein Auskommen gefunden, und sich nach und nach ein kleines Vermögen erworben, das er durch eine glückliche Speculation vermehrte und nun bald für einen recht wohlhabenden Mann galt. Da starb ihm, zu seinem Unglück, die Frau, und wenn er sich auch sein Erworbenes wohl zu wahren wußte, so war er doch selbst von Charakter zu schwach und schwankend, um nicht gar bald aus dem alten guten Gleis herauszukommen. Der Hochmuthsteufel fuhr ihm in den Kopf, er kaufte sich in Frontstreet ein Haus, richtete es brillant ein und fing an Gesellschaften zu geben, wobei er sein früheres Geschäft vernachlässigte und mehr den Rentier als Handwerker spielte.

Seine Tochter, ein liebes braves Mädchen von etwa achtzehn Jahren, fühlte recht gut, wie ihr Vater Dem, was er jetzt zu sein sich bemühte, nicht vorstehen konnte und daß Die, die an seiner Tafel zechten, ihn später auslachten und verspotteten; Rehbein aber ließ sich nicht irre machen, suchte den wohlhabenden Amerikanern, die er persönlich kannte, nachzuahmen und wurde endlich, um sich die Gunst mehrerer angesehener Häuser zu sichern, mit denen er seither in Geschäftsverbindung gestanden, ein Whig. Allerdings erstreckte sich seine ganze Kenntniß der Politik und überhaupt der Literatur einzig und allein auf das in Etonville erscheinende streng demokratische Volksblatt, aber

auch selbst dem entsagte er, als er sich auf die entgegengesetzte Parthei schlug, weil er erklärte, „solche Lügen und Verleumdungen" nicht länger durch sein Abonnement unterstützen zu wollen. Er war jedoch nur Whig dem Namen nach, machte es wie tausend der übrigen, die zu beobachten er jeden Tag Gelegenheit hatte, pries den eigenen Candidaten und lästerte die Gegenparthei. Darin lag auch weiter nichts Außerordentliches, und es gab zu viele seines Gleichen in der guten Stadt, als daß solche Aeußerungen hätten auffallen können; seine politische Meinungsänderung lenkte jedoch die Augen der Whigs auf ihn und sie glaubten bald, in ihm das Ideal eines Mannes gefunden zu haben, wie es vollkommen in ihre Pläne paßte.

So geschah es, daß er eines Morgens einen zwar unerwarteten, aber ihm ungemein schmeichelhaften Besuch erhielt; dieser bestand nämlich aus drei der reichsten und angesehensten Bürger der Stadt, in deren Kreis er sich bis jetzt vergebens bemüht hatte zu gelangen. Mit unendlicher Leutseligkeit unterhielten sich diese mit ihm, genossen freundlich die schnell herbeigebrachten Speisen und Getränke — sprachen über dies und jenes — vom Preis des Mehls und Whiskeys — von der letzten Ernte und dem möglichen diesjährigen Gedeihen der Schweine (aus denen Etonsville gar bedeutenden Nutzen zog) — und kamen dann endlich auch, nach mancher Vorbereitung und Anspielung, auf Politik zu sprechen, wobei sie ihn im Anfang ungemein lobten, daß er, erst ein eifriger Demokrat, nicht zu stolz gewesen sei, zu gestehen, er habe sich geirrt und nun mit so kräftiger Energie der Parthei diene, die er, nach bestem Wissen und Gefühl, für die rechte halte.

Herr Rehbein war entzückt, und zwei schnell aus dem Keller heraufbeschworene Flaschen Champagner bewiesen, auf welche Art sich seine Freude Luft mache; die Amerikaner ließen das auch ruhig geschehen, wurden immer gesprächiger und rückten endlich mit Dem, was sie eigentlich hierher geführt, heraus.

Herr Rehbein war wie aus den Wolken gefallen. Er, der noch in seinem ganzen Leben keine Zeile geschrieben hatte, die gedruckt worden wäre — seine stereotype Geschäftsanzeige im Volksblatt und die Bekanntmachung eines verlorenen Ueberschuhs in demselben Blatt ausgenommen — er sollte jetzt Redacteur einer Zeitschrift werden und lange politische Aufsätze schreiben! Herr Rehbein fing bei dem Gedanken ganz unmenschlich an zu lachen und Louise, das arme Kind, das ab- und zugegangen war, die unerwarteten Gäste zu bedienen, holte tief Athem, denn sie hatte schon gefürchtet, ihr Vater würde jetzt bei Allem, wozu die Amerikaner ihn benutzen wollten, unbedingt Ja sagen.

Herr Rehbein fing also unmäßig an zu lachen, nichts destoweniger verfolgten die Whigs ihre einmal betretene Bahn, denn Schwierigkeiten hatten sie zu finden erwartet. Ihre Absicht ging vor allen Dingen dahin, Herrn Rehbein die ehrenhafte Stellung einer solchen Redaction begreiflich zu machen und ihm dann zu zeigen, wie und auf welche Art er all und jede Schwierigkeit beseitigen könne. Ein junger Mann, den die Amerikaner selbst in Vorschlag brachten und herbeischaffen wollten, sollte die Hauptredaction übernehmen, d. h. die leitenden Artikel liefern und Auszüge aus den besten amerikanischen Whigblättern bringen, Herr Rehbein dagegen hauptsächlich seinen als warmen Whig bekannten Namen dazu hergeben, über das Ganze gewissermaßen die Oberaufsicht führen, und auf die zwei ersten Monate die Druckkosten auszulegen, wie das nöthige Papier aus einem hiesigen Lager entnehmen, was ihm jedoch zu dem Kostenpreis verschafft werden würde. Die Amerikaner ihrerseits versprachen dagegen das Honorar sämmtlicher bei der Redaction betheiligten Herren zu tragen, ferner alle die dazu nöthigen auswärtigen Blätter zu halten, wobei sie ihm noch ferner einen Absatz von vierhundert Exemplaren, mit vierteljähriger Vorausbezahlung eines Dollar pro Exemplar, garantirten. Ja sie erboten sich sogar, noch einen neuen Contract mit ihm abzuschließen, wenn er bis zur Wahl fände, daß er nicht auf seine Kosten käme, und dann vielleicht das Blatt gemeinschaftlich mit ihm zu übernehmen.

Herr Rehbein hatte, außer dem vorhergegangenen Wein, eine ganze Flasche Champagner getrunken, und entdeckte jetzt plötzlich etwas, was ihm bis dahin vollkommen unbekannt gewesen war: daß er nämlich in der That ein und zwar nicht unbedeutendes literarisches Talent besitze, und einer Stellung, wie die eben in Vorschlag gebrachte, allerdings vorstehen könnte. Er ging auf den Plan ein und die Amerikaner, ohne ihm weitere Zeit zu lassen die Sache nochmals zu überlegen, brachten augenblicklich alles das, was bis zu diesem Moment noch unübersteigliche Hindernisse geschienen hatte, in Richtigkeit. Einer von ihnen ging und kehrte nach kaum einer Viertelstunde mit dem jungen Deutschen — künftigen Mitarbeiter am „demokratischen Whig-Adler" zurück; ein Anderer hatte indessen Herrn Rehbein die Adressen aufgegeben, wo er das Papier zu dem versprochenen Kostenpreis erhalten solle und sich von diesem eine Anweisung darauf ausstellen lassen, wie auch, in Gegenwart der Anderen, den mündlichen Auftrag bekommen, alles Uebrige, was Satz und Druck betraf, zu besorgen; erst dann, als jeder Kleinigkeit gedacht, jedem Zweifel und Bedenken begegnet war, verließen sie, mit den Versicherungen innigster Freundschaft, den also Ueberrumpelten, und

Herr Rehbein blieb, als die Hausthür hinter ihnen zufiel, einige Minuten lang starr und schweigend stehen und schaute mit stierem Blick die grüne, goldbetreßte Kappe an, die er noch, wie er sie beim Abschiednehmen heruntergezogen, in der Hand hielt.

Das Erste, was ihn wieder ein klein wenig in die Wirklichkeit zurückrief, war Louise, sein holdes Töchterchen, das bis jetzt mit Zittern und Zagen dem Laufe des Gesprächs gefolgt, aber zu streng erzogen war, auch nur mit einer Sylbe dem Vater zu widersprechen. Jetzt aber, als ihn die Fremden verlassen und er so still, mit fieberhaft glühenden Wangen und unbeweglichem Blicke dastand, da warf sie sich an seine Brust, und der neugewonnene Redacteur bemerkte wirklich erst die Gegenwart des armen Kindes, als er das krampfhafte Schluchzen hörte und die schlanke, liebliche Gestalt der Jungfrau in seinen Armen zittern und beben fühlte.

Das ließ bei Herrn Rehbein vielleicht zum ersten Mal den Gedanken aufsteigen, daß er soeben einen recht dummen Streich gemacht, und seinen Finger in einen außerordentlich heißen Brei gesteckt habe, ohne im Stande zu sein, ihn ebenso schnell wieder herauszuziehen. Bei so unschlüssigen Menschen aber, die eigentlich keinen recht festen Willen haben, sondern, den Wetterfahnen gleich, von jedem leisen Windstoß hin und herbewegt werden, geschieht es nicht selten daß sie, wenn sie wirklich einmal Charakterfestigkeit zeigen wollen, den allerunglücklichsten Augenblick wählen und starrsinnig, sobald sie Widerstand finden, auf dem bestehen, was sie noch selbst vor wenigen Secunden mit dem größtmöglichsten Vergnügen rückgängig gemacht hätten. So geschah es mit Joseph Rehbein; — er las den leisen Vorwurf, der in dem thränenfeuchten Blick des lieben Mädchens lag — er wußte wie begründet er war, aber grade dagegen empörte sich sein stolzes Vaterherz, daß er sich von seinem eigenen Kinde solle sagen lassen, was er zu thun oder zu lassen habe. Rauher, als er es sonst gewohnt war — viel rauher, als er es grade in diesem Augenblick hätte thun sollen, drängte er die Tochter von sich, drückte sich die Mütze fest auf den Kopf, schob die Hände tief in die Beinkleidertaschen hinein, und wanderte dann mit großen Schritten vom rechten Eckfenster bis schräg durch das Zimmer zum Ofen, und von dem Ofen wieder zu dem rechten Eckfenster zurück.

Da zog es unten kräftig an der Klingel, die vor der Hausthür in einem in Bronce gefaßten Porcellanknopf entsprang und auf dem wiederum mit zierlichen Buchstaben der Name J o s e p h R e h b e i n stand; als der Eigenthümer des Knopfes und Namens aber zum Fenster hinausschaute, sah er nur eben noch wie ein junger Mann, der in letzter Zeit sehr oft sein

Haus betreten hatte, im Inneren der Flur verschwand. Der Posamentirgehülfe, der sich in schwarzem Frack und weißer Weste unten im Parlour bis dahin gelangweilt, und jetzt sehnsüchtig den heute unverantwortlich lange ausbleibenden Ruf zum Mittagessen erwartete, hatte nämlich schnell geöffnet, um jedes etwa noch eintretende Hinderniß ohne Weiteres abfertigen zu können, war jedoch keineswegs freudig überrascht, einen Menschen eintreten zu sehen, der ihm in letzter Zeit ein wahrer Dorn im Fleisch gewesen, da er sich nicht verbergen konnte, mit wie freundlichen Blicken Fräulein Louise diesen „Monsieur" unverschämt anlächele, während er selbst schon wenigstens seit drei Monaten vergebens seufzte und schmachtete.

Der Eindringling kümmerte sich aber wenig um den pomadisirten Laffen, er ließ ihn stehen und sprang mit flüchtigen Sätzen die Treppe hinauf, wo er nach schnellem Anklopfen, und ohne selbst ein „Herein" abzuwarten, die Thür öffnete, und sich nun plötzlich vor dem, mitten im Zimmer stehenden Posamentir Rehbein mit einem Hintergrund von leeren Flaschen, halbleeren Tellern und verschobenen Stühlen fand.

Das war aber grade der Mann, den sich Herr Rehbein gewünscht, seiner bösen Laune für den Augenblick einen Abzugscanal zu verschaffen. — Moritz Gärtner, zwar ein fleißiger, braver, junger Mann, — aber ein Demokrat, hatte nur zu deutlich gezeigt, daß er seine Tochter lieber sähe als andere Mädchen, und das nicht allein — nein, sogar versucht, den Vater, ihn — den reichen Posamentir Rehbein, wieder zu seinem alten politischen Glauben zurückzuführen. Die Beiden wären dabei auch wohl manchmal aneinander gerathen, hätte nicht der junge Gärtner stets zur rechten Zeit eingezügelt, um dem alten Manne, dem Vater des Mädchens das er liebte, nicht weh zu thun. Heute trat er aber mit so zuversichtlichem freudestrahlenden Gesicht in die Thür, daß ihm das sonderbare Benehmen des Alten gar nicht auffiel, (Louise hatte, als sie ihn kommen hörte, durch eine Seitenthür das Zimmer verlassen) und er wandte sich augenblicklich mit ausgestreckter Rechte und herzlichen Gruß an den ihm erstaunt in die Augen Schauenden.

— Herr Gärtner! sagte da der Posamentir, während er den Kopf zurückwarf und, anstatt dem Handschlag zu begegnen, beide Arme nur noch tiefer in seinen Taschen zu vergraben suchte — Herr Gärtner —

— Herr Rehbein, wiederholte jener etwas überrascht.

— Herr Gärtner, ich muß Sie bitten, mich mit solchen Anträgen ferner zu verschonen!

Gärtner sah ihn erst einen Augenblick erstaunt an und erwiderte dann gutmüthig lächelnd, aber doch auch etwas erröthend:

„Bester Herr Rehbein, ich habe ja noch keine Sterbenssylbe von irgend einem Antrag verlauten lassen — ich wollte ja nur —"

„Das ist gar keine Entschuldigung, junger Mann," unterbrach ihn hier, froh einmal im Gleis zu sein, der Erhitzte — „das ist gar keine Entschuldigung — ich weiß recht gut was Sie wollen, ohne daß Sie vorher eine lange Rede halten — Sie wollen meine Tochter — Sie wollen meinen Glauben — Sie wollen mich selbst von Pflicht und Recht abtrünnig machen — Sie sind ein Verführer. Doch ich bin Gott sei Dank Mann genug, um zu wissen was ich zu thun habe — noch in dieser Woche soll die Stadt erfahren, wie ich denke und welche Kraft ich dem, was ich denke, zu geben weiß — und was meine Tochter betrifft —"

„Aber bester Herr Rehbein —"

„Lassen Sie mich ausreden, Herr!" — schrie der Posamentir, der sich jetzt in eine förmliche Extase hineingearbeitet hatte — „und was meine Tochter betrifft, so muß ich Ihnen nur hiermit sagen, daß ich sie keinem Menschen geben werde, der da mir nichts, Dir nichts hergelaufen kommt und mit seinen demokratischen Principien prahlt. — Meine Tochter ist für einen ruhigen, nüchternen Mann bestimmt, der — vor allen Dingen nicht allein sein Brod hat, sondern auch — sondern auch weiß, was er seinem neugewählten Vaterland schuldig ist — der einsieht, daß wir nur durch eine Nationalbank den Handel und den gesunkenen Credit des Landes wieder heben können und nicht grade im Gegentheil trotzig daran arbeitet, Alles das wieder umzustoßen, was treuherzige und wackere Patrioten, selbst mit Aufopferung ihres eigenen Interesses, gethan haben."

Der Posamentirgehülfe, der sich draußen vor der Stubenthür, mit dem Ohr fest gegen das Schlüsselloch gelegt hatte, rieb sich schmunzelnd die Hände und wurde vor Freude ganz roth im Gesicht. —

„Mein guter Herr Rehbein," nahm jetzt, als sich dieser würdige Mann erschöpft ob der langen Rede auf einen Stuhl geworfen hatte, Jener ruhig das Wort — „es ist ein altes Capitel, was wir schon so oft und so zwecklos durchgedroschen haben, daß es sich kaum der Mühe verlohnte noch einmal damit zu beginnen; ich komme wegen ernsterer Angelegenheit hierher — Ich liebe Ihre Tochter, habe mein gutes Auskommen — werde von ihr wieder geliebt und halte hier förmlich und rechtschaffen um ihre Hand an. Was unsere politische Meinung anbetrifft, so wollen wir die viel lieber ruhen lassen, als daß sie meinem Glücke ein Hinderniß werden sollte; — ich bin

allerdings mit Leib und Seele Demokrat — wollen Sie aber Whig sein — auch gut — es muß überdies eine zweite Partei geben, sonst fiele ja die ganze Opposition weg, und Opposition ist, wie Sie recht gut wissen, die Seele der vereinigten Staaten. Später hoffe ich dann auch noch einmal die Zeit zu erleben, wo Sie von Ihrem Irrthum —"

„Nun hab' ich's satt" — platzte auf einmal Herr Rehbein heraus, der indessen wie auf Nadeln gesessen zu haben schien und unwillig aufsprang. „Herr! Sie sind ein unverschämter Mensch, und je eher Sie sich wieder entfernen, desto angenehmer ist mir's. Was meine Irrthümer anbetrifft — die gehen Sie — thun Sie mir den Gefallen und besuchen Sie mich auf ein ander Mal."

Herr Rehbein brach hier kurz ab, und wandte dem wirklich überraschten Werber den Rücken.

„Aber Herr Rehbein," sagte Gärtner nach kurzer Pause — „ich frage Sie ja nicht nach Ihrer politischen Meinung — ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter, und dieser wird es wahrlich gleichgültig sein, ob der, den sie liebt, für Clay oder Polk stimmt."

„Aber mir ist es nicht gleichgültig, Herr!" fuhr hier Herr Rehbein wieder auf, „mir, ihrem Vater, mir, der auf ihr einstiges Wohl zu sehen hat; und einen Mann, der so verblendet gegen die Interessen der vereinigten Staaten ist, daß er für einen Menschen wie diesen Polk stimmen kann, den halte ich auch nicht für fähig, meine Tochter glücklich zu machen. Also wie gesagt, mein Herr, besuchen Sie —"

„Wenn ich also meine Meinung änderte" — unterbrach ihn hier Gärtner, „wenn ich das Whigticket stimmte — würde das Sie bewegen, mir Ihre Tochter zu geben?"

„Auf jeden Fall würde ich mir dann die Sache, die dadurch in ein viel günstigeres Licht träte, überlegen" — sagte Herr Rehbein, und blieb sinnend stehen, denn in diesem Augenblick fiel es ihm wieder ein, welches Ziel er sich ja von nun an gesteckt habe, und wie er vielleicht gar schon die erste Viertelstunde seines neuen Berufs zu glücklicher Bekehrung eines nicht unbedeutenden Gliedes der Gegenpartei verwenden könne. Er ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab und hielt dann plötzlich vor dem jungen Mann, der ihm lächelnd in's Auge schaute und seiner Hand willig den einen Rockknopf überließ, an dem Herr Rehbein jetzt an zu drehen fing.

„Hören Sie 'mal, Gärtner," sagte er dabei, und sein ganzes Wesen hatte sich auf eine zwar sehr schnelle, aber höchst günstige Weise verändert — „das war ein recht gescheidter Gedanke von Ihnen — werden Sie

Whig — helfen Sie mir mit an meinem neuen — ich wollte sagen, arbeiten Sie so eifrig für die Sache der Whigs, wie bisher für die der Demokraten und — und ich denke, wir werden noch recht gute Freunde zusammen. Sie sind sonst ein herzensguter Mensch und sollten ja doch auch ein Einsehen haben, was unseren Interessen am meisten zusagt. Sehen Sie, Polk — nun ja, unter uns, ich habe nichts gegen ihn, er mag es wohl ganz gut meinen und es gab einmal eine Zeit, wo es mir selbst recht gewesen wäre, wenn er auf dem Präsidentenstuhl gesessen hätte — aber was ist Henry Clay dagegen für ein Mann —

„Ein Spieler,“ unterbrach ihn Gärtner ruhig lächelnd. —

„Unsinn“, sagte Herr Rehbein, fast ärgerlich — „gehören Sie auch mit zu dem Klatsch, der es einem Mann vorwirft, wenn er ein Spiel Karten in die Hand nimmt? —“

„Und ein Bowieknife*)“ — lächelte Gärtner. —

„Bowieknife — Besenstiel, hätte ich bald gesagt“ — zürnte Herr Rehbein — „Henry Clay ist ein viel zu vernünftiger Mann, als sich mit so spitzen Dingern zu duelliren oder gar auf sich schießen zu lassen. So machen's aber die Herren Demokraten — der Eine ist ihnen zu wild, der Andere zu zahm — der Eine soll nicht spielen, der Andere nicht beten und am Ende wissen sie selber nicht, was sie wollen. Nein, lieber Gärtner, da nehmen Sie sich ein Beispiel an mir. Sehen Sie — Sie werden mir doch gewiß nicht abstreiten, daß ich auch eine politische Meinung habe — aber ich bin

---

*) Die Demokraten warfen Henry Clay — dem Candidaten der Whigs, viele Sachen vor, die ihn einer solchen Stellung unwerth machten — er sollte ein Spieler und Duellist sein und schon das letztere würde, wenn erwiesen, hinlänglich gewesen sein, ihn von dieser ersten Stelle der vereinigten Staaten auszuschließen, da alle Beamten, also auch der Präsident, bei ihrem Antritt schwören müssen, daß sie sich noch nicht im Bereich des Staates — wenn sie in einen einzelnen Staat eintreten, sonst aber im Bereich der Union schon mit tödtlichen Waffen duellirt haben, was bei Henry Clay, obgleich er es leugnet, allerdings geschehen sein soll. Er hätte also, wenn gewählt, entweder abgewiesen oder meineidig werden müssen. Das „Louisville Jaurnal“ ein streng demokratisches und sehr bedeutendes, viel gelesenes Journal, brachte z. B. in der Wahlzeit ein Blatt seiner Zeitung blank, und auf der einen Seite die Gestalt Henry Clay's von den Worten „Spieler — Mörder — Duellist gebildet, während vor ihm ein Tisch mit einem Spiel Karten, einem Bowieknife (großem amerikanischen Messer) und einer Pistole, stand. Auf der anderen Seite desselben Blattes war Henry Clay wiederum abgebildet, wie ihn Teufel in den höllischen Abgrund hinabreißen wollen, während ihn Frelinghuysen (der Candidat für die Vicepräsidentschaft und als Pietist bekannt) zurückzuhalten sucht und dabei ängstlich betet. Die Whigs lieferten natürlich ähnliche Spottbilder, und zwar in wahrer Unzahl, auf die Candidaten der Gegenpartei.

auch vernünftig — ich habe die Augen dabei offen, und sehe, wie es andere gescheidte Leute machen — ich bin nicht blind gegen unsere eigenen Fehler. Die Whigs sind gar nicht so schlimm, wie sie von den Demokraten gemacht werden — es sind ächte Republikaner — lesen Sie nur einmal in der alten amerikanischen Revolution, wie sich damals die Whigs gegen die Torys geschlagen haben; — und dann wollen sie ja nur das Beste der vereinigten Staaten. Weshalb sind die Demokraten überhaupt stets so gegen eine Nationalbank? — wäre die nicht zehntausendmal besser, als daß jetzt jeder Lump Bankdirector werden und seine Wische ausgeben kann? heh? würden wir so viele Bankerotte haben, wenn die Union selbst die Geldkasse unter dem Arme hätte? Nein — das würden wir wohl bleiben lassen. Und was die Demokraten nur mit ihrem unsinnigen nach Silber und Gold Schreien wollen — das können sie ja behalten — meinetwegen mögen keine Banknoten unter funfzig Dollar ausgegeben werden —"

„Und das ginge die armen Leute dann gar nichts an" — unterbrach ihn lachend der Gärtner — „es kommt selten vor, daß ein armer Mann etwas an einer funfzig Dollar-Note verliert, und die Reichen, i. e. die Whigs wären allein dabei interessirt. Aber Sie vergessen, Herr Rehbein, daß die Demokraten hauptsächlich deshalb gegen eine Bank der vereinigten Staaten sind, weil sie nicht wollen, daß der Präsident, und wenn er auch von ihnen selbst gewählt worden, Schwert und Geldsack zu gleicher Zeit in der Hand trägt."

„Das wäre aber noch das Wenigste — ich, meines Theils begreife gar nicht, wie ein Deutscher, der es wirklich mit den Interessen seiner Landsleute hält, eine Sache vertheidigen kann, die alle Ausländer, vorzüglich aber grade die Deutschen, unter die Füße zu treten sucht. Die „Natives", wie sie sich selbst nennen, sind sämmtlich Whigs und was ist ihre Absicht mit den Einwanderern? sie wollen, daß Ausländer erst ein volles Mündigkeitsalter in den vereinigten Staaten erlangen, daß sie sich ein und zwanzig Jahre darin aufgehalten haben sollen, ehe sie Bürger werden und damit die Rechte amerikanischer Bürger gewinnen können; sie wollen, zu Gunsten der hier Geborenen, die Fremden drängen und drücken, und doch sind es grade nur die Fremden — nur fremde Hände, nur fremdes Gold, dem Amerika seine gewaltigen Bauten — seinen ungeheueren Verkehr und dadurch seinen Reichthum verdankt. Größtentheils Deutsche und Irländer arbeiten in allen Kohlenbergwerken, an allen Straßen, an allen Canälen und Eisenbahnen — im hohen Norden, an den von eisigen Winden durchtobten Prärieen, wie im Süden, in den warmen pesthauchenden Sümpfen der Niederungen. Aus-

länder waren es sogar größtentheils, die damals, in den Schlachten der Revolution, die amerikanische Freiheit mit erkämpfen halfen und somit ihren Landsleuten ein volles Recht erwarben, Theil an den segenbringenden Folgen derselben zu nehmen. Ich brauche Ihnen hier nur die Namen von Lafayette, Kosciusko, Pulaski, de Kalb und Steuben zu nennen. Die „Natives“ fürchten aber ihre eigenen, selbstischen Interessen gefährdet zu sehen, fürchten die Concurrenz der fleißigen Deutschen und Iren und bedenken nicht oder wollen nicht bedenken, daß noch Millionen Acker Landes grade des Ausländers harren, der jene Waldstrecken lichten, jenen Boden bebauen soll, um die öde Wildniß in Nahrung spendende Getreidefelder zu verwandeln.“

„Doch genug, genug von sämmtlichen Streitfragen, die alle vier Jahre so unausweichlich an der Tagesordnung sind — ich lebe und webe jetzt nur in Politik und bin wirklich froh, wenn ich einmal auf Augenblicke etwas Anderes zu hören bekomme. Ueberdies führte mich das viel zu weit von meinem eigentlichen Zwecke ab. Ich kam hierher, Sie, mein guter Herr Rehbein, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten — Louise liebt mich, und ich weiß, Sie sind so wenig eifriger Politiker, um eine kleine Meinungsverschiedenheit da feindlich eintreten zu lassen, wo das Glück Ihres einzigen Kindes auf dem Spiele steht!

„Sie leben und weben jetzt nur in Politik?“ sagte Herr Rehbein plötzlich, dem die vorhin geäußerten Worte aufgefallen — „wie habe ich das zu verstehen? wie so leben Sie darin?“

„Insofern“, erwiderte Gärtner, „als ich für jetzt der Politik meine ganze Zeit widme. Die Whigs sind nämlich, wie ich aus sicherer Quelle weiß, gesonnen, eine deutsche Whigzeitung zu gründen und haben nur bis jetzt noch keinen Deutschen finden können, der thöricht genug gewesen wäre, auf ihre Bedingungen einzugehen, da man ja schon weiß wie sie nach der Wahl ihre Versprechungen halten. Um aber jeden solchen Versuch, wenn er wirklich in Ausführung käme, auch mit aller uns zu Gebote stehenden Kraft zurückzuweisen, so wollen wir unserem Volksblatt eine größere Ausdehnung, einen größern Aufschwung geben und ich bin deshalb zum Mitredacteur erwählt worden. Schwerlich finden übrigens die Whigs einen Menschen, der, albern genug, ihren Worten glaubt, obgleich der liebe Gott allerlei wunderliche Kostgänger hat und es schon möglich wäre, daß dennoch irgend ein blinder Thor —“

„Herr — jetzt hab' ich's satt!“ schrie Herr Rehbein mit dem Fuße stampfend, während er dabei so roth im Gesicht wurde, als ob er eine halbe Stunde zu seinem ganz eigenen und besondern Vergnügen auf dem Kopfe

gestanden hätte. „Schon einmal habe ich Ihnen zu verstehen gegeben, daß mir Ihr Besuch nicht angenehm ist; jetzt, wenn Sie denn das nicht verstehen, was man durch die Blume sprechen nennt, so hören Sie's mit einfachen, klaren Worten, daß Sie sich packen sollen. Augenblicklich verlassen Sie mein Haus, und die Stunde, in der Sie Ihre verhaßte Sohle wieder auf meinen Teppich setzen, soll ver—"

Er beendete seine Rede nicht, denn eine weiche Hand legte sich leise, aber fest auf seine Lippen und sein holdes Kind rief bittend: „Vater! Vater!"

Herr Rehbein schämte sich wahrscheinlich seiner Aufregung und wandte sich ab; Gärtner aber, der etwas erwidern wollte, wurde durch eine flehende Gebehrde der Jungfrau daran gehindert, blieb wenige Secunden lang, seinen Hut in wahnsinniger Geschwindigkeit zwischen den Fingern drehend, stehen, warf dann Louisen einen halb ärgerlichen, halb launigen Abschiedsgruß zu und verließ schnell das Zimmer. Er wußte, was für ein sonderbarer alter Kauz Rehbein war und hoffte ihn in anderer Zeit geneigter zu finden.

Schon vor der Thüre dämmerte aber eine Ahnung Dessen in ihm auf, was wohl eigentlich in so gewaltigem Grade Jenes Unwillen erregt haben konnte, denn dort begegneten ihm mehrere Drays (zweirädrige Güterkarren), die eine Druckerpresse, verschiedene schwere Kasten, die augenscheinlich Lettern enthielten, kurz alles Das herbeischafften, was zu einer Druckerei gehörte: und als gleich hintennach auch zwei Amerikaner das Haus betraten, die als die eifrigsten Whigführer der guten Stadt bekannt waren, so durfte er den neuen Charakter seines Schwiegervaters in spe nicht länger bezweifeln, wenn er auch eigentlich nicht recht begriff, wie der Alte, der doch weder Pulver noch Watte erfunden hatte, im Stande sein sollte, einem solchen Unternehmen vorzustehen.

Er kannte allerdings die nähern Verhältnisse nicht, wußte nicht, daß Rehbein nur dahingestellt war, mit seiner eigenen Kasse die größten Kosten zu decken und den bekannten deutschen Namen herzugeben, da es sich voraussehen ließ, daß wenig Deutsche darauf eingehen würden, wenn ein Unbekannter — ein Amerikaner — das Ganze geleitet hätte. Der junge Mann übrigens, der die wirkliche Redaction des „Demokratischen Whig-Adlers" übernahm, war mit dem Bankdirector von Etonsville nahe verwandt und förderte, im Interesse der Whigs, mehr noch das eigene — wodurch er ihnen volle Bürgschaft leistete, der Sache mit allem nur möglichen Eifer vorzustehen. Dabei versäumten sie aber nicht, dem guten Rehbein bei jeder nur möglichen Gelegenheit in all seinen kleinen leicht abgemerkten Schwachheiten zu schmeicheln. Er wurde in ihre Gesellschaft gezogen, dort drängten sich die

Damen um ihn und dankten ihm, daß er so wacker und unerschrocken für die rechte Sache kämpfe — in allen englischen Whigblättern stand sein Lob, der „demokratische Whig-Adler" wurde überall auf das dringendste empfohlen und Rehbein's Name fast mehr genannt, als der des zukünftigen, wenigstens noch zu hoffenden, Präsidenten.

Vor seinen Augen eröffnete sich jetzt eine ganz neue Carrière; er gewann Selbstvertrauen — er mußte es ja gewinnen, wenn er nur die Hälfte, nur den zehnten Theil von Dem glauben wollte, was man ihm Alles sagte, was man an ihm Alles pries, und er fing schon an, es ganz wahrscheinlich zu finden, daß er, sobald die Whigs gesiegt und Henry Clay in das weiße Haus zu Washington hineingebracht hatten, in diesem einen dankbaren Anerkenner seiner Verdienste und Bemühungen, wie den Lohn für seine nicht geringen Opfer finden würde. Der neue Präsident konnte ja auch nichts Besseres thun, als die bis jetzt sämmtlich von Demokraten besetzten einträglichen Stellen und Aemter an seine Whigfreunde zu vergeben, und gehörte nicht Joseph Rehbein zu den wärmsten, thätigsten derselben?

Joseph sah sich schon als „Post-Master-General" mit 6000, oder als Oberrichter mit 5000, oder doch wenigstens als Congreßmitglied mit acht Dollars pro Tag, träumte von Ruhe und Glückseligkeit — sah seine Tochter an irgend einen Grafen oder europäischen Fürsten verheirathet und warf das schöne Geld wahrhaft zum Fenster hinaus, um nur jetzt die Sache der Whigs, die seine eigene geworden war, zum Sieg zu führen.

So vergingen ihm mehrere Monate in einem wirklichen Taumel, er kam gar nicht mehr zu sich selbst und die Präsidentenwahl war vor der Thüre, ehe er's sich versah. Gärtner dagegen arbeitete wacker und rüstig an seinem Volksblatt, wenn er aber auch nicht vermeiden konnte, den „Demokratischen Whig-Adler" anzugreifen, so hütete er sich doch wohl, jemals Rehbein's Namen dabei zu nennen, er kämpfte nur stets gegen den „Schreiber des und des Artikels" und wußte recht gut, daß sich der vorgeschobene Redacteur dadurch nie getroffen fühlen konnte.

Der „Demokratische Whig-Adler" hatte jetzt seinen Glanzpunkt erreicht; im letzten Monat des ersten Vierteljahrs war eine nicht unbedeutende Auflage total vergriffen, und wenn auch dadurch die ersten, natürlich sehr bedeutenden Auslagen noch nicht gedeckt werden konnten, so versprach das Blatt doch für die Zukunft Außerordentliches. An Manuscript war dabei Ueberfluß, von allen Seiten strömten die Artikel herbei, die freilich größtentheils Schmähungen gegen die demokratischen Candidaten und gegen den alten Veteran General Jackson, der sich ihrer so thätig annahm, oder ungeheure Lobpsalmen

auf die eigene Parthei enthielten, dadurch aber grade um so mehr das Publicum interessirten, da sich dieses am liebsten an Schmähungen ergötzt, wenn es auch den Urheber derselben verachtet. Herr Rehbein schwamm in einem Meer von Wonne, er war plötzlich der Löwe von Etonsville geworden und sein Triumph, als die Whigs, zuerst in der Stadt, und dann sogar im County die Majorität bekamen, kannte keine Grenzen.

An demselben Abend erhielt er einen sehr schön gearbeiteten silbernen Becher mit der Aufschrift:

„Dem tapfern Vertheidiger amerikanischen Rechts — dem wackern Redacteur des „Demokratischen Whig-Adlers" Joseph Rehbein, zum Andenken an seine Whig-Freunde. 1844."

Das war zu viel! An dem Abend hielt Herr Rehbein seine erste Rede, noch dazu in englischer Sprache, und nichts Aufmerksameres und Ernsthafteres hätte sich denken lassen, als die Versammlung seiner amerikanischen Zuhörer, von denen jeder Einzelne gern vor Lachen gestorben wäre. Herr Rehbein floß aber ganz von Entzücken und Dankbarkeit über und blieb plötzlich, da es ihm an Worten und Athem fehlte, so total stecken, daß er auch keine Sylbe weiter herausbringen konnte. Ein Amerikaner sprang ihm indessen hülfreich bei und fuhr in der begonnenen Rede fort, Sprache und Gesten des eben abgetretenen Deutschen nachahmend, insoweit das nämlich möglich war, ohne dessen Verdacht zu erregen, und war auch so glücklich in seiner Imitation, daß bald lauter Jubel den Sprechenden unterbrach, der sich nun in Rehbein's Namen für den so freigebig gespendeten Beifall bedankte.

Die traurigen Folgen dieses so künstlich, aber doch krankhaft aufgebauten Systems sollten jedoch nicht ausbleiben. Das County hatte allerdings die Majorität und sandte seinen Whigrepräsentanten nach dem Gouvernementssitz des Staats ab, aber der Staat selbst blieb demokratisch und jetzt, wie ein Unglück nie allein kommt, liefen auch von allen Seiten ungünstige Berichte aus andern Staaten ein, an denen man bis jetzt fast nicht einmal gezweifelt hatte. Die Aussichten für Henry Clay verringerten sich mehr und mehr — schon sah man auf Seiten der Whigs mit banger Furcht einer Entscheidung entgegen; dagegen wurden die Demokraten immer übermüthiger und zuversichtlicher und häufige Zänkereien, die nicht selten sogar ein blutiges Ende nahmen, verriethen, wie die Gemüther mehr und mehr gegen einander erbittert wurden.

Da brach der verhängnißvolle Tag der Entscheidung an. Die Post war gekommen — die Briefe wurden ausgegeben, und siehe da — Herr Rehbein glaubte, der Schlag rühre ihn — James K. Polk war Präsident der Ver-

einigten Staaten von Nordamerika, — Henry Clay hatte auf's Neue der Majorität weichen müssen. Die demokratischen Blätter triumphirten; frühere, auf Polk und General Jackson gesungene Spottlieder, wurden umgedreht und Pasquille auf die besiegten Feinde daraus gemacht; Processionen zogen durch die Straßen, mit Neger-Musikanten voraus, die den Jankee-Doodle spielten, und flatternde Fahnen und bunt colorirte Sinnbilder, wie die lauten Hurrahs und das Jubelgeschrei der Menge, verkündeten die ganze ausgelassene Fröhlichkeit der jauchzenden Schaar.

Die Whigs dagegen verhielten sich sehr ruhig und wichen, so viel sich das irgend thun ließ, solchen Zügen aus, da es nicht selten vorkam, daß sie von den Uebermüthigen auf das Gröbste beleidigt wurden. Herr Rehbein besonders, der die Rache der Sieger fürchtete, schloß sich in sein Haus ein und gab Befehl, Niemanden, wer es auch sei, einzulassen; der erste Sturm, der erste Freudenrausch der siegreichen Parthei sollte so vorübergehen, nachher hoffte er die Gemüther ruhiger zu finden, und beschloß dann auch mit seinen amerikanischen Freunden zu bereden, welche Schritte jetzt gethan, welche Maßregeln ergriffen werden müßten, das Unvermeidliche zu ertragen, und einer neuen Niederlage in Zeiten zu begegnen und vorzubeugen.

Mehrere Wochen verstrichen so und der „Demokratische Whig-Adler" war in letzter Zeit noch besonders thätig gewesen, die demokratische Parthei falschen Spiels — ungesetzlicher Wahlen &c. &c. zu beschuldigen, so daß Herr Rehbein selbst einige Male erschrak, als er solche Artikel mit „Joseph Rehbein, verantwortlicher Redacteur" unterzeichnet fand, die man ihm auch nicht einmal, weder im Manuscript noch in der ersten Correctur, vorgelegt hatte. Als er aber seinen jungen „Mitarbeiter", wie er ihn nannte, eines Morgens zur Rede setzen wollte, war dieser nirgends zu finden und auch, sonderbarer Weise, keiner seiner frühern Gönner und Freunde, bei denen er sich nach ihm zu erkundigen gedachte, zu Hause, obgleich es draußen stürmte und wetterte, daß man nicht gern einen Hund auf die Straße gejagt hätte. Joseph Rehbein merkte zwar noch immer nichts, er hatte keine Ahnung, daß er jetzt von Denen verlassen sein sollte, die ihn erst vor wenigen Wochen fast auf Händen getragen, und doch kamen jetzt Beweise auf Beweise, die ihn zuerst nur stutzig machten, bald aber die unabweisliche Ueberzeugung aufdringen mußten, daß sein Reich vorüber und er selbst blos, vor der Wahl, als Einschiebsel benutzt worden sei, die Interessen einer Parthei zu fördern, die sich um seine eigene Person nicht einen Pfifferling kümmerte.

Das erste Vierteljahr seiner Zeitschrift, was ziemlich von Allen pränumerando bezahlt worden, war abgelaufen, aber kein Wort wurde vom Wei-

terhalten des Blattes erwähnt, kein Cent auf ein neues Abonnement gesandt; dagegen griffen ihn alle demokratischen Blätter, seiner „Verläumdungen" wegen, wüthend an — man drohte ihm sogar von verschiedenen Seiten mit einem Injurienproceß, und als er jene Amerikaner, die ihn zu alle diesen Schritten verleitet hatten, um Beistand ansprach, ihn nicht allein gegen seine Angreifer zu vertheidigen, sondern auch, versprochenermaßen, einen Theil der Schulden zu tilgen, die er allerdings auf seinen Namen, aber doch ihretwegen gemacht hatte, betrugen sich diese entsetzlich kalt gegen ihn und meinten, fast einstimmig, „nur seiner gänzlichen Unfähigkeit ein vernünftiges Blatt zu redigiren, habe er es zu danken, daß er sich jetzt so glänzend blamirt hätte, denn selbst die Whigmajorität dieses County's sei nur ihren eigenen endlosen, unermüdlichen Bestrebungen, nicht aber seinen faden Aufsätzen zuzuschreiben."

Armer Rehbein, Du mußtest jetzt nicht nur ganz allein sämmtliche eingehende Rechnungen bezahlen, das wäre noch zu ertragen gewesen, aber nun auch noch solchen Hohn, — kein einziger Aufsatz war von seiner Feder — das war zu viel. Er hatte seine ganze Zeit, ja, wie sich jetzt herausstellte, sogar mehrere tausend Dollars, der Sache der Whigs geopfert, sein Name war dabei in allen deutschen und englischen Blättern lächerlich und schlecht gemacht, seine früheren Freunde wandten sich ab von ihm, seine Feinde triumphirten und drohten ihm mit Processen, und grade die Blätter der Whigs, die ihn bisher so unablässig gepriesen, so warm empfohlen hatten, waren jetzt, als er ganz unschuldiger Weise einige sehr bösartige Schmähartikel auf die Demokraten gebracht, die ersten, welche den Stab über ihn brachen und das „ihre Sache entwürdigen" nannten, obgleich sie unter der Hand selbst die Urheber jener Artikel gewesen und nun heimlich in's Fäustchen lachten, ihre Absicht gelungen zu sehen, während sie dabei noch mit ihrer Unparteilichkeit prahlen konnten.

Rehbein fing an eine wahre Wuth auf die Whigs zu bekommen; mit verbissenem Ingrimm hatte er soeben wieder einen schmählichen Aufsatz gegen sich selbst, in dem Cincinnati Republican gelesen und zerknitterte nun das unschuldige Papier in der zornig geballten Faust, als es leise an die Thür klopfte und auf sein ärgerlich ausgestoßenes „Herein" wer anders als der wohlfrisirte und sorgfältig gekleidete Posamentirgehülfe hereintrat, der den „Herrn Principal" um ein kurzes Gehör bat.

Was war der Inhalt seiner Rede?

„Er selbst — sonst ein eifriger Demokrat, hatte der Beredtsamkeit in Herrn Rehbeins „Demokratischem Whig-Adler" nicht länger widerstehen kön-

nen; er sei von nun an selbst ein so eifriger Whig, wie Henry Clay, verachte die demokratischen Principien gründlich — besitze ein kleines Capital von einigen hundert Dollars und bitte um die Hand der schönen Louise, der liebenswürdigen Tochter seines verehrten Herrn Principals."

Zu jeder anderen Zeit würde Herr Rehbein den verehrten Posamentirgehülfen, dem er überdies seines schleichenden Wesens wegen nicht besonders grün war, einfach zur Thür hinausgewiesen haben, in diesem Augenblicke aber, wo Zorn und Rache gegen die Whigs sein Herz erfüllte, kam ihm der Antrag so unerwartet, so überraschend, daß er, wirlich starr vor Verwunderung, mehrere Secunden lang ruhig und unbeweglich, das zusammengeballte Zeitungsblatt immer noch in der Hand, stehen blieb und seinem freundlich lächelnden Gehülfen in die Augen schaute, bis dieser, dem das lange Schweigen etwas unheimlich vorkommen mochte, seine Hand ergreifen wollte. Kaum hatte er diese jedoch berührt, als damit auch der Zauber gebrochen schien, der ihn bis dahin befangen gehalten hatte. Mit einer Zungengeläufigkeit, wie er sie noch nie, selbst nicht im heißesten politischen Kampf, bewiesen, nannte er den — jetzt seinerseits verblüfft Dastehenden — einen albernen Laffen und Holzkopf, der nicht wisse, was er wolle, über den anderen, gab ihm die Erlaubniß, sich augenblicklich aus seinem Hause zu scheeren und warf ihm zuletzt, mit einem kurz und heftig herausgestoßenen „'pfehle mich Ihnen," die zusammengeknitterte Zeitungskugel vor die Füße.

Noch an demselben Tag verließ der beleidigte Posamentirgehülfe das Haus und in der nächsten Woche sogar Etonsville; vorher aber schrieb er noch einen urgroben Brief an seinen früheren „verehrten Principal" und enthüllte ihm nun in boshafter Schadenfreude alles das, was man von ihm in der Stadt rede — wie er sich blamirt habe und wie er von den Whigs an der Nase herumgeführt sei, was er nur seiner eigenen Bornirtheit danken möge. Er ging dabei so auf die kleinsten Details ein, suchte Alles mit solcher unermüdlichen Sorgfalt hervor, was Herrn Rehbein kränken mußte, daß dieser in dem zwar boshaft geschilderten, aber dennoch ziemlich treuen Bild der verflossenen Monate, plötzlich klar und deutlich sah und erkannte, welch ein entsetzlicher Thor er gewesen und wie er einer Partei zum Spielzeug gedient hatte, die ihn jetzt, als sie seiner nicht mehr bedurfte, verächtlich bei Seite warf.

Der Brief, so sehr er ihn im Anfang erbitterte, war dennoch von segensreichster Wirkung. Er schämte sich jetzt zuerst ein solcher Thor gewesen zu sein, daß selbst ein so erbärmlicher Mensch, wie dieser Posamentirgehülfe war, sich über ihn lustig machen und ihn verhöhnen durfte — er sah ein,

wie unrecht er an seinem Kinde gehandelt, von dem seit jener Zeit alle Freude und Heiterkeit gewichen, und er hätte, wie der Strauß, seinen Kopf in einen Dornbusch verstecken mögen, wenn er daran dachte, was Etonsville und vor allen Anderen, was Gärtner von ihm denken mußte. Gärtner dachte aber gar nicht so schlimm von ihm, als sich, vernünftiger Weise, nach allem Vorgefallenen hätte erwarten lassen; er kannte den Alten und seine Schwachheiten zu gut und vermuthete hierdurch nicht ohne Grund seine gänzliche Heilung und Besserung.

In wieweit er recht gehabt, mag uns, wenn wir zwei Jahre überspringen, ein Blick auf eine kleine, aber freundliche Plantage, im Herzen von Kentucky lehren, wo wir vor der Thür des wohnlichen, von schattigen Fruchtbäumen umgebenen Herrenhauses, unseren alten Bekannten, Herrn Joseph Rehbein wiederfinden, der, auf dem linken Knie einen kleinen lärmenden Enkel hält, dem er mit wahrem Vaterstolz in die blauklaren Augen schaut und es gar nicht zu beachten scheint, wie sich die Eltern des lieben Kleinen, leise und lächelnd ihm nähern, bis das junge schöne Weib endlich ihren Arm um seinen Nacken legt und dem schmunzelnden alten Mann den Morgenkuß auf die Stirne drückt.

„Bist Du Whig oder Demokrat, James," rief da der junge Farmer, und hob lächelnd den Sohn in seine Arme empor — „sag — hältst Du's mit einer Vereinigten Staaten-Bank, oder mit dem baaren Gelde?"

Das Kind strampelte jauchzend mit den Füßen und lallte, während er mit den kleinen runden Aermchen des Vaters Nacken umschlang.

„Papa — Kuchen haben — Kuchen haben."

„Es ist nur gut, daß James gescheidter ist, wie Du," meinte der Alte ernstkomisch — er ist über Politik erhaben — er will nur Kuchen, ob der aber mit baarem Geld oder Shinplasters*) gekauft wurde, ist ihm gleichgültig. Nimm Dir ein Beispiel an James und bekümmere Dich lieber um Deine Farm, als um die nichtsnützige Politik."

„Und wenn nun Alle so dächten?" lächelte Jener.

„Es wäre ein Glück," seufzte Herr Rehbein, Gärtner aber setzte den Kleinen nieder und erwiederte dabei mit der ausgestreckten Hand das junge Weib an seine Brust ziehend:

„Nein, Großvater, das wäre kein Glück — unsere Rechte müssen wir

*) Shinplasters, der amerikanische Spottname für jene kleinen unbedeutenden Banknoten, die in Philadelphia sogar bis zu 5 Cent und in den übrigen Staaten bis zu 6¼ Cent ausgegeben wurden.

uns wahren, unsere Freiheiten vor jedem Angriff schützen, sonst verdienten wir nicht den Namen Republikaner, und versänken allgemach wieder in den alten Schlamm einer despotischen Monarchie zurück, von der uns, Gott sei Dank, die starken Arme unserer Väter befreit haben. Aber die Zeiten wollen wir uns nur nicht selbst schwer machen mit kleinlichen Intriguen und endlosen Zänkereien; in Fried und Eintracht wollen wir leben und mag dann Whig oder Demokrat an der Spitze stehen, das Volk hat die Augen offen und ist nicht wie ein blindes Roß, das willenlos dem angelegten Zügel folgt und nur vorwärts springt, wenn es den scharfen Sporn und die Peitsche fühlt. James ruft jetzt allerdings blos nach Kuchen, wenn er aber einmal größer und verständiger wird, so hoff' ich, daß er auch zu wissen verlangt, womit der bezahlt wurde, denn er hat dann ein Recht darnach zu fragen; bis dahin aber —"

„Laß ihn um Gotteswillen keine Redaction einer deutschen Zeitung übernehmen," unterbrach ihn Herr Rehbein lachend — und wenn's auch nur seines alten Großvaters wegen wäre.

„Nein — bis dahin nicht," erwiderte Gärtner, „ist er aber herangewachsen und zu Verstand gekommen und fühlt er die Kraft in sich, ein freies männliches Wort zu reden, seine redliche und durch Ueberzeugung gewonnene Meinung zu vertreten, nun denn, in Gottes Namen; mag er mit der Feder streiten, so lange die Schlachten nur noch mit der Feder geführt werden, nachher aber auch nicht lässig mit dem Schwert sein, wenn es den eigenen Herd, oder, was uns ebenso heilig sein sollte, das freie Wort und den freien Willen zu vertheidigen gilt. — Aber apropos, Großvater — wer war denn der zerlumpte Wanderer, mit dem Sie sich heute früh so lange unterhielten? er bettelte um ein Almosen, nicht wahr?

„Hm — ja — es war — es war ein alter Bekannter, noch aus Etonsville her."

„Ein alter Bekannter?"

„Ja, mein früherer Posamentirgehülfe."

F. Gerstäcker.

Der Pauperismus in Wien.

Unser heiteres, lebensfrohes Wien, dessen Phäakenthum ein Europa-bekanntes war, wird nun auch von diesem Gespenste der neuen Zeit heimgesucht und den Charakter, den es hier, wo sonst Alles nur Lust und Freude war, annimmt, ist ein um so erschreckenderer. Wer Wien früher kannte, weiß, daß bei der Billigkeit aller Lebensbedürfnisse, bei dem lebhaften Verkehr, bei der Leichtigkeit, mit welcher der nur etwas wohlhabendere Wiener sein Geld ausgibt, und mit dem hier wie nirgends in Anwendung gebrachten Grundsatze: Leben und leben lassen — wie leicht es also da Jedem wurde, seinen Bedarf sich zu verdienen, ja mehr als dieses, auch etwas zu haben, um, wie man hier sagt, sich einen guten Tag zu machen! Daher kam es auch, daß der Zufluß der Wiener Bevölkerung aus den Provinzen so stark wurde, denn früher konnte auch in der That der Grundsatz gelten: In Wien kann sich Jeder erhalten! Wie haben sich aber jetzt die Zeiten geändert!

Es hat vielleicht noch nie in Wien eine so gedrückte Stimmung, eine so allgemeine Klage geherrscht, als eben jetzt, und wenn auch die Theuerung an und für sich, obgleich unverhältnißmäßig gegen andere Winter, doch noch nicht jenen Grad erreicht hat, wie in Norddeutschland, so ist dagegen die Erwerblosigkeit auf eine hier noch unerhörte Weise gestiegen, und mit dem traurigen Winter steht das Stocken des Handels, der Mangel an Arbeit in den Fabriken, die Erwerblosigkeit überhaupt im engsten Zusammenhange. Es gab nun freilich früher auch viel Elend in Wien, aber es verbarg sich, es zog sich zurück und man war auch im Stande, es zurückzuhalten, daß es nicht bis auf offenem Markte, in die glänzendsten Straßen vordringe — fragen wir aber an, wie jetzt die Bettelei zugenommen gegen früher, wie jetzt die Armenväter bestürmt werden gegen früher. Wo hörte man sonst von so vielen Einbrüchen und Anfällen, wo hatte früher der Wiener den Muth zu so häufigen Selbstmorden wie jetzt, wo keine Woche fast vorübergeht, ohne

eine solche entsetzliche That! Konnte dieses früher bei dem Wiener Volkscharakter vorkommen, daß Menschen hülflos auf offener Straße verschmachtet wären, wie es unlängst kurz hinter einander zwei Mal, und sogar in frequenten Vorstädten, ein Mal sogar in der stark bevölkerten Mariahilf geschah? Im Volke und auch in andern Kreisen herrscht die Meinung, daß die Dürftigen in manchen Stadttheilen um die ihnen zugedachte Unterstützung förmlich betrogen werden und man citirt ein Beispiel aus der Leopoldstadt, wo ein Pfarrer, welcher überhaupt die strengste Aufsicht der Regierung verdiente, sich unverantwortlich schlecht und herzlos benimmt. Es war unlängst der Fall vorgekommen, daß unter den Armen Holz sollte vertheilt werden. Statt nun selbst im Verein mit den Armenvätern sich der Vertheilung zu widmen, schickte er den Kirchendiener statt seiner und erlaubte diesem, sich ein paar Stücke Holz nach Hause zu nehmen. Der gute Kirchendiener aber schleppte so viel von dem Holze in die Sakristei, daß der Abgang auffällig wurde; das erbitterte Volk drang ihm nach und fand nun im Gotteshause das gestohlene Gut. Der Pfarrer aber nahm ihn in Schutz. Derselbe Pfarrer erlaubte nicht, daß man an einem Tage mehr als eine bestimmte Anzahl Holz vertheilen solle, und sagte in seinem Berichte: es sei überhaupt jede Vertheilung unnöthig, indem es in seiner Pfarre keine Armen gebe! Und der Mann, der dieses that, mußte doch wohl wissen, wie viele Arme es in seiner Pfarre gebe, denn sonst würde er sich doch nicht so viel um seine Gebühren herumstreiten müssen! Ueberhaupt gibt es von diesem Manne Gottes noch einige andere hübsche Züge, die ihn für Alles eher geeignet erscheinen lassen, als einen Berather und Helfer der Armen. Es besteht die Einrichtung, daß der Arme im Krankheitsfalle, um unentgeldlich Arzneien zu bekommen, sich mit dem Recepte des Armenarztes zur Unterschrift an den Pfarrer wenden muß, worauf dann die Apotheke die Arzenei unentgeldlich verabreicht. Nun sind die Armenärzte hier entweder gar nicht oder so unbedeutend besoldet, daß sie diese Praxis nur nebenbei und nicht als alleinige und Hauptbeschäftigung ansehen können; sie bestimmen also die Armenordinationsstunden meist zu einer ihnen am bequemsten gelegenen Zeit. Zu einem solchen Armenarzte in der Leopoldstadt kam Mittags gegen 12 Uhr eine alte Frau und bat um ein Recept für ihren Mann, der krank zu Hause und durch dessen Erwerblosigkeit sie in das bitterste Elend versetzt war. Der Arzt, der den Kranken bereits seit einigen Tagen behandelte, schrieb ihr augenblicklich das neue Recept, sie lief damit zum Pfarrer und — wurde nicht vorgelassen, weil es bereits nach 12 Uhr war. Alles Bitten der Armen war vergebens, der Mann Gottes ließ sie nicht vor, der Kranke sollte bis zum andern Tage

warten. Die Frau ging nun zum Arzt zurück, traf diesen noch zu Hause und erzählte ihm, daß der Pfarrer nicht unterschreiben wolle. Es blieb nun nichts anderes übrig, als daß der Doctor, der selbst ein junger Arzt bei sehr schwacher Praxis ist, aus seiner eigenen Tasche die zufällig theuere Medicin der Alten bezahlte. Man wird sagen, das sind Mißbräuche, die überall in andern Städten vorkommen. Allerdings! aber eben deshalb muß man die Behörden darauf aufmerksam machen.

In diesem Nothjahre ist das unglückselige Schweigsystem, welches bei uns herrscht, ein besonderes Unglück. Während man in andern Staaten und Städten offen und ehrlich auftritt und sagt: es herrscht große Noth bei uns, thut etwas dafür, ihr Reichen und Vornehmen! will man hier bemänteln und verdecken, und hindert dadurch das offene Bilden und Auftreten neuer Hülfsvereine, oder betraut mit der zu vertheilenden Unterstützung manche Leute, wie wir einen als Beispiel hingestellt haben. Ich bin fest überzeugt, daß bei dem Wohlthätigkeitssinne und der Masse des Reichthums, die sich in Wien befindet, der schreienden Noth sicher würde abgeholfen werden, aber die Scheu, welche die Regierung vor Vereinen hat, hält Alles nieder. Während sich z. B. in ganz Deutschland Bürgervereine bilden, um den Armen billiges Brod zu verschaffen, ist in dieser Hinsicht hier nichts geschehen; die Ursache ist leicht errathen. Nun wird man aber fragen, warum legt die Regierung nicht selber Hand an's Werk? warum läßt sie nicht z. B. in den Militärbäckereien Brod für die Armen backen? warum hebt sie nicht, wenigstens für einige Wintermonate, die so drückende Accise für die nothwendigsten Lebensmittel auf? Man bringt seit einiger Zeit große Lasten Reis aus der Lombardei nach Wien, thut man etwas dazu, um dieses Victual der Armuth so zugänglich als möglich zu machen? Man kauft den Reis jetzt so theuer, als man ihn früher immer gekauft und es weiß es Jeder, in guten Jahren ist der Reis nicht die Hauptnahrung der Armen!

Die Klasse der verschämten Armen ist noch viel unglückseliger und elender daran, als der Arbeiter, der für Tagelohn sich abmüht; dieser ist nur arm, lebt kümmerlich und beschränkt und unter ewigen Entbehrungen, aber er kann wenigstens seine Armuth zur Schau tragen, man verlangt nicht von ihm die Lüge einer gewissen Wohlhabenheit, wie man sie von unseren Proletariern im Beamtenstande verlangt. Der Beamte soll immer „anständig" leben, er darf nicht die Zeichen seines heimlichen Elends zur Schau tragen, er darf nicht betteln, wenn die Noth ihn und seine Familie zum Aeußersten treibt. Steht er in Verhältnissen, wo er einer Bestechung werth ist, so wird er bei seinem häuslichen Elend nicht den Muth haben, sie zurückzuweisen,

er wird sie annehmen. Diese alltägliche Corruption wird dadurch, daß der niedere Beamte durch Mittel der verschiedensten Art den höhern Beamten für seinen Schützling zu interessiren sucht, zu einem durch alle Beamtenklassen durchgehenden Bestechungs- und Protectionssystem. Behalten wir dieses streng im Auge, daß unsere Beamtenwelt auch auf derselben Besoldungsklasse steht, wie unter Maria Theresia und Kaiser Joseph, obgleich der Werth des Geldes sich seit damals um das Vier- und Fünffache verringert hat. Und doch soll der Beamte standesgemäß leben, denn so schreibt es das Reglement vor. Wer auch etwas eigenes Vermögen hat, sei es nun ererbtes oder erheirathetes, ist dem größten Mangel preisgegeben und die Zukunft gestaltet sich auch insofern trüber für den Beamtenstand, daß der reiche Bürger nicht mehr so leicht sein Kind einem Beamten zur Frau gibt, damit sie Frau so und so werde, der Bürger hat Erfahrungen gesammelt in Bezug dieser betitelten Armuth und vertraut das Schicksal seiner Tochter lieber einem Industriellen, einem Kaufmann an, als einem Beamten. Es hat etwas Komisches, wenn man sagt: die Zeit der reichen Heirathen ist für die Beamten vorüber, aber es liegt nichtsdestoweniger eine sehr ernste Praxis darin, weil unsere Beamtenwelt jetzt entweder unter sich oder nur im halbbemittelten Bürgerstande sich verheirathet und bei einigem Kindersegen die Zahl der armen Familien dadurch nur vermehrt wird. Es ist ein Dienst, den man der Humanität, dem Staate, ja der Regierung selbst leistet, indem man ihre Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen auf diese Uebelstände lenkt und sie an das Proletariat erinnert, welches unter der Beamtenwelt allmälig um sich greift. Daß Zulagen nöthig sind, hat man wohl eingesehen, indem man dem Militär eine Theuerungszulage gemacht. Wahrlich, wir gehören nicht zu Jenen, die ihre Freude daran finden, zwischen Militär und Civil die Eifersucht zu hetzen — aber wir glauben, daß der Civilbeamte ein eben solch nothwendiger Streiter ist, wie der Kriegsmann, und daß seine Treue, die tagtäglich in Versuchung kommt, gewiß ebenso zu pflegen ist, wie jene. Wir verkennen nicht die schwierige Lage des österreichischen Finanzetats, der alte Sünden gut zu machen hat und doch von allen Seiten in Anspruch genommen wird, und von dem man obendrein noch Steuererleichterungen, Abschaffung des Lottospiels, der Judensteuer, der Accise u. s. w. fordert. Und doch sagen wir es aus voller Ueberzeugung: die Verbesserung der Beamtensituation ist eins der dringendsten Bedürfnisse, ist der erste Schritt, um die Corruption auszurotten!

C. C. C.

Flüchtige Jahreserinnerungen eines Reisenden.

Ein Jahr mit seinen Blüthen und Früchten, seinen Stürmen und Ungewittern, ist wieder hinabgesunken in den unersättlichen Schooß der Zeit. Ein Jahr — welch kurzer Raum im Laufe der Weltgeschichte! welch langer in dem Leben des einzelnen Menschen! Läßt man beim Scheiden eines Jahres alle die Bilder, welche es uns brachte, noch einmal in der Erinnerung vorübergleiten, welch bunte Reihe ist es dann nicht! wie wechseln oft im scharfen Uebergange die dunkeln mit den heitern Farben, der tiefe Schatten mit dem rosichten Licht!

Und grade ein Jahr ist es heute, da weilte ich am Sylvesterabend zur fröhlichen Feier im engern Kreise in der alten Stadt Augsburg, über deren Mauern schon manches wechselvolle Jahr vorüberrauschte. An meiner Seite saß Friedrich List, der Agitator des Zollvereins, und donnerte gewaltige Worte gegen mein armes Vaterland,*) daß es sich diesem großen deutschen Nationalbunde noch bisher nicht angeschlossen. Dann senkte er endlich ermattet das müde Haupt auf die wunde Brust und schloß die hellstrahlenden Augen voller Leben und Ausdruck. So schlummerte er damals, unbekümmert um das Geräusch der Gesellschaft, einige kurze Augenblicke — jetzt ruht er den ewigen Schlaf, nicht hörend das Getreibe der Welt, in der er so Manches gewirkt, so rastlos umhergeworfen wurde! Wie von der nahen St. Annakirche der dumpfe Schlag der Glocke feierlich das neue Jahr begrüßte und wir Alle jubelnd uns erhoben, da wachte auch List wieder auf und stimmte in den fröhlichen Jubel mit ein, und war der Muntersten Einer in dem ganzen Kreise. Und es waren doch gewiß viele Elemente in demselben vorhanden, die wohl Heiterkeit in reicher Fülle verbreiten konnten. Sophie Schröder, die größte Frau der deutschen Bühne, noch im Greisenalter fast ungeschwächte Kraft bewahrend, führte uns mit für große Bühnen berechneter Stimme Scenen aus Shakspeare's unsterblichen Tragödien

*) Der Herr Verfasser ist ein Mecklenburger. D. Red.

vor. Ludwig Steub, der Verfasser der klassischen „drei Sommer in Tyrol", des besten Buches, was je über das Alpenland erschienen, sang mit dem Humor, der so ganz seine innere Natur durchdrungen, selbstgedichtete bairische Volkslieder und wurde von wohlgeübtem Chor dabei unterstützt. Selten noch habe ich eine Erscheinung gesehen, welcher ein so glücklicher, Alles fesselnder Humor gegeben ist, wie Ludwig Steub. Er ist das wahre Urbild des ächten süddeutschen, harmlosen, aber nicht geistlosen Humors, mit dem glücklichsten Geschenke, welches die Götter dem armen Sterblichen zu verleihen vermögen. Fallmeraier, der scharfe Kritiker, der immer mit seiner reichen Feder so schlagfertig ist und so viele Kämpfe siegreich schon bestanden, im geselligen Leben aber so bescheiden, schüchtern, so leicht andern Ansichten ihre Geltung läßt, ließ bisweilen einen seiner Blitze hervorschießen, die den geistig hochbegabten Mann in ihm verkündeten. Dazu die geistreich liebenswürdige Hausfrau, unter ritterlichem Namen einen nicht ruhmlosen Platz in der deutschen Novellistik und Bühnendichtung einnehmend, ihr Gatte, Poesie und Musik mit gleicher Neigung treibend, dessen „Wir hatten gebauet ein gar stattliches Haus" auf deutschen Hochschulen ertönen wird, so lange diese selbst noch bestehen, und das liebliche Töchterpaar, reich von der Natur mit allen Vorzügen eines deutschen Mädchens begabt — welch einen ansprechenden Kreis bildeten sie nicht Alle! Selbst der so ernste und vielbeschäftigte Lenker der „Allgemeinen Zeitung" vergaß Redactionssorgen und europäische Wirren und ward heiter und theilnehmend wie wir übrigen Glücklichen, denen nicht ein gleich schwerer Lebensberuf zu Theil geworden.

Und dann in München das fröhliche, ungebundene Künstlerleben, welches so eigenthümlich ansprechend auf jeden Fremden wirkt. Welche Abende bot nicht bisweilen das mit ächter Kunst im streng mittelalterlichen Geschmack eingerichtete Künstlerlocal „zum Stubenwollbräu" dar! welch toller, genialer Unsinn ward da oft in Hülle und Fülle getrieben! Wahrlich, wenn man sich so den ganzen Tag mit dem Misere unserer deutschen politischen Zustände herumgeplagt hatte, wenn die Kammerverhandlungen einem noch im Kopfe herumsummten, dann that es ordentlich wohl, sich am Abend in jene freie, muntere Gesellschaft flüchten zu können, wo man um alles Andere mehr als um Politik sich kümmerte. Kein Fremder, der München besucht, versäume es, wenn irgend möglich, sich im „Stubenwoll" auf einige Abende einführen zu lassen, er wird es gewiß in keiner Hinsicht bereuen. Welch herrliches Fest war nicht der glänzende Maskenball, der von hieraus in dem schönen Saale des Odeons veranstaltet ward. Wie viel Geschmack und Humor waltete nicht in der Anordnung des Festspieles, den Einzug des

Prinzen Carneval in München darstellend. O wie stürmte die Narrengarde heldenmüthig die Burg des Prinzen und vertrieb uns, die wir als die Feinde jeder freien Lust, die Censur, den Kastengeist, Geldstolz, Gelehrtendünkel, Habsucht, Geiz und wie diese bösen Feinde noch alle heißen, den Prinzen gefesselt hatten, nach kurzer Gegenwehr. Wie gern ließ ich mich, damals im Scherz die Censur als ein altes, verrunzeltes, mit Ketten beladenes Weib nach genialer Zeichnung darstellend, besiegen, wie viel lieber wünschte ich, daß sie endlich im Ernst auch besiegt würde. Dann die hellstrahlenden Maskenfeste im gastlichen Palais des edlen Herzogs Max, wo Brasiliens Diamantengruben mit denen des Urals wetteiferten, wer den höchsten Glanz hervorzubringen vermöchte. Aber auch die gemüthlichen Abendunterhaltungen in der geschmackvoll phantastisch geschmückten Billardstube desselben, wo nicht blos Rang, sondern auch Talent, Frohsinn und gesellige Gaben allein den Zutritt öffneten und der Professor neben dem jungen Maler, der Cavallerieoffizier neben dem Schauspieler saßen. Welch fröhliche Erinnerungen alle. Aber wie bald folgten die trüben ihnen nach. Welch schmerzliche Unruhe, welch sorgenvolle Stunden verursachte nicht die Kunde des in Galizien und Posen ausgebrochenen Aufstandes. Fern sei es von uns, dies Unternehmen in seiner ganzen Anlage nur im Mindesten billigen zu wollen, obgleich man den Leitern ein heldenmüthiges sich Aufopfern, eine glühende Vaterlandsliebe, die wohl ein besseres Loos verdient hätte, nicht absprechen kann. Zwei Jugendfreunde aber waren auf's Engste in dem Aufstande verwickelt und ihr Schicksal unwiederbringlich mit dem ganzen Ausgange verknüpft. Mit welch ängstlicher Sorge eilte ich da jeden Tag in das Redactionszimmer der Allgemeinen Zeitung und wühlte in den riesigen Haufen der aus allen Theilen der Welt fast dort zusammenkommenden Zeitungen, um Kunde vom Schicksal der Freunde zu erhalten. Und welche ward mir dann endlich. Von den Dreschflegeln der Bauern erschlagen endete der Eine sein junges Leben und büßte mit qualvollem Tode den Wahn, seinem Polen die verlorene Selbstständigkeit mit solchen Kräften erkaufen zu können. O welch erschütternde Scene, als ich die junge geflüchtete Gattin desselben mit dem geretteten dreijährigen Kinde wenige Wochen darauf zuerst wiedersah und sie mit dem Schmerz der tiefsten Verzweiflung mir des Freundes Ende schilderte. Welche Kraft, welch hinreißende Gluth liegt in diesen polnischen Frauen, wie ist es fast unmöglich, ihnen gegenüber die Ruhe des Verstandes zu bewahren. Eine von der Natur mit allen Gaben der Schönheit geschmückte Polin, in wilder Verzweiflung die Hände ringend, die feurigen Augen voller Thränen, die feinen Lippen auf einander gepreßt, welch ein

Bild! Und welcher Heroismus, welch männlicher Geist lag dabei in derselben. Sie klagte nicht, daß der Gatte gestorben, denn für des Vaterlandes Errettung zu sterben, sei die Pflicht jedes Polen, nein nur, daß sein Tod nutzlos gewesen, daß er zur Befreiung der heimathlichen Erde nichts beigetragen habe. Frankreichs gastlicher Boden hat die Mutter und ihren kleinen Sohn bei sich jetzt aufgenommen. Wie ich vor vier Jahren den Freund selbst zuletzt gesehen, ward ihm eben die jetzt trauernde Gattin, eine der schönsten ihres Geschlechtes, angetraut, und das sich so innig liebende Paar machte, von allem Glanze des Reichthums umgeben, eine Vergnügungsreise. Da standen wir vereint auf des Kyfhäusers sagenreicher Kuppe, und im Glanze der scheidenden Abendsonne lag vor uns die reiche Landschaft der „goldenen Aue", in der Ferne begrenzt von den dunkeln Bergen des Harzes. Lange in dem wundervollen Anblick versunken, standen wir schweigend da, die Gattin das liebliche Köpfchen an des Gatten starke Brust gelehnt, und sein Ausruf: „Ja schön, wunderschön ist es hier, aber mein Polen ist es doch nicht," unterbrach zuerst die Stille. Vaterland, welch heilige Klänge umschließest du, wehe, dreimal wehe dem, der kein Vaterland mehr sein nennen darf. Und der andere Freund war, als mein Auge zuletzt ihn sah, ein gar stattlicher Reiter in einem der stolzesten preußischen Regimenter, in welches seine Dienstpflicht ihn geführt. Der schöne sarmatische Jüngling, Erbe bedeutender Herrschaften, Träger eines der berühmtesten, edelsten Namen, der unter Napoleon's Fahnen noch hohen Ruhm sich erwarb, war der Gegenstand der Sehnsucht gar vieler Damen, und es hätte nur des Ausstreckens seiner Hand bedurft und die gefeiertsten Schönheiten der Residenz, die angesehensten Töchter des märkischen Adels, hätten mit Freuden ihm die ihre gereicht. Jetzt sitzt er, ein einsamer Gefangener, in schweigender Zelle und verzweifelnd durchirrt sein düsterglühendes Auge den engen Raum des Kerkers. Gräßliches Loos, Vaterland und Freiheit auf einen Schlag zu verlieren!

Dann in Karlsruhe das buntbewegte Leben der badischen Kammer, der Triumphzug des greisen von Itzstein in seinen neuen Wahlbezirk Bretten, Ehrenpforten waren überall errichtet, Schaaren von festlich geschmückten Landleuten beiderlei Geschlechtes standen an allen Wegen und brachten donnernde Lebehochs, Kränze, von schönen Händen geworfen, flogen in überreicher Menge in den Wagen, den ein Zug stattlicher Reiter als Ehreneskorte umgab, Böllerschüsse krachten, Trompetenfanfaren schmetterten, Reden aller Art wurden gehalten; es war ein buntes, heiteres Bild voller Leben und Regsamkeit. Auch die belehrenden Tischunterhaltungen des Professors Mitter-

maier, des verdienten Präsidenten der zweiten Kammer, des vielseitigsten, unterrichtetsten und dabei angenehmsten deutschen Gelehrten, den ich noch kennen lernte, sind in der Erinnerung noch angenehm. Dann die anregenden Spaziergänge mit Dr. Giehne, wohlthuend und belebend trotz des oft so schroffen Gegenüberstehens unserer Ansichten in tausend Dingen.

Später die Schweiz mit der Großartigkeit ihrer Berge und der Kleinlichkeit ihrer inneren Verhältnisse. Blickt man so in das innere Getriebe vieler dieser Republikchen und sieht in der Nähe dies Zanken, Intriguiren und Kabalisiren voll Eifersucht und Mißgunst, wie schwindet der Nimbus von allen diesen tönenden Kämpfen und Kämpfern. Nein, nur die schneebedeckten Firnen, die grünen Matten, die klaren Seen und Bäche der Schweiz sehe ich gern in der Nähe, ihr despotischer Republikanismus aber hat wenig Anlockendes!

Darauf das liebliche Heidelberg mit seinem frischen, fröhlichen Studentenleben, die Mondscheinnächte auf dem Altan des Schlosses in munterer Gesellschaft, wie reizend noch in der Erinnerung! Auch der feierliche Commers der „Vandalen", größtentheils aus tüchtigen Landsleuten von mir bestehend, voll ergötzlicher und neuer Scenen für den mit solchem Schauspiel Unbekannten. Dann wieder das Zusammentreffen mit einer früher nicht wenig geliebten Frau, in einer kleinen badischen Landstadt. Als ich dieselbe zuletzt gesehen, war sie eine der gefeiertsten Künstlerinnen der Kaiserstadt, schwelgend in Ueberfluß und Ueppigkeit. Der reichste Adel der Monarchie bewarb sich um ihre Gunst, und ein Blick von ihr ward oft mit Geschenken im Werthe von Hunderten von Dukaten belohnt. Jetzt, nach kaum zehn Jahren, welche Veränderung von dem glänzenden Theater der volkreichsten deutschen Hauptstadt, die dürftige Bühne einer kleinen reisenden Gesellschaft war der Kreis der Anbeter vornehmer Welt, ein Publicum von Verehrern, bei dem ein sich zufällig dahin verirrender commis voyageur eine „Standesperson" war; sonst ein Salon von Allen besucht, was Wien nur Ausgezeichnetes aufzuweisen hatte, jetzt wüste Trinkgelage in Branntwein, in tabaksdurchräucherter niederer Schenkstube. Und die Persönlichkeit selbst, welch grausenvolle Verheerungen hatte die Zeit, und mehr noch das ausschweifende Leben jeder Art, darauf angerichtet. Nur das große, dunkle Auge war geblieben, aber sein Ausdruck war widerliche Sinnlichkeit geworden! Ist das das Loos des Schönen auf der Erde?

Aber der schöne Herbst in dem rebreichen Dürckheim am lieblichen Hardtgebirge wird auch nach Jahren frisch und ewig jugendlich in meiner Erinnerung leben. Die herrliche Natur, durch einen Kreis ausgezeichneter Män-

ner noch verschönert: Jordan aus Marburg, mit gebrochenem Körper, aber frischem Geist, trotz allen Unglücks nie seine heitere Laune verlierend; der alte ehrwürdige Bischof Roß aus Berlin, den man lieben und verehren müßte, wenn man auch anderer religiöser Ansichten ist; Thiersch aus München, uns durch sein gastliches Haus daselbst schon früher bekannt; der alte spanische Obrist von Hallberg, Bruder des bekannten Eremiten von Gauting, der von früher Jugend an unablässig den Kampf gegen Napoleon gestritten und stets dort Dienste genommen hatte, wo derselbe am heftigsten entbrannt war; dann noch der alte Commandant einer englischen Brigade, der von den Beschwerden eines 40jährigen Aufenthaltes in Ostindien Linderung in deutschen Trauben suchte, Baron von Closen, der lebendige Führer der bairischen Opposition und noch mehrere andere Gäste aus allen Theilen der Welt. Erst als der Herbstwind durch die ihrer Trauben beraubten Weinberge zu brausen anfing, zerstob der bunte Kreis nach allen Ecken der Windrose; Bengalen wie Peru, Stockholm wie Madrid waren Reiseziele der hier so traulich, oft in Einem Zimmer, versammelten Gäste. Und jetzt wieder am Schluß des Jahres, vor kurzer Stunde noch, welch neuer Schauplatz. Reiche Uniformen und glänzend geschmückte Damen füllten den hohen Saal und feierten den Jahreswechsel in rauschendem Tanze. Die schmetternden Symphonien des Trompeterchors der Garde-Cavallerie begrüßten den ersten Schlag des Scheidepunktes und von Hunderten von lächelnden Lippen floß aus gleichgültigen Herzen die gebräuchliche Glückwunschfloskel. Aber ein Herz war darunter, dem sie warm entstieg für mich, und ein Blick eines Augenpaares, so schön und strahlend, wie nur eins in des Saales weitem Raum, sagte mir mehr als Worte vermochten. Doch der Augenblick des Findens mußte auch der der Trennung sein, die Mächte des Schicksals gestatteten es nicht anders. Vom Ballsaale eilte ich fort zum Schreibtisch, in einsamer Stille die Erinnerungen des geschiedenen Jahres noch einmal zu durchleben und auf dem Papier zu fesseln. Jetzt bricht der glänzende Strahl der Sonne durch die gefrorenen Fensterscheiben und verkündet, daß es Zeit sei, zur Abfahrt sich zu rüsten. Vom Bahnhofe schallt der schneidende Ton der Dampfpfeife und mahnt zum Scheiden, wo das Herz doch so gern weilte. Fort in die Ferne! „Ich habe auf Erden kein bleibend Quartier.“

J. v. W.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

Windstille. — Die Akademie und Raumer. — Encke und Alexander von Humboldt. — Eine Debatte und ihr Schluß.

Der diesjährige Winter ist bis jetzt in Bezug auf gesellige Feste so still gewesen, daß man sich ein doppelt bewegtes Leben von dem herannahenden Carneval versprach. Indeß auch diese Hoffnung ist durch die bedeutende Krankheit der Königin vereitelt worden, da alle zum Hofe gehörenden und hoffähigen Personen es vermieden, Feste zu veranstalten oder zu besuchen. Wegen dieser Krankheit ward auch der zweite Ball zum Besten der Nothleidenden bis auf Weiteres verschoben.

Die Rede des Herrn von Raumer ist bei Brockhaus im Druck erschienen, und wir dürfen sie als bekannt voraussetzen. Sie ist voll edler Gesinnung und Freimüthigkeit, aber eine gewisse Rücksichtslosigkeit ist ihr nicht abzusprechen. Freilich ist die Wahrheit wahr und das Recht recht aller Orten; die Art jedoch hätte immerhin eine andere sein dürfen; wir Deutschen glauben überall noch zu sehr an Mephisto's: „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist."

Es ist Sitte, daß die Akademiker den König bei dem Fortgehen begleiten, der dann gewöhnlich mit Einem oder dem Andern zu plaudern pflegte. Diesmal wurde bemerkt, daß er mit einer Handbewegung ihre Begleitung ablehnte und das Institut ohne ihr Gefolge verließ. Herr Minister Eichhorn entbot später eilf Akademiker zu sich, theilte ihnen das Mißfallen des Königs mit und rieth ihnen, geeignete Schritte zur Versöhnung zu thun. In Folge dieser Ermahnung schrieb Prof. Encke, als Präses der Akademie, eine Versammlung aus und tadelte in dieser Aufforderung das Benehmen Raumer's entschieden und sogar mit Härte. Nach dem gewöhnlichen Geschäftsgange ging diese Aufforderung direct zu Raumer, dem ersten Secretair der Gesellschaft, der sie, mit einer Entschuldigung wegen Nichterscheinens, dem zweiten Secretair, Professor Böckh, sendete.

Bei der Versammlung waren alle Akademiker zugegen. Es war Böckh's Amt, die Anklage Encke's vorzutragen, er lehnte es aber mit der Erklärung ab, daß er die Handschrift nicht gut lesen könne und zwang dadurch Professor Encke, seine Angriffe gegen Raumer selbst vorzulesen, die mehrmals von Zeichen des Mißfallens begleitet wurden. Als er sie geendet hatte, sagte einer der Akademiker, nachdem man eine Weile heftig hin und her gestritten, so daß man bereits an eine Auflösung dieser stürmischen Sitzung gedacht: „Es ist also Ihre Meinung, Herr Professor Encke, Herrn Professor von Raumer aus der Akademie auszuschließen?" „Ja!" — erwiderte er. Man ging zur Abstimmung, die ersten sechs Stimmen waren theils für, theils gegen Raumer; die siebente Stimme hatte Herr von Humboldt: „Ich billige die Ausführung der Rede in ihrer Form nicht überall, aber ich stimme ihr in der Gesinnung bei" erklärte dieser und gab damit der Debatte eine entschiedene Wendung. Raumer bleibt nach wie vor Mitglied der Akademie, der er eine Zierde ist.

Als man darauf zu einer Berathung überging, wie man es, um ähnliche Vorfälle zu vermeiden, künftig mit den Reden in der Akademie zu halten habe, machten einige Mitglieder den Vorschlag, man solle eine Commission ernennen, welcher die zu haltenden Reden zur Prüfung übergeben würden. Auch hier widersetzte sich Humboldt mit der Erklärung, er sei gegen jede Art von Censur, was von vielen Mitgliedern mit lebhaftem Beifall aufgenommen ward. Man sieht, der hohe Greis hat nicht vergebens das Gesetz der Freiheit in der Natur erkannt, und keine persönliche Rücksicht kann ihn verleiten, der erkannten Wahrheit irgendwie untreu zu werden.

Herr von Raumer bleibt Akademiker und die Akademie verfolgt auch künftig den Weg der Unabhängigkeit, welcher der Wissenschaft gebührt; man ist dahin übereingekommen, über diese Vorgänge gar kein Protokoll aufzunehmen, damit sich gar nichts darüber in den Acten der Akademie befände.

K. M.

2.

Das Verfassungspatent. — Bülow Cummerow und J. Jacobi. — „Berlin" von Saß. — Karl Beck und sein Tagwerk. — Die neue musikal. Zeitschrift.

Dem Patent vom 3. Februar ist ein anderes gefolgt, welches die vereinigten Landstände, obwohl die Finanzen des Landes sich im geordnetsten Zustande befinden (demnach wäre von einer Anleihe, dem eigentlichen Tummelplatz landständisch vereinigter Thätigkeit nicht (?) die Rede), für diesen Frühling zusammenberuft, da andere wichtige Fragen grade vorliegen. Wir können einer über zwanzig Bogen starken Schrift von Bülow Cummerow, der von dem Erscheinen und dem Inhalt des Patentes vorher unterrichtet war und bei Zeiten mit seiner Arbeit anfangen konnte, bald entgegensehen, indem der siebzehnte Bogen bereits im Druck ist. Ebenso wird der Königsberger Jacobi, der durch sein geistreiches Frag- und Antwortspiel so bedeutend wurde, sich über die neuerliche Veränderung der Verfassung verbreiten und namentlich vom juristischen Standpunkt aus die Competenzfrage beleuchten. Welche Federn sich von Berlin aus vernehmen lassen dürf-

ten? Jedenfalls wäre es im Interesse Aller wünschenswerth, daß Diejenigen, welche sich auf diesem Felde einen Namen erworben haben und das Vertrauen des Publicums genießen, ihre Ansichten unverholen aussprächen. Der Meinungen sind so viele, die gährende Unzufriedenheit in politischen Dingen der Einen, wie der blinde Autoritätsglauben der Andern, stehen sich so schroff gegenüber, daß eine offene, scharfe Auseinandersetzung und Beleuchtung des Patentes eine wahrhaft verdienstvolle Arbeit wäre. Das neueste Werk über Berlin von Friedrich Saß ist im Buchhandel vergriffen und eine zweite Auflage bereits im Werden. Der Verfasser beabsichtigt das Capitel über die hiesigen literarischen Verhältnisse ganz umzuarbeiten und zu vergrößern. Verboten ist es bis jetzt nicht in Preußen, doch streicht die Censur jede Besprechung desselben in den öffentlichen Blättern; bei dem ruhigen Freimuth des Werkes indessen und der klaren Schreibart hat das Buch in den verschiedenartigsten Cirkeln eine weite Verbreitung gefunden.

Karl Beck ist neulich auf die Polizei beschieden worden, um über den Zweck seines Hierseins Auskunft zu geben. Obgleich es nicht wahrscheinlich ist, daß Beck ausgewiesen wird, mag es nicht überflüssig sein, ihm hier öffentlich ein Führungsattest auszustellen, das ihn als einen der harmlosesten und stillsten Menschen declarirt. Beck arbeitet den Morgen und Vormittag über an seinen poetischen Werken, wozu er gern ungarischen Tabak raucht, der nicht verboten ist! Nach einem mäßigen Mittagsessen und Spaziergange, worin an und für sich nichts Polizeiwidriges liegt (Beck ist noch nie wegen Tabakrauchens auf der Straße bestraft), findet er sich in der Berliner Zeitungshalle ein, um seinen Kaffee zu nehmen, hier und da eine Partbie Schach zu spielen und dem literarischen Geplauder im Rauchzimmer schweigsam zuzuhören. Er giebt sich allerdings mit Verbesserungen ab, aber nur im Metrum seiner Verse. In die Tagespolitik hat sich Karl Beck nie gemischt.

Der Gesundheitszustand der Königin, der entschiedener Besserung entgegengeht, hat keine fernern Unterbrechungen in den öffentlichen Vergnügungen hervorgebracht. Der Mittelpunkt der diesjährigen Saison ist jetzt durch die Aufführung der „Jüdin" von Halevy gebildet worden. Nachdem dieses ältere Werk, der Himmel mag wissen, durch welche Einflüsse und kapellmeisterliche Constellationen so lange unterdrückt worden ist, hat es sich nach langen Jahren endlich Bahn gebrochen und ist mit unerhörter Pracht aufgeführt worden. Die neuen Decorationen, die Costüme und Ballets gehören zum Schönsten, was man seit langer Zeit in der Oper gesehen hat.

Die hier neu erscheinende musikalische Zeitung hat schon einen Angriff ihrer Nebenbuhlerin, der von K. Gaillard redigirten musikalischen Zeitung, freilich nicht auf literarischem Wege aushalten müssen, indem K. Gaillard sich über den Schaden beim Ministerium beschwert hat, der ihm aus der Aehnlichkeit des Titels beider Zeitungen erwachsen könnte. G. Bock, der Redacteur der neuen Zeitung, ist demnach durch Ministerialrescript veranlaßt worden, den Titel seines Blattes zu verändern. Das Blatt selbst hat guten Fortgang, nur wäre es wünschenswerth, wenn die Verfasser der kritischen Besprechungen, durch Einsicht in den Kriticismus auf andern Gebieten, zu der Erkenntniß gelangen möchten, daß die musikalische Kritik in Masse noch immer auf dem niedern Standpunkt der bloßen Besprechung

des Technischen stehen bleibt und Das, was zur höhern Ausbildung des Musikers unabweisbar ist, die angewandten Principien der allgemeinen Aesthetik außer Acht läßt. Ein Kunstblatt hat die Pflicht, auf Feststellung eines großen Maßstabes der Betrachtung hinzudringen, da der Dilettantismus immer wieder durch seine natürliche Einseitigkeit und Wandelbarkeit ihm entgegenwirkt.

E. K.

II.

Aus Wien.

I.

Politische Indifferenz. — Die gepreßten Unterschriften. — Jenny Lind. — Ein Wort von Anastasius Grün. — Meyerbeer und kein Ende.

Die Grenzboten sind wichtigern Angelegenheiten gewidmet, als die der Schauspieler und Sängerinnen sind und ich würde Ihnen auch heute nichts Aehnliches berichten, wenn es sich nicht auf ein allgemeines, auf die hier herrschende frivole Gedankenlosigkeit beziehen ließe. Wer in Ungarn Palatinus wird, eine Angelegenheit, die ein mit uns verbundenes Land so tief berührt, erregt hier höchstens die Theilnahme der Neugierde. Ward doch das Unglück in Galizien nicht anders betrachtet, als ob es ein fremder, unserem Organismus nicht angehörender Körpertheil gewesen wäre. Die Constitution in Preußen wurde hier, und das ist ein Fall, wo mir mit einstimmen, theilnahmlos belächelt, wenn sie auch als ein wichtiges Zugeständniß an das Princip betrachtet wird. Die allgemein herrschende Theuerung, namentlich durch den Kornwucher in Ungarn hervorgerufen, veranlassen die Wiener, um für die Hungernden zu tanzen, Musik zu hören, und matte Künste des Herrn Döbler anzuschauen. Was in aller Welt nimmt also die Wiener ernstlich in Anspruch? — Die Jenny Lind! Eine barbarisch stylisirte Adresse, welche die auf sie geprägte Medaille begleiten soll, wird von einigen Ueberschwänglichen und vom Medailleur (dem es des Absatzes wegen noch zu verzeihen ist) nicht nur in allen geselligen Kreisen, sogar in Gast- und Kaffeehäusern herumgetragen und Unterschriften geworben und gepreßt. Viele unterschreiben des Spaßes wegen, Viele wie ungezogene Knaben, welche die schönsten Baudenkmale mit ihrem Namen beklecksen, um sich eine gewisse Unsterblichkeit zu sichern, denn wer weiß, ob dieses Blatt nicht lithographirt erscheint. Man kann unter den vielen Hunderten von Namen auch manche bedeutende lesen; wir wollen annehmen, daß sie der Zudringlichkeit durch gefälliges Entgegenkommen sich entladen wollten. Es ist bekannt, daß der Fürst Ditrichstein, der Gesandte Herr von Prokesch, daß Bauernfeld, der ständische Abgeordnete Baron Dobbelhof, ihre Unterschriften entschieden verweigerten und der eben hier anwesende Anastasius Grün ihrer Gesinnung den Ausdruck lieh, indem er öffentlich es aussprach: Daß andere Adressen in Oesterreich vorangegangen sein müßten, um eine solche Adresse sich gleichfalls gefallen lassen zu können. Die Medaille selbst zeigt den trefflich gelungenen Kopf der Sängerin, die Rückseite scheint uns entschieden verfehlt. Ein Schwan, dessen rechter Flügel von einem Lineal schwer zu unterscheiden wäre, sitzt auf ei-

nem dünnen Lorbeerzweige, der wunderbarer Weise unter ihm nicht zusammenbricht. Auch ist in einer Ueberschrift der Sängerin ausdrücklich versprochen, daß sie nicht untergehen werde!!! — Meyerbeer fährt fort (noch immer?), die Proben des Feldlagers unermüdet zu leiten und das Orchester, dem übrigens eine scharfe und gute Schule Noth thut, zu peinigen. Der Zustand Einzelner wird als ein verzweifelter bereits geschildert und nach den am 12. d. M. die Generalprobe abgehalten wurde, zeigte sich der Compositeur mit den — Decorationen unzufrieden und so wurde die definitive Aufführung auf den künftigen Donnerstag anberaumt. Nebstbei fährt Meyerbeer fort, der für seinen Ruhm wie weltbekannt sehr ängstlich ist, alle möglichen Musikproductionen vortrefflich zu finden und Jedem, in dessen Händen er eine kritische Feder ahnt, artigst entgegenzukommen, es ist dies eine Schwäche des großen Meisters und ein Manöver, welches er Denen überlassen sollte, die sich zu ihm wie ein Hügel zum Chimborasso verhalten. Das Libretto des Feldlagers hat für Wien eine große Veränderung erfahren müssen. Seine Bemühungen den „Struensee" seines Bruders auf's Hofburgtheater zu bringen, dürften glücklicher, als die um die „Karlsschüler" sein, jedenfalls werden wir die Musik zum Struensee zur Anhörung bekommen, indem für sie ein verbindendes Gedicht geschrieben und während und zwischen der Production vorgetragen werden soll. o — o

2.

Juridisch-politischer Leseverein. — Nachdrucksgesetz. — Preußische Verfassungseindrücke. Die Jesuiten in Prag. — Baron Adriani.

Sie erinnern sich wohl noch des juridisch-politischen Lesevereins, dessen Localitäten so angenehm und einladend sind und dessen ausgesprochener Zweck, politische Bildung durch reichhaltig dargebotenes Lesematerial zu verbreiten, so edel und gemeinnützig ist. In letzterem Jahre ist der Reiz des Locales noch erhöht worden; die Gesellschaft hat mehrere Tausende für die brillante Ausstattung verwendet und in der That einen imponirenden Salon geschaffen. So geschah es denn, daß sich das Ausgabe-Budget des verflossenen Jahres stark vermehrt fand, und wenn auch in diesem Jahre keine erheblichen Reductionen geschahen, so geschah doch auch nichts für die Erweiterung des geistigen Kreises der Anstalt. An Zeitungen ist blos die „Deutsche Allgemeine" zugewachsen, die, wie bekannt, jetzt erlaubt wurde; untersagt blieben dagegen die „Kölnische", die „Bremer", die „Weser-Zeitung" und wie sie alle heißen mögen, die das schmal geschnittene Fähnlein des deutschen Fortschritts flattern lassen. Die Zeitungsebbe gab sofort einem Theilnehmer Veranlassung zu bitterer Klage, worein sich, wie Einige behaupten, ein beleidigender Ausdruck mischte. Der Sohn des Juristenprofessors B... antwortete dem Proponenten. Allein er ging noch ein gutes Stück weiter und erklärte sich bereit, einen Antrag zu stellen, wonach jeder passive Theilnehmer des Vereins — d. h. Derjenige, welcher in der Generalversammlung nicht sitz- und stimmfähig ist — sofort auszuschließen wäre, sobald er sich anstands- und statutenwidrige Motionen im Wünschebuche zu Schulden kommen ließe. Darüber brach neuer Sturm los. Hrn. B...'s Pfeil prallte auf ihn selbst zurück; denn Das war in keinem Falle

zu verkennen, daß er eine gehässige Präventivmaßregel vorschlug, von der im Schooße einer aus Gebildeten bestehenden Versammlung nie und nimmer die Rede sein durfte. Es mußte eingeschritten werden — die Direction that ein Uebriges und legte ein förmliches Placat in den Vereinssälen aus, worin sie zur Mäßigung und zum besonnenen Gebrauche des Wünschebuchs anrieth. Mittlerweile sind, obschon auch dieser Schritt kritisirt wurde, die empörten polemischen Fluthen in das reguläre Bett des Wünschebuchs zurückgekehrt und der Vereinsfriede ist gesichert!

Das Nachdruckgesetz, (?) welchem wir hier mit voller Bestimmtheit entgegensehen, ist sicherm Vernehmen nach die Frucht beharrlicher Reclamationen, welche mehrere deutsche Buchhandlungen fortwährend hier erheben ließen. So z. B. sollen der Berliner Firma Einsle mehrere medicinische Schriften schamlos genug nachgedruckt worden sein. Sie wäre in ihrem Rechte gewesen, wenn sie Repressalien gebraucht hätte, und namentlich soll ein gewisser Paragraph des preußischen Landrechts hierzu die Befugniß ertheilen. (?) Die oberste Censurbehörde schlug den Weg der Gerechtigkeit ein, um solcherlei Conflicte zu vermeiden, und somit wird das Gesetz nächstens im Amtsblatte der k. k. priv. Wiener Zeitung vom Stapel laufen*). Ueber den Eindruck, welchen die Kunde von der preußischen Ständeverfassung hier bewirkte, möchte ich Ihnen gern etwas Ausführliches schreiben; denn kurz fassen läßt sich die Sache kaum. Der so unendlich specifisch sein sollende Unterschied zwischen ständischer und repräsentativer Constitutionalität will den Leuten nicht recht zu Kopfe. Dafür ist man hier zu nüchtern und zu unsubtil; indessen wird die treffliche Intention des preußischen Monarchen allenthalben anerkannt als ein Anfang zu weitern Dingen.

Von Prag aus hört man, daß die dortige national-czechische Partei in einer Bittschrift an Se. Maj. den Kaiser sich wenden will, um die Ansiedlung der Jesuiten, für die bekanntlich die Fürstin Lobkowitz ein Haus in der böhmischen Hauptstadt angekauft hat, zu verhindern. Dieser Schritt, wenn er die gehörige Bevorwortung findet, würde nicht ohne Folgen sein.

Der zweite Band der vor drei Jahren so viel besprochenen Schrift „Oesterreich und seine Zukunft“ ist so eben in Hamburg erschienen und hier eingetroffen. Es wurde vor einigen Monaten als Verfasser dieser Schrift der Baron Adriani genannt. Ich meinerseits habe nicht die mindeste Kenntniß in dieser Angelegenheit und kann weder bestätigen, noch widerlegen: Thatsache ist nur, daß der erwähnte Baron keineswegs seiner Stelle als Beamter enthoben wurde, sondern vielmehr seine Entlassung selbst eingereicht, die übrigens bis jetzt noch nicht angenommen wurde.

***

*) Wir bitten den verehrl. Herrn Correspondenten um nähere Aufschlüsse hierüber, da der Nachdruck deutscher Werke bereits seit mehreren Jahren in Oesterreich streng verboten ist. Welche Censurbehörde schlug den Weg der Gerechtigkeit ein, die preußische oder die österreichische?

D. Red.

3.

Parallelen österreichischer und preußischer Reformen.

Der Februar hat in Oesterreich und Preußen mit wichtigen Dingen begonnen. Lange voraus angekündigte und in widersprechenden Gerüchten formulirte Staatsreformen sind in beiden Staaten publicirt worden. Die Kritik ist in der Presse noch stille, man traut offenbar dem Terrain noch nicht und sammelt behutsam die Meinungen, bevor man sie auszusprechen wagt. Vorauszusehen ist jedoch, daß die Anhänger der französischen und englischen Staatssysteme die beiden Patente dort und da nicht genügend für ihre Wünsche und Hoffnungen finden werden; denn so viel werden auch die Strengconservativen gestehen, daß beide Staaten nur das Minimum der gehofften Concessionen gemacht haben. Zwischen dem preußischen Patent und dem österreichischen stellen sich im Ganzen folgende Charakterunterschiede heraus. In Preußen ist die Einsetzung des allgemeinen Landtags mit den im Punkte der Steuern gemachten Concessionen immerhin, mag sie auch von einer frühern königlichen Zusage bedingt sein, ein Opfer, das die Krone in Bezug ihrer Souverainetätsrechte bringt und es ist in der Natur der Sache, daß sie nicht allzuviel auf einmal opfern mochte. In Oesterreich hingegen kostet die Frohnablösung der Regierung nicht nur kein Opfer, sondern es ist im Interesse der Staatsverwaltung, daß die Ablösung so lebhaft als möglich vor sich gehe; die enggezogenen Grenzen der kaiserl. Entschließung fordern daher die Kritik schärfer heraus. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß die eingeführte Reform in Oesterreich jeden Tag der Ergänzung fähig ist, sowohl durch Errichtung von Hypothekenbanken als durch anderweitige die Ablösung beschleunigende Hülfsmittel. Dagegen ist die neue Constituirung des preußischen Ständewesens offenbar auf eine Reihe von Jahren hinaus berechnet und ist somit in ihrer positiven wie in ihrer negativen Seite viel bedeutsamer! Charakteristisch ist ferner die Art und Weise, wie die in Rede stehenden Reformen in beiden Staaten publicirt wurden. Oesterreich hat die kaiserliche Entschließung hinten in die Beilagen der politischen Zeitungen, unter die gewöhnlichen Amtsankündigungen und Verordnungen gesteckt, fast möchte man sagen versteckt; Preußen dagegen hat sie mit Pomp und Feierlichkeit proclamirt und gleich Tags darauf officiell erläutert. Die officiellen Herolde beider resp. Regierungen werden dies in ihrem Sinn commentiren, die Wiener Officiellen werden aus dem österreichischen Verfahren den stillen lautlosen Fortschritt deduciren, während die Berliner das diesseitige Verfahren als das volle Bewußtsein des großen Geschenks erklären werden. Im Grunde liegt jedoch die verschiedene Methode der Publication in den Grundprincipien, von denen die Regierungen beider Staaten ausgehen. In Oesterreich will man der Volksmeinung principiell keine Geltung zugestehen und doch ist die Nothwendigkeit des neuen agrarischen Edicts aus den Ereignissen der letzten Zeit dringend hervorgegangen. Um dies nicht auch in der Form zuzugestehen, thut man, als ob etwas Alltägliches vorgegangen wäre und verzichtet lieber auf den Nimbus des bei allen Mängeln doch immerhin wohlthätigen Gesetzes. In Preußen dagegen, dessen Macht grade in der öffentlichen Meinung beruht, sucht man diesen Nimbus so glänzend als möglich herzustellen und thut in dieser Beziehung oft lieber etwas mehr als

weniger. Wir gestehen es unverholen, daß uns das preußische System viel lieber ist, als das österreichische, trotz der anscheinenden Bescheidenheit des letztern. Mag auch der preußische Pathos bei manchen Regierungsmaßregeln zu voll sein, so ist er doch ein Element des Nationalstolzes, ein nicht unbedeutendes Mittel, dem Nationalgeiste einen gewissen Schwung zu geben, während der Oesterreicher auch bei den besten Maßregeln der Regierung immer wie ein beschenktes Kind dasteht, das die großen Jungen in der Nachbarschaft mit einem Respect und mit einer Unterordnung ansieht, welche das Selbstvertrauen und das Bewußtsein seines eignen Werthes erlahmen läßt.

III.

Robotabolitionsjubel.

„Heisa, lustig, dudeldumdei, da geht's ja hoch her, bin auch dabei! Alle Beamtengesichter erglänzen in Vollmondstriumph und preisen das Ablösungsgesetz; die Gutsherren nicht minder, denn es läßt sich durch Nichtwollen vollständig paralysiren. Am unlustigsten bei dem Jubel ist der Bauer — „do cela co gincho sme si doczekawali" war sein Jubelruf bei Publication der lange vorher als bevorstehend ausposaunten Verordnung; zu Deutsch: „Wir haben was ganz Anderes erwartet."

Wir wollen keineswegs die Maßregel selbst unbedingt tadeln, doch tadeln wir mit Recht die vorschnellen Lobredner, die das heute publicirte Gesetz vor seinem Erscheinen als unendlich liberalen Fortschritt, als directen Sprung in volle Bauernglückseligkeit verkündeten, den ununterrichteten, unerfahrenen Bauer zu den kühnsten Erwartungen auf totale Befreiung aufstachelten, der sich, jetzt enttäuscht, nach Bauernart hinter den Ohren kratzt, das nur Juristen verständliche Patent nicht versteht und sich nur so viel daraus abstrahirt, daß er zahlen, möglichst viel zahlen müsse, um in Zukunft nicht mehr zu roboten — eine Freiheit, die ihm von jeher zustand.

Im Ganzen ist nicht viel Neues, Reformirendes in der Entschließung, denn Abolitionsverträge durch gemeinsame Uebereinkunft waren fortan gestattet, sind auch auf mehreren Herrschaften in großem Maßstabe durchgeführt worden. Drum sollten Kanzleioptimisten nicht so viel Lärm schlagen, die Sache hinnehmen, wie sie ist, als einen etwas unreifen Versuch, der sich vielleicht im Zeitverlaufe — jedenfalls in einem langen — zur Eigentlichkeit ausbilden wird, dem, durch gebieterische Nothwendigkeit gedrängt, kräftige Erläuterungen und Zusätze folgen werden, um den scheuen Versuch zur heilbringenden That zu machen.

Neu ist an dem Gesetze wesentlich nur die von der Regierung ausgesprochene Ansicht, die Abolition sei „wünschenswerth und ersprießlich;" doch glauben wir, eine Regierung, zumal die österreichische, welcher um Heilbringendes festen Willens durchzuführen, die Hände in keiner Weise und Niemandem gegenüber legal gebunden sind, wie etwa der englischen, welche auch den Mißbrauch, ist er recht alt geworden, als Recht anerkennen muß — sich nicht auf bloßes Wünschen beschränken dürfe, sondern was die Zeit gebietet, kräftig und ganz thun müsse. Neu in dem Gesetze ist die Gestaltung, daß der Bauer seine Ueberlandgründe, die Gemeinde

ihr Communalvermögen als Ablösungsentgelt abtreten darf. Neu ist die juristisch consequente, doch nicht gegen Mißbrauch und Trug gehörig gesicherte Vorschrift, daß das Ablösungscapital den Pfandgläubigern des frohnpflichtigen Gutes in der Rangordnung vorzugehen hat.

Vermißt wird der Schutz für die Gläubiger des berechtigten Gutes in dem Falle, wenn der Gutsbesitzer sich etwa eine ganz kleine Rente als Entgelt der Robot ausbedingt, clandestin aber nebstbei ein Ablösungscapitälchen vorweg erhält, denn im Falle der Umwandlung in Rente fordert das Gesetz die Zustimmung der Gläubiger nicht.

Zur vollen Wirksamkeit dieses versuchsweisen Schrittes vermissen wir leider die feste Norm, nach welcher der Localwerth der Frohndienste erhoben werden soll, endlich die Anordnung, daß die Ablösung stattfinden müsse, wenn nur ein Theil sich dazu bereit erklärt; es versteht sich natürlich, daß die Bereitwilligkeit zur Ablösung Seitens der Unterthanen eines Herrn in Gesammtheit, oder doch von ganzen Gemeinden ausgesprochen sein müßte.

Wurde dieser imperative Schutz der ablösungsfreundlichen Minorität einer Gemeinde gegen die Majorität durch das Gesetz wirklich gewährt, warum wurde derselbe nicht auch gegen die Obrigkeiten verheißen? Die Antwort auf dieses Warum liest sich zwischen den Zeilen.

Sobald diese beiden noch vermißten Paragraphe im Zeitverlaufe, im Wege der bei uns so sehr beliebten Gesetzerläuterung und Pandektenfabrikation, hinzukommen, wird das Gesetz als eine ganz heilsame Expropriationsmaßregel willkommen zu heißen sein. Ohne dieselben aber wird es fortan an unserm Erbübel, der Halbheit, kranken und siechen, besonders da die Durchführung so wesentlich den Kreisämtern anheimfällt, und wer kennt nicht das Duodezformat unserer Kreisämtelei, der es an tüchtiger und insbesondere an juristischer Durchbildung so gänzlich fehlt, und doch fällt dieses Geschäft mehr in den Bereich des strengen Rechtsmannes, als in den der meist nach Plaisir auslegenden und manipulirenden Kreisamtsempiriker, deren fünfzehn netto die Mandel voll machen.

Die nächste Zukunft wird meine Prophezeiung wahr machen, die Zahl der kreisamtlichen „Blunders" wird Legion sein. Soll das Ganze nicht zur Landplage ausarten, muß den Landrechten der Provinz, deren Beamte strenge Rechtskenntniß mit vielseitiger Verwaltungsnotiz in der Regel glücklich vereinen, beurtheilender, entscheidender Einfluß auf das Geschäft, auf die Werthsbestimmung gesetzlich zugewiesen werden — dann kommt vielleicht Segen über das Land, dann wird der Bauer, was er heute noch lange nicht ist, ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts! Se no — no!

So wären wir denn heute noch nicht ganz auf dem Punkte angelangt, von welchem Preußen vor mehr als dreißig Jahren ausgegangen; nach weitern dreißig Jahren kommt vielleicht auch bei uns ein unreifes Kind, ohne Nägel und Haare zur Welt, wie grade jetzt eins zu Berlin geboren worden; doch auch diesem wird der Mannesbart einst wachsen, je öfter man es barbiert, desto früher.

Prag, im Februar 1847.

S. S.

IV.

Verlags-Mißbräuche in Miniatur.

Ein Theil unserer neuesten Lyriker hat in Gemeinschaft mit den Verlegern einen Krieg gegen die deutschen Augen unternommen; die Miniatur-Ausgaben in Duodez nehmen zum Erschrecken überhand. Viele dieser Herren glauben, sie werden plötzlich so groß wie Goethe und Lenau sein, wenn sie erst so klein wie sie werden und in jene mit Goldschnitt versehene Etui-Bände sich kauern, in welche Herr von Cotta den Geist einiger unserer Classiker gebannt hat, zur Bequemlichkeit reisender Ladie's, welche in ihren Koffern deutsche Literatur ohne große Beschwerde über den Canal hinüberschleppen wollen. Es ist die alte Geschichte vom Kölnischen Wasser; man nimmt eine grünliche Flasche, klebt einen weißen Zettel darauf und bringt den Inhalt dann als eau de Cologne auf den Markt, aber der Kaufmann wird nur ein Mal getäuscht und hat er erst gesehen, daß in solchen Flaschen gemeiner Schnapps als Parfüm sich aufdringen will, so wird er das nächste Mal sich wohl hüten, von der äußern Form sich täuschen zu lassen. Und doch muß man der lyrischen Jugend dieses Gelüste nach dem Costüme der Classiker verzeihen. Welcher Poet, der zum ersten Male in die Welt tritt, glaubt nicht, den Marschallsstab in der Tasche zu haben? Viele glauben ganz im Ernst, das Glück sei blind! Der Succeß, den einige jüngere Dichter erobert haben, ist ihnen nichts, als ein Werk des Zufalls und sie glauben, wenn nur Goldschnitt und Velinpapier die Kauflust erst heranlockt, kann der Ruhm nicht ausbleiben. Dem hoffenden Dichterherz ist dies zu verzeihen, aber an den speculirenden Verlagsphilister muß man den Anspruch machen können, daß er sein Handwerk verstehe. Leider gibt es unter den deutschen Buchhändlern eine große Masse, die, wie viele deutsche Fabrikanten; Alles gethan zu haben glauben, wenn sie die Idee eines Anderen copiren. So ist es seit Jahren Sitte, daß man die Cotta'schen Ausgaben allenthalben nachmodelt. Erscheint Schiller im Taschenformat, so regnet es plötzlich auf allen Leipziger Messen gesammelte Schriften in dem „beliebten Schillerformat." Erscheint der voluminöse Goethe und Herder zur Ersparung des Raumes in Hausbibliotheken, in einem oder zwei Bänden, so tauchen plötzlich von allen Seiten Gesammtausgaben von Werken in einem Bande auf, deren Dünnleibigkeit den Raum eines Bücherschrankes auch in anderem Format wenig in Anspruch genommen hätte. Bringt der Cotta'sche Verlag endlich einige Dichtungen und Dichter, die wie Hermann und Dorothea, Egmont, Faust, wie der Cid, die Frithjofssage, wie Uhland, Platen, Lenau und Freiligrath, ihren Siegeszug durch die Nation vollendet haben, daß sie sogar auf dem Tische eleganter Damen heimisch sind, in jenem coquetten Format, das reichgeziert mit Perlenschrift und Goldrand eben nur auf jene exclusive Salons hinzielt, wo Geld und Perlen noch eine so wichtige Rolle spielen, daß man selbst die Poesie von ihnen eingerahmt sehen will, gleich kommt der große Verlagschorus und bringt alle mögliche Kohl- und Rübenpoesie in Goldrahmen! Wir begreifen, wenn das Cotta'sche Beispiel von den Verlegern Anastasius Grün's, Geibel's, Karl Beck's u. s. w. be-

folgt wird, die durch mehrere vergriffene Auflagen die Erfahrung gemacht haben, daß das große wahrhaft literarisch gebildete Publicum den Dichter bereits so vollständig adoptirt hat, daß es auch an der Zeit ist, in zarten Miniaturkörperchen durch die Schlüssellöcher jener Boudoirthüren zu schlüpfen, in denen nur elegante Keepsake's und Granville's Illustrationen das Heimathsrecht haben. Aber wenn die Gedichte von Albert Knorr und ähnlicher Anfänger gleich mit solcher Prätension auftreten, bevor sie noch ein Mensch kennt, so ist das nicht nur lächerlich, sondern es fällt zum eigenen Schaden der Prätendenten aus, indem man gleich von vornherein mit einem Gefühl an die Lectüre geht, die jede unbegründete Anmaßung hervorbringt und der Verleger, der seinem Autor einen Dienst erweisen wollte, hat sich und ihn in Schaden gebracht.

V.

Notizen.

Der Ehrgeiz im Conversationslexikon. — Bilder aus dem Schauspielerleben. — Lola Montez. — Gutzkow und Räder.

— Das Brockhausische Conversationslexikon, diesmal auf 15 Bände angewachsen, ist bereits bis zum Buchstaben T vorgeschritten, das Pierer'sche Conversationslexikon ist so eben vollständig fertig geworden, während die Zeitungen täglich eine Annonce von „Wigand's Conversationslexikon" bringen, das auf 12 Bände angelegt ist; anderer kleinerer und größerer, wohlfeiler und theuerer Unternehmungen dieser Art nicht zu gedenken. Wir werden bald so viele Conversationslexika als Bundesstaaten haben, obschon sie sich von diesen dadurch unterscheiden, daß sie kein Cartel unter einander unterzeichnen und der Ausgewiesene aus einem Lexikon das Bürgerrecht in einem andern lexikalischen Staate sehr leicht erhalten kann. Dies ist nicht das einzige Souverainetätsrecht, in welchem die Lexika mit den Staaten concurriren; noch ein anderes, namentlich in Deutschland viel wichtigeres Privilegium üben sie aus, in welchem sie den deutschen Königen, Großherzögen und regierenden Fürsten eine so entschiedene Concurrenz machen, daß es zu verwundern ist, wie der Bundestag dieses wichtige Moment noch nicht zur Sprache gebracht hat. Es ist nämlich Thatsache, daß Se. lexikalische Majestät, Herr F. A. Brockhaus, und Se. lexikalische Hoheit, Herr Pierer, das Recht der lexikalischen Ordensverleihungen in einem ausgedehnten Maße üben. Bei jeder neuen Ausgabe entwirft der Minister des Brockhausischen Hauses und Staatssecretär der conversations-lexikalischen Angelegenheiten, Herr Dr. Espe, Excellenz, ein langes Verzeichniß von Ordensrittern, welchen die Ehre zugedacht ist, in das Ordenscapitel der neuen Real-Encyklopädie eingeführt zu werden. Die Statuten des Brockhausischen Ordenscapitels sind aber noch viel ausgedehnter und absoluter als die eines jeden andern Ordens. Wer einmal zum Ritter des goldenen Vließes oder zum rothen Adler vierter Classe sich aufgeschwungen hat, ist der hohen Prärogative dieser Auszeichnungen ein für allemal sicher. Nicht so bei dem Brockhausischen Hausorden. Hier wird die Souverainetät nicht nur durch die Auf-

nahme neuer Ordensritter ausgeübt, sondern auch durch das Ausstreichen Jener, die im lexikalischen Staat als ausgedient und invalid betrachtet werden. Wie viele Polen, Franzosen, Spanier, Belgier, wurden in der siebenten und achten Auflage nebst ihren Supplementen im Pantheon der Real-Encyklopädie aufgezeichnet, die jetzt, wo ihre Rolle zu Ende ist, nicht einmal in Pensionszustand versetzt, sondern kurzweg beseitigt sind. Sic transit gloria mundi! So komisch dieses klingt, so hat es auch seine ernste Seite. Man weiß, daß es in Deutschland Tausende von Menschen gibt, die als ihr höchstes Lebensziel das Bändchen betrachten, das vielleicht nach dreißig Dienstjahren ihrem Knopfloch zu Theil wird. Man weiß, wie viel Männer, deren Freimuth und Gradsinn ihren Mitbürgern zu Gute kommen könnte, ihre Unabhängigkeit opfern, um einst ein schmales seidenes Streifchen von grüner, rother, blauer oder Gott weiß, was für Farben angehängt zu bekommen. An der Seite dieses Ehrgeizes ist in den letzten zwanzig Jahren ein anderer aufgewachsen: der Ehrgeiz, in's Conversationslexikon zu kommen. Wir kennen Männer (und wahrlich, Männer, denen es an Geist nicht fehlt), die eine Stelle im Conversationslexikon als die Palme ihres Lebens betrachten, Männer, die sich dem Teufel verschreiben möchten, wenn die Real-Encyklopädie endlich die langgewünschten zwanzig Zeilen enthielte: „X. X., geboren in *** im Jahre 18**, erhielt seine erste Erziehung" u. s. w. Man hat die getäuschten Hoffnungen eines kleinen Beamten, der auf eine Gehaltserhöhung zur Ernährung seiner zahlreichen Familie wartet, oft geschildert; man hat die Scenen ausgemalt, wo ein armer Bauer seinen letzten Kreuzer in das Zahlenlotto gesetzt hat und bei der Ziehung die ersehnte Nummer vergebens erwartet; man hat das lange Gesicht eines zwanzig Jahre dienenden Lieutenants, der sich bei dem neuen Avancement abermals übergangen findet, vielfach skizzirt — aber Eins hat man noch nicht geschildert: die enttäuschten Mienen eines Mannes, der seit der sechsten Auflage des Conversationslexikons von einem zum andern Mal wartet, daß die neue Auflage seine Biographie bringen werde, der jedes Exemplar, das gekauft wird, als einen Schritt näher zum Ziele betrachtet, weil es die Nothwendigkeit einer neuen Auflage beschleunigt, der endlich, als diese vor der Thüre ist, bei allen Menschen anklopft, die im zehnten Gliede mit den Blättern für literarische Unterhaltung oder sonstigem Brockhausischen Verlag verwandt sind, mit süßen Briefen und säuerlichem Champagner literarische Protectionen sucht und endlich einen Biographen findet, der die Vermittlung übernimmt. Und nun beginnt die Real-Encyklopädie ihr langsames Erscheinen von Buchstaben zu Buchstaben, von Heft zu Heft; von Monat zu Monat wartet er mit pochendem Herzen, bis der Buchstabe X da ist — endlich, endlich erscheint das langersehnte Heft, um das er bereits zwanzig Mal bei seinem Buchhändler nachgefragt — endlich ist es da — aber Dr. Espe hat den Artikel gestrichen — und auf zehn Jahre hinaus ist alle Hoffnung verloren. Es ist ein wahrer Fortschritt unserer Zeit, die nicht nur alle Leiden der Menschheit zu lindern sucht, sondern das Mitleid auch bis in Antithierquälervereine ergehen läßt, daß man jetzt durch die Herausgabe so vieler concurrirenden Conversationswörterbücher dem Unglück eines Theils unserer leidenden Mitbrüder zu steuern sucht, die der Hunger nach Berühmtheit austrock-

net wie einen armen Irländer! Kommt her, ihr Unglücklichen, die Tische sind reich gedeckt und wenn Euch Brockhaus auch von der Thüre gewiesen, verzweifelt nicht, dort ist noch ein anderes Lexikon, und dort ein drittes, nur Muth gefaßt und angeklopft!

— Von Roderich Benedix sind „Bilder aus dem Schauspielerleben" erschienen, die reich an wahren Zügen und Beobachtungen sind. Wunderlich ist der Unterschied zwischen diesen Erzählungen und den dramatischen Productionen desselben Autors. Während in Letztern, wie erst jüngstens in dem Lustspiel „Der Vetter" Charakteristik und Individualisirung der Personen sehr vermißt werden, ist in den Bildern aus dem Schauspielerleben die Charakteristik allenthalben so prägnant und kernig, daß man die Menschen im Leben gekannt zu haben glaubt; während andererseits in den Lustspielen die tolle Laune oft bis zur Ausgelassenheit sich steigert, ist in den Bildern aus dem Schauspielerleben der Humor sehr gedämpft und Manches ist ernsthaft vorgetragen, was eine heitere Behandlung viel besser ertragen hätte. Nichtsdestoweniger haben diese Skizzen etwas voraus, was andern Büchern dieser Art oft fehlt: Leben und Wahrheit.

— Briefe aus München melden, daß Lola Montez, die von dem Volk mit sehr ungünstigen Augen betrachtet wird, auf einem öffentlichen Orte sogar thätlich mißhandelt wurde. Sie hatte in Begleitung mehrerer Herren das Odeon besucht, wo ein Bürger, der sie scharf fixirte, von ihr, wie Einige behaupten, unartig apostrophirt und wie Andere mit einem Fächerhieb bedient worden sein soll, worauf das Publicum die Dame sammt ihrer Suite zur Thüre hinauswarf. Zur Ausmalung der Scene wird noch hinzugefügt, daß die Hinausgeworfene Widerstand leistete und sich an der Thüre festhielt, wobei ihr Jemand einen scharfen Hieb auf die Hand gab — was allerdings keine große Heldenthat ist. — Aus Wien meldet man, daß die Königin von Baiern dort erwartet wird — was übrigens blos als Gerücht bezeichnet wird.

— In Dresden ist eine miserable Posse von dem dortigen Komiker Räder zur Aufführung gekommen: Jupiter's Reiseabenteuer oder die olympischen Flüchtlinge, ein geist- und witzloses Machwerk, in der Art, wie fast jede Woche am Wiener Leopoldstädter Theater ein Stück durchfällt. In Wien ist es aber nur ein Vorstadttheater, auf dem man solche Dinge darzubringen sich erlaubt, wenn man aber auf einer königlichen Hofbühne, die mit den reichsten Mitteln ausgestattet ist, derlei Seiltänzerstücke aufführt, so muß dagegen im Namen aller deutschen Theaterinteressen protestirt werden. Bei der Probe dieses Stückes ereignete sich übrigens der Zufall, daß Dr. Gutzkow, der dieselbe leitete, durch einen Fehltritt in's Orchester stürzte — glücklicher Weise aber keinen Schaden nahm. Jemand äußerte hierauf, daß der neue Dresdner Dramaturg sich in Zukunft in Acht nehmen möge, da das abermalige Einstudiren eines solchen unwürdigen Machwerks ihm leicht einen gefährlichern Sturz bringen könnte in der öffentlichen Meinung!

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Die Missionen in Tyrol.

Schon im verflossenen Sommer warnte eine wohlmeinende Stimme von hier in den „Grenzboten" vor der zu weit gehenden Begünstigung des äußern Kirchenwesens in Tyrol. Was damals über Klostererrichtung, zeitlichen Besitz- und Machterwerb der Geistlichkeit, dann insbesondere über Maßlosigkeit der Missionsschritte der Ligorianer geklagt wurde, war weder in Form noch Inhalt von der strengen Wahrheit abweichend. Ich bin mit Leib und Seele ein Tyroler, liebe herzlich und treu unser Herrscherhaus, wie nicht minder seine wohlwollenden Bestrebungen für Erhaltung des Glaubens der Väter, Bewahrung der glücklich bestehenden Religionseinigkeit und reiner Sitten aller Klassen der Bewohner, weil ich hierin die feste Grundlage einer dauerhaften Volkswohlfahrt erblicke. Es ist dies auch sicher die Gesinnung aller gescheidten Leute im Lande, mag sie die bekannte ultramontane Partei in der „Augsburger Postzeitung" und ähnlichen Tagsblättern verdächtigen, so viel sie will. Aber ungeachtet aller Anhänglichkeit an das Bestehende ist es nachgrade unmöglich, vielen jetzt zu Tage kommenden Erscheinungen Beifall zu geben, vielmehr fühlt sich der redliche Freund des Volkes und der Regierung immer stärker aufgefordert, seine Besorgnisse vernehmbar auszusprechen, da er sich mit den Seufzern und dem oft bittern Tadel nicht beruhigen kann, der in Privatzirkeln und wo man sich frei von Spähern hält, von den klugen, geheim Freisinnigen, wie von Männern des gemäßigten Fortschrittes laut wird. Man fragt mit Recht, wodurch die Tyroler es nothwendig machten, daß man ihren, vor den meisten österreichischen Ländern durch Berufseifer und Sittlichkeit ausgezeichneten Seelsorgsclerus zur Pastorirung der Gläubigen für unzureichend ansah und sofort — außer der Vermehrung der Kapuziner und Franziskaner, wie der Glieder unserer Abteien — annoch Ligorianer, Jesuiten und Benedictiner von Muri in's Land rief, durch Anwendung verschiedener, nicht stets lobenswerther Mittel ihnen Dotationen, Besitzungen und Vermögenheiten verschaffte und mittels Suspendirung der Amortisationsgesetze ausgebreitete Erwerbungen

zum Nachtheile des öffentlichen Wohlstandes sichtbar erleichterte. Welcher zureichende Grund rechtfertigte die Uebergabe des Gymnasiums in Innsbruck an die Jesuiten, und die Aufhebung des allgemeinen Studienplanes zu Gunsten dieser Gesellschaft? Der günstige Ruf, welchen diese Lehranstalt bis in's Jahr 1839 besaß, ist durch die neuen Professoren nicht erhöht worden, und die Kenntnisse, welche die Schüler des akademischen Gymnasiums der Provinzial-Hauptstadt in die philosophischen Curse mitbringen, zeichnen sie eben so wenig vor den Zöglingen der übrigen Gymnasien des Landes aus, als ihre religiös-sittliche Bildung. Diese erfahrungsmäßige Thatsache spricht nicht sehr zum Vortheil der neuen Einrichtung, von welcher man in Ansehung der besondern Hülfsmittel und außerordentlichen Begünstigungen sich anfangs Großes versprechen durfte. Worauf man vor vier Jahren großen Werth legte — das Convict der Jesuiten für „kathol.-wissenschaftliche Bildung der Jugend" — hat sich als eine Täuschung dargestellt, da es weiter nichts ist, als ein Quasi-Theresianum mit tüchtigen Anforderungen an die Geldbeutel derjenigen „bessern Familien", welche sich durch die Ankündigung der Unternehmer und Beförderer dieser Anstalt gewinnen ließen. Daher die klägliche Leerheit der Räume dieses Institutes. Obwohl die Jesuiten nicht für die Seelsorge nach Tyrol gerufen worden, haben sie sich doch auch auf diesem Felde, das sie eifrig zu bearbeiten suchen, geringen Namen gemacht. Das rigorose Streben einiger höhern Geistlichen benutzte sie anfänglich zu Exhorten und Exercitien für den Seelsorgsstand auf dem Lande; sogar nach Brixen rief man selbe noch im verflossenen Sommer, und der alterschwache Bischof wohnte in eigner Person den Uebungen bei. Auch in Vorarlberg war der Verfasser leidensanmuthiger Gebetbücher, P. Weniger, vor mehreren Monaten mit etlichen Ordens- und Geistesbrüdern, kehrte aber von seiner Sendung wenig befriedigt nach Hause. In Folge dieser geistlichen Uebungen gewahren die Schafe an ihren Hirten, anstatt liebevoller Milde, finstern ascetischen Ernst, der alle Weltfreude verdammt, statt christlicher Freigebigkeit harte Einforderung der Urbarial- und Zehntgaben, statt sorgsamer Förderung der Schulen und milden Anstalten ängstliches Mühen nach Meßen- und Kirchenstiftungen, endlich anstatt Rath und schonender Beihülfe strenges Gebot und rücksichtloses Einmischen in Haus- und Familiensachen. Nicht als ob es den Seelsorgern im Allgemeinen an guter Absicht fehlte, nein; aber die christliche Gesinnung hat mehr und mehr dem liebeleeren Geiste des Pietismus, die Anhänglichkeit an den nächsten Oberhirten und die Heerde der unbedingten Hingebung an das Interesse der ultramontanen Hierarchie, und die Lehre, daß Christi Reich nicht von dieser Welt, dem Glauben und der Ueberzeugung Platz gemacht, daß

der Kirche und ihren Lehrern Alles in der Welt sich beugen müsse. Dieser Geist verbreitet sich täglich mehr in den Reihen unserer Priester; ihn fördern und beloben die „katholischen Blätter aus Tyrol" und etliche ausländische Tags- und Zeitschriften der hyperkatholischen Kirchenpartei, die in München, am Rhein, in der katholischen Schweiz und anderwärts dicht zusammengethan, ihre sichtbaren und unsichtbaren Gehülfen nach allen Ländern aussendet, um die kirchlich und politisch Freisinnigen zu verdächtigen, den Geist der heil. Rockverehrung wirksam auszubreiten und der Priesterherrschaft um jeden Preis weiten und sichern Boden zu gewinnen. Werden doch darum die geistlichen Volksübungen der Ligorianer als apostolisch dargestellt, die dagegen zu Tage kommenden Nachtheile weggeleugnet und als böswillige Uebertreibung geschildert. Der tyrolische Clerus, welcher diese Blätter allein liest und darin jene Seelsorger als Muster belobt findet, welche die Ligorianer in ihre Gemeinden riefen, glaubt die Anrühmung der überraschenden Erfolge dieser Missionen, erblickt in ihnen ein Heil- und Hülfsmittel in mancher hirtenamtlichen Bedrängniß und meint Gott und den Obern nichts Gefälligeres thun zu können, als dem von Andern gegebenen Beispiele zu folgen, wofür er dann auch der öffentlichen Belobung und besonderer Rücksicht bei Besetzung erledigter Pfründen sich getrösten darf. Die Uebungen der Ligorianer werden von den Ordinarien, besonders in Brixen, bereitwillig unterstützt. Hören wir ja das kaum Glaubliche, daß diese Missionäre aus Innsbruck demnächst nach Brixen, dem Sitz des Bischofs, kommen und dort ihre geistlichen Versuche mitunter auch an dem Consistorium und Domcapitel üben werden! Hätten diese Missionen an sich selbst nichts, was zu Besorgnissen Anlaß böte, so fällt doch in die Augen, daß wochenlange, unausgesetzte Feier, Predigten, Aemter, Sacramentenausspendung — nicht vollzogen durch die ordentlichen Seelsorger, sondern von fremden Missionären, deren geistliche Gewalt vom Volke nothwendig über jene der Seelsorgspriester gesetzt wird — unmöglich gleichgültig sein könne für das Ansehen, Vertrauen und die Wirksamkeit des Secular-Clerus, der während dieser Uebungszeit wie ein untergeordneter Jünger den apostolischen Herren und Meistern demüthig dient, sich der pfarrlichen Gewalt begibt, den fremden Gesandten Kirche, Kanzel, Beichtstuhl und Altar ausschließend abtritt und in der Schaar der Schafe verschwindet. Die neuen Hirten erscheinen der Heerde anders als die Seelsorger, sie lehren anders, ermahnen anders und gebrauchen andere Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Sie beabsichtigen eine auffallende Wirkung; diese darf nicht ausbleiben, wollen sie Credit erlangen. Mäßige Mittel erzeugen nur mäßige Wirkungen; diese treten weder schnell, noch mit Aufsehen an's Licht, können also nicht im Plan

der Missionäre liegen, denen die Wundergabe vom Herrn versagt ist. Ihre Predigten, Ceremonien und Ermahnungen kommen daher in der Gestalt des Sinnlich-Imposanten, dem Gewitterschauer mit Finsterniß, Blitzen und Donnerschlägen vergleichbar. Wir wissen aus Erfahrung, wie sich auch gescheidte, erwachsene, furchtlose Leute der beklemmenden Wirkungen solcher Erscheinungen nicht erwehren können, wie sollten es Nervenschwache, Aengstliche, Unwissende, Knaben und Mädchen, Alte, Gewohnheitsmenschen und Kleingläubige? Thatsachen mögen dies erläutern. Im Jahre 1843 sah sich das Gubernium verpflichtet, über die Wirkungen der Missionen Erhebungen anzuordnen, weil ihm zur Kenntniß gebracht worden, daß die „geistlichen Volksübungen" der Ligorianer im Kreise Oberinnthal nervenschwäche Gemüther so sehr ergriffen, daß ein vollbrachter und ein versuchter Selbstmord, die Ablieferung einer Weibsperson in's Irrenhaus und manche andere böse Folgen nach der eignen Angabe der Seelsorgsgeistlichkeit und gemäß amtlicher Erörterung sich ergaben. Was die eingeleiteten allseitigen Erhebungen der Behörden durch Anführung factischer Umstände klar bewiesen, war, daß die Missionen der Ligorianer an mehrern Orten im Lande ähnliche traurige Wirkungen, besonders länger oder kürzer dauernde Geistesverwirrung, bei ängstlichen Menschen hervorbrachten. Man hätte erwarten dürfen, derartige Resultate würden die Einstellung dieser sogenannten Volksübungen zur unmittelbaren Folge haben; allein die engverbrüderte Partei der Jesuiten, Ligorianer und überfrommen Römlinge, denen mancher pietistische Rigorist in und außer den Büreaux sich anschloß, war eifrig bemüht, dem Geschehenen andere Motive unterzuschieben, Das, was als Fehler sich aufdrängte, zu entschuldigen, einen großen Theil der Thatsachen auf Behelligung und Verdrehung der Feinde „des Guten" zu schieben und in diesem Sinn in den „katholischen Blättern", in Predigten und wo sich sonst Gelegenheit bot, den besorglichen Maßnahmen entgegenzuwirken. Es gelang in der That; nur sollten nach einer Hofverordnung zu den Missionen gemäßigte Männer bestimmt und alle Uebertreibungen vermieden werden. Diese wohlgemeinte Anordnung ist aber so viel als nicht bestehend; denn die Ligorianer wechseln höchstens eine oder die andere Person der Missionäre, nicht aber den Geist, in dem sie die Uebungen halten, sie ändern nicht eine von den übertriebenen Ceremonien derselben. Deswegen verlauten nach der Beendigung solcher Missionen fast immer dieselben Klagen einzelner Familienväter, denen das Weib, die Tochter oder ein sonstiges Angehörige durch die überspannte Verfahrungsweise der Ligorianer in Kleinmuth und Geisteszerrüttung gerathen. Zur Verbesserung dieser übeln Wirkungen der gepriesenen Volksexercitien müssen somit Aerzte und Seelsorger

lange mit Klugheit zusammenwirken. Mancher häusliche Friede, manche eheliche Eintracht, nicht selten Erwerb und Vermögen gehen dabei zu Grabe oder leiden empfindlich unter diesen Missionen. Die Verständigen machen umsonst aufmerksam, daß durch die lange Dauer der Volksübungen auch in nationalwirthschaftlicher Rücksicht nicht unerheblicher Schaden erwachse, indem die arbeitende Klasse ihrer ordentlichen Beschäftigung für zwei bis drei Wochen fast ganz entzogen wird. Alles Volk hält während der Dauer der Exercitien Feiertag, Jung und Alt strömt der Kirche zu, und kein Hausvater oder Dienstherr darf die Kinder oder das Gesinde zurückhalten, will er nicht als ein „Lutt'rischer" vor der ganzen Gemeinde erscheinen. Dasselbe begegnet häufig Denjenigen, welche vom missionsfreundlichen Pfarrer zur vorläufigen Deckung der beträchtlichen Kosten für Herbeirufung der Missionäre angegangen werden. Sie sind genöthigt beizusteuern, bis der Seelsorger zufrieden ist; die Weigerung brächte größern Nachtheil. Dadurch wird der Regierungsbedingung genügt, wonach die geistlichen Volksexercitien ohne Anspruch auf das Kirchen- und Gemeindevermögen gehalten werden sollen. Der Pfarrer versichert stets, Alles aus Eignem zu bestreiten. Wie trostlos ist es, daß sich die Regierung auf solche Weise täuschen läßt! Welch' wohlthätige Erfolge zum Besten unserer in Bildung und Gehalt verkümmerten Schullehrer, der Armen- und Krankenanstalten könnten hervorgerufen werden, möchten unsere Seelsorger ihre Sammlungen zur Förderung dieser und ähnlicher menschenfreundlichen Werke der ächten Nächstenliebe unternehmen! Es würden ihnen dennoch erkleckliche Gaben für Kirchen, Altäre und Glocken nicht fehlen. Nach und nach dürften die Gläubigen denn doch zur Einsicht gelangen, daß es den Priestern mit diesem beharrlichen Trachten und Sammeln, zumal am Kranken- und Sterbelager der etwas Besitzenden, fast nur um Messestipendien und Jahrtagsstiftungen, also zunächst um ihren eignen Nutzen zu thun sei — eine Entdeckung, welche, ist sie einmal in's Volksbewußtsein gedrungen, schwerlich zu Gunsten des priesterlichen Ansehens wirken möchte.

Eben in der neuesten Zeit ist es mit den Vermächtnissen für Messen so weit gekommen, daß mit den im deutschen Landesantheile erzielten höhern Stipendien einträglicher Handel nach Welschland im Schwange geht, wo bei der größern Concurrenz an messelesenden Priestern das Stipendium um 6 bis 10 Fl. geringer im Curs steht, die Differenz also zum Besten der deutschen Priester dient. Kehren wir wieder zu den Missionen zurück. Sie werden gleichfalls zu ergiebigen Sammlungen für kirchliche und priesterliche Vortheile benutzt. Die Ligorianer, anfangs ohne Einkommen, wachsen an Ver-

mögen und Wohlstand, was offenkundig ist und in Innsbruck vor Aller Augen liegt. Je mehr durch die ultrakatholischen Tagesblätter und durch die mündliche Empfehlung der Gönner das täuschende Lob der Missionen zunimmt, desto energischer und rücksichtloser treten die Ligorianer auf. Sie trennen bei den Predigten und Uebungen die Jünglinge, Jungfrauen und Eheleute, halten mit jeder dieser Seelenklassen eigene Exercitien bei geschlossenen Kirchthüren und nehmen den durch allerlei Drastika mürbe Gewordenen eidliche Gelübde*) ab, nicht mehr zu sündigen unter sonstiger ewigen Verdammung und Ausschließung vom Empfange des Abendmahles! — Im vergangenen Herbst wagte es ein Ligorianer, in öffentlicher Kanzelrede der versammelten Gemeinde eines größern Thales vorzuhalten: jeder Tyroler schäme sich ihres Thales und müsse wegen dessen schlechten Bewohnern sein Vaterland verleugnen. So wird das Regierungsgebot wegen Sendung gemäßigter Missionäre und Vermeidung von Uebertreibungen befolgt. Was nützt es, daß vom höchsten Orte ausgesprochen ist, die in der Gottesdienstordnung nicht enthaltenen außerordentlichen Andachtübungen (Nebenandachten) seien als abgestellt zu betrachten? Sind derlei Uebungen etwa Gottesdienst? Wem fiele die Schuld zur Last, wenn in Folge solcher Beschimpfung einer Gemeinde von der Kanzel das Verbrechen der Religionsstörung sich ereignete? Wir haben aus glaubwürdiger Quelle vernommen, daß die Hofkanzlei in Wien bei Ertheilung der Bewilligung zu Missionen die größte Vorsicht empfohlen habe. Allein ohne alle Nothwendigkeit und mit auffallender Vorliebe sehen wir eine ganz verschwenderische Freigebigkeit in derlei Zugeständnissen beim Landespräsidium vorherrschen.

Die äußere Werkheiligkeit steigt ohne den wahrhaft christlichen Sinn. Man erweckt alte geistliche Orden, stiftet neue, restaurirt einsame auf Bergen und in öden Orten gelegene Wallfahrten, und in Innsbruck wird der bestehenden Verordnung entgegen eine aufgehobene Bruderschaft nach der andern durch das Treiben der Jesuiten und Ligorianer wieder hergestellt. Unter diesen neu entstandenen Verbrüderungen (mit welchen auch die marianische Congregation wieder auflebte) eilt die durch frühere Gesetze mit dem Armeninstitute vereinigte „Bruderschaft der thätigen Liebe des Nächsten“ — die einzig wahrhaft christkatholische — ihrer Auflösung zu. Und doch will die Regierung, daß im Geiste der weisen Anordnungen des Kaisers Joseph diese Bruderschaft Bestand habe.

*) Wie sehr contrastirt dieses Verfahren mit der allerhöchsten Entschließung vom 14. November 1846, wonach nur Mäßigkeitsgelübde ohne Zwang bei der Abnahme und ohne Bestimmung einer Formel gestattet sind!

In Tyrol sucht man, wie es täglich deutlicher wird, den trostlosen Stand der Dinge wieder herzustellen, wie er im 17. Jahrhundert gewesen; die katholische Religion — diese jedoch nur angeblich, in der That aber die ultramontane Partei — soll nach außen mächtig werden; sie will um jeden Preis ein Reich gründen von dieser Welt. In solchem Streben muß sie endlich der äußern Ordnung, der weltlichen Macht des Staats feindlich begegnen. Möchte zum Heil der Menschen noch bei guter Zeit der Zusammenstoß klug verhütet werden!

Innsbruck im Februar. †

Politische Licht- und Nebelbilder.

II.

Wenn der Winter in's Land kommt, sondert er die Schichten der menschlichen Gesellschaft noch schärfer, als es sonst schon der Fall ist. Die Besitzenden schmücken ihr Haus, rüsten die Schlitten und erwarten, blasirt oder verlangend, den heitern Zug der Winterfeste — ihnen ist der Winter ein lustiger, prächtiger Kerl, der tanzt, musicirt, Komödie spielt und Faschingspossen treibt. Die Besitzlosen lassen die Arme sinken und gehen in den Wald, um Holz zu stehlen — ihnen ist der Winter der schlimmste Feind, der Herkules, der den Antäus von der nährenden Erde trennt.

Im jetzigen Winter bemühen sich aber die Besitzenden, die Schroffheit dieser Gegensätze zu mildern, sie geben fast überall einen Theil ihrer Feste auf, um die Summe ihrer Almosen dadurch zu vergrößern, es drängt sich ihnen das Bewußtsein der Gegensätze und ein Gefühl auf, das der Bußfertigkeit ähnlich ist.

Darum ist es wohl wichtig, den Werth dieser freiwilligen Buße des Reichthums und die Möglichkeit der Lösung der Gegensätze näher in's Auge zu fassen.

Das Proletariat umfaßt alle, die Tag für Tag die materielle Fristung ihres Lebens von Neuem anstreben müssen, ohne Hoffnung, durch überwiegende Einnahme, je Besitz erringen zu können. Für diese Lebensfristung kämpft der eine Theil unsrer Proletarier durch Arbeit, der andere Theil hat dies aufgegeben und überläßt es entweder den besitzenden Ständen, ihn durch Almosen zu ernähren oder er sagt sich los vom Rechtszustande und begeht Eigenthumsverbrechen.

Freier physischer Lebensgenuß ist Grundbedingung jeder menschlichen Entwickelnng; dieser Genuß entsteht durch vernunftgemäße Befriedigung der Lebensbedürfnisse und diese Befriedigung durch menschliches Verarbeiten der Lebensstoffe, welche uns die Natur roh darbietet. Daraus folgt der Satz:

wer arbeitet, soll genießen. Im Wesen des Staates, als der natürlich nothwendigen Form des menschlichen Zusammenlebens, liegt es, obigen Satz durch seinen Schutz zur ungestörten und gerechten Anwendung zu bringen. Der Verschiedenheit der menschlichen Einzelheiten gemäß muß jedoch bald, aus Ueberschuß der Arbeit über den genießenden Verbrauch, verbunden mit dem Uebertragungs- und Erbrecht, Besitz und arbeitsloser Genuß; und, nach der entgegengesetzten Seite hin, aus Minderbetrag der Arbeit unter dem Verbrauch, Mangel und Unmöglichkeit des Lebensgenusses entstehen. Daher zeigt uns die Geschichte aller Staaten und Zeiten an den gegenüberliegenden Grenzen der Mittelschichten (wo Arbeit und Genuß sich das Gleichgewicht halten) die Pole des unthätigen Reichthums und der unthätigen Noth. Selten jedoch und nur vor verhängnißvollen Wendepunkten erblicken wir, wie jetzt, die Mittelschichten der Staaten fast ganz zersetzt, dem einen oder dem andern Pole anhängend: unsre Zeit hat den natürlichen Zusammenhang zwischen Arbeit und Genuß zerstört und zeigt uns, außer dem bettelnden und verbrecherischen, auch noch den arbeitenden Proletarier. Woher kommt es, daß in Deutschland der Arbeiter hat zum Proletarier werden können?

1) Durch die stehenden Heere, neben denen höchstens eine theilweise Volksbewaffnung eingeführt ist, wird in den einzelnen Staaten nicht nur $^1/_5$—$^1/_3$ der Gesammteinnahme verzehrt, sondern auch eine bedeutende Arbeitskraft abgezogen. — Trotz der mit dem lebhafteren Handel sich mehrenden Rechtsstreite und dem durch die Noth veranlaßten Wachsen der Eigenthumsverbrechen. Wendet man sich noch nicht zu Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgerichten, sondern beharrt bei dem alten Rechtsverfahren, mit allen Instanzenzügen, und ist natürlich gezwungen, die schon übergroße Zahl der Beamten noch zu vermehren. — Das System der indirecten Besteuerung, von der Wissenschaft schon längst als unbillig, die untern Stände zu sehr belastend erwiesen, wird beibehalten und verdoppelt die Zahl der Verwaltungsbeamten. — In den meisten Ländern ist der Ertrag der Staatsgüter, welcher hier und da sogar dem der gesammten Besteuerung gleichkommt, vom Staaatshaushalte gesondert und, ohne Rücksicht auf den geschichtlichen Ursprung, lediglich dem Fürsten überwiesen.

Diese Andeutungen erklären wohl genügend den Satz, daß die Staatsverwaltung eine kostspieligere geworden ist und die Thatsache, daß, nach 30jährigem Frieden, die jetzige Besteuerung höher ist, als in den letzten Kriegsjahren.

Anscheinend sind diese Steuern sowohl auf den arbeitslosen Besitz und

das Einkommen der Staatsdiener, als auf die Arbeit gelegt. Der Grund- und Geldbesitz ist aber an und für sich unfruchtbar und todt und erhält seinen lebendigen Verbrauchswerth für den Besitzer erst durch den Ertrag, den dieser von Anderen daraus erarbeiten läßt; diesen durch den Ertrag bestimmten Werth besteuert der Staat. Das Einkommen der Staatsdiener fließt lediglich aus den Steuern ab, die der Staat erhebt; daher lastet die gesammte Besteuerung auf der Arbeit und ist der Abzug, der von der Arbeit gemacht wird. Je größer der Abzug, desto unergiebiger die Arbeit. Daher ist jetziger Zeit die Unergiebigkeit der Arbeit so sehr verringert, daß ganzen Arbeiterständen weder Lebensgenuß, noch Besitzerwerb übrig geblieben ist. Das ist ein Grund der Entstehung des arbeitenden Proletariats.

2) Noch ein mit der Besteuerung der Arbeit zusammenhängender Umstand hat gleichmäßig zu der Entstehung des arbeitenden Proletariats beigetragen: die zunehmende Häufung starren Besitzes bei einzelnen Ständen. Alle Arbeit, durch welche die Lebensbedürfnisse des Menschen befriedigt werden, zerfällt in erzeugende und gestaltende. Die erste setzt Benutzung des Bodens voraus und ist wesentlich unwandelbar, weil auf ihr die Fortdauer des Menschen — gleichviel, auf welcher Bildungsstufe er steht — beruht. Die zweite braucht keine solche Voraussetzung, ist aber wandelbar und gründet sich auf die, durch die zeitige Bildung bedingten, steigenden und wechselnden Lebensbedürfnisse der menschlichen Gesellschaft.

Hinsichtlich der erzeugenden Arbeit hat sich jetziger Zeit Folgendes herausgestellt: Domänen, Besitzungen des hohen Adels, Ritter- und theilweise Bauergüter sind rechtlich oder thatsächlich untrennbar und nehmen in allen deutschen Ländern die Hälfte bis zwei Drittheile des Grund und Bodens ein. Die Besitzer lassen diese Güter von Besitzlosen bearbeiten, genießen die dadurch erzeugten Früchte und geben den Arbeitern keinen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinn, sondern einen Tagelohn. Folglich sind zwei Drittheile Derjenigen, die ihre Kraft der erzeugenden Arbeit widmen und, zum Fortbestehen der menschlichen Gesellschaft, widmen müssen, aus dem natürlichen Zusammenhang zwischen Arbeit und Genuß gerissen und Tagelöhner. Daß aber der Tagelohn weiter als zur nothdürftigen, täglichen Lebensfristung für den Arbeiter und seine Familie ausreiche und je Hoffnung auf Besitzerwerb, gestatte, möchte wohl auch der kühnste Optimist nicht behaupten. Daher sind zwei Drittheile der erzeugenden Arbeiter in jedem Lande nichts Andres als arbeitende Proletarier.

Die gestaltende Arbeit beruht auf dem zeitigen Bedürfnisse und bringt dem Arbeiter Abnahme und Lohn, der das Bedürfniß am besten und

wohlfeilsten befriedigt. Daraus folgt die Concurrenz, der Sieg des besten und wohlfeilsten Erzeugnisses und der bis zur vergleichsweisen Werthlosigkeit sinkende Werth der übrigen Erzeugnisse. Die besitzenden Stände haben auch diesen Zweig der Arbeit jetzt größtentheils an sich gerissen und beuten ihn aus: durch Fabrik. Der Capitalist zerlegt einen Gegenstand in Theile, läßt jeden dieser Theile von verschiedenen mit Leichtigkeit dazu, und nur dazu, herangebildeten Tagelöhnern oder durch Maschinen massenhaft hervorbringen, befriedigt die Abnehmer, wegen der Vollkommenheit der Theile, am besten und, wegen der Tagelöhne und Zeitersparniß, am wohlfeilsten, zwingt nöthigenfalls, gestützt auf sein Capital, den Preis so lange herab, bis er alle concurrirenden Handwerker verdrängt hat und beherrscht dann den Markt. Nun steht er dem großen Grundbesitzer gleich: für den Arbeiter Tagelohn, für sich selbst Gewinn und Genuß der Arbeit.

So haben wir bei der gestaltenden Arbeit wie bei der erzeugenden Tagelöhner, d. h. eine neue Ordnung arbeitender Proletarier. Wer ihre Anzahl ermessen will, der betrachte die herabgekommenen Gewerke und die jährlich wachsende Menge der blühenden Fabriken. Ja wohl, es blüht in ihnen der Reichthum des Fabrikherrn und es blüht in ihnen das Elend der Fabrikarbeiter. Hier steht das Proletariat auf der tiefsten Stufe, geknechtet, entsittlicht, an der Grenze des Verbrechens und sieht darbend die goldnen Früchte seiner ihm tödtlichen Arbeit in den Schooß des Herrn fallen.

Wir können also, nach dieser Seite hin, unsre Zeit folgendermaßen bezeichnen: die Arbeit führt nicht mehr zum Genuß und nicht mehr zum Besitz; der Besitz hat aufgehört mit der Arbeit zu steigen und zu fallen, hat sich getrennt von der Arbeit und hängt sich wachsend an den vorhandenen, starren Besitz; die Schichten des Staates sind ineinander geflossen und spalten sich wieder in die beiden Lager des Besitzes und der Arbeit; der Staat und der Besitz lastet auf der Arbeit; der Unfruchtbare ist der Genießende, der Arbeiter der Proletarier!

Betrachten wir nun die Winterbuße des Besitzes, sammt allen übrigen Geldspenden und Wohlthätigkeitsvereinen. Almosen sind es. Almosen gibt man dem, der die Arbeit schon aufgegeben hat und nur durch die Gaben Andrer sein Leben fristen will — dem Bettler. Strömten auch Geldmassen auf den einzelnen Bettler herab, sie könnten ihn wohl zum Besitzer, nicht aber zum Arbeiter erheben und wenn alle Bettler zu Besitzern würden, die wahre Quelle der Zeitnoth bliebe ungehemmt: das arbeitende Proletariat!

Wenn sie nur nicht aus Eitelkeit und Hoffart, sondern aus dem schönen, menschlichen Gefühl des Mitleidens entspringt, läßt sich keine Art der

Wohlthätigkeit verachten, aber ungleichen Werth haben diese Arten dennoch und müssen darnach geschätzt werden. Es gibt eine Wohlthätigkeit, die dem unbewußten Drange folgt und ihre Gaben auf's Gradewohl um sich herstreut; sie steht fast in gleichem Range mit den Naturerscheinungen und ist wie der Regen, der herabströmt, wohin es eben kommt, gleichviel, ob auf lechzendes Saatfeld oder sumpfige Wiese — da kann man weder loben noch tadeln, man läßt's gewähren. Würdiger ist die andre Wohlthätigkeit, die ihre Aeußerung dem Urtheil über den Empfänger unterwirft; so lange sie sich aber nicht auf den Standpunkt philosophischer Ueberschauung und der Erkenntniß des letzten Grundes erhebt, wird ihre Wirkung auf den Einzelnen beschränkt bleiben und sie die wachsende Noth ebensowenig zu hemmen vermögen, als ein Eimer Wasser die Feuersbrunst. Beide Arten der Wohlthätigkeit sind leider die häufigsten und es ist schon viel, wenn sie ein Mal einen Arbeitswilligen so lange hinhalten, bis die Zufälligkeiten, die ihm die Arbeit unmöglich machten, vorübergegangen sind, oder, wenn sie nebenher auch in das Gebiet des arbeitenden Proletariats mit eingreifen und zum Beispiel den Preis der nothwendigsten Lebensbedürfnisse verringern. Die wahre, bewußte und ideale Wohlthätigkeit vermag allerdings unendlich mehr, als die früheren Arten, aber gänzliche Aufhebung unseres Nothstandes liegt auch außer ihrem Bereiche, denn alle Wohlthätigkeit ist Sache der Einzelnen und in der Staatsverfassung wurzelt die Noth.

Darum hat man ein volles Recht von den Staatsverwaltungen durchgreifende Hülfe zu verlangen. Wenn, durch eine consequente Landwehrverfassung, Schwurgerichte und größere Einfachheit im Getriebe der Verwaltung selbst, der Staatshaushalt minder kostspielig würde; wenn man sich überwinden könnte, die Stimme des Volkes über große und kleine Gebrechen des Staates durch die freie Presse zu vernehmen, so würde dadurch wenigstens eine geringere Besteuerung möglich gemacht. Vor Allem wäre es aber nöthig, die Hauptlast der Besteuerung von der Arbeit weg auf den wirklichen Verbrauch und Lebensgenuß des Einzelnen zu legen, den Reichthum im Luxus nach einem wachsenden Maßstabe zu besteuern, die nothdürftige Lebensfristung von allen Beiträgen zur Staatserhaltung zu befreien, die indirecten Steuern in directe zu verwandeln und endlich durch Gesetze die Verbreitung, Theilung und Circulation alles Besitzes zu erleichtern, die Anhäufung und Erstarrung desselben aber so viel wie möglich zu erschweren.

Wenn man die bedeutenden Mittel, die jetzt in Almosen zersplittert werden, vereinigte und mit Umsicht Fabriken gründete oder Grundbesitz erwürbe, an deren Ertrag und Gewinn man die Arbeiter Theil nehmen ließe,

so könnte man einigermaßen die Concurrenz der von Tagelöhnern zum Gewinn des einzelnen Besitzers bearbeiteten Güter und Fabriken aushalten, man würde den theilhabenden Arbeitern reichliches Auskommen, Lebensgenuß und die Hoffnung auf Besitzerwerb verschaffen und von einem Theile des Gewinnes immer noch den Stock zu neuen Anlagen der Art gründen. Auch zweifeln wir nicht, daß die Staatsverwaltungen allmälig solche Unternehmen fördern und ihnen, durch Uebertragen von Lieferungen für den Staatsbedarf, die sicherste Grundlage unterlegen würden.

— t.

Die englische Post.

Helgolander Novelle von Eduard Boas.

I.

Mit dem Beginn des Frühjahrs 1809 herrschte auf Helgoland ein unbeschreibliches Wogen und Drängen. Napoleon hatte durch seine Decrete den englischen Handel vernichten, die Colonialwaaren vom europäischen Festlande verbannen wollen, jedoch sein Plan war mißlungen. An den deutschen und holländischen Küsten entfaltete sich plötzlich ein ausgedehnter Schleichhandel, zunächst von solchen Leuten unterhalten, denen die Continentalsperre ihr ganzes Hab' und Gut genommen. Aber bald lockte das kühne Hazardspiel auch Andere zur Theilnahme herbei. Adel und Priester, Bürger und Bauern, Männer und Weiber ergaben sich mit einer wahren Leidenschaft dem Schmuggeln, und sogar gekrönte Häupter suchten auf diesem Wege ihre leeren Kassen wieder zu füllen. Und der Mittelpunkt des tollen, gefahrvollen Treibens war die Insel Helgoland, die, unter großbritannischem Scepter stehend, einen sichern Stapelplatz dicht vor der Elbe und Weser gewährte. Häuser, Speicher und Schuppen entstanden hier wie durch einen Zauberschlag, und genügten dennoch nicht; reiche und schwere Lasten lagen obdachlos umher. Goldene Füllhörner schienen über Helgoland ausgeschüttet, die sonst so blutarmen Bewohner verdienten das Geld im Schlafe. Unternehmende Kaufleute von den verschiedensten Nationen drängten sich zu der einsamen rothen Klippe in der Nordsee, ganze Flotillen kamen täglich an und gingen ab; ein lautes, merkantilisches Getöse wogte am Ufer und auf der großen Treppe von Helgoland.

Es war eine rauhe, windige Vorfrühlingsnacht. Dunkle Wolkenmassen flogen am Himmel vorbei und nur selten konnten einzelne Sterne herniederfunkeln. Immer dichter schob die graue Decke sich zusammen, und als die Thurmuhr in der Ferne Drei schlug, da ergoß der Regen sich plötzlich mit prasselnder Gewalt. Im Unterlande lagen, am Ufer entlang, eine Masse von Waarenballen, Kisten und Fässern aufgeschichtet, wohl viele Hunderttau-

fende werth. Es schien, als sei man beim Ausladen dieser Sachen von der Nacht überrascht worden, und die strömende Fluth drohte Alles zu verderben, denn Niemand war da, um die theuern Waaren zu schützen. Endlich hörte man hastige Schritte schallen; einige junge Bursche kamen spornstreichs von der Treppe hergerannt und fingen an, die Güter mit großen getheerten Segeltüchern zu bedecken. Besonders rührig zeigte sich Einer von ihnen; er schaffte mehr als alle Uebrigen zusammen. Wo er Hand anlegte, ging die Arbeit stets schnell und sicher von statten, denn er besaß zugleich Gewandtheit und Kraft. Die schwersten Fässer rollte er, ohne der Hülfe eines Andern zu bedürfen, wie leichte Spielbälle fort. Wenn die Hornlaternen, deren man sich bediente, ein Streiflicht über sein Antlitz warfen, so sah man frische, freundliche Züge und zwei Augen voll Muth und Stolz. Sein Wuchs war kräftig, aber biegsam; seine hohe Gestalt zeichnete ihn vor den Gefährten aus. Diese gehorchten ihm willig, und er hatte in der That etwas Ueberwiegendes, obgleich er, wie die Andern, nur die gewöhnliche Schiffertracht, mit südwester und wasserdichter Jacke, trug.

„Juh, wie das regnet!" rief ein kleiner, stämmiger Helgolander, indem er das Wasser vom Hut abschüttelte. „Gut, daß wir fertig sind." — „Noch nicht, Kobers!" sagte jener stattliche Bursch' mit wohllautender Stimme. „Kaffee und Zucker sind zwar in Sicherheit, aber die Citronenkisten müssen auch noch unter Deck, sonst gehen sie d'rauf." — „Du bist gar zu gewissenhaft, Jasper!" murrte Kobers. — „Der Stettiner Kaufmann bezahlt uns pünktlich," erwiderte Jasper, „d'rum müssen wir pünktlich nach seinen Waaren sehen. Das ist nicht mehr, als recht und billig."

Nachdem Alles besorgt war, verließen die Bursche das Gestade. Zwei von ihnen blieben im Unterland, während Jasper und Kobers die Treppe hinaufstiegen. „Warst gestern wieder nicht beim Tanz!" begann der letztere die Unterhaltung. „Ich hab' den englisch Rihl mit der Antje getanzt. Ei, wie das Kind blitzhübsch wird. Und ist erst funfzehn Jahre alt. Ehe noch zwei Jahre in's Land gehen, muß sie hier das allerschönste Famel*) sein." — „Wohl möglich!" sagte Jasper kurz. „Wenn sie sich unterdessen nicht verändert." — „Sag' mir nur, Jasper, warum willst du sie denn eigentlich nicht?" fragte der Andere nach einer Pause. — „Das brennt dich nicht, d'rum brauchst du's nicht zu löschen. Gut'n Morgen, Kobers!"

So rief der Bursch' und bog dann um die Ecke, denn sie hatten den Falm erreicht. Jasper schritt die schmale Straße hinauf und trat durch die

*) Mädchen.

nur angelehnte Thür in's Haus seiner Aeltern. Im Flure war es stockfinster, aber aus dem Hintergrunde leuchtete rother Schein, und Jasper sah das Mütterchen schon in der Küche am Feuerherd. Nachdem er ihr einen Gruß zugerufen, ging er in die Stube, wo eine Oellampe brannte und warf die nasse Oberkleidung ab. Aus der Kammer kam sein Vater, der alte Rickmers, ein großer, hübscher Mann; nun brachte die Mutter eine Schüssel voll dampfender Suppe, Jasper rückte die schweren Holzschemel zurecht und alle Drei setzten sich an den Tisch. Noch schlug der Regen klirrend gegen die Fenster, der Morgen dämmerte noch nicht, weil die Wolken den Himmel gar zu schwarz umzogen hatten, und es war kalt im Hause. Darum schmeckte ihnen das warme Frühstück vortrefflich, und erst, als man den Boden der Schüssel sah, entwickelte sich folgendes Gespräch zwischen den beiden Männern: „Habt Ihr Alles zugedeckt?“ — „Ja, Vater!“ — „Sind wieder Schiffer angekommen?“ — „Man konnte nicht um sich sehen, Nacht und Regen waren zu junk *). Aber gestern Abend lagen Schiffe genug in Sicht.“ — „Sakerment, ist das jetzt eine tolle Wirthschaft auf den Wogen. Die alte Nordsee muß denken, die ganze Menschheit sei verrückt geworden. Und viel fehlt auch nicht daran. So mag es im Süderocean bei den wilden Inseln aussehen, wie jetzt bei uns. Die Boote, womit die Leute sich in's Meer wagen, sind ausgehöhlten Baumstämmen ähnlich und ihre Bemannung übertrifft sie noch an Ungeschick. Alles will reich werden durch Schmuggelei, und die Hand, welche bisher Nadel, Hammer oder Pflug geführt hat, ergreift nun mit einem Male das Steuerruder. Von den Sternen, vom Compaß und vom Senkblei verstehen sie nichts; das fährt blindlings über See, als ob's einen Teich vorhätte. Die Meisten müssen wohl zum Hängen bestimmt sein, sonst wären ihrer schon mehr ersoffen.“ — „Nun, ich will den Schleichhandel nicht vertheidigen, Vater, aber er hat doch neues Leben, Bewegung und Geld auf unser verarmtes Land gebracht.“ — „Jasper, davon wird wenig bleiben. Ein Pfennig, den wir mit Mühe und Schweiß erworben, hält länger vor, als ein Goldstück, das uns vom Glücke zugeworfen wird. Du sollst sehen, Junge, das Schmuggeln dauert nicht ewig, und wenn es aufhört, dann ist auch unser Reichthum fort. Solche Seifenblasen schimmern grün und golden, aber d'rin steckt leerer Wind.“

Frau Rickmers hatte bis jetzt ruhig zugehört, doch jetzt kam sie in Eifer und rief: „Der Vaar **) hat ganz recht! Das hat wohl einen großen

*) Finster.
**) Vater.

Namen, aber wo bleibt der Verdienst? Man muß Alles über'n Kopf bezahlen. Gestern hat das Pfund Butter achtundzwanzig Schillinge und das Pfund Fleisch zwei Mark gekostet. Ausländische Waaren sind wohl billig genug, und im Kaffee tappt man mit den Füßen, aber von Zucker wird man nicht satt, und Negelken*) kann man nicht zu Mittag kochen. O mein Herrgott, ich wollte wünschen, der Bonaparte wäre zu Haus geblieben, und die Engländer hätten ihr Lebtag nicht erfahren, wo Helgoland liegt. Es giebt wohl Leute bei uns, die denken: „Juchhe! Nun ist alle Tage Sonntag!" Ja, wart't nur! Das bischen Glückseligkeit geht vorüber und das Elend kommt nachgehinkt. Früher gab es strenge Zucht und Sitte auf dem Lande. Kein Famel, kein Weib wollte besser sein, als die andern; alle trugen dieselbe Tracht, alle waren sittsam und spröde. Auf'm Springhüß**) wurden sonst die Alltagskleider angezogen und die guten Schuhe ließen wir derenn***). In Socken mit Segeltuchsohlen ging es ebenso flink. Kam dann zufällig ein fremder Schiffscapitain in's „rothe Wasser", so hatte der Tanz ein Ende, denn alle Famels liefen zur Thür hinaus. Nicht Eine wäre dort geblieben! O du mein Herrgott, wie hat sich das geändert! Jetzt prunkiren sie in bunten Kleidern von englischem Zeuge, und snakken und lachen mit den vornehmen Kaufleuten, daß man vor Scham roth wird. Sie thun hochherzig wie Prinzessinnen, gehen in die Comödie und — — nun, wir werden ja die Folgen sehen! Ich sage nur so viel: mit der alten helgolandischen Ehrbarkeit ist es aus!" — „Ihr seid zu strenge, Mutter!" erwiderte Jasper. Es ist freilich schade, wenn alte Sitten untergehen, aber daran sind nicht die Leute schuld, das liegt in der Zeit. Unsere Zeit mag ihre Fehler haben, aber sie hat auch ihr Gutes, denn sie giebt den Armen etwas vom überflüssigen Gelde der Reichen ab. Gestern kamen ein paar blutarme Schlucker an, die brachten in ihrem Boot fünftausend Stück Eier mit. Für jedes Ei tauschten sie hier ein Pfund Kaffee ein, und das gilt in Hamburg einen baaren Thaler. Die Beiden sind nun wohlhabende Leute, wenn sie ihre Ladung glücklich in den Hafen gebracht haben." — „Ja, wenn!" rief der Vater. „Da liegt eben der Knoten! Die Franzosen passen auf, wie lebendige Teufel, und fassen sie einen Schmuggler, so geht's ihm schlecht." — „Ich fürchte mich nicht vor ihnen!" sagte Jasper. „Mit unverzagtem Herzen, mit hellem Auge und kräftigem Arm kommt man überall durch. Warum

*) Gewürznelken.

**) Tanzboden.

***) Daheim.

sollen die Fremden solch großen Verdienst allein haben und uns mit Tagelohn abfinden? Wenn's Euch recht ist, Vater, will ich die Schlupe voll Waaren laden und sie nach Neuwerk führen." — „Nein," antwortete Rickmers, „an solchen Dingen mag ich nicht Theil haben. Wider Sturm und Wogen soll man kämpfen, doch nicht wider die Häscher und die Zöllner. Verunglückt man auf der See, so stirbt man einen Ehrentod, dort aber wartet der Kerker im Hintergrunde. Uebrigens, Jasper, sei aufrichtig — du willst nicht des Schmuggelns wegen nach Neuwerk, sondern wegen eines Famels...." — „Ja, Vater, Ihr habt recht! Aber lügen wollt' ich nicht, ich habe mir nur selbst solche Ausrede vorgespiegelt, um nach Neuwerk zu kommen. Da Ihr einmal angefangen, so muß ich Euch sagen, daß ich Marielise, des Strandwirths Bruderstochter, ganz herzlich lieb habe und im Leben keine Andere heirathen möchte." — „Jasper," sprach der Alte, „daran ist nicht zu denken, gieb das fremde Famel auf, denn bei der Geschichte kann wenig Gutes herauskommen. Du weißt, daß du die Antje Siemens heirathen mußt. Die Schlupe gehörte mir und ihrem seligen Vater gemeinschaftlich. Als er zum Sterben kam, stand ich bei ihm und sagte: „Sei nicht gar zu traurig! für deine Wittwe und Waise ist gesorgt. Ich lasse die Schlupe nicht verkaufen, sondern will sie führen und den Erben immer ehrlich die Hälfte vom Verdienst abliefern. Und wenn mein Jasper einst heirathen thut, soll er die Antje nehmen und die Schlupe soll ihr Eigenthum sein." Als ich so geredet hatte, drückte der arme kranke Siemens mir die Hand, er sah mich dankbar an, machte dann die Augen zu und starb. Nun frage ich dich, Jasper, ob du die Antje heirathen wirst oder eine Andere? Damit dir aber die Wahl nicht allzuschwer wird, verbiete ich dir, ohne meine besondere Erlaubniß jemals wieder nach Neuwerk zu fahren."

Rickmers hatte diese Worte zwar nicht heftig, aber mit großer Festigkeit gesprochen. Als er nun schwieg, verbreitete sich eine ängstliche Stille im Gemach. Jasper saß regungslos und starrte auf den Tisch, während die Mutter ihr Auge besorgt auf den Sohn richtete. Die letztere schien irgend etwas herbeizuwünschen, damit nur die trübe Pause unterbrochen würde. Die Lampe fing an zu dampfen, das gute Weib sagte: „Es wird schon Tag; ich muß die Schafe melken," und ging mit der flackernden Leuchte zur Stube hinaus. Wirklich dämmerte der Tag jetzt falb und düster durch die Scheiben; der Alte nahm Jacke und Hut, um sich an die Arbeit zu begeben. Jasper wollte ihm folgen, aber eine geheime Macht zog ihn noch einmal zur Mutter hin, und er trat in die Küche.

Frau Rickmers hatte geweint; sie drückte zwar, als der Sohn kam,

schnell ihre Schürze an die Augen und that, als wäre ihr Rauch hineingekommen, aber Jasper bemerkte wohl, was sie ihm verhehlen wollte. Da umfaßte er die liebe alte Frau und fragte sie mit weichem Tone: „Mutter, seid Ihr auch böse auf mich?"

Die Mutter neigte das Haupt an Jasper's Brust und konnte zuerst vor lautem Schluchzen keine Antwort geben. Endlich ermannte sie sich und sprach: „Mein gutes, mein einziges Kind! Aalsnig*) kann ich dir böse sein. Aber so folge doch dem Vater und nimm die Antje zum Weib. Sie wird brav sein und herzig, das kannst du glauben. Wer solch ein Engelsgesicht hat, der hat auch ein englisches Herz." — „Mutter, die Antje ist viel zu fein für mich. Ich bin ihr gut, sehr gut, aber ich fürchte mich, sie anzurühren mit meiner plumpen Hand. Da solltet Ihr einmal die Marielise sehen, die ist groß und kernig, wie ich selbst, und ich habe ihr versprochen, daß ich sie heirathe." — „Jasper, solch Leid thu' uns nicht. Bring' uns keine Fremde in's Haus. Sieh, der Vater und ich und unsere beiderseitigen Aeltern waren auf dem Lande geboren; ich selber bin keinmal fortgewesen und kann nicht glauben, daß die Menschen draußen ebenso wacker sind, wie hier. Wir würden Alle mißtrauisch gegen die Marielise sein und sie würde sich nicht heimisch fühlen bei uns, darum gieb den Gedanken auf, Jasper." — „Ich habe ihr die Ehe versprochen, Mutter! ... Wenn ich sie nicht herbringen darf nach Helgoland, so muß ich auch fort." — „O nein, nein! Rede doch nicht so etwas, Jasper! Könntest ja doch nicht weggehen von der Mutter und sie sterben lassen, ohne ihr die Augen zuzudrücken. Nein, bringe die Marielise nur, sie soll mir wie meine eigene Tochter sein, und wegen des Vaters — — nun, Jasper, hoffe nur auf Gott!" — „Ja, auf den hoffe ich!" rief Jasper, küßte die Alte und verließ das Haus.

Es war ihm ein Stein vom Herzen gewälzt. Er ging nach dem Strande und half dort bei der Arbeit. Auch seinen Vater traf er unten, und die Beiden trugen zusammen manch schwere Last in die Schuppen oder in bereitliegende Schmuggelböte. Auf einmal kam Petter Krüß, auch Snieder-Krüß genannt, weil er das Schneiderhandwerk trieb und erzählte dem alten Rickmers: es müsse etwas los sein; über Nacht sei ein Courierschiff angelangt, und im Hause des Gouverneurs herrsche große Bewegung. Jener hörte nicht sehr danach, aber bald erschien ein Bote, der die Quartiersmänner zu Sr. Excellenz beschied. Rickmers klopfte also von seiner langen blauen Jacke das Stroh ein wenig ab, sagte dem Jasper, was zunächst gethan werden müsse

*) Niemals.

und stieg dann die Treppe hinauf. Vom Falm rechts abbiegend, kam er zu dem niedrigen Gouvernementshause, wo er seine Genossen schon warten fand. Die acht bejahrten, aber noch immer rüstigen Männer, wurden in's Schreibzimmer geführt, der Gouverneur Hamilton grüßte sie zutraulich, unterzeichnete in aller Eile noch einige Papiere und sprach dann, indem er dicht an die Helgolander trat: „Ich habe Euch rufen lassen, weil sogleich ein Postboot mit wichtigen und geheimen Briefen nach Neuwerk abgehen muß und bitte Euch, recht schnell die Wahl der Steuerleute zu treffen."

Die Quartiersmänner sahen einander bedenklich an und schwiegen, bis Rickmers, der Aelteste von ihnen, das Wort nahm: „Herr Governör," antwortete er, „dazu haben wir kein Recht. Die Küste liegt voller Franzosen und wen sie fangen, der wird in's Gefängniß oder unter die Soldaten gesteckt." — „Ich weiß, daß es ein schwerer Dienst ist," sagte Hamilton, und bin gern bereit, dem Steuermann, welcher sich freiwillig meldet, eine reiche Belohnung auszuwirken." — „Das lockt Keinen, Herr Governör!" erwiderte Hinrich Franz, der Schiffszimmermann. „Wir können noch so großen Lohn aussetzen, kein Helgolander begiebt sich in solche Gefahr." — „Wunderliche Leute!" sprach der Engländer, „Ihr wagt Euch doch beim Lootsen oft in die wildeste See und schaut dem Tode kühn in's Auge." — „Ja, Excellenz, den Tod fürchten wir nicht!" begann Rickmers wieder, „nur müssen wir wissen, wofür es gilt. Entweder Menschenleben zu retten, oder für unsere Weiber und Kinder. Aber ich sage es nochmals: das Wagstück, jetzt nach Neuwerk zu segeln, unternimmt Keiner, denn den Franzosen in die Hände fallen, das ist schlimmer für uns als sterben." — „Nun, und wie wird es gehalten, wenn Ihr ein Schiff in Gefahr seht?" fragte der Gouverneur. „Wer muß in Sturm und Wetter auf's Meer hinaus, um die Ladung zu bergen?" — „Wir losen!" antwortete Franz. — „So mag es denn also auch jetzt gehalten werden," fuhr Hamilton fort. „Im Namen Seiner Majestät des Königs befehle ich, daß die Schiffer von Helgoland losen und daß der, den das Loos bezeichnet, unweigerlich mit der Post nach Neuwerk segelt. Die Depeschen sind von größter Wichtigkeit. Treffen Sie deshalb Ihre Anstalten, meine Herren! Spätestens in einer Stunde muß das Fahrzeug reisefertig sein."

Hamilton war ein schöner, hochgewachsener Mann; sein ganzes Wesen gebot Achtung. Die Helgolander liebten ihn wahrhaft, denn er nahm sich ihrer stets wie ein Vater an, erwies sich gegen Jedermann freundlich und gab auch dem Aermsten Gehör. Die acht Männer konnten sich überzeugt halten, jene Fahrt müsse durchaus nothwendig sein, sonst würde er sie nicht

gefordert haben. Sie machten deshalb keine nutzlose Einwendung mehr, sondern gingen mit ehrerbietigem Gruße zur Thür hinaus.

Bald darauf erscholl der Ruf: „Geloot, geloot!" durch die Straßen des Ober- und Unterlandes. Aus allen Häusern stürzten die Männer, hatten Jacken und Hüte in der Hand, und rannten ohne Rast die Treppe hinab. Aber ihre freudig erregten Gesichter wurden plötzlich lang und ernst, als sie hörten, es sei kein Schiff in Gefahr, sondern der Gouverneur habe befohlen, eine Schlupe solle nach Neuwerk segeln. Die Rath- und Quartiermänner mußten ihr Ansehen gebrauchen, um das Murren der Andern zu unterdrücken; sie mußten ihnen sagen, wie viel England schon für sie gethan, und daß es schmählich wäre, wenn man dem Staate den ersten Dienst verweigern wollte, weil er gefahrvoll sei. Da wurde es ruhiger im Haufen, die Lootsen traten einzeln heran, und legten ihre Teeken auf ein Segeltuch. Das Teeken (Zeichen) ist eine Medaille von Messing, welche auf der einen Seite den königlichen Namenszug, auf der andern einen Schiffer mit dem Senkblei und die Nummer des Lootsen trägt. Dann wurden die Zipfel des Segels zusammengefaßt, man rief einen Knaben und ließ eine Medaille herausziehen. Sie trug die Nummer des alten Rickmers.

Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, aber keine Miene seines festen Antlitzes veränderte sich. Er nahm das Teeken zurück, und ging schweigend die Treppe hinauf, um das Brieffelleisen vom Gouverneur zu holen. Als er dasselbe empfangen hatte, begab er sich nach Haus, denn er mußte ja von seinem Weibe Abschied nehmen und einige Lebensmittel zu sich stecken, da man nicht wissen konnte, wie lange die Fahrt dauern würde. Kaum war er drinnen, so kam Jasper athemlos die Straße herauf gerannt und flog durch die Hausthür. „Vater!" rief er, in's Zimmer tretend. „Ihr sollt nach Neuwerk? — „Ja, ich habe das Loos." — „Ihr dürft nicht fort, Vater! Es wird pechschwarz auf dem Wasser, wir bekommen gar bös Wetter, und Ihr habt drei Wochen das Fieber gehabt." — „Wem Gott ein Amt giebt, der warte seiner, heißt es in der Schrift. Alle Tage kann die Sonne nicht scheinen. Spute Dich, Mutter, bring' mir meine Seekappe und ein Brod." — „Denkt nur, Vater, wenn Ihr unterwegs krank würdet. Dann wäret Ihr verloren und die Depesche auch. Ich bin gesund, bin jung und stark. Laßet mich statt Eurer fahren, Vater!" — „Nein, Jasper, das kann nicht sein!" — „Ueberlegt's Euch noch einmal. Die Fahrt ist beschwerlich, denn es liegt viel Eis vor der Elbe. Lieber Vater, ich bitte Euch, schickt mich nach Neuwerk."

Der Alte schaute seinem einzigen Sohne freundlich ernst in's Auge —

sein Herz wurde weich. Bat und schmeichelte der kräftige Bursch doch heute wieder wie in den Kinderjahren, wenn er einen Angelhaken geschenkt haben wollte. Und weshalb? Um für ihn in eine drohende Gefahr zu gehen. Noch nie war ihm der Jasper so frisch, so stark und muthig erschienen; er kam sich dagegen recht abgelebt und machtlos vor. Rickmers wendete den Blick vom Sohne auf sein Weib, das schweigend neben ihm stand und sorgenvoll die Entscheidung abwartete. Mitsprechen konnte sie in der Männer Sache nicht, wie viel auch ihr Herz bewegte, aber den Thränen konnte sie nicht gebieten, und große helle Tropfen rollten von ihrer Wange herab. Es war still in der Stube, doch plötzlich zuckte ein Gedanke durch Jasper's Seele, und er rief mit hocherröthetem Angesicht: „Vater, jetzt weiß ich, warum Ihr nicht Ja sagen wollt. Ihr glaubt gewiß, ich möchte die Fahrt nur benutzen, um Marielisen wiederzusehen. Aber, bei Gott im Himmel, daran hab' ich nicht gedacht, und ich gebe Euch die Hand d'rauf, daß ich gar nicht zu dem Famel gehen werde."

Rickmers ergriff die dargebotene Hand des Sohnes, die braun und hart, wie seine eigene war. — „Nein, nein, Jasper!" sprach er, weicher als gewöhnlich. „So hatte ich's nicht gemeint! Ich kenne dich besser, Junge! Es kam gewiß kein arger Nebengedanke in dein Herz, als du für den alten Vater eintreten wolltest, und damit du siehst, daß ich dir traue, so solltest du nach Neuwerk fahren, wenn der Gouverneur solchen Tausch zugeben möchte." Jasper nahm die Worte des Vaters für eine Zustimmung von seiner Seite, und war wie der Blitz zur Thür hinaus. Die Aeltern wußten nicht, was er eigentlich vorhabe, doch ehe sie die nothwendigsten Erfordernisse zusammen gesucht, kam Jasper in's Haus zurück und rief mit jubelndem Ton: „Juchhe, nun darf ich fahren! Der Herr Gouverneur hat gesagt: Du bist brav, mein Sohn; dir darf ich die Depesche dreist anvertrauen. Nimm deinem Alten nur die Arbeit ab, und komme gesund wieder nach Helgoland." — Der Vater und die Mutter standen ganz erstarrt vor Ueberraschung, denn das hatten sie nicht erwartet. Frau Rickmers faßte sich zuerst und sprach: „Nun, das ist Gottes sichtbarer Finger! Laß dem Jasper seinen Willen, Vater... er ist der beste Schiffmann auf dem Lande, und der Allmächtige wird ihn schützen." — „Ja, Jasper, du magst meine Stelle vertreten!" sagte Rickmers, von Rührung fast übermannt. „Hier gebe ich dir die englische Post, die nach Neuwerk soll, und gebe dir dein Wort zurück wegen der Marielise; das Felleisen muß an den Strandwirth abgeliefert werden. Geh' zu ihm, und wenn er eine Rückpost hat, so bringe sie mit. Im Uebrigen sei vorsichtig, mein Junge — — doch, wozu die Furcht

und Sorge! Du hast Vater und Mutter geehrt, darum wirst du lange leben auf Erden!

Nun wurde schnell das Unentbehrlichste herbeigeschafft und die beiden Alten begleiteten, mit Schiffsgeräth und Lebensmitteln bepackt, ihren Sohn die Treppe hinunter bis an den Strand. Dort lag die Schlupe, welche Jasper gemeinschaftlich mit Antje Siemens als Aussteuer empfangen sollte. Es war ein gutes Boot, tüchtig gebaut, wie alle Helgolander Fahrzeuge. In grüner Oelfarbe glänzten seine Planken und rothe Streifen säumten den Bord. Am Schnabel sah man eine mächtige Eiche gemalt; ihre Aeste trugen eine Fülle blauer Trauben, und ringsum war die fromme Inschrift angebracht:

„Der Herr wolle bewahren
Alle, die mit dem Weintrauben-Baum zur See fahren."

Am Ufer standen Leute genug, alte und junge, und Jasper sah sich eben nach einem Hülfsmann um. Da sprang Kobers, in voller Schiffertracht, aus dem Haufen und rief: „Du fährst nach Neuwerk, Jasper? Nun, ich halte zu dir, und will dir treulich helfen, so gut ich kann."

Nach diesen Worten stemmte er sich mit aller Kraft gegen das Boot, und die beiden nervigen Bursche schoben es so rasch über den glatten Kies in die Fluth hinein, als ob es ein Spielzeug wäre. Bald war die Segelstange aufgerichtet; Rickmers reichte dem Sohne das Takelwerk, die Mutter übergab an Kobers den Proviant. Jasper hängte sich das Brieffelleisen, eine verschlossene Ledertasche, über die Schultern, sagte den Aeltern mit herzlichem Händedruck Lebewohl und sprang sammt seinem Gefährten in's Boot. Jetzt wurde abgestoßen; noch einmal winkten sie den Zurückbleibenden einen Gruß, zogen das Segel auf, und die Schlupe, von der Brandung ergriffen, schoß in's hohe Meer hinaus.

Draußen war viel Wasser und eiskalte Luft. Der Wind kam aus Nordwest, er ließ die See zu Bergen anschwellen und grub dazwischen tiefe Schluchten ein. Der „Weintrauben-Baum" flog haltlos auf und ab, aber Jasper saß unbekümmert am Steuer und Kobers, der das Segel zu lenken hatte, schaute fortdauernd nach ihm, um keinen Wink zu verlieren. Eine große, rabendunkle Wolke kam herauf, bedeckte den ganzen Horizont und sprudelte einen scharfen Guß von Regen und Schnee herab. Nach einer Stunde klärte sich das Wetter, die Wolken gaben Raum und unsere Schiffer sahen die Sonne rothstrahlend untergehen. Das ganze Meer schimmerte wie Feuer und Blut.

Nun wurd' es Nacht; nur blasses Sternenlicht erhellte die weite Wasser-

wüste ein wenig. Aber der Wind hielt aus, er wurde eher noch heftiger; hochauf schwollen die Wogen und warfen die Schlupe umher, daß ihre Planken krachten. Jasper fürchtete sich indeß vor dem tobenden Elemente nicht, war er doch seit frühester Jugend mit der See vertraut und hatte oftmals viel wildere Stürme erlebt. Er rührte sich nicht vom Platz, sprach keine Sylbe, außer, wenn er an Kobers etwas zurufen mußte, und gab nur Obacht auf den Lauf des Bootes. Das weitflackernde Steinkohlenfeuer der Blüse von Helgoland, die Sterne oben am Himmel und das Leuchtschiff vor der Elbe waren die Wahrzeichen, durch welche der wohlgeübte Steuermann den Weg auf der nachtbedeckten Nordsee fand.

Auch Kobers kannte das Gefühl der Furcht kaum dem Namen nach; allein die Wortlosigkeit seines Gefährten war ihm unheimlich. Er mußte durchaus eine menschliche Stimme hören, wenn auch nur seine eigne, sonst wurde er von innerm Schauder überwältigt. — „Willst Du einen Schluck Branntwein trinken?" fragte er. — „Ich habe noch keinen Durst!" erwiderte Jasper. — Kobers trank und begann dann abermals: „Was mag jetzt Antje Siemens machen? Vielleicht ist sie mit der Mutter bei Euch und liest aus deines Vaters großem Buche eine Seeräubergeschichte vom Stortebeker vor. Vielleicht sitzt sie auch mit der Alten zu Hause und strickt ein Netz. Die Alte ist eine wahre Rabenmutter gegen das Kind. Könnte sie nicht eine Magd halten? Nein, Antje muß Alles selber schaffen, und man sieht ihren weißen, feinen Händen doch an, daß Gott sie nicht zur Arbeit bestimmt hat. Solche Händchen und Füßchen ... eine Königin kann sie nicht schöner haben. Das ganze Famel ist wie aus Wachs! — Ach, wem es doch so gut geboten würde, Jasper! — Sag' mir nur in aller Welt, was du an Antje auszusetzen hast?"

Kobers wartete auf Antwort; doch da Jasper beharrlich schwieg, fuhr er von Neuem fort: „Weißt du, wie mir das schmucke Kind vorkommt?... ich will Dir's erzählen. Sieh, ich war einmal zu Hamburg im Garten des Herrn Consuls von Mexiko. Da stand ein großes Haus, das war ganz aus Glas — oben am Dach, vorn und an der Seite — nur hinten hat es eine steinerne Wand gehabt. Inwendig herrschte recht schwüle Sommerhitze, obgleich wir erst März hatten, und rundumher waren großmächtige Kübel aufgestellt; darin wuchsen Stauden und Bäume — Jasper, solche Stauden und Bäume hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Die Blätter waren bald wie Ruder, bald wie grüne Kronen und bald wie Menschenhände gestaltet; bald hatten sie so spitze Stacheln, daß man sie gar nicht anrühren durfte. Es war eine übermäßige Pracht und ich werd's aalsnig vergessen. Aber

das Herrlichste kommt noch. Als uns der Gärtner so herumführte, stand ich auf einmal vor einer großen Blume. Ihre breiten Blätter sahen blaugrün aus, wie das Meer, wenn es recht ruhig ist; ein hoher, schwanker Stengel schoß dazwischen auf und oben dran saß eine Rose ... nein, eher eine Tulpe!... aber nein, eine Tulpe war's auch nicht! Sie glänzte wie weißes Porzellan und tief drinnen im Kelche schimmerte zartes Roth und Blau. Ein ganzer Busch rosenfarbner Fäden kam aus dem Innern hervor, sie hingen über den schlohweißen Rand, und von dem kostbaren Geruch, der mir entgegenströmte, wurde ich ganz berauscht. Wie ich die Blume sah, kriegte ich einen ordentlichen Schreck und — du brauchst nicht zu lachen — und zog respectvoll meine Seekappe ab. Mir war, als schickte sich's nicht, in Gegenwart solcher fremden, vornehmen Blume den Hut aufzubehalten. Siehst du, Jasper, grade so ist mir zu Muthe, wenn ich vor Antje Siemens stehe, und ich muß immer an die Blume beim Consul von Mexiko denken, wenn ich dem Famel begegne" — — —

Kobers hätte gewiß noch lange fortgeredet, doch plötzlich stieg vorn eine riesige Welle empor, rauschte in's Boot und überdeckte den jungen Helgolander wie mit gläsernem Mantel. Während er sich schüttelte und sprudelte, nahm Jasper das Wort. „Du sollst mir das Alles erzählen, wenn wir erst wieder auf dem Lande sind," sprach er. Mag dich die Antje leiden, Kobers, so warte noch ein paar Jahre und heirathe sie dann. Ich wenigstens werde dir nicht in die Quer kommen, darauf kannst du dich verlassen. Jetzt aber achte nur auf Wind und Wellen und wirf die Liebesgedanken über Bord."

Kobers nahm die gute Lehre an, er schwieg und vollzog Alles mit größter Pünktlichkeit. So ging die Nacht vorüber. Gegen Sonnenaufgang quoll ein weißer Nebel aus dem Wasser, er wurde immer dicker und lagerte als eine undurchsichtige Wand über der See. Die beiden Schiffer hätten glauben können, sie säßen in einer Stube, wären das Tosen, das Schwanken und die Sprützwellen nicht gewesen. Jasper zog einen kleinen Compaß aus der Tasche, nahm den Deckel ab und stellte ihn neben sich auf die Steuerbank. Dann ging es ohne Störung weiter. Aber es wurde nun unerträglich kalt, ein innerer Frost durchrieselte den kräftigen Seemann und Hunger gesellte sich dazu. „Nimm einen Augenblick das Steuer, Kobers," sagte er. „Ich muß etwas essen und trinken, sonst wird mir develsk.*) Halte nur immer den Süd-Süd-Osten-Cours; ich löse dich gleich wieder ab."

*) schwindlig.

Jasper schnitt sich ein tüchtig Stück Brod, verzehrte es mit vollem Behagen und nahm einen Schluck aus der Flasche. Dann schlug er, um sich zu erwärmen, die Arme mehrere Male kreuzweise über seine breite Brust und setzte sich wieder auf die Steuerbank.

Der Nebel fing endlich an zu wallen, er zog in weißen Riesenbildern fort, und als ihn die Sonne besiegt hatte, stand sie schon hoch am Horizont. Der Feuerthurm von Neuwerk war deutlich in Sicht; aber eine neue Gefahr boten die Eisschollen dar, welche aus der Elbe hertrieben. Sie wurden immer zahlreicher, immer größer und störten den Lauf der Schlupe sehr. Die beiden Bootsleute blieben indeß wohlgemuth, denn vor Abend durften sie doch nicht wagen, der Küste zu nahen, und durch ihre rastlose Arbeit sahen sie dieselbe immer näher kommen. Nun entdeckten sie aber auch, daß an der Nordspitze von Neuwerk ein französisches Wachtschiff lag, und es blieb ihnen keine Wahl, sie mußten unter dessen Kanonen vorbeisegeln, um an der südlichen Küste vor Anker zu gehen.

Der kurze Februartag neigte sich dem Ende zu. Der Sonne Glanz war gedämpft; trübroth und strahlenlos sank sie hinter einen stahlblauen Dunstschleier hinab. Je mehr die Dunkelheit zunahm, um so sicherer fühlte sich Jasper und nur die Schollen machten ihm zu schaffen. In möglichst großem Bogen umfuhr er das Kaperschiff, das mit einem einzigen Schuß sein Boot in's Meer versenken konnte. Aber es mußte dort schlechte Wachsamkeit herrschen, denn nichts regte sich auf dem Deck und die Mündungen der Kanonen blickten aus den offenen Luken stumm herüber. Endlich erreichten unsere Helgolander eine Bucht inmitten zweier Landzungen, wo sie ungesehen ankern konnten. Die Schlupe mußte jedoch, wegen des starken Eises, mehrere hundert Schritt vom Ufer abbleiben, und Jasper übergab das Boot an Kobers, mit dem Bemerken, daß er, wenn Alles glücklich ginge, jedenfalls vor Tagesanbruch zurückkehren würde. Dann zog er seine riesenhaften Stiefeln ganz herauf und stieg über Bord. Noch lag ein schwerer Weg vor ihm; bis weit über die Kniee im Wasser stampfend, mußte er sich zwischen den dichten Eisschollen hindurcharbeiten, und trotz der kalten Abendluft rannen ihm bald große Schweißtropfen von der Stirn. Jasper's Jugendkraft besiegte indeß auch diese Schwierigkeit; nach einer Viertelstunde trat er auf den festen Boden von Neuwerk.

Das ist eine flache Insel, die kaum eine Meile im Umkreis hat und zum Gebiete der freien Stadt Hamburg gehört. Starke Deiche schützen sie rings gegen die Wogen, ein hoher Feuerthurm erhebt sich dort, und etwa funfzig Menschen bewohnten damals das Eiland. Sie trieben Ackerbau und

Viehzucht, doch um die Schiffer nicht irre zu leiten, war es den Ansiedlern verboten, Bäume zu pflanzen oder Häuser zu bauen. Sie mußten ihr Obdach in Ställen und niedrigen Hütten suchen.

Eine solche Hütte lag ungefähr zwei Büchsenschüsse vom Ufer entfernt. Jasper sah das Licht aus derselben schon herüberblinzeln und schlich vorsichtig näher. Da zitterte auf einmal ein heller, scharfer Ton durch die Luft. Was war das? Der Helgolander stand still und horchte. Der Ton wiederholte sich — — aha! vor der Hütte entdeckte Jasper vier Pferde, und ihr Wiehern scholl durch die Nacht. Noch hundert Schritte weiter, da konnte er deutlich unterscheiden, daß die Rosse wohlgesattelt waren, und daß lange Karabiner am Bügel blinkten. Jasper durfte nicht zweifeln: französische Soldaten mußten bei der Ebbe von Cuxhaven hergeritten sein. Schnell entschlossen machte er Halt, grub ein Loch in die Erde und legte das Felleisen hinein. Nachdem er sich den Ort genau eingeprägt hatte, scharrte er den weißen Sand wieder zu und ging vorwärts.

Nun war er so nahe, daß er durch's Fenster das hellerleuchtete Innere der Hütte übersehen konnte. Richtig, dort saßen am Tische drei Chasseurs, welche Lorenzen, der Schankwirth, emsig bediente. Auf dem Feuerherd prasselte und flackerte eine lebhafte Flamme, und daneben sah Jasper seine Marielise, groß und schön, das runde frische Antlitz von der Gluth übergossen. Der vierte Soldat machte sich viel um sie zu schaffen; er war nicht mehr jung, ein mächtiger Schnurrbart bedeckte seine Lippen, und die Goldtressen am Aermel zeigten, daß er Sergeantenrang habe. Zuweilen legte er die Hand auf Marielisens Schulter oder auf ihren Arm, er schien ihr galante Worte zu sagen, aber das Mädchen hörte nicht danach und schnellte seine Liebkosungen, sobald sie irgend handgreiflich werden sollten, mit einem kurzen Stoß des Ellenbogens zurück. Im Winkel an der Thüre schlief ein armer Besenbinder, in einen alten Schafpelz eingehüllt. Der breitkrämpige Hut beschattete sein Gesicht, und das Waarenlager, aus drei oder vier Besen bestehend, hatte er neben sich an die Wand gelehnt.

Jasper überschaute die ganze Scene schnell mit seinem Seeadlersblick, allein dem sonst so entschiedenen Burschen fehlte diesmal guter Rath. An einen baldigen Abzug der Soldaten war nicht zu denken, denn erst bei niedrigstem Wasser konnten sie nach Cuxhaven zurück. Und dennoch mußte die englische Post abgeliefert, mußte er wieder in See sein, bevor der Morgen graute. Nur ein Mittel gab es, das freilich gefahrvoll schien, aber diese Rücksicht schreckte den Jasper nicht ab. Er legte zwei Finger an die Lippen, blies scharf hinein und ließ einen schrillenden Ton vernehmen, wie

wenn die Möve im windigen Wetter ihren Schrei ausstößt. Marielise zuckte am Feuerherde sichtbar zusammen, denn ihr war das Signal wohlbekannt, und der Sergeant lachte sie aus, ob ihrer Furchtsamkeit. Nun verhielt sie sich wieder ruhig, ja sie lachte selbst mit dem Franzosen. Jasper überlegte schon, ob er das Zeichen wiederholen sollte, als Marielise zur Stubenthür hinausging, und gleich darauf, vom Hofe herkommend, seitwärts neben der Hütte erschien.

Sie winkte mit einem weißen Tuche, und Jasper näherte sich. — „Bist du's, Jasper?" — „Ja, Marielise, ich bringe die englische Post. — „Drinnen sitzt Einer, als Besenbinder verkleidet, der wartet schon drauf. Gib mir das Felleisen!" — „Ich hab' es vergraben . . . eine ganze Strecke von hier. Es dauert wohl eine Viertelstunde, eh' ich's bringen kann. — „So lang darf ich nicht warten. Die Soldaten sind mißtrauisch, und der Sergeant wird gleich ungeduldig, wenn ich außen bin. Der häßliche Mensch plagt mich noch todt! Ach, Jasper, du weißt gar nicht, wie bange mir dir gewesen ist. Gott sei gelobt, daß ich dich wiedersehe!"

Sie strich ihm das Haar aus der Stirn und lehnte sich einen Augenblick still an seine Brust. Dann aber ermannte sie sich und sprach: — „Jasper, es ist Gefahr für dich. Sei vorsichtig! ich komme gleich wieder heraus."

Mit diesen Worten huschte Marielise in die Hütte und Jasper ging, um das Felleisen zu holen. Kaum hatte er es gefunden, kaum war er bei der Hütte angelangt, so flog auch das Mädchen über den Hof, sie ergriff den Geliebten bei der Hand und zog ihn hart bis zu einem aus Bretern roh zusammengefügten Schuppen. Als sie dort im dunklen Raume zwischen alten Tannen und Gerümpel standen, sagte Marielise mit angstvollem Tone: „Um Gotteswillen, lieber Jasper, verhalte dich still! Die Chasseurs wollen eine Runde machen und ganz Neuwerk visitiren. Sieh, hier ist unser Kartoffelkeller; steige hinein und rege dich nicht. Es wäre dein und mein Tod, wenn die Feinde dich entdeckten.

Das kluge und starke Mädchen hob eine gewichtige Fallthür auf, nahm dem Helgolander das Felleisen ab und umfaßte seine Schultern. Jasper drückte sie an sich, er küßte sie herzlich, aber in den Keller wollte er nicht. Einige Schmeichelworte des Mädchens reichten jedoch hin, seinen Starrsinn zu brechen; folgsam sprang er hinab und die Fallthür schloß sich über ihm. Als er nun so auf den Kartoffeln dalag, als Alles schwarz und still um ihn war, wie im Grabe, da rauschten mancherlei Gedanken, mancherlei bange Befürchtungen durch seine Seele. Die körperliche Müdigkeit überwand indessen diese geistige Erregung, denn Jasper hatte seit vierzig Stunden an-

haltend gewacht und gearbeitet. Das ist die beste Medicin gegen düstre Phantasiegestalten, und nach wenigen Minuten schlief der Bursche auf seinem kalten, knolligen Lager so fest, wie selten ein König auf Eiderdunen schlummern mag.

Gegen Mitternacht wurd' es laut vor dem Schuppen. Der Sergeant trat säbelklirrend herein; er trug eine Blendlaterne und einer von den Chasseurs folgte ihm. — „Hier wird er sein! Wir müssen ihn finden!" rief der Patrouillenführer und leuchtete umher. Mit manchem „Morbleu!" oder „Diable!" wurden die alten Geräthschaften durchstöbert, keine Tonne blieb ununtersucht. Da sie nichts entdeckten, wollten sie endlich wieder abziehen, als dem Sergeanten die Kellerthür in's Auge fiel. — „Ach, hier ist noch so ein Mäuseloch!" sagte er mit widerlicher Freude. „Hebe den Deckel auf, Jules!... So!" — er leuchtete mit seiner Blendlaterne hinab, aber der Keller war zu tief, als daß deren Strahl bis auf den Grund dringen konnte. — „Ein rechter Diebeswinkel!" fuhr er fort. „Man sieht nur rabenfinstre Nacht! Zieh' deinen Säbel, Jules, und stochere ein wenig hinein, das wird den Spion wohl munter kitzeln."

Jules gehorchte. Er legte sich auf den Boden und stieß mit der Waffe tief in die Oeffnung. — „Fühlst du was?" fragte der Sergeant. Jules nickte bejahend mit dem Kopfe, und Jener rief ungestüm: „Nun, was ist es?" — „Un fripon allemand!" antwortete der Chasseur geheimnißvoll. „Une pomme de terre!" fügte er dann lachend hinzu, indem er von der Spitze seines Säbels eine große Kartoffel zog und sie dem Sergeanten überreichte. Auch dieser stimmte in das Gelächter ein, und dann verließen Beide den Schuppen, um ihre Runde fortzusetzen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Hefte.)

Cavalierperspective.

Die ständische Wirksamkeit in Böhmen.

Der polemische Aufsatz der Beilage Hefts Nr. 2 dieser Blätter macht es dem großen Publicum gegenüber uns zur Pflicht, die bisherigen Resultate der wiedererwachten Wirksamkeit böhmischer Stände, die eigentlichen Motive der letztangenommenen Steuervertheilungsmethode näher zu besprechen, gegen welche sich in diesen Blättern so lebhafte Polemik erhob; jenen unsanften Widerlegungsversuch der Beilage Nr. 2 direct zu widerlegen und agressiv zu besprechen, kann nicht mehr unsere Aufgabe sein, denn kalte Todeshand hat unsern Ankläger hinweggenommen vom Kampfplatze, Friede sei ihm, und willig rufen wir ihm Versöhnung nach in die kühle Grube.

Es ist zur Kunde der Betheiligten gekommen, daß die Opposition gegen den beschlossenen, von Kaisers Majestät genehmigten, gleichen Steuervertheilungsmodus, sich in nächstbevorstehender Märzversammlung mächtig zu erheben vorhabe, daß sie vorhabe, die Rücknahme dieses Beschlusses, die Rückkehr zum alten unverholen zu beantragen. Nach der Stimmung, welche jener Beschluß, nachdem er zifferwirklich geworden, bei den Gutsherren zumal zweiten Ranges hervorgerufen, nach der Theilnahme, welche durch diesen Beschluß für ständische Verhandlung geweckt worden, um das eigene Interesse warm zu verfechten, ist leider zu erwarten, es werde jener in Aussicht gestellte Antrag der Opposition durch eminente Mehrheit zum Beschluß erwachsen. Wären wir wahrlich so entschiedene Gegner des böhmischen Ständewesens, für welche ein Correspondent Ihres Blattes uns hält, müßten wir an jenem bevorstehenden Beschlusse herzliches Gefallen finden, und tückisch schweigen, bis sie geschehen die That, um uns dann zu laben an der den Herren Ständen aus diesem Beschlusse heranreifenden Schmach, denn in der That, es würde und wird ein solcher Beschluß das eclatanteste Zeugniß geben für den Mangel politischer Lebensfähigkeit und Haltung des Ständekörpers, dessen Glieder von Versammlung zu Versammlung, in Meinung, An-

sicht und Personen wechselnd, heute niederwerfen, was sie gestern gebauet, in der Mehrzahl ohne feste Richtung; heute erscheinen, eine zweckmäßige Maßregel zu beantragen, zu beschließen, morgen wegbleiben, der erstarkten Opposition willig, in Bequemlichkeit und Indifferenz das Feld zu räumen, den gefaßten Beschluß schmachvoll niederwerfen zu lassen.

Doch wir wollen dies tückische Schweigen nicht auf unser Gewissen nehmen, wir wollen, wenn auch ohne Hoffnung auf Erfolg, auf die Nachtheile hinweisen, welche der beregte retrograde Beschluß nothwendig zur Folge haben muß, Nachtheile wesentlich für die ehrenhafte Stellung der Herren Stände, für ihre politische, bisher ohnehin liliputanische Geltung; Nachtheile also, welche mit dem Gewinn, etwas minder an Steuer zu zahlen, kaum in Vergleich kommen können, sollen wir im Volke über den Ehrenpunkt, wie er in hoher Ständeregion gehandhabt wird, uns nicht ganz eigene Begriffe formen und etwa denken, dort oben betrachte man die Ehre nach Sir Johns Manier — what is that honour? —

Die heutige Mehrheit, den Kampf für den Steuerbogen mit Ungeduld erwartend, spricht sich durch diese Ungeduld an sich schon das Urtheil, sie weiß nicht, erfaßt nicht, was eigentlicher Zweck jenes Beschlusses gewesen, sie hält sich an Kleines, Winziges, bekämpft den Motor der Sache mit Advokatenkniffen, mit Sophismen, mag immerhin ständische Würde dabei verloren gehen.

Daß jene Steuergleichstellung vom strengen Rechtspunkte aus vielleicht nicht haltbar sei, wir wollen es vorläufig zugeben, wiewohl das Gegentheil vielleicht in kurzem an den Tag kommen dürfte. Daß durch jene Gleichstellung dem Bauernstande, auf dessen Masse sich jene 350,000 Fl. vertheilen, eine sehr geringe Erleichterung zu Theil wird, während diese 350,000 Fl. als Mehrsteuer auf die an Zahl nach wenigern Gutsherren, nach ihren großen Gütercomplexen vertheilt, diesen fühlbar werden, mag ganz richtig sein, doch kann und soll hierin kein Grund gesucht werden, der gleichen Steueranlage zu opponiren, noch minder aber ein Grund, um gegen einen von den Herren Ständen, gleichviel von welchen, im Mai 1846 zufällig anwesenden Mitgliedern, einmal gefaßten Beschluß Sturm zu laufen, seine Zurücknahme zu moviren, wohl gar zu beschließen.

Wie sollen wir im schlichten Bürgerkleide einer Körperschaft unsere Achtung, unsere Sympathien zuwenden, die sich selbst nicht achtet, mit sich selber hadert und keift, wie sollen wir jemals wünschen können, unsere Interessen, unsere Geschicke von der Regierung, in noch so kleinem Antheil, einer solchen Körperschaft anheimgegeben zu sehen, einer Körperschaft, in welcher den

Repräsentanten des Bürgerthums zumal bloße Figurantenrollen zugewiesen sind.

Es ergiebt sich aus all dem bisherigen Getriebe zu trauriger Klarheit, daß alle bisherigen Lebensäußerungen des Ständekörpers sich auf mühsam Gemachtes beschränken, und den galvanisch erkünstelten Zuckungen eines Cadavers ähneln, sobald es sich um mehr handelt, als den bloßen Hausbedarf, um mehr als ein Monument, den Ankauf eines Museumsgebäudes zu votiren. Die Volta'sche Säule wird unwirksam, wenn es sich darum handelt, den böhmischen Ständen die factisch verloren gegangene politische Bedeutsamkeit auf legalem Wege mit Beharrlichkeit zu vindiciren, so weit sie der einengenden Landesordnung ungeachtet, immerhin noch zu verdienen sein möchte, wäre sie nicht durch jahrelangen Nichtgebrauch obsolet, durch Erschlaffung, Unthätigkeit, Satrapensinn, unmöglich geworden.

Alle bisherigen Zuckungen des Ständeleichnams lassen sich bis zu ihrem Anfangspunkte genau verfolgen und führen zu der Ueberzeugung, daß diese, wie es scheint, mißglückten Belebungsversuche von einem einzelnen hochbegabten Manne *) ausgehen, für dessen Gegner uns ein Correspondent dieses Blattes in Nr. 5 sehr irrsam erklärt, während wir die Vorzüge dieses hervorragenden Charakters stets anerkannten, ihm jedoch ein günstigeres Terrain zur Entwickelung seiner parlamentarischen Gaben wünschten. Dieser Mann, dessen reger Geistesthätigkeit es nicht genügen kann, als „fruges consumere natus" zu vegetiren, dessen Scharfsinn der Reichthum an Mängeln in allen Details unserer Verwaltung klar geworden, ward, anfangs vielleicht durch persönliche Gereiztheit, zu dem schönen Entschlusse geführt, durch Wiederbelebung ständischer Wirksamkeit ein sich allmälig den Zeitbedürfnissen gemäß erweiternd ausbildsames Element zu schaffen, dessen legaler Beirath dem oft einseitigen, somit schädlichen Wirken der Beamtenschaft die Wage hielte, es galt die Lösung der schönen Aufgabe, der ständischen Wirksamkeit zeitgemäße Richtung zu geben, die ständische Versammlung fortan nicht mehr als Vertreter bloßer Standesinteressen, sondern als Vertreter gesammter Landesinteressen, als bevorwortendes Organ allgemeinen Bedürfnisses thätig werden zu lassen, auf solche Weise extremen Eventualitäten der Zukunft vermittelnd, von innen heraus bildend, entgegenzutreten. Wie wenig wurde diese leider vereinzelt gebliebene Tendenz in, wie außer der Versammlung erkannt!

Stehen auch manche der Standesgenossen dieses Mannes mit ihm auf gleicher Höhe der Erkenntniß, so fehlt es doch Allen an jener Consequenz,

---

*) Graf Friedrich Deym! D. Red.

jener zum Zwecke unerläßlichen parlamentarischen Zähigkeit und Energie, ohne welche manche Lösung, welche Europa heute als schätzbare Errungenschaft bewahrt, niemals erreicht worden wäre; hoffnungslos, selbst lächerlich erschienen manche Bestrebungen im Beginne, und jene Zähigkeit hat endlich doch zum Ziele geführt.

Für den einzelnen Mann, ohne treubeharrliche Unterstützung Gleichgesinnter, wurde jene Aufgabe, in einer vom Moder der Erschlaffung ergriffenen Versammlung, unlöslich. Fand man auch im Beginne Gefallen an den Belebungsversuchen, als es galt gleichsam zur Experimentation, zur Erprobung des Bogens, einen Vorstand zu beseitigen, dem persönliche Antipathien entgegenstanden, der das Feld räumte ohne Kampf — fand sich auch eine Majorität zu dem Beschlusse, eine ursprünglich von den Gesammtständen übernommene Dotation einer öffentlichen Anstalt, welche über unmotivirte Remonstration des geistlichen Standes von der Regierung auf die weltlichen Stände allein umgelegt werden wollte, hinsichtlich des von der Geistlichkeit zu tragenden Antheils zu verweigern. —

Vermaß sich auch die Majorität zu der Vorstellung an die Regierung, in Zukunft möchten nur wirklich in Böhmen begüterte Stände zu Landesoffizierstellen verfassungsgemäß zugelassen werden, so war doch hierdurch der eigentliche zeitgemäße Geist noch lange nicht geweckt, noch hatte die Versammlung den Charakter einer Landesvertretung mit Selbstbewußtsein nicht angenommen, wenn auch einige Desiderien wegen des Straßenbaues, wegen Aufhebung des Lottos, wegen der Strafrechtspflege ausgesprochen wurden, denn jene Beschlüsse waren noch immer im Sinne des Corporationsgeistes, der eigenen Interessen gefaßt, und diese werden jederzeit muthige Kämpen finden im behandschuhten Salon, wie im Ständesaale.

Doch hatten jene Beschlüsse üblen Eindruck gemacht zu Wien, man wies die Stände, in, wie behauptet wird, irriger Interpretation, auf das Einleitungsdecret der Landesordnung, und die darin ausgesprochene Verwahrung der Landesordnung beliebig zu mindern und zu mehren, eine Verwahrung, welche, wenn so deutbar, dem Ständewesen allerdings blos ein Eintagsfliegenleben sicherte.

Gleichzeitig wurde den Ständen das allerhöchste Mißfallen über die bisherigen Anträge zu erkennen gegeben, und gar entmuthigend hat dies Mißfallen auf die Mehrzahl gewirkt, man hat Töchter unterzubringen, jüngere Söhne, auch ältere wollen bevorzugt, befördert sein, was sind Landesinteressen gegen jüngere Söhne! Kam auch eine Remonstration gegen dieses Mißfallen zu Stande, wurde dasselbe hohen Ortes auch zurückgenommen, so

hatte doch dieser Passus den Geist der Regsamkeit in Vielen gedämpft und erstickt, welche die Rolle pro forma noch fortspielten, nachdem sie sich zu Wien sorgfältig purificirt.

Ein Comité ward erlesen, um die ständischen Gerechtsamen in ihrer Gesammtheit und Integrität zu ermitteln, nachzuweisen und in einer Denkschrift den verfassungstreuen Beweis zu führen, daß jener Vorbehalt des Minderns und Mehrens jene vernichtende Elasticität nicht habe, nicht haben könne; die Wahl der Comiteglieder fiel zumeist auf tüchtige ehrenhafte Standesherren, doch die Arbeiten des Comités schleppeu sich langsam fort, ohne Theilnahme von außen, man fürchtet die Vorlegung des Resultates statt sie zu wünschen, auf dieselbe zu dringen, am liebsten sähe man die Sache verzögert und vergessen.

Unter so trüben Auspicien galt es zu handeln, der Ständeversammlung Gelegenheit zur That zu bieten, es ihr möglich zu machen in den Sympathien des Landes zu wurzeln, um die Stände auf ihre, wenn nicht verfassungsgemäße, so doch durch den Usus herbeigeführte Ohnmacht zu weisen, war im Jahre 1845 verordnet worden, es sei in Zukunft der eigentliche Schluß des Postulatenlandtags, nämlich die Abgabe des ständischen Votums, daß man die postulirte Steuer annehme, nicht abzuwarten, sondern es sei die Steuer jederzeit vor dem Monat October dem Postulate gemäß auszuschreiben, um die Finanzverwaltung vor jeder Stockung zu bewahren. —

Eigentliche Landtagsschlüsse waren seit Jahren ganz aus der Mode gekommen, im Jahre 1844 wurde die Vornahme förmlichen Schlusses von der Regierung befohlen, doch im Jahre 1845 wieder als unwesentlich erklärt!

Verfassungsmäßig steht den Ständen das Recht zu, hinsichtlich der postulirten Steuer über die Frage — an — wie über die Frage — quomodo — zu berathen, das — an — ist eine dornige Frage, an welcher man sich im Jahre 1845 ohne Erfolg versucht hatte, das — quomodo — aber, nämlich die Vertheilung der Steuer auf einzelne Steuerpflichtige ist den Ständen anheimgegeben, sie sind es, welche durch den permanenten Ausschuß die Repartition vollziehen, die Steuerscheine ausfertigen.

In dieser an sich unverfänglichen Frage wollte unser Agitator die ständische Wirksamkeit bethätigen, und zugleich jene verordnete Steuerausschreibung vor dem Landtagsschlusse neutralisiren, durch den Vorschlag eines neuen Vertheilungsmodus; denn über diesen war zu berathen, das Resultat zuerst der Hofgenehmigung vorzulegen, inzwischen war der Landtagsschluß herbeizuführen, um sodann erst die Steuer nach dem neuen Modus auszuschrei-

ben. Daß hierzu ein Vorschlag gewählt werden mußte, welcher die Billigkeit für sich hatte, eine, wenn auch kleine Erleichterung des Bauers mit sich brachte, ist natürlich, denn nur so ließ sich die Genehmigung der Regierung erwarten und ein ständisches Recht war mindestens geübt und gehandhabt.

Höchst irrsam, ganz ungeeignet ist es also, jene Motion vom Zifferpunkte aus zu bekriegen und heute zu behaupten, die Steuer sei bereits gleich vertheilt gewesen, weil die Obrigkeiten jene neunzehn Kreuzer vom Steuergulden zwar nicht vom Grundstück, aber doch vom Nutzen der Frohndienste, von den Mühlen 2c. bezahlten. —

Wäre das wirklich unbedingt richtig — was es nicht ist, denn der Besitzer obrigkeitlichen Grundes, der wenige Frohnrechte, keine Mühlen hat, der Emphyteut, bleibt ohne Rechtsgrund gegen den Bauer in der Steuer begünstigt — so vergessen die Opponenten, daß die obrigkeitliche Steuersumme nach den ursprünglich von den Obrigkeiten einbekannten Erträgnissen ihrer Güter, die unterthänige Steuersumme aber nach der amtlich erhobenen Ertragsfähigkeit der Grundstücke bemessen, dadurch also primair bedeutende Ungleichheit begründet worden sei, welche Gottlob in wenigen Jahren durch Bestimmung nach den kürzlich vollendeten Vermessungs- und Schätzungselaboraten aufgehoben sein wird.

Die Opponenten vergessen ferner in kleinlich egoistischem Eifer, daß es sich wesentlich darum gehandelt habe, ein ständisches Recht zu üben, zu wahren, sich aus freiem Entschlusse schon jetzt der Steuergleichheit zu nähern, sich als Landesvertreter zu bethätigen, der von Regierungswegen in wenigen Jahren eintretenden wirklichen Gleichheit vorbereitend entgegenzukommen, durch loyalen freien Beschluß; doch was vergißt man nicht gerne, um weniger zu zahlen.

Die bisherigen Verhandlungen, Umtriebe und Anfeindungen, welche jener loyale, durch Zufall zum Beschluß gewordene Antrag, hervorrief, beweisen gar traurig, daß eine Versammlung, wie diese, kein politisches Leben verdiene, und verurtheilt bleiben müsse, fortan blos als Titularstaffage zu vegetiren, denn nach Annahme jenes Beschlusses im Mai 1846 erschienen zum Landtagsschlusse im October 1846, wiewohl jener Beschluß bei vielen im Mai nicht Erschienenen lebhafte Reclamationen hervorgerufen hatte, und erneuerte heftige Opposition in Aussicht stand, — dennoch kaum zehn derjenigen, welche im Mai die Mehrheit gebildet hatten, und gaben ihr eigenes Werk vandalischer Zertrümmerung preis, man vermochte es nicht das Jagdvergnügen dem Ständeinteresse unterzuordnen. Der Landesausschuß hatte inzwischen des Regierungsdecretes eingedenk sich dienstbeflissen bemüht, nach-

dem der neue Vertheilungsmodus indeß vom Hofe gut geheißen war, vor dem Landtagsschlusse, vor der Entscheidung über die Frage — an — die Steuer im Monate September schleunig auszuschreiben, man hatte ziemlich absichtlich die Versammlung auf den 5. October berufen, während man sie ganz füglich im September hätte berufen können und sollen, um ständisches Recht wenigstens der Form nach zu wahren.

Diese passive Opposition des Ausschusses gegen seine Committenten der Herren Stände, erklärt sich ganz natürlich aus den Elementen des Ausschusses, welchen zwei Beisitzer des Herrnstandes, zwei des Ritterstandes, zwei des geistlichen Standes, endlich zwei des Bürgerstandes, nämlich die ewigen Bürgermeister Prags, unter Vorsitz des Regierungspräsidenten bilden; haben auch die Herren und Ritter durchaus unabhängige ganz geeignete Beisitzer gewählt, stets und immer bleiben diese in der Minorität von vier zu fünf, das besoldete Bürgerthum, der wohldotirte Clerus, endlich der Chef der Regierung sind Herren des Beschlusses.

Die Versammlung des fünften Octobers war stürmisch, wie diese Blätter schon berichteten, um den Beschluß zu retten, gelang es dem Antragssteller, die Schwierigkeit zu umschiffen, einige zum Glücke ganz unhaltbar gestellte Schlußanträge zu beseitigen, einen dem Postulate conformen unbedingten Landtagsbeschluß zur Annahme zu bringen, während über listige, wortverrenkende Clericalanträge der Wunsch der Majorität zu Protokoll niedergelegt ward, es möge jener Gleichheitsbeschluß als nur für das Jahr 1847 gemeint betrachtet werden.

Seit diesem fünften October grollen die Opponenten, die kleinen Ritter, selbst einige größere, höher gestellte, dem Beschluß, verwünschen alles Stände- und Landtagswesen; mahnt sie doch jeder Steuermonat an die ihnen aufgedrungene Großmuth, selbst viele der ursprünglichen Unterstützer des Antrags sind von früherer Ansicht zurückgekommen, die Loyalitätsintonation ist verflogen, wie flüchtiger Schwefeläther, sie fühlen die Einschnitte des Steuerscheins allmonatlich, und gesellen sich zur Opposition.

Mit Zuversicht läßt sich erwarten, daß die nächste Versammlung mit überwiegender Mehrheit beschließen werde, zum lieben Alten zurückzukehren, doch gleich zuversichtlich steht bevor, daß die Regierung solchen Beschluß nimmer genehmigt, er wird der Regierung die gewünschte Veranlassung geben, auszusprechen, man könne die Interessen der Steuerpflichtigen, des Landes, unmöglich den schwankenden Beschlüssen einer Versammlung preisgeben, welche in Personen und Ansichten zu Extremen wechselnd, heute verwirft, was sie gestern beschlossen. — Und kann auch im Grunde eine Regierung

eine Corporation solcher Art achten, ihren Beirath irgend würdigen, sich in ihren Stabilitätsplänen beirren lassen??

Blicken wir zurück, so ergibt sich, daß böhmische Stände, seit sie aufzuleben schienen, durch Mangel an consequenter Haltung nur Rückschritte machten in Bedeutung, in Rechtsumfang.

Jener Vorbehalt des Minderns und Mehrens wurde in ertödtender Weise interpretirt und hängt wie ein Richtschwert über ständischer Existenz.

Das bisher unbestrittene Recht der Debatte über die Frage — an —, ist durch die angeordnete Steuerausschreibung selbst vor dem Landtagsschlusse, factisch vernichtet und mit diesem der Lebensnerv der Corporation.

Der Monat März wird das Grabmal setzen der galvanisirten Lebensmaske böhmischer Stände, und voraussichtlich wird der eine Mann, der einzige, der, umgeben von wenigen schwachen Gehülfen, die seine löblichen Tendenzen zu fassen, in sich aufzunehmen vermochten, das mißglückte Werk begann — seinen galvanischen Apparat zur Seite stellen, und enttäuscht ausrufen — **Fuit experimentum in corpore vili!**

Prag, Februar 1847.

S. S.

Tagebuch.

I.

Aus Darmstadt.

Zweierlei Eindrücke. — Darmstadt und Augsburg. — Bibliothek und Museum. — Die Umgegend. — Literarische Persönlichkeiten. — Geistige Stimmung. — Die Frauenwelt. — Die Schaubühnen und die parlamentarische Bühne.

Der erste Eindruck, den Darmstadt auf den fremden Besucher ausübt, wird je nach dessen Stimmung ein ganz verschiedener sein. Freundlich werden die breiten, reinlichen Gassen, fast durchgehends mit geschmackvollen Häusern besetzt, die großen freien Plätze, die wie ein blühender Kranz fast die ganze Stadt umgebenden, mit nicht geringem Geschmack in weite Parks verwandelten meilenweit sich fortziehenden Laubwaldungen, den Frieden und Stille liebenden Wanderer ansprechen. Wem aber das Brausen und Drängen eines lebendigen Menschenschwarms, das Geräusch, was Handel und Wandel in den Straßen einer Stadt hervorbringt, ein Bedürfniß ist, dem muß Darmstadt todt, einförmig und entsetzlich langweilig erscheinen. Menschen sieht man in den langen Gassen nur wenig, das Rollen eines Wagens erschüttert nur selten ihr Pflaster, die Lebendigkeit des Handels, aber auch wieder die mancherlei Unannehmlichkeiten, die derselbe in seinem Gefolge mit sich führt, fehlen hier gänzlich. In gleichem Umfange könnte die Stadt die doppelte Menschenmenge in sich aufnehmen und würde doch nicht beengt sein, so übergeräumig ist ihre Anlage, aber solche Leere hat z. B. bei Augsburg uns einen unangenehmen Eindruck gemacht, denn wir fühlten, es war hier anders, es herrschte hier meist Leben, Alles war darauf berechnet, daß Handel und Wandel hier ihr Geräusch treiben sollten, und nur das Sinken der Stadt in Folge der Veränderung der Umstände, hat jetzt das Gegentheil davon eintreten lassen. Bei Darmstadt ist dies aber nicht der Fall; daß hier niemals Gewühl geherrscht, ja auch nur jemals herrschen sollte, fühlt man gleich im ersten Augenblick; man würde es bedauern, wenn dies geschehen sollte, denn der ganze Charakter der Stadt würde dadurch leiden, die vollkommene Harmonie, die jetzt darin herrscht, gestört werden und eben diese Harmonie, diese friedliche Ruhe, hat auf uns gleich einen so angenehmen Eindruck ausgeübt, hat unser Bleiben, was nur Tage wäh-

ren sollte, auf Monate ausgedehnt. Es ist wirklich ein prächtiger Ort zum stillen, ruhigen Leben, zum geistigen Arbeiten und Schaffen, ganz wie für Dichter, Gelehrte und sich aus dem Geräusch der Welt zurückziehen Wollende, geeignet. Eine Bibliothek, so reich ausgestattet und so liberal dem Publicum zur Benutzung geöffnet, wie wir nur wenige in Deutschland kennen, ein Museum mit einer guten Auswahl von Zeitungen und Flugschriften, mannichfache Sammlungen von Alterthümern und Naturalien bieten zum eigenen Studium reichhaltige Hülfsmittel, das Geräusch der Straßen stört nicht in der stillen Studirstube, und der sinnende Poet braucht bei seinen Spaziergängen auch nicht zu fürchten, in süßer Selbstbewußtlosigkeit die ihm Begegnenden über den Haufen zu rennen, denn nur wenige Wanderer stoßen ihm auf, und schattige Waldungen können Stunden lang seine Irrgänge aufnehmen. Will man aber lärmendes Geräusch, eine sich treibende Menschenmenge zur Abwechselung suchen, in einigen Minuten ist man in der Judengasse Frankfurts, in einigen Stunden am Rheinhafen von Mainz; sucht man liebliche Gegenden, kühle Bergthäler, weite Fernansichten, breite klare Ströme, die Bergstraße mit ihren Obsthainen, die Wälder des Odenwaldes mit seinem „Melibocus" und „Felsenmeer", Heidelbergs liebliches Thal, der mächtige Rhein mit den traubenreichen Rebhügeln an seinen Gestaden sind in der Nähe und in wenigen Stunden und für wenige Kreuzer erreicht man alle diese Punkte, die schönsten mit, die Deutschland in seinem reichen derartigen Schatz aufzuweisen hat, von Darmstadt aus. Dazu wohlfeiles Leben, geräumige Wohnungen zu billigen Preisen; alle diese Vorzüge haben stets mehrere von Deutschlands bessern Schriftstellern und Dichtern hier gefesselt, obgleich dieselben sonst die Residenzluft grade nicht aufzusuchen pflegen. Levin Schücking, der seine Gattin hier holte, Freiligrath, Eduard Duller, Dräxler-Manfred, L. Buchner, Louise von Plönnies, sie alle weilten oder weilen mit Behaglichkeit in dieser kleinen und freundlichen Residenz, und manches gelungene Buch und manches treffliche Gedicht ist hier entstanden. Nicht ohne vortheilhaften Einfluß ist die Anwesenheit dieser und noch mehrerer anderer literarischen Persönlichkeiten auf den ganzen geistigen Bildungszustand der höhern Stände der Stadt geblieben. Es herrscht viel Bildung unter denselben, mehr vielleicht, als in manchen andern sonst bedeutendern Städten. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß hierin nicht noch Manches zu wünschen übrig bliebe, daß nicht besonders oft eine gediegene Unterlage fehle, daß diese Bildung häufig mehr scheinbar als gründlich, mehr äußerlich, als tief gehend sei, aber eine Neigung, auch geistige Genüsse aufzusuchen und in geselligen Kreisen utile cum dulce zu verbinden, trifft man gar vielfältig, und besonders zeichnet sich auch das schöne Geschlecht hierin auf vortheilhafte Weise aus. Den Namen des schönen verdient dasselbe aber in Darmstadt in der That, denn die Stadt ist auffallend reich an hübschen, ja oft wirklich schönen Mädchen und Frauen aller Stände. Wir haben hier Gesichter gesehen, so edel geformt, Augen so glühend und ausdrucksvoll, Figuren, so schlank und vollendet im ganzen Wuchs, daß wir gewiß dieselben im ferneren Leben nicht wieder vergessen werden. Mit Fug und Recht können wir die Stadt allen Heirathscandidaten von ganz Deutschland empfehlen, sie werden eine reiche Auswahl von allen Klassen und Altersstufen, an denen sie wohl ihr Herz verlieren können, dort finden. Und auch vor zu

vielen Concurrenten unter der dortigen jungen Männerwelt brauchen sie sich nicht zu fürchten. Größtentheils sind dies junge Angestellte bei den daselbst residirenden vielen Behörden aller Art, oder Lieutenants der starken Garnison; viel Geld pflegt in der Regel bei denselben nicht vorhanden zu sein, die Gehalte sind nicht allzuhoch, das Hinaufrücken geht nur langsam, und so nimmt schon nothgedrungen die Zahl der Heirathscandidaten von Jahr zu Jahr ab und eine bedeutende Menge von der Natur mit allen äußern und innern Vorzügen reich ausgestatteten Mädchen, muß nothgedrungen in den traurigen Stand der alten Jungfern eintreten. Freilich mehr oder weniger findet dies Verhältniß, eine Frucht unserer unnatürlichen gesellschaftlichen Zustände, wohl überall statt, in dem Maße aber, wie in Darmstadt, haben wir es sonst nirgends gefunden. Auch sonst wird der Fremde sich leicht daselbst einheimisch fühlen, denn er wird fast überall auf eine so zuvorkommende einnehmende Weise, wie es nicht grade in allen Orten der Fall ist, dort aufgenommen werden. Es liegt viel Liebenswürdiges im Charakter der Darmstädter, eine glückliche Mischung der Eigenschaften des Nord- und Süddeutschen, wie des Rheinländers und Schwaben; geistige Gewandtheit, verbunden mit Gemüthlichkeit, leichtes Bekanntwerdensein und wieder Innigkeit findet man nicht selten. Mitunter macht sich wohl ein gewisser affectirter Ton, wie man ihn vorzugsweise in unsern kleinen wie mittlern Residenzen findet, ein Ueberschätzen als Bewohner der Hauptstadt des Landes, ein kleinliches Nachahmen der in den Kreisen des Hofes herrschenden Gebräuche, ein lächerliches Ringen nach Rang und Titel bemerkbar, und sonst angenehme, achtungswerthe Leute zeigen hierin oft gar schwache Seiten. Doch nie ein Gemälde ohne Schatten, ein Zustand ohne Schwächen, eine Stadt ohne Mängel.

Das Theater, mit ein Träger unserer modernen geselligen Zustände, ist den Kräften des Landes und der Stadt angemessen. Von dem frühern Glanze, der nur durch ungeheure Summen erhalten werden konnte, ist freilich seit dem Regierungsantritt des jetzigen Großherzogs Vieles verschwunden. Klagen auch hier und da einzelne Darmstädter über diesen Verfall, der verständige Theil der Bewohner des Landes ist freudig mit dieser Umänderung einverstanden, da der frühere Zustand ein auf Kosten der Kassen hervorgerufener künstlicher war. Der Intendant, Baron von Dalwigk, leitet das Ganze mit gutem Willen und vieler Umsicht; obgleich er, wie wohl jeder Theater-Intendant, von manchen Seiten bisweilen getadelt wird; das Orchester ist vorzüglich, die Decorationen prächtig, die Scenirung stets richtig und geschmackvoll. Die Oper zählt tüchtige Kräfte, wie die Herren Breiting, Reichel, Kreutzer, Cramolini und eine liebliche Soubrette, Mad. Marlon, unter ihren Mitgliedern. Weniger bedeutend ist leider das Schauspiel, unter dessen Personal allein die Damen Eppert und Fürst Erwähnung verdienen. Ein überaus wohlfeiles Abonnement erleichtert übrigens allen Ständen den Besuch des Theaters.

Ueber den jetzt versammelten Landtag brachten diese Blätter kürzlich einen längern Bericht aus anderer Feder, eine ausführliche Schilderung. Manches in demselben billigen wir vollkommen; mehreren Punkte aber müssen wir entschieden widersprechen, besonders die Art, wie es hervorgehoben wird, daß ein zufällig nicht in Hessen, sondern in Würtemberg geborener, sonst allgemein geachteter Mann

in der Kammer sitzt, ist sehr zu tadeln. Ist dies unsere deutsche Einheit, wenn wir ängstlich nachspüren, in welchem deutschen Lande ein Beamter oder Abgeordneter geboren ist und daraus Gelegenheit zu Angriffen gegen denselben entnehmen wollen? Die bekannten Abgeordneten der badischen zweiten Kammer: Welcker, Itzstein, Rapp, Mittermaier, sind z. B. alle keine geborene Badenser, und kein Vernünftiger in ganz Baden, mag er einer Partei angehören, welcher er wolle, wird ihnen dies zum Vorwurf machen.

W.

II.

Aus Sachsen.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß man sich in allen Kreisen des Lebens seiner mehr bewußt zu werden und von seinem Wesen und Treiben sich Rechenschaft zu geben sucht. Auch bei uns Sachsen, d. h. den Meißnern, trifft dies zu: wir sprechen und schreiben jetzt offener über uns in Anklage und Vertheidigung, als es früher der Fall war. Ich sage, uns Meißnern geht es so, denn mit dieser Bezeichnung der Bewohner der alten Markgrafschaft Meißen läßt sich am besten ein Ganzes der Entwickelung bezeichnen, wie es sich in dem größern Theile des jetzigen Königreichs Sachsen dem Beobachter darstellt. Wir mögen die geschichtliche Entwickelung dieses Volksstammes oder das gegenwärtige Leben in demselben betrachten, so werden wir überall verständige Auffassung der Lebensverhältnisse, redlichen Fleiß, gutherzige Thätigkeit, bescheidene Genügsamkeit als hervorstechende Eigenschaften des sächsischen Charakters wahrnehmen können. Nur bei solchen Eigenschaften der Bewohner konnte der durch viele Noth mehr und öfters, als irgend wo anders, gestörte Wohlstand des Landes so schnell wieder hergestellt, nur durch solche Eigenschaften in dem kleinen Ländchen eine so einflußreiche Betheiligung an den industriellen und commerciellen Bestrebungen der Zeit ermöglicht, nur durch solche Eigenschaften endlich ein auf gründliche Schulbildung gestütztes wissenschaftliches und politisches Leben entwickelt werden, wie wir es in der einen Beziehung seit Jahrhunderten, in der andern besonders in den letzten sechzehn Jahren durchlebt haben. Aber vergessen wir auch nicht unsere Mängel. Was den Sachsen fast gänzlich abgeht, das ist eines Theils die Innerlichkeit und Tiefe, andern Theils die Begeisterung und Entschiedenheit, die wir im Leben anderer deutschen Volksstämme wahrnehmen können. Und dennoch ist der den Sachsen oft gemachte Vorwurf, daß ihnen ein scharf ausgeprägter Charakter fehle, nicht ungegründet, da die oben erwähnten Eigenschaften gewissermaßen nur einen tüchtigen Bildungsstoff darbieten, der erst durch höhere Ideen und einen kräftigen Enthusiasmus zu einer in jeder Beziehung entsprechenden Form gelangen kann. Sehen wir uns rückwärts und um uns blickend nur ein wenig in den verschiedenen Entwickelungskreisen des sächsischen Lebens um; überall werden wir diese Eigenschaften schmerzlich vermissen. Unsere Natur bietet uns in einem nicht kleinen Theile unseres Ländchens so viel Poesie dar; dennoch hat diese unser Leben sehr wenig berührt. Einen eigentlichen großen Dichter haben

wir nicht erzeugt und selbst begabte Dichter zweiten und dritten Ranges mit einer nur einigermaßen bemerkenswerthen Individualität, wie sie Oesterreich, Schwaben, das Rheinland, ja selbst der deutsche Norden in Menge aufzuweisen hat, sind bei uns höchst selten aufgetreten. Und dieselbe Erfahrung machen wir in den übrigen Künsten. Was sich bei uns in dieser Beziehung neuerdings gestaltet hat und noch gestaltet, ist meistens ein Erzeugniß fremder Anregung und Leitung, denn selbst der geniale Schnorr, wenngleich ein Sachse, hat sich doch ganz in einer andern Atmosphäre gebildet, so daß wir auf ihn keine großen Ansprüche machen können. Unsere Bildhauer, Hänel, Rietschel, sind allerdings Sachsen, doch auch sie haben sich vorzugsweise in fremder Schule gebildet und außerdem ist die Plastik in ihren Bestrebungen meistens von ihren Umgebungen so isolirt, daß wir Das, was hier geleistet wird, uns schwerlich als ein uns zukommendes Verdienst annehmen können. Für die deutsche Oper brach auch ein „Fremder", Carl Maria Weber, hier die Bahn, auf welcher allerdings nämlich Inländer, wie z. B. Wagner, mit rühmlichen Eifer vorwärts geschritten sind. In allen diesen Beziehungen fehlt es uns nicht etwa an Empfänglichkeit, das uns Dargebotene zu genießen und zu würdigen, aber an der Fülle productiver Kraft, wie sie in vielen andern deutschen Ländern in so vielen Gestaltungen hervortritt. Dasselbe bemerken wir aber auch in der Wissenschaft und in der höhern Auffassung der Natur und des Menschenlebens. Wir haben stets viele scharfsinnige und gründlich gebildete Gelehrte und tüchtige Geschäftsmänner aller Art gehabt und nirgends vielleicht ist die Wissenschaft so geschickt und wirksam popularisirt worden, als in Sachsen; aber die speculative Philosophie der neuern Zeit und die höhere Kritik der Wissenschaft und des Lebens hat wohl kein gebildetes Land unseres Vaterlandes weniger berührt, als Sachsen. Wie Viele können wir nach Leibnitz und Lessing, die uns so bald fremd wurden, aufweisen, welche sich der großen Zahl genialer Männer der Wissenschaft und des Lebens, einem Kant, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Stein, Scharnhorst, den Humbold's, Niebuhr u. v. a. anreihen ließen*). Und auf diesem Gebiete fehlte es nicht allein an genialer Thatkraft, selbst die Empfänglichkeit für die Auffassung war hier oft zu vermissen. Kant hat freilich, wie überall, auch bei uns, nachhaltig gewirkt; denn dessen regenerirendem Einflusse konnte sich kein Fleckchen unseres Vaterlandes entziehen, in welchem wissenschaftliches Interesse herrschte. Aber die andern oben genannten Männer haben bei uns meist wenig Theilnahme gefunden. Während z. B. eine große Menge Theologen in andern deutschen Staaten mehr oder weniger von Schleiermacher und Hegel berührt worden sind, war unter unsern Predigern, bei sehr tüchtigen philologischen und historischen Kenntnissen, ganz der zeitherigen Richtung der Landesuniversität gemäß, stets eine mehr praktische rationalistische oder gemäßigt supernaturalistische Auffassung der Dogmen vorherrschend, denn in Leipzig hat immer nur die Philosophie Glück gemacht, welche vorzugsweise als formales Bildungsmittel praktischen Nutzen gewährte, wie früher die popularisirte Kantische

*) Hier wird Jeder an Fichte denken. Aber auch er steht uns ziemlich fern. Denn er wirkte erst in Jena, dann in Berlin in Verhältnissen, die seiner Heimath ganz fremd waren.

und später, in allerdings strengerer wissenschaftlichen Form, die Herbart'sche Philosophie. — Sollen wir uns nun aber durch diese Wahrnehmungen entmuthigen lassen? Keineswegs. Denn zuerst ist zu bedenken, daß im Wesentlichen, wie kein Einzelner, so auch kein Volk über sich hinaus kann: es muß zufrieden sein mit Dem, was es hat und dies redlich benutzen. Wir haben ja, wie oben erwähnt worden, viele schöne Eigenschaften, die uns befähigen, auch unserer Seits zum Nutzen des Ganzen zu wirken. Wir sind fleißig und praktisch und können daher Manches leichter fördern, als z. B. unsere durch größere Tiefe und Innerlichkeit bevorzugten schwäbischen Landsleute. Die Orthodoxie, der Mysticismus findet bei uns keinen Boden; die verständige Auffassung der Religion ist wohl nirgends tiefer in's Volk gedrungen, als in Sachsen. Dies ist ein gutes Element gegen manche reactionären Gelüste unserer Zeit, wofür uns unsere Landsleute dankbar sein müssen. Dann aber kann sich unter uns noch Manches entwickeln, was bis jetzt weniger hervorgetreten ist. Die Geschichte, deren Entwickelung nicht allein in unserer Macht lag, hat uns seither wahrhaftig nicht sehr begünstigt. Schon im Mittelalter war die den Slaven abgenommene Mark Meißen von den herrschenden Ideen der Zeit und ihrer Entwickelung im Ritter- und Bürgerthum weniger berührt, als andere deutsche Länder. Die Reformation kam ziemlich spät zu uns, nachdem sich ihre fruchtbarsten Elemente in den deutschen Städten und auf den Universitäten anderer Landstriche schon abgesetzt hatten; wir erhielten durch sie allerdings Befreiung von den Fesseln des alten Dogma und gute Schulen, aber die geistige Freiheit erstarrte bei uns bald in der geistlosen Orthodoxie der Theologen. Nach der väterlich sorgsamen Landesverwaltung des Kurfürsten August kamen für uns sehr böse Zeiten, in denen der Wohlstand des Landes und das Selbstgefühl der Sachsen vernichtet wurde. Erst Friedrich August der Gerechte erhob das Land aus dem materiellen Elend und machte den Boden für eine spätere gedeihliche Entwickelung urbar; aber die lebendige Aeußerung eines nationalen Bewußtseins, ein freierer Geistesschwung, war bei seiner Individualität und unter den traurigen Verhältnissen seiner Zeit nicht möglich. Erst seit 1830 haben wir uns aufgerafft und streben in dem immer lebendiger werdenden Bewußtsein, daß wir zum deutschen Vaterlande gehören, tüchtig vorwärts. Diese Erfahrung berechtigt uns zu der Hoffnung, daß vielleicht die Kräfte nur schlummern, welche im lebendigen Verkehr mit den Deutschen des Südens und des Nordens uns künftig auch in andern Richtungen thätiger hervortreten lassen werden. Besitzen wir doch bei aller oft gerügten Scheu, uns herauszumachen, bei vieler Beschränktheit des Gesichtskreises auf Haus und Heimath, die, wie allen Deutschen, so uns ganz besonders eigen ist, mehr Empfänglichkeit, das Fremde in der Stille auf uns einwirken zu lassen, als die meisten unserer Stammverwandten, welche in ihrer Individualität abgeschlossener sind. Aber auch selbst dann, wenn diese Hoffnung als eine sanguinische erscheinen sollte, sei man mit Dem zufrieden, was wir nach unsern Kräften mit redlichem Streben zur Entwickelung des zu regenerirenden Vaterlandes beitragen.

C. B.

III.

Aus Hamburg.

Lindley und Hübbe. — Verkleidete Polizei. — Concerte. — Mitte Februar.

Unsere Stadt war von jeher sehr fruchtbar an Broschüren; jeder noch so kleine Trouble in unsern Verhältnissen wirft eine Flugschrift auf. Größere oder kleinere Theaterangelegenheiten werden in einem fliegenden Blatte besprochen. Dies war schon seit Schröder's Zeiten so. Besonders fruchtbar war auch die jüngste Zeit den Broschüren, welche durch die Debatten über unsere Finanzen und öffentlichen Bauunternehmungen hervorgerufen wurden. Wie es scheint, hat ein allgemeines Mißtrauen sich der Gemüther bemächtigt. Dieses Zeichen der Zeit scheint abermals ein Beweis für die Gültigkeit des alten Satzes zu sein: die Gegensätze berühren sich, denn so groß und allgemein, wie jetzt das Mißtrauen, war früher das Vertrauen. Manche Rückblicke und Bedenken werden dadurch angeregt: Wie mag es früher, wo Keiner an die Ueberwachung dachte, in den öffentlichen Angelegenheiten wohl hergegangen sein! Wie ich schon früher erwähnte, ging diese Reaction zuerst gegen den englischen Ingenieur Lindley und die Engländer überhaupt, so z. B. gegen die von Ersterem angelegte städtische Wasserkunst und andere in Aussicht stehende Projecte, nunmehr aber werden auch die heimischen Personen nicht verschont, und, was an und für sich nicht mehr wie billig, zur Rechtfertigung und Vertheidigung über ihre Ausführung öffentlicher Unternehmungen aufgefordert. Unter andern widerfuhr dies auch jüngst dem Wasserbau-Director Hübbe, einem Manne, der sich sonst eines langjährigen, allgemeinen Vertrauens erfreute. Diese Angriffe sind übrigens leicht zu erklären, wenn man sich daran erinnert, daß Herr Hübbe einer der Ersten war, der gegen Hrn. Lindley und dessen verfehlte Sielanlagen, wodurch so ungeheure Summen gradeswegs weggeworfen wurden, zu Felde zog. Man will also gleichsam sagen: Ihr habt bisher nur Hrn. Lindley, unsern Schützling, angefeindet, seht jetzt auch einmal euren Hübbe! —

Unsere Behörde soll schon Sorge tragen für das mit der Eisenbahn etwa herüberkommende Berliner Diebsgesindel, weshalb die Policisten die Straßen und öffentlichen Locale mehr und mehr zu überwachen anfangen. Zu dem Ende ist auch das Polizei-Personal noch um 20 Mann vergrößert worden, die, wie es in der Motivirung ausdrücklich heißt, die Straßen durchstreifen sollen, wenn es auf dem Stadthause für sie nichts weiter zu schaffen giebt. Wohlunterrichtete wollen aber wissen, daß diese 20 neuen Policisten nichts weiter sind, als geheime Vigilanten mit der oben angedeuteten und in ihrem Charakter liegenden Beschäftigung, die als Policisten selbst irgend einem hiesigen Bürger noch nicht einmal bekannt sind, geschweige an einem Abzeichen der Kleidung u. s. w. erkennbar. Ja es ist gradezu gegen die Grundsätze unserer Republik, die, wenn sich diese heimlichen Ueberwachungen nur nicht am Ende auch auf unsere bürgerlichen Verhältnisse erstreckten und Vereine, Bürgerversammlungen, selbst einzelne mißliebige Individuen controllirten!

Der Musikdirector am Stadttheater, Hr. Kapellmeister Carl Krebs, veranstaltete in den letzten Tagen, wie schon im vorigen Winter, abermals ein gran-

dieses Concert in der sonst ziemlich verödet stehenden, obgleich neu erbauten „Tonhalle", ein Concert, in welchem gegen 300 Personen mitwirkten. Der große Saal der „Tonhalle" ist akustisch, aber sehr schlecht gebaut, obgleich neuerdings einige Verbesserungen darin vorgenommen worden sind. Nur durch Massen kann hier gewirkt werden, und solche Massen-Wirkungen sind grade die Lust und das Vergnügen des Hrn. Krebs, dessen Lieblingsinstrumente Posaunen und überhaupt Blechinstrumente sind. Sein Geschmack ist stark spontinisch. Indessen hat Herr Krebs den Ruhm, daß er solche Massen allzeit mit Präcision und Energie in Bewegung zu setzen weiß. Das Hamburger Publicum, welches in ästhetischer Hinsicht leider nicht zu dem gebildetsten gehört, wie denn das Votum aus unserem Theater, besonders da es gegenwärtig noch so sehr durch Clique und Claque verdorben wird, in Deutschland wenig gilt, — das Hamburger Publicum, sag' ich, bietet dem Kapellmeister jedoch jedesmal eine sehr freundliche Hand, es goutirt Massen, wie alles Massenartige und in die Sinne Fallende. Die Concertgeberei ist übrigens in Hamburg augenblicklich so im Schwunge, wie sie es nur in irgend einer Stadt sein kann, so daß sogar die Polizei sich zu einem besondern Mandat genöthigt gesehen hat.

† †.

IV.

Aus Wien.

Rothschild bei Tische. — Brifele als Aristokrat. — Der preußische Centrallandtag. — Seitenblicke. — Erzherzog Stephan. —

Der Carneval ist ohne besonders charakteristische Zeichen zu Ende gegangen. Maskenzüge sind bei uns nicht Sitte — man müßte denn das große diplomatische Diner, welches Baron Salomon Rothschild der Erste gab, zu den Maskeraden unserer Zeit rechnen wollen, in solcher Beziehung aber ist Jahr aus Jahr ein Fasching! Der Herr Baron haben sich übrigens prächtig aus der Affaire gezogen und das Diner war eins der brillantesten der Saison. Zur Rechten des Hausherrn saß der päpstliche Nuntius, zur Linken der Herr Finanzminister-Hofkammerpräsident. Die linke Seite ist bekanntlich die Seite des Herzens!

Je stiller es in diesem Fasching, wegen der Hoftrauer und wegen der Theurung, in den höchsten und den untersten Schichten der Gesellschaft zuging, um desto geräuschvoller ging es in den Mittelkreisen zu. Der kleinere Adel, die Finanz u. s. w. gaben prächtige Feste und suchten in ihrer vornehmthuenden Coquetterie bei den Einladungen vorzüglich glänzende, aristokratische Namen zu fischen. Es ist eine Thatsache, daß die Frau eines auch in Deutschland bekannten hiesigen Mannes, die ihrem Cousin den Auftrag gab, keinen Tänzer zu laden, der nicht Baron oder „wenigstens decorirt ist", eine Zuschrift von einem jungen Manne erhielt, der um die Erlaubniß bat, in ihrem Salon erscheinen zu dürfen. Die Bitte war mit einem großen Wappen gesiegelt und unterzeichnet war Baron Beisele.

Mit Spannung folgt man hier der Discussion der deutschen Presse über den preußischen Centrallandtag und mit noch größerer Spannung erwartet man

den bedeutungsvollen 11. April, wo die 600 Landstände in Berlin sich versammeln sollen. So schüchtern die Statuten des neu creirten Centrallandtags offenbar sind und so wenig man darin eine eigentliche Repräsentation eines Staates erblicken kann, so muthvoll erscheint dagegen der Schritt, 600 debattirende Personen aus den verschiedensten Classen und Kreisen der preußischen Monarchie zusammen zu berufen, da die Geschichte zahlreiche Beispiele liefert, wie ein oder zwei große Talente in so feierlichen Augenblicken auf die Gesammtheit zu wirken vermögen. Die Rheinprovinz, Ostpreußen und Schlesien haben bedeutende Redner und feurige Geister in ihren Provinziallandtagen aufzuweisen; welchen Einfluß werden diese erringen? Nicht minder begierig ist man auf die Haltung des Adels aus dem Großherzogthum Posen — hier ist Oesterreich indirect mit betheiligt, da das Beispiel, wenn auch nicht rückwirkend, doch immer von Einfluß auf den galizischen Adel sein kann. Wie man aber über die stillen Absichten denken mag, welche Preußen bei der Constituirung und Zusammenberufung dieses Centrallandtags haben mag, ob es ein wirkliches Zugeständniß an das Repräsentativsystem ist, oder ob es auf Schwächung des Provinziallandtags abgesehen wurde, ob Finanzverlegenheit oder effectiver Patriotismus die Quelle der neuen Erscheinung ist. Das Eine kann man der preußischen Regierung nicht absprechen, daß sie ein muthiges Herz besitzt und die Geister der Nation stets wach und rührig erhält. Der Gegensatz zu unserm Staatsprincip liegt zu nahe, als daß man darüber schweigen könnte. Mag man in gewissen Kreisen immerhin sagen, Preußen sei es nicht Ernst mit der Belebung der ständischen Repräsentation, die augenblickliche That ist gegen diese Behauptung und bei einer arrière-pensée, wie die Superklugen voraussetzen, wäre das Spiel allzugefährlich. Unsere Landstände in Böhmen und Niederösterreich versammeln sich im März und leicht zu errathen ist die Anregung, welche die Conversation des ständischen Adels durch das preußische Patent erhielt. Die so eben erschienene Schrift „Oesterreich und seine Zukunft" (2ter Theil), die viel praktischer und umsichtiger ist, als in ihrer ersten vor drei Jahren erschienenen Hälfte, regt das ständische Thema ganz besonders und mit Nachdruck an.

Erzherzog Stephan wird in nächsten Tagen nach Böhmen sich begeben und man ist hochbegierig auf die Instructionen, die er mitnimmt. Ueber seinen Nachfolger in Prag ist noch nichts Bestimmtes zu hören. Graf Chotek, der in diesen Blättern unter den Candidaten gezählt wurde, hat durchaus keine Chancen.

⊙

V.

Das österreichische Patent zum Schutze des literarischen Eigenthums.

Bekanntlich hat der Bundestag das Eigenthumsrecht literarischer und Kunst-Erzeugnisse unter dem allgemeinen Principe festgestellt, daß dem Urheber (Autor) das ausschließliche Eigenthum seines geistigen Productes bis dreißig Jahre nach seinem Tode angehört. Die weitere Ausführung dieses Grundsatzes hat die Bundesversammlung der Gesetzgebung eines jeden einzelnen Bundesstaats überlassen. Die österreichische Legislation hat diesen Gegenstand in einem so aus-

führlichen klaren und billigen Gesetze zusammengefaßt, daß nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß — literarischen Productionen nicht blos der Schutz, sondern auch die Möglichkeit des Entstehens gesichert werde! Seestaaten beginnen gewöhnlich mit einer Handelsmarine und erst, um diese zu schützen, errichtet man eine Kriegsmarine; in Oesterreich ist der Fall umgekehrt, man hat zuerst die Kriegsmarine zum Schutz der literarischen Erzeugnisse geschaffen, während man die Handelsmarine, d. h. die Möglichkeit literarischen Verkehrs, des Aufblühens einer freien geistigen Thätigkeit in den alten Banden schmachten läßt. Wir wären viel dankbarer gewesen, wenn man das literarische Eigenthum gegen die Vernichtung und Verstümmelung vor dem Erscheinen geschützt hätte, als vor der Vervielfältigung und unrechtmäßigen Piraterie nach dem Erscheinen.

Betrachtet man indessen das am 16. d. M. veröffentlichte kaiserliche Patent ohne Seitenblicke, so muß man es als das vollständigste und ausgedehnteste Gesetz dieser Art anerkennen, welches bisher in den deutschen Bundesstaaten erschienen ist. Nicht nur, daß es das literarische und artistische Eigenthum gegen unbefugte Veröffentlichung, Nachdruck und Nachbildung im Allgemeinen schützt, wendet es auch seine Aufmerksamkeit der bisher noch nirgends begegneten Vorkehrung gegen Nachdruck in Zeitschriften und Tagesblättern zu. Zeitschriften (nicht politischen Inhalts), die einen Aufsatz einem gedruckten Werke oder einer anderen Zeitschrift entnehmen, dürfen den Raum eines Bogens (des Originals) nicht überschreiten und in dem ganzen Jahrgang einer Zeitschrift darf der Raum der aus einer und derselben Quelle nachgedruckten Aufsätze nicht mehr als zwei Bogen ausmachen; die Angabe der Quelle ist unerläßlich. Bei politischen Zeitungen, wo der Nachdruck von Artikeln aus anderen Blättern zur Feststellung der Thatsachen, wie zur Charakteristik der Parteien häufig eine der wesentlichsten Bedingungen ist, können solche Grenzen allerdings nicht festgestellt werden; doch sind auch sie zur genauen Angabe der Quelle verpflichtet.

Ferner zeichnet sich das Patent durch die Feststellung des dramatischen Eigenthums aus. Zu dem ausschließlichen Rechte des Urhebers eines musikalischen oder dramatischen Werkes — heißt es im §. 8 — „gehört auch jenes der öffentlichen Aufführung und es ist diese vor Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist, sowohl im Ganzen als mit Abkürzungen oder unwesentlichen Abänderungen ohne Einwilligung des Autors oder seiner Rechtsnachfolger in so lange verboten, als das Werk nicht durch den Druck oder Stich veröffentlicht worden ist. Als eine solche Veröffentlichung ist nicht anzusehen, wenn der Autor einzelne in Druck gelegte Exemplare als Manuscript ausgiebt und dies ausdrücklich auf den Exemplaren ersichtlich ist. Die vom Autor erhaltene Befugniß zur Aufführung berechtigt, auch wenn keine Beschränkung vorbehalten wurde, zur beliebigen Wiederholung derselben. Aus mehreren gemeinschaftlichen Verfassern eines dramatischen Werkes wird im Zweifel Jeder (derselben?) für berechtigt gehalten, die Aufführung zu gestatten."

Die „gesetzliche Schutzfrist" für die Aufführungen dramatischer und musikalischer Werke wird in einem folgenden Paragraph bis auf 10 Jahre nach dem Tode des Autors festgestellt, ohne daß man eigentlich den Grund ersehen kann, weshalb

sie von der allgemeinen Frist von 30 Jahren, welche für andere literarische Productionen angesetzt ist, eine Ausnahme bilden, es müßte denn in Bezug auf das kaiserliche Handbillet von 1843 geschehen sein, wo bei Bewilligung einer Tantième für die Aufführungen am Hofburgtheater das Autorrecht gleichfalls bis auf 10 Jahre nach dessen Tode festgestellt wurde. —

Bei einer dem ausschließenden Rechte des Autors oder seiner Rechtsnachfolger zuwider veranstalteten öffentlichen Aufführung im Ganzen oder mit Abkürzungen ist (außer der gesetzlichen Strafe) zu Gunsten desselben die Einnahme jeder stattgefundenen Aufführung ohne Abzug der Kosten ihm zuzusprechen, gleichviel, ob das Werk allein, oder in Verbindung mit Andern zur Aufführung kam.

Das Charakteristische des ganzen kaiserlichen Patents ist, daß der Nachdruck oder sonstige Eigenthumsverletzung dieser Art nicht blos den Civilgerichten heimfällt, sondern als schwere Polizeiübertretung zu betrachten ist und nach dem Strafgesetzbuch vom 3. September 1803 behandelt wird, so daß außer der Entschädigung des Autors oder seines Rechtsnachfolgers die Sache des Civilprocesses bleibt, das Vergehen an sich mit einer Strafe von 25 bis 1000 Fl. C.-M. oder mit Arrest von einer Woche bis zu sechs Monaten gebüßt wird. Wer mit den Erzeugnissen des Nachdrucks Handel treibt — wissentlich! — ist einer verhältnißmäßig ähnlichen Strafe unterworfen und wird in Fällen mehrmaliger Wiederholung nach Umständen sogar mit dem Verluste seines Gewerbes bestraft. Auch die Uebersetzungen sind bedacht und es steht jedem Autor frei, auf dem Titel oder in der Vorrede seines Werkes sich die Uebersetzung desselben vorzubehalten, (jedoch muß dies ausdrücklich geschehen) wo sodann jede innerhalb eines Jahres vom Erscheinen des Originalwerkes ohne Einwilligung des Autors veröffentlichte Uebersetzung als Nachdruck zu betrachten ist.

Es versteht sich von selbst, daß dieses kaiserliche Patent blos auf den Nachdruck solcher Werke sich beschränkt, die in Staaten erschienen sind, wo die Gegenseitigkeit in Bezug auf österreichische Literatur und Kunstproducte gesichert ist. Der Geltung desselben gegenüber des deutschen Bundesgebiets wird ausdrücklich erwähnt, nur — heißt es — muß nachgewiesen werden, daß die in dem Bundesstaate, in welchem das Original erschienen ist, gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen und Förmlichkeiten erfüllt worden sind.

Das Patent, als dessen eigentliche Verfasser der Hofrath Malz genannt wird, geht durchaus von wohlwollenden, praktischen und gerechten Gesichtspunkten aus und ist als eine vollständig zeitgemäße und der Anforderung der Gegenwart entsprechende Completirung nicht blos österreichischer, sondern deutscher Legislatur anzuerkennen. Um so schärfer und schneidender drängt sich die Frage auf: Wie kommt es, daß man auf der einen Seite die Berechtigung im geistigen Eigenthum in so weiten Grenzen anerkennt und doch andererseits so schreiende Eingriffe in dasselbe sich erlaubt? Wie kommt es, daß die österreichische Gesetzgebung diesen Rechtsbegriff nach unten zu so sorgfältig und lobenswerth zuspitzt, während man von oben das schlimme Beispiel der willkürlichsten Eingriffe jeden Augenblick liefert? Wie kommt es, daß man sich in beifallswürdiger Absicht nicht damit begnügt, dem in seinem Eigenthum verletzten Autor die Zuflucht zu dem Civilproceß offen zu lassen, sondern sogar das Strafgesetz zu seinem Schutze in Bewegung

setzt, während man andererseits das geistige Eigenthum des Schriftstellers der Willkür des bornirtesten Kanzleibeamten, Gymnasiallehrers, ja sogar abgedankten Schauspielern heimgibt, das Civilrecht ihm vollständig abschließt und das höchste Eigenthum eines Menschen, seinen Gedanken dem Polizeibelieben heimstellt, deren unterste Beamten oft zu Richtern über die höchsten Humanitäts- und Seelenfragen ernannt sind und von denen keine Appellation an die Justizstelle, die doch sonst über Mein und Dein zu entscheiden hat, stattfindet? Wie kommt es, daß, während man im Schutz des geistigen Eigenthums einerseits so weit geht, wie die Gesetzgebung noch im vorigen Jahrhundert kaum daran gedacht hat, andererseits die Eingriffe einer Behörde preisgegeben werden, der man selbst in den Zeiten der frommen Maria Theresia die Competenz hierzu einzuräumen sich auch nicht im Traume einfallen ließ?

Bis 1730 und zum Theil noch später bis zum Regierungsantritte Joseph II. wurde die Censur von der Wiener Universität ausgeübt; Kaiser Joseph übertrug sie 1782 an die Studienhofcommission. Im Jahre 1792 wurde die Censur der vereinigten Hofkanzlei und endlich im Jahre 1801 durch Decret vom 21. December der Polizeihofstelle zugewiesen, in deren Händen sie sich noch gegenwärtig befindet.

Mit sieghafter Ueberzeugung drängt sich uns eine Stelle in's Gedächtniß, welche in den so eben erschienenen zwei Bänden von „Oesterreich und seine Zukunft" enthalten ist, die allerdings vor dem Erscheinen des so eben publicirten kaiserlichen Patents niedergeschrieben wurde. „Man geht bei uns von der sonderbaren Voraussetzung aus, daß eigentlich und überhaupt gar nichts gedruckt werden sollte, und daß blos in Fällen, wo es sich um die Veröffentlichung solcher Dinge handelt, welche Niemandem, wer es auch sei, irgend einen Anstoß geben können, ausnahmsweise die Bewilligung zum Drucke ertheilt werden könne — daher diese Bewilligung selbst in einem solchen Falle für die Regierung facultativ sei. Es wird also die Druckverweigerung als Regel und absolutes Recht der Regierung, die Zulassung dagegen als eine von ihrem bon plaisir abhängige Ausnahme angesehen, daher sich diese letztere auch in keinem Falle verpflichtet findet, ihre abweisliche Verfügung in irgend einer Weise zu motiviren ...." Die Censurbehörde muß sich vor Allem „von einer andern ebenso unstatthaften und verkehrten Ansicht losmachen — daß nämlich die Regierung für Alles, was in Oesterreich gesagt, gedacht, besonders aber gedruckt wird, solidarisch verantwortlich sei."

Wer Oesterreich aus der Nähe kennt, wird aus Erfahrung wissen, wie tiefbegründet dieser Vorwurf ist, und doch hat sich die Regierung durch die Veröffentlichung des so eben erschienenen Patentes gewissermaßen inconsequent gezeigt. Ausdrücklich heißt es im §. 21: „Die zur Drucklegung oder sonstigen Vervielfältigung eines Werkes erlangte Censurbewilligung dient nicht zur Entschuldigung, wenn sich zeigt, daß hierbei ein unerlaubter Nachdruck oder eine unerlaubte Nachbildung stattfand." Wie? Die Censur vertritt nicht Alles? Le pavillon ne couvre pas la marchandise? Die Regierung sieht ein, daß sie durch die Bewilligung zum Druck, für das Gedruckte und die damit verbundene Präjudiz gegen andere Interessen sich nicht verantwortlich machen kann? Ist sie hier nicht verantwortlich, warum will sie es durchaus anderweitig sein? Welche Inconsequenz! welcher Widerspruch gegen das so lange festgehaltene Princip!

Oesterreich hat mit dem neuen Patent einen schönen und anerkennungswerthen Schritt zur Emancipation des geistigen Eigenthums gethan — so thue es denn auch den zweiten oder richtiger noch den ersten Schritt; es trenne vor Allem die Censur von der Polizei, und da es sich zur Freigebung der Presse nicht entschließen kann (eine Freigebung, die wir bei dem dermaligen Bestand der Rechtsverhältnisse, bei Mangel an Geschworenen und bei den häufigen Eingriffen der politischen Behörden in die richterlichen nicht einmal wünschen!) so erfülle es wenigstens die von sämmtlichen Wiener Schriftstellern in der Petition vom 11. März 1845 ausgesprochenen drei Punkte: Erlassung eines Censurgesetzes auf Grundlage der Instruction von 1810 — Verleihung einer unabhängigen Stellung für die Censoren — Gründung eines wirksamen Recurs-Zuges in Censurangelegenheiten! — Wahrlich, bescheiden genug ist diese Forderung!

VI.

Schumann's Paradies und die Peri.

Aus Berlin.

Robert Schumann befindet sich gegenwärtig mit seiner Gattin (Clara Wieck) hier und leitete am Mittwoch, den 17. Februar, die Aufführung seines Oratoriums: Das Paradies und die Peri im Saale und mittelst der Unterstützung der Singakademie und der philharmonischen Gesellschaft. Die Versammlung bestand aus den musikalisch gebildetsten und gesichtetsten Elementen der Societät, wie denn auch der König dem ganzen Werke mit gespannter Aufmerksamkeit bis zum Schlusse folgte. Es läßt sich über dasselbe viel Gutes sagen, die Intentionen des Componisten sind stets edel und sinnig, seine Instrumentation kann wahrhaft geistreich genannt werden, die Singstimmen sind mit Einsicht in die Natur des menschlichen Organs angewandt, und doch ließ das Werk, zu dem sich noch ein musikalisch äußerst dankbarer Text gesellte, gänzlich kalt. Der Grund liegt wohl darin, daß die Gesammtheit der Composition aus einem träumerischen Hinleben der Seele hervorgegangen ist und der Schöpfer sich nur selten so zusammenrafft, um Kraft der Worte auch durch Kraft der Töne auszudrücken. Seine musikalischen Gedanken sind mehr ein Singen über die poetischen Momente, als eine Darstellung derselben durch die Gesangsmittel selbst, er schattirt den Vortrag zu wenig, seine Declamation endlich, ein Vorwurf, den ich einem so feinen, ja kritischen Kopfe wie Schumann, nur gezwungen und ungern mache, bewegt sich oft widerhaarig gegen den Sinn der Worte, ihren Rhythmus und die Satzbildung, und die auffallendsten Pointen und überraschendsten Scheidepunkte der Dichtung stand er nicht an, in einem Alles überschwemmenden Arioso zu Grunde gehen zu lassen.

Die ewigen Hindernisse, die der Componist der natürlichen Bildung der Einschnitte in den Weg legte, schaden nun einer allgemeinen Auffassung und Popularität des Werkes ungemein, denn die Menge ist nur wenig geneigt, für Esprit im Einzelnen dankbar zu sein, sondern verlangt vielmehr nach dem, was sie Faßlichkeit nennt, wozu sie und, wie Alle ein Recht haben, d. h. Rhythmisirung und Individualisirung von Themen, wie sie z. B. im Kriegerchor trefflich

durchgeführt sind. Ueberhaupt bewies Schumann seine Stärke in den Chören, deren Executionen auch bei weitem die gelungensten des Abends zu nennen sind, obwohl ein Dirigent, der mehr darauf ausgegangen wäre, dictatorisch die Mitwirkenden zu reger geistiger Theilnahme anzutreiben, statt mit in die Partitur versenkter Nase seine Gedanken isolirt noch einmal während der Aufführung zu durchträumen und durchgrübeln, auch hier ganz andere Resultate erzielt haben würde.

Die Berliner Singakademie vergißt ganz und gar, daß sie für Geld singt, daß ein Sperrsitz einen Thaler kostet und das Publicum demnach ein Recht hat, etwas Preiswürdiges zu hören. Sie pflegt für gewöhnlich ihre Proben über das Knie zu brechen, wie sie denn auch das Paradies nnd die Peri mit zwei Proben unter Hinzuziehung der Instrumente abfertigte, eine Menge Mitglieder halten ihre Vornehmheit für so ungeheuer, daß sie zwar in der Generalprobe mitsingen, aber nicht zur Aufführung kommen; nicht die Fähigkeit allein entscheidet bei Auswahl zum Sologesang, sondern ein ganzes Babel von diplomatisch-politisch-aristokratisch-plebejisch-musikalisch-unmusikalischen Rücksichten. Die göttliche Grobheit, die Hülfswissenschaft der Musik, ging in der Singakademie ganz verloren, dafür macht sich ein Surrogat geltend, eine Art bittersüßer zweifelhafter Höflichkeit, die namentlich bei so eigensinnigen Dilettanten gar nicht anschlägt. Der Berliner liebt, wie der Franzose, wenigstens in der Musik, ein kräftiges Regime, keine dirigirende, selbstgefällige, männliche Kokette, keinen Träumer, keine podagristische alte Herren, keine italienischen Maestri. Man will Männer an der Spitze der Aufführungen sehen. Ich habe Ihnen schon bei Gelegenheit des Faust ein Charakterbild der Singakademie entworfen und werde jetzt beim Schlusse des Winters nichts thun, als mich auf jenes berufen und hinzusetzen, daß Alles beim Alten geblieben ist, die Soli aber, vor Allem die Tenorpartie, denn die Frauen und Mädchen singen heut' zu Tage noch immer ein Minimum besser, als die Männer, in sehr schwachen Händen waren. Gott bessere es!!

E. K.

VII.

Meyerbeer's Feldlager in Wien.

Wien, 19. Februar.

Seit acht Tagen wurden auf unserer Börse brillante Geschäfte mit einem Papiere gemacht, das sonst auf keinem Courszettel zu finden ist: in Sperrsitz- und Logenkarten des Theaters an der Wien, wo gestern endlich auch die lang angekündigte Meyerbeer'sche Oper: „Vielka" vulgo das Feldlager, zur Aufführung kam; es wurden Sperrsitze zu 30 — 40 fl. C.-M. und Logen zu 100 fl. C.-M. verkauft! Es gab Menschen, die um 2 Uhr in's Theater gingen, um auf den letzten Gallerien einen Platz zu erhalten, und mit Speise und Trank sich versahen, wie auf eine große Reise; einer dieser Menschen hatte sich in den mitgebrachten Wein der Art versenkt, daß man ihn hinauswerfen mußte. Um 5 Uhr wurde Niemand mehr eingelassen, die Kasse war schon um 4 geschlossen. Um halb 7 begann endlich die Oper und endete gegen 11 Uhr. Die beiden ersten Acte wurden stürmisch aufgenommen, der Beifall unterbrach die einzelnen Scenen und Meyerbeer wurde mehr als 10 Mal zum Theil bei offener Scene gerufen. Daß der unvermeidliche Lorbeerkranz, der schon ganz andern Leuten als Meyer-

beer zugeworfen wurde, nicht ausblieb, versteht sich von selbst; Meyerbeer hat ihn jedoch trotz des Zurufs nicht aufgehoben, bis ihn Staudigl ihm auf das Haupt setzte. Der dritte Act fand den Enthusiasmus erschöpft, woran theils das wahrhaft miserable Sujet, theils die Ermüdung des durch vier Stunden abgematteten Publicums Schuld ist, obschon auch die Composition in diesem Acte ihre schwächsten Seiten haben mag. In Berlin mag die patriotische Aufregung bei der Vision der Vielka den Effect steigern; in Wien fällt dieses Element natürlich weg. Die Oper selbst enthält großartige Einzelnheiten, die Gesammtwirkung reicht jedoch nicht zu der Höhe der andern Meyerbeer'schen Opern und der Wiener Witz meinte: „Wir haben eine europäische Oper erwartet und haben nur eine preußische bekommen. Die Censur hat mit Ausnahme des Titels und einiger das österreichische Nationalgefühl unangenehm berührenden Stellen nichts geändert; der Componist hat es zwar durchzusetzen gewünscht, daß Friedrich II. selbst auf die Scene komme, es ist aber bei der Berliner Einrichtung geblieben und ein Popanz schritt über die Bühne statt des großen Preußenkönigs. Ohne Jenny Lind ist die Oper nicht zu geben und mit ihrer Abreise wird sie auch vom Repertoir verschwinden. Im Ganzen galt der Beifall mehr dem Componisten als der Composition, und dies wird wahrscheinlich auch in Paris das Schicksal dieser Oper sein.

Weil grade von Paris die Rede ist, muß ich eines Artikels der Augsburger allgem. Zeitung erwähnen, der, aus Paris datirt, Meyerbeer in einer Weise angriff, die auch der entschiedenste Gegner der Meyerbeer'schen Richtung verurtheilen muß. Daß grade die Allgemeine Zeitung sich dazu hergab, einen der wenigen deutschen Zeitgenossen, die sich Weltruf erworben haben, so tief in den Staub zu reißen, ist doppelt verwunderlich und obendrein aus Paris, den Franzosen gegenüber und bei Gelegenheit einer Oper von — Verdi! Dieses Herunterzerren hervorragender Männer war bisher eine Passion, auf die vorzüglich die Berliner ein Monopol hatten, ein Privilegium, das man ihnen immerhin gönnen mag als ausschließliches Eigenthum. Hier in Wien sündigt man in der entgegengesetzten Seite und hat eine komische Leidenschaftlichkeit, das Wohlwollen in die Höhe zu pumpen und den Enthusiasmus der Art überströmen zu lassen, daß man allenthalben die Vermischung unserer Bevölkerung mit heißblutigen magyarischen und italienischen Bestandtheilen merken muß; wenn man aber die Wahl hat zwischen den beiden Sünden der österreichischen und der preußischen Hauptstadt, so scheint uns die Wiener Art jedenfalls die menschlichere und liebenswürdigere. Die süddeutschen Blätter haben in der Regel die richtige Mitte zwischen dem Berlinerianismus und dem Wienerianismus eingehalten und der Artikel der Allgemeinen Zeitung fiel als Ausnahme von der Regel um so mehr auf. Indessen wurde Meyerbeer hierin auch von einem seiner Landsleute bedient. Ein vor wenigen Tagen aus Paris angekommener Musiker erzählte mir, der Verfasser jenes Correspondenzartikels sei ein Herr Gatti (ich weiß nicht, ob ich den Namen richtig schreibe), der an die A. Z. von dem Liedercomponisten Kücken empfohlen worden ist. Letzterer bereitet jetzt in Stuttgart eine Oper zur Aufführung vor und mag wohl dem europäischen Rufe Meyerbeer's gegenüber sein bekanntes Harfenmädchenlied in sich hineinbrummen: „Ach wenn du wärst mein eigen, wie lieb solltest du mir sein! —

o—o

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Zur Memoirenliteratur.

I.

Ein ziemlich umfang- und inhaltreiches Werk liegt in den ersten fünf Bänden vor uns, die in der Verlagshandlung zu Belle-Vue erscheinende: „Bibliothek ausgewählter Memoiren von Pippitz und G. Fink.“ Offenbar hatten die Herausgeber, welche in diesen fünf Bänden nur russische und polnische Denkwürdigkeiten bringen, dabei die noch immer sehr unvollständige Kenntniß des deutschen Publicums in der Geschichte der slavischen Völker im Auge und wirklich waren, mit Ausnahme von Custine, die französisch geschriebenen Memoiren über Rußland entweder einer unverdienten Vergessenheit verfallen, oder nur in einer scandalösen Verballhornung (wie die im Anfang der dreißiger Jahre in Leipzig erschienene chronique scandaleuse des Petersburger Hofes) wieder vorgeführt worden, deren Einseitigkeit sie für die Geschichte vollends unbrauchbar machte. Den Inhalt der zwei ersten Bände der vorliegenden Memoiren-Bibliothek bilden des Major Masson „geheime Denkwürdigkeiten über Rußland,“ denen eine historische Einleitung aus der Feder der deutschen Herausgeber und Auszüge aus dem Buche des Fürsten Dolgoruky: Notices sur les principales familles de la Russie“ vorausgehen. Die gut geschriebene Einleitung, die vorzüglich nach Karamsin und Mannstein „mémoires historiques, politiques et militaires sur la Russie“ bearbeitet ist, beginnt nach einem flüchtigen Blicke auf die alte Geschichte Rußlands mit Peter dem Großen und geht bis auf die Regierungsgeschichte Katharina's II., indem sie ziemlich flüchtig über Elisabeth und Peter III. hinausgeht. Wir wollen indeß einige Züge festhalten, die nur Wenigen bekannt sind, so z. B. die ergötzliche Schilderung des Besuches Peter I. und seiner Katharina in Monbijou nach den Memoiren der Markgräfin von Baireuth, der witzigen Schwester Friedrichs des Großen. Nachdem sie erst erzählt, wie unglücklich die Königin von Preußen war, als sie auf Peters ausdrückliches Verlangen ihm und seinem Gefolge das eben neuerbaute Monbijou ein-

räumen mußte, und wie sie Alles, was nur einigermaßen werthvoll und gebrechlich war, vor ihrer Ankunft wegräumen lassen, beschreibt sie den Empfang des Czaren, der, nachdem er den König umarmt, auch der Königin diese Güte erweisen will, die ihn aber mit vieler Energie zurückstieß. Die Czarin — nämlich die im ci-devant sehr beliebten „Mädchen von Marienburg" so idealisirte Katharina I. — fing damit an, der Königin die Hand zu küssen, was sie zu wiederholten Malen that. Dann stellte sie ihr den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg, welche in ihrer Begleitung, und vierhundert (!) sogenannte Damen vor, die in ihrem Gefolge waren — der Mehrzahl nach deutsche Mägde, welche die Verrichtungen von Hofdamen (?), Kammerfrauen, Köchinnen und Wäscherinnen besorgten. Fast alle diese Geschöpfe trugen jedes ein reichgekleidetes Kind auf dem Arm und wenn man sie fragte „ob dasselbe ihnen gehöre, so erwiderten sie mit einem Knixe auf russische Manier: der Czar hat mir die Ehre angethan, mir dieses Kind zu machen!" Die unaussprechliche Naivetät, die in dieser ganzen Erzählung liegt, läßt kaum errathen, daß sie zu einer Zeit sich zutrug, wo das Formenwesen zu Berlin seine vollständigste Ausbildung durch Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. schon erlangt hatte. Nicht minder charakteristisch und ergötzlich ist die Beschreibung Katharina's. „Die Czarin," fährt die boshafte Markgräfin fort, „war klein und untersetzt, sehr gebräunt und hatte weder Anstand noch Anmuth. Man brauchte sie blos zu sehen, um ihr niedriges Herkommen zu errathen. Ihrem Aufzuge nach hätte man sie für eine deutsche Comödiantin halten können. Ihr Kleid war auf dem Trödelmarkte gekauft worden, es war altmodisch, mit Silber und Schmuz überladen und den Vordertheil des Rockes zierte eine sonderbare Stickerei von Edelsteinen, welche einen Doppeladler vorstellte, dessen Flügel mit sehr schlecht gefaßten Diamanten vom kleinsten Karat besetzt waren. Längs dem Aufschlag ihres Kleides hatte sie ein Dutzend Orden und ebensoviel Heiligenbilder und Reliquien angeheftet, so daß man, wenn sie ging, ein Maulthier zu hören glaubte, denn alle diese Orden, welche aneinander stießen, machten grade ein solches Geräusch."

Wenn die Markgräfin nicht übertreibt, so muß dieser Besuch in Berlin unendlich reich an den pikantesten Zügen gewesen sein; sie gibt hier noch ein Paar zum Besten, unter Andern, daß Peter der Große seine Frau nöthigte, eine Statue der Venus vulgivaga vor dem ganzen Hofe zu küssen. Die Einleitung bringt ferner das allerdings sehr wahrscheinliche Gerücht, daß das ehemalige Dragonerschätzchen, das eine jener Launen des Schicksals, die selbst einem türkischen Fatalismus etwas abrupt vorkommen müssen, zur Kaiserin von Rußland machte, Peter dem Großen ebenso untreu ward, wie

ihrem Dragoner, und wir können nicht umhin, zu bewundern, welchen Einfluß sie auf den Czar zu erringen wußte, da selbst dieser despotische überkräftige Mann sie nicht zu strafen wagte, sondern in sehr kleinlicher Weise seinen Grimm an dem armen Teufel ausließ, der das Unglück hatte, der Czarin besser zu gefallen, als der Selbstherrscher aller Reußen. Indeß hat man nach den Antecedentien Katharina's I. weniger Ursache, Steine der Anklage auf sie wegen gemeiner Gesinnung zu werfen, als auf ihre Nachfolgerinnen, die deutschen Fürstentöchter Elisabeth I. und Katharina II., welche außer ihrer wahrhaft adamitischen Ansicht über die Liebe noch eine zweite fatalere Leidenschaft — die für Schnaps — hatten, und deren gewaltsam geklärtes Zeitalter keine der Entschuldigungen zuläßt, welche die erste Katharina für sich in Anspruch nehmen konnte. Ganz Deutschland kennt die chronique scandaleuse des Petersburger Hofes, durch die russenfeindlichen Publicationen französischer und deutscher Memoirenschriftsteller; man kann nicht ohne Ekel und Grauen diesen wimmelnden Knäuel von Grausamkeit, Wollust und Perfidie betrachten, jene furchtbare Verhöhnung selbst der nothwendigsten Formen, die das Zeitalter der Fontanges und Dübarry's immer noch mit einem gewissen Reiz und Interesse bekleiden, bei der man mit der brutalsten Rücksichtslosigkeit zu glauben schien, man könne in Rußland, weil es am Ende der civilisirten Welt liege, ungescheut Alles thun, was nur irgend Laune und Leidenschaft angaben. Wir begegnen in der Einleitung nur noch bekannten Geschichten, und gehen zu dem Anhange über, dem Buche Dolgoruky's über die russischen Adelsfamilien, welches allenthalben so ungeheures Aufsehen erregte und dem Hochmuth der Petersburger neuen Aristokratie wahrhafte Todesstöße gab. Dolgoruky ist der wahre Prototyp eines Aristokraten, dessen Liberalismus eigentlich nur in einem zornigen Aufbäumen gegen das eiserne Joch der Regierung, dessen Sympathien für das Volk nur in einer souverainen Verachtung des neuen Adels besteht. Mag Dolgoruky auch noch so liberale Versicherungen aussprechen, es geht aus dem Inhalte des Buches die unläugbare Intention hervor, die übermüthige, auf die Gunst des Monarchen pochende Beamten- und Militairaristokratie vom neuesten Datum lächerlich zu machen und zu demüthigen. Es wurmt den Enkel Rurik's, den mediatisirten Fürsten — dessen Haus älter und erlauchter ist, als das von dem Zufall begünstigtere der Romanow, daß er Glanz und Ansehen theilen muß mit den Kleinmichel, Benkendorf und Cancrin, — ja daß sie überlegen seien durch ihren Antheil an der ausübenden Gewalt. Darum sagt Dolgoruky mit tiefeinschneidendem Hohne, „wir sind der russische Adel, wir, die im sammtenen Buche" stehen, in der „barhatnaia kniga," dem goldenen Buche

des russischen Patriziats, in das die Narischkyn, die Woronzoff mit all' ihrem Einfluß doch nicht gelangen konnten." Er erzählt uns, daß 43 noch bestehende Bojarenfamilien, die zum Theil in die Klasse der unbetitelten Edelleute (solchen, die nicht Fürsten, Grafen und Barone sind) gehören, in das sammtene Buch eingetragen sind und daß der Oberkammerherr von Tatistschef, einer von diesen Patriziern, den Grafentitel, als ihn nicht erhebend, ausgeschlagen habe. Das ist der altslavische Stolz, das veredelte Bartrussenthum, das freilich auch sagen kann: „Wir haben Rußland groß gemacht, ehe ihr kamet, es war schon ohne die Ostseeprovinzen, ohne die Pahlen, Toll und Diebitsch, ohne die Nesselrode und Pozzo di Borgo, das mächtigste Reich der Welt!" —

Einige Adelstitel verhöhnt der Fürst gradezu — er macht sich über den Titel Baron als einen solchen lustig, den nur Schreiber und Banquiers bekämen. Er sagt ausdrücklich: „Der Fürsten- und Grafentitel ist in Rußland der Gegenstand des Ehrgeizes und der heißen Begierde aller Beamten, der Barontitel hat aber keinen gesellschaftlichen Werth und ihm klebt sogar eine Art Lächerlichkeit an, was daher kommt, daß er gewöhnlich den Hofbanquiers verliehen wird, in einem Lande, wo der Gewerbsstand gar kein Ansehen genießt. Man sah sogar im Jahre 1726 einen der Hofzwerge Tschetihin mit dem Baronstitel geschmückt werden." Darin aber hat der Fürst, auch von seinem Standpunkte aus betrachtet, Unrecht. Die Launen der Selbstherrscher haben von jeher wenig Rücksicht auf die Ansprüche ihres Adels genommen, denn unter den sechs Hofnarren der Kaiserin Anna figuriren zwei Fürsten, ein Galitsyn und ein Wolkonsky, dann ein Graf Apraxin, — ihre Collegen waren zwei portugiesische Juden, Pedrillo und la Costa und ein Leibeigener Balakrow. Und warum mußte Galitsyn Hofnarr werden? weil er auf einer Reise katholisch geworden war und nur diesen Ausweg hatte, sein Leben zu retten — Wolkonsky und Apraxin waren als politische Malcontenten in demselben Falle. Raffinirter hat keiner der geistreichen Despoten des übrigen Europas seinen stolzen Adel gedemüthigt, als die Czaren von Rußland. Der Fürst Dolgoruky mag zufrieden sein, daß man vor zwanzig Jahren seinen Verwandten nach Sibirien schickte und dort im Elend umkommen ließ — funfzig Jahre früher hätte ihm auch jene Zumuthung widerfahren können, gegen welche man freilich mit dem Stoße des ersten besten Küchenmessers protestiren kann. Als ein Beweis mehr für das geringe Ansehen, in dem die russischen Orden stehen, mag noch die Notiz hier angeführt werden, daß die Czarin Anna einen eigenen Orden, den des heiligen Benedict — also nicht etwa eine Cölner Narrhalla-Decoration — stiftete, mit

dem sie die beiden obenangeführten Narren Pedrillo und la Costa schmückte. Der Orden bestand aus dem Kreuze des heiligen Alexander an einem rothen Bande. Seltsam, daß er später nicht mehr vertheilt wurde, man sollte ihn doch, wenn auch in Rußland Niemand darnach lüstern war, zur Verzierung deutscher Gelehrten, wie der Vertreter des russischen Erbrechtes auf Holstein einer ist, bestehen lassen.

Ueber den Ursprung vieler jetzt sehr vornehmer Adelsfamilien in Rußland erfahren wir sehr merkwürdige Dinge: Von Rurik, dem ersten Großfürsten Rußlands, stammen in directer Linie ab: die Fürstenhäuser Gortschakow, Wiasemsky, Schahofskoy und Gagarin. Von Iwan dem Dickköpfigen stammen die Fürsten Wolkonsky ab, die Galitsyn, das zahlreichste russische Fürstengeschlecht, von dem 1775 mehr als sechzig Glieder in kaiserlichen Diensten standen, und die unter allen Häusern auch das meiste Unglück darin hatten, und die Kurakin sind ebenfalls Abkömmlinge Rurik's. Die Bagration stammen von den georgischen Czaren, die Fürsten Suwarow-Italinski von einem moskowitischen Popen ab, die Argutinski sind armenischer Abkunft und halten Artaxerxes Longimanus, den Perserkönig — xenophontischen Andenkens — für ihren Stammvater. Die Barklay de Tolly — seit 1815 Fürsten — sind Enkel des Bürgermeisters von Riga, Gottlieb Barklay — die Lieven hingegen sind aus einer alten liefländischen Familie. Fürst Paskievitsch von Warschau ist der Enkel eines kleinrussischen Soldaten, Fürst Kotschubey der eines tartarischen Ueberläufers. Zu diesen kamen noch einige deutsche Fürstenfamilien, wie die Wittgenstein, griechische, wie die Kantakuzeno und muhamedanisch-asiatische, wie die mediatisirten Fürsten von Georgien, die sogar Anwartschaft auf die Nachfolge der türkischen Sultane haben. Der erst kürzlich gefürstete Worouzoff, dessen Vorfahren unter Peter III. eine so scandalöse Rolle spielen, ist in Dolgorufy's Buch noch unter den Grafen angeführt. Die Romanow, das herrschende kaiserliche Geschlecht stammt also nicht einmal von Rurik ab und ist deshalb viel weniger legitim, als eine große Anzahl seiner Unterthanen.

Noch neuer und seltsamer ist der Ursprung der meisten Grafengeschlechter. Die angesehensten sind die Scheremetew und Apraxin, die Buturlin, die Puschkin, die Kutuzow. Alle diese stehen im „sammtnen Buch" — aber die übrigen genanntesten russischen Grafenhäuser datiren meist nicht von daher. Da sind die Czernyschew, die Grafen wurden, weil General Gregor Czernyschew eine Maitresse Peters I., das Fräulein Rjewski heirathete. Der Ursprung der Potemkin, der Orlow ist bekannt, ihre Wappen rühren alle aus dem Bettlaken Katharina II. her. Von dem Stammvater der

Kutaisow erzählt Masson eine vortreffliche Anekdote, die auch den originellen Suwarow betrifft. Johann Kutaisow kam als tscherkessischer Sclave nach Petersburg, wo er zuerst Kammerdiener Kaiser Paul's, dann Baron, Großstallmeister und Graf wurde. Als Suwarow aus dem italienischen Feldzuge nach Petersburg zurückkehrte, schickte ihm Kaiser Paul seinen Günstling Kutaisow entgegen, um ihn zu beglückwünschen. Der geistreiche und boshafte Soldat sagte zu ihm: „Verzeihen sie, Herr Graf, einem alten Manne, dessen Gedächtniß abnimmt, aber ich erinnere mich wirklich nicht mehr an den Ursprung Ihrer erlauchten Familie. Sie haben ohne Zweifel den Grafentitel erhalten, weil Sie irgend einen großen Sieg erfochten haben?" — „Ich war nie Soldat," erwiderte der Exkammerdiener. — „So waren Sie gewiß Gesandter?" — „Nie, mein Fürst!" — „Minister?" — „Ebenso wenig!" — „Welches wichtige Amt haben Sie denn bekleidet?" — „Ich hatte die Ehre Kammerdiener Sr. Majestät zu sein!" — „O! das ist sehr ehrenvoll, Herr Graf!"

Darauf klingelte Suwarow seinem eigenen Kammerdiener und sagte zu ihm: „Troschka! ich wiederhole dir alle Tage, du sollst aufhören zu trinken und zu stehlen, du willst nicht auf mich hören. Wohlan, sieh' den Herrn da, er war Kammerdiener wie du; da er jedoch nie ein Trunkenbold oder Dieb gewesen ist, so hat er es jetzt zum Oberstallmeister Sr. Majestät gebracht, besitzt alle russischen Orden und ist Reichsgraf! Trachte seinem Beispiel nachzufolgen.

Eine ganz besondere Meinung von ihrer Abkunft haben die Narischkyn, nämlich die von den alten Beherrschern der Stadt Eger in Böhmen abstammen, deren Vorfahren aber noch im 17. Jahrhundert Ackerleute im Dorfe Staro-Kirkino waren und eigentlich Yarischkin hießen. Natalie Yarischkin wohnte in Moskau im Hause ihrer Pathin, der Frau Matiejew, deren Gatte sich vom gemeinen Soldaten bis zum Bojaren und Freunde des Czar Alexis erhoben hatte. Dieser Fürst besuchte ihn manchmal, verliebte sich bei dieser Gelegenheit in Natalie und heirathete sie. So ward sie die Mutter Peter I., ihr Vater fand nun seinen Namen zu gemein (er läßt sich zu einer schmuzigen Zweideutigkeit gebrauchen), wurde ermächtigt, sich Narischkyn zu nennen und mit seinen Söhnen in den Bojarenstand erhoben. Seinem Enkel Alexander verlieh Peter I. den Grafentitel, allein weder er noch seine Nachkommen wollten ihn tragen. Die Familie behauptet sogar, sie habe den Fürstentitel ausgeschlagen; diese Angabe gehört jedoch wohl in eine Klasse mit der Souverainetät von Eger. — Die Memoiren Masson's werden wir in einem zweiten Artikel besprechen. 74

Die englische Post.

Helgolander Novelle von Eduard Boas.

II.

Noch nicht weit konnte die Patrouille sein, da stürzte eine weibliche Gestalt hastig von draußen in das finstre Gebäu; es war Marielise. Sie riß die Fallthür auf und rief mit angstvollem Ton: „Jasper, Jasper!" Keine Antwort scholl zurück. Eine Fiebergluth schüttelte das arme Mädchen; sie legte das Ohr an die Kelleröffnung, und leise, schwere Athemzüge schollen herauf. Indem trat auch der Wirth in den Schuppen; er trug einen weiten grauen Mantel und hielt die große, verschlossene Blechlaterne in der Hand. Durch die Ausschnitte der letzteren blitzten rothe Lichtfunken und zuckten wie Glühwürmer über das wüste Gerümpel, über Decke und Wände des Schuppens hin. Marielise flog dem Oheim entgegen und rief: „Vater, der Jasper liegt sterbend im Keller. Sie haben ihn erstochen." — „Still, still!" sagte Lorenzen. „Die Franzosen könnten's hören, und dann sind wir auch unglücklich." — Schnell glitt er mit seiner Leuchte in das Verließ hinunter. Wahrlich, da lag der brave Bursche starr und steif, ohne ein Lebenszeichen zu geben. Der Alte faßte ihn an und wollte ihn aufrichten, doch Jasper fuhr bei der Berührung schnellkräftig empor, packte den Wirth beim Arm und rief: „Wer ist da? . . Was wollt Ihr von mir?"

Marielise erkannte seine Stimme und stieß einen Freudenschrei aus. Dem Jasper that kein Finger weh; er hatte fest geschlafen und ahnte nicht, wie nahe der Säbel des Franzosen seiner Brust gewesen. Als er nun heraufstieg, schlang das Mädchen die Arme so kräftig um ihn, als ob sie ihn erdrücken wollte, und heiße Thränen rannen über ihr Gesicht. Jasper war zu Anfang ganz verwirrt, er wußte nicht, was man eigentlich meinte. Nachdem aber Marielise, die draußen beim Schuppen gelauscht, ihm erzählte, was die Chasseurs gesprochen und gethan, da schlug er das Auge zum Himmel empor und dankte Gott, der ihn beschützt hatte, voll stiller Inbrunst.

„Meine selige Mutter hat mir oft gesagt," begann Marielise, „wenn Einer schläft, dann tritt sein Engel zu ihm und hält Wache über ihn. Es muß wohl wahr sein, denn über dich hat der gute Engel recht sichtlich gewacht."

Jasper antwortete nichts, sondern er umschlang seine Liebste und gab ihr einen langen, herzlichen Kuß.

„Gott sei Dank, daß es so gekommen ist!" sprach der Wirth. Doch nun müssen wir weiter denken. Der Besenbinder hat das Felleisen in Sicherheit gebracht, und ich trage die Rückpost hier unterm Mantel. Allein die Franzosen merken Arg . . . ich darf nicht länger auf Neuwerk bleiben. Meine Schankhütte ist ziemlich aufgeräumt; die Feinde werden wenig in Fässern und Flaschen finden. Leicht mag ich mich versteckt halten, bis ich nach Holstein und von da nach England hinüber kann, aber was fangen wir mit der Marielise an? — —

Der Bursch und das Mädchen blickten einander so treuherzig in's Gesicht, als wollten sie sagen: es sei ihnen unmöglich, sich zu trennen. — „Soll ich sie hier auf der Insel lassen," fuhr Lorenzen fort, doch Marielise unterbrach ihn schnell. — „Nimmermehr! Hier bleib' ich um keinen Preis! Wie könnt' ich mich vor dem Sergeanten schützen, wenn ich ganz allein, ganz hülflos wäre?" — Es entstand eine tiefe Pause, und das Mädchen sagte gar traurig: „Ach man ist doch recht unglücklich, wenn man keine Aeltern und keine Heimath hat!... „Aber nein!" fügte sie vertrauungsvoll hinzu, „die Mutter sagte: alle Waisen haben eine Heimath im Himmel und ihr Rathgeber ist Gott!"

Nun wurde auch Jasper's Auge feucht und er sprach: „Lieb Herz, komm mit nach Helgoland! Meine Alten werden dich nicht von der Thür weisen, wenn sie dich sehn. Gelt, du gehst mit mir, Marielise?" — „Darf ich denn?" fragte sie den Wirth, vor Erwartung zitternd. — „Du darfst, und mußt Gott danken, daß es dir so geboten wird," erwiderte Lorenzen. „Ich kenne die Rickmers, das sind brave Leute. Hole rasch dein Bündel, wir haben keine Zeit zu verlieren. Wenn der verdammte Bonaparte sammt seinen Hundsvöttern aus dem Lande gejagt, wenn endlich wieder Friede ist, dann komme ich nach Helgoland und nehme dich mit mir."

Die letzten Worte konnte Marielise nicht hören, denn sie war längst zur Hütte hinaus, und kaum hatte Lorenzen die Post an Jasper überliefert, so stand sie da, ein gar kleines, weißes Bündel in der Hand tragend. Der Abschied von ihrem Pflegevater war bald gethan, sie faßte den Arm des Liebsten, und eilig, aber oft umherschauend, ob auch Niemand folge, schritten

sie dem Strande zu. — „'s ist die höchste Zeit!" sagte Jasper. „Der Himmel wird schon weiß im Osten. Wir kommen sonst nicht beim Kaper vorbei."

Die Beiden hasteten sich noch mehr, denn wirklich verbreitete sich ein grauer Dämmerschein in der Luft; man mochte die nähern Gegenstände gut erkennen. Am Strande bot sich ein Hinderniß dar. Die Hochfluth hatte eine Menge Eis herangebracht und beim abströmenden Wasser blieben die Schollen zurück. Sie lagen zusammengeschoben, aufgeschichtet; das Mädchen konnte kaum darüber hinweg, und sie verbiß gewaltsam den Schmerz, den ihr die scharfen Kanten machten. Bald war indeß ihre Kraft zu Ende, sie vermochte nicht mehr zu gehn. Entschlossen hob Jasper die Liebste auf seinen Arm und trug sie leicht wie ein Kind über den beschwerlichen Pfad. Nun trat er mit ihr in's Wasser, und auch hier umrauschten ihn die Eisschollen noch. Von der Schlupe war nichts zu sehn, Kobers mußte wohl tiefer in See gegangen sein, um bei der Ebbe nicht auf den Sand zu gerathen. Immer mühsamer kämpfte sich der Bursch mit seiner Last durch die Wogen, sein Arm zitterte, und Marielise fühlte, daß er sie nicht mehr lange würde halten können. Aber sie unterdrückte ihre Angst, um dem Jasper das Herz nicht noch schwerer zu machen. Und auf Jasper's Herzen lastete es auch wahrlich schon schwer genug. Trotz aller Stärke war er einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, denn das Wasser ging ihm hoch an die Hüften, und er dachte mit Zittern an den Augenblick, wo sein Arm lahm werden, wo das Mädchen in's Meer stürzen würde. — „Kobers! Kobers!" rief er laut, aber nur die Möven antworteten ihm. Zurück durfte er nicht, denn er hörte Pferdegetrappel am Ufer; die Chasseurs waren dort. Mit jener Gewalt, welche die Verzweiflung verleiht, spannte er seine Kräfte an und schritt weiter. Bis an die Brust stiegen ihm die Wellen, und — richtig, da lag die Schlupe im Morgengrau. Dieser Anblick gab seinen Gliedern neue Elastieität, Jasper kämpfte vorwärts, und er konnte nun schon den bunten Weintraubenbaum am Schnabel erkennen. Da rief er zum zweiten Mal: „Kobers, Kobers!" doch wieder blieb Alles still. — Gott im Himmel, wenn den Gefährten ein Unglück getroffen hätte, wie sollte er dann die Geliebte retten? Bei diesem Gedanken war Jasper an's Boot gelangt, er ließ das Mädchen sacht über Bord gleiten, und mußte einen Augenblick ausruhen, um frischen Athem zu schöpfen. Indem bemerkte er einen dunklen Gegenstand in der Schlupe, er schwang sich rasch hinein und schüttelte denselben. Da richtete sich Kobers, denn er war es, halben Leibes in die Höhe und schaute den Jasper mit stieren, verschlafenen Augen an.

— „Ermuntere dich, Junge! Jetzt ist nicht Schlafenszeit. In einer Viertelstunde geht die Sonne auf."

Schnell sprang Kobers auf die Beine; er war von der Müdigkeit überwältigt worden, doch um so flinker zeigte er sich nun. Kaum eine Minute dauerte es, da war das Boot segelfertig, die Fahrt ging von statten und der Wind paßte vortrefflich. Schon schimmerten die Sterne bleicher, schon erlosch einer nach dem andern, aus Osten flog und strahlte es hellroth herauf. Jetzt hatten sie das Kaperschiff in Sicht, doch es schwankte ruhig, schweigend auf den Wogen, ein lebloser Koloß. Die beiden Schiffer konnten unbesorgt nach ihrer Arbeit schauen, nur Marielise sah aufmerksam hinüber. — „Ach, wie schön das ist!" rief sie mit einem Mal. — Aus der vordersten Luke des Kapers quoll nämlich eine große grauweiße Blume hervor, und wie feurige Staubfäden zuckte es in ihrem trichterförmigen Kelch. Gleich darauf hallte ein dumpfer Knall über die Fluth, und dicht neben der Schlupe schlug etwas in's Wasser, daß es hoch aufspritzte. Das Mädchen schrie laut vor Schreck, aber Jasper drehte das Steuer, daß der Wind mit voller Macht in's Segel blasen konnte. Gleich darauf geschah ein zweiter Schuß, doch die Kugel blieb diesmal einige Klaftern hinter dem Boote zurück. — „Gottlob, wir sind ihm aus der Linie!" sprach Jasper nun. „Die Herren Franzosen sind etwas spät aufgestanden; sie thun uns keinen Schaden mehr. Vor Verfolgung können wir auch sicher sein, denn die Eisschollen bilden einen guten Wall zu unserm Schutz."

Hei, wie flog das Schifflein über die Wogen! sie zischten schäumend, wo der Kiel seine Furche grub, und rund blähte sich das Segel. Die Sonne stieg empor und küßte das fluthende Meer mit ihren Strahlen. Aber erwärmen konnte sie die rauhe Februarluft nicht; Marielise wurde ganz bleich vor Frost. Vielleicht war auch die verflossene Nacht, die ihr so viel Schrecken, so viel Angst gebracht, oder die Seefahrt an der Blässe schuld. Jasper's Auge sah wohl, daß sein Mädchen sich krank fühle; er machte ihr, dicht bei seinem Sitz, ein weiches Lager von Segeltüchern zurecht, darauf mußte sie sich niederlassen, und trotz allem Widerstand von ihrer Seite zog er die wollene Ueberjacke aus, um sie warm zu bedecken.

Ein paar Tümmler, die Delphine der Nordsee, folgten dem Boot und trieben ihr lustiges Spiel im Wasser. Bald plätscherten sie hier, bald dort, überschlugen sich und schienen einander zu necken. Kobers zeigte die possierlichen Thiere der fremden Reisegefährtin, von der er nicht einmal wußte, wie sie hieß, und sie lächelte freundlich dazu. Auf hoher See kam ihnen ein Boot entgegen, und die scharfsichtigen Bursche erkannten es schon von

weitem als ein helgolandisches. Hinrich Bredow, ein junger, stattlicher Lootse, und der alte Oelrichs saßen darin. Sie mußten wohl vom Lande kommen, denn die Schiffer nahmen ihre Seekappen ab und schwenkten sie dreimal um den Kopf. Das ist ein Zeichen für die Insulaner, daß daheim noch Alles gesund sei; bleibt es aus, dann hat sich gewiß ein Unglück ereignet. Jasper und Kobers erwiderten den Gruß gebührend, hierauf strichen die Schlupen an einander vorbei, und nach kurzer Zeit hob sich am Horizont ein grauer Nebelpunkt empor — die beiden Helgolander winkten sich fröhlich zu, aber keiner sagte ein Wort. Erst als das unsichere Wölkchen sich zum rothen Fels geformt hatte, von dessen Stirn eine Häusergruppe und ein Kirchthurm niederschauten, deutete Jasper dorthin und sprach mit freudigem Stolz: „Siehst du, Marielise! Das ist unser Land!"

Die heimathlose Waise schlug ihr großes schwarzes Auge auf, es folgte der Weisung, und ein banges Lächeln zitterte um ihren Mund. Dann blickte sie den Jasper zärtlich an und senkte die Wimpern, als wollte sie ihm die Wehmuth verhüllen, die in ihrem Auge lag.

Aber, wenn Jasper gleich ein rauhgewöhnter Seemann war, er besaß dennoch ein Herz, um solche Trauer zu verstehen. Der Jubel in seiner Brust verhallte plötzlich, eine Schaar finsterer Sorgen umnachtete die Sonne seines Glücks. Jasper's Mienen wurden ernst; er fragte sich: werden die Aeltern diesem armen, lieben Kinde, das du ihnen bringst, gastlich die Hand bieten, wie einer guten Anverwandten, die auf längere Zeit zum Besuch kommt? Oder werden sie es an der Thür stehen lassen, einer überlästigen Fremden gleich, die den Hausfrieden stören will? — Jasper zitterte vor der Entscheidung, und er hätte den Lauf der Schlupe nun hemmen mögen, der ihm bis dahin viel zu langsam gewesen war.

Allein der Wind kehrt sich an die Stimmung der Schiffer nicht; er schwellte das Segel mit aller Kraft. Noch stand die Sonne strahlend am Himmel, als die Schlupe auf Helgolands Küste stieß, und Jasper hob sein Mädchen sorgsam heraus. Kobers folgte ihnen, doch bald nahm er Abschied, denn er blieb im Unterlande. Das junge Paar, dessen Seelen so übereinstimmend von Liebe und Hoffnung und Bangigkeit durchtönt wurden, stieg schweigend die Treppe empor, und Jasper beantwortete heut zum ersten Mal die Grüße der Vorübergehenden nicht, die verwundert das Mädchen aufschauten. Er machte einen kurzen Umweg, beim Gouverneurshause vorbei, und Marielise mußte draußen warten, während er eintrat, um das Felleisen abzubringen. Hamilton selbst war nicht anwesend, ein Secretair nahm die Post in Empfang. Dann ging es, bald schnellen, bald zögernden Schrittes,

nach der Wohnung seiner Aeltern, und die Herzen der Beiden klopften fast hörbar laut.

Dort lag das kleine Steinhaus; die Mutter stand auf der Schwelle, und ihr Freudengruß rief auch den Vater herbei. Sie war ihrem Jasper um den Hals gefallen, und als sie ihn tüchtig geherzt hatte, sah sie erst das fremde Mädchen neben ihm. — „Wer ist denn das?" fragte sie erstaunt. — „Mutter, das ist die Marielise!" erwiderte Jasper.

Da stand die Waise vor der Frau, deren Tochter sie nun werden sollte; sie schlug das prächtige schwarze Auge bittend empor, und die glänzenden Strahlen der untergehenden Sonne färbten ihr erglühendes Antlitz noch feuriger. Auf ihrem Ebenholzhaar saß ein kleiner Hut, mit Wachstafft überzogen, ähnlich wie die Franzosen ihn zu tragen pflegen; ein schwarzes Mieder, mit Silberlahn und bunter Folie gestickt, umspannte prall wie ein Harnisch des Mädchens schöne, volle Brust. Dazu trug sie einen faltigen Friesrock von violblauer Farbe, scharlachrothe Strümpfe mit Zwickeln und feste Lederschuh, auf denen blanke Schnallen blitzten. Das weiße Bündelchen, ihren ganzen Reichthum verschließend, hielt sie in der bebenden Hand.

Die starke, gesunde Gestalt, mit dem lieblichen Gesichte, schien der Frau Rickmers wohlzugefallen, und sie hieß das Mädchen durch einen frommen Gruß willkommen. Unterdeß war auch der Alte herangetreten und hatte dem Sohn die Hand geschüttelt. Als die Mutter sah, daß er seine Blicke dann auf die Fremde richtete, sprach sie: „Das ist die Marielise." — „Ei, wie kommt denn die nach Helgoland?" fragte Rickmers.

In diesem Augenblick flog alle Furcht, alle Sorge aus Jasper's Seele fort, und er sprach mit zuversichtlichem Ton: „Vater, ich habe sie mitgebracht . . . ich habe sie mitbringen müssen! Die Franzosen schöpften Verdacht gegen den Lorenzen, daß er die englische Post bestellen helfe; er durfte nicht auf Neuwerk bleiben, und mußte fliehen. Nun wußte Marielise nicht aus noch ein, sie hat ja keine Aeltern mehr, zu denen sie gehen konnte. Ich sagte also: Marielise, komme zu uns, in unserm Hause ist noch Platz für dich . . . . — „Das hast du recht gemacht, Jasper!" meinte der Alte. „Sei willkommen, Marielise! Deinen Vater seliger hab' ich gut gekannt. Wir sind einmal mitsammen nach Wangeroog gefahren, und ich hätt's nicht gedacht, daß er so früh würde sterben müssen! . . . Na, Mutter, nun thu's Naachtert *) auf. Der Bursch und das Famel mögen wohl hungrig sein."

Gar nicht lange nachher saßen alle Vier um den Tisch im behaglichen

*) Abendessen.

Stübchen. Frau Rickmers hatte noch etwas Torf in den Ofen gesteckt, und das Beste, was ihre Speisekammer enthielt, wurde heute hergegeben. Der Vater aber holte gar eine große Quartflasche voll Portwein, das Geschenk eines Schiffscapitains, hervor, und so verwandelte sich das Abendbrod in einen rechten Festtagsschmaus. Als nun die erste Eßlust gestillt war, mußte Jasper die Geschichte seiner Fahrt ganz ausführlich vortragen, und die Alten ließen während der Erzählung ihre Augen mit Wohlgefallen bald auf ihm, bald auf Marielisen ruhn. Das Mädchen fühlte sich so innerlich froh und glücklich in diesem Hause, bei diesen Leuten — mit Worten hätte sie es nicht sagen können, wie ihr zu Muthe war, doch sie mußte sich zusammennehmen, sonst wären ihr die hellen Freudenthränen über die Backen geströmt. Vor drei Jahren, als ihre Aeltern plötzlich gestorben, hatte sich Lorenzen der Waise angenommen. Er war gewiß ein recht braver Mann, aber in seiner Schankhütte, wo nur Matrosen und Soldaten einkehrten, vermißte Marielise die stille, fromme Weise, welche sie im Aelternhause gelernt, und sie entwöhnte sich am Ende davon. Heute kam jener kindliche Friede von neuem in ihr Herz, und als die Mahlzeit vollendet war, faltete sie unbewußt die Hände und betete, wie vormals, mit lautem Ton:

Du lieber Gott, du bist so gut,
Du gibst uns Speis' und Trank,
Gesundheit auch und frohen Muth —
O Vater, habe Dank!

Eine tiefe Stille verbreitete sich im Stübchen, als das Mädchen dies kurze Gebet mit wohlklingender Stimme sprach; Sonntags in der Kirche konnte es nicht stiller und andächtiger sein. Dann erhoben sich Alle; die Mutter machte für Jasper auf dem Hausboden ein Bett zurecht, weil Marielise in seiner Kammer schlafen sollte. Die letztere war am nächsten Morgen schon frühe munter und es ging ihr Alles so hübsch und so geschickt von statten, daß Frau Rickmers sich gar nicht satt daran sehen konnte. Nach dem Frühstück machten sich die Männer an ihr Tagewerk; ein Dreimaster, von Jamaica kommend, lag auf der Rhede, und seine Ladung sollte gelöscht werden. Unterdeß waren auch die Frauen nicht müßig; Marielise wusch und putzte, daß es eine Art hatte. Fenster und Bänke, Tische und Fußböden mußten blitzen, als wären sie ganz neu gemacht.

Zimmer, Flur und Küche waren nun sauber, auf dem Herde kochte das Mittagessen bereits, und im warmen Stübchen saß die Wirthin mit ihrem Gast. Frau Rickmers besserte an einem großen Netz die zerrissenen Maschen aus, und Marielise nähte eine Schürze für Jene. Das Zeug dazu hatte

Jasper der Mutter einmal aus Hamburg mitgebracht, allein, es lag schon ein volles Jahr im Kasten, denn ihre Augen taugten zum Nähen nicht mehr, und das theure Schneiderlohn mochte sie doch auch nicht gern ausgeben. Die buntgefleckte Katze saß neben den Beiden, sie schnurrte laut und strich sich mit der Pfote emsig Kopf und Hals. „Wir sollen Gäste bekommen... die Katze putzt sich!" sagte Frau Rickmers, und kaum, daß sie die Worte ausgesprochen, so klopfte es an die Thür. Die Wirthin rief: Kum in! Ein großgewachsener Herr im blauen Frack trat herein und zog höflich die mit breiter Goldtresse besetzte Mütze. Die Alte sprang hastig empor, erwiderte unter vielen Knixen den Gruß, wischte einen Holzschemel mit der Schürze ab, obgleich er ganz rein war, und nöthigte den Fremden Platz zu nehmen. Den stattlichen Besucher kennen wir bereits; er heißt Hamilton und ist Gouverneur von Helgoland. Sein Blick fiel auf Marielise, die ihre Arbeit fortgesetzt hatte und schüchtern bei Seite trat. „Was habt ihr denn da für einen Gast, Frau Rickmers?" fragte er, „das Famel hab' ich doch nie auf dem Lande gesehen." — „'s ist eine Fremde, Herr Gouverneur... von Neuwerk drüben... unser Jasper hat sie jister*) mitgebracht. — „Ei so! der Jasper? Nach dem wollt' ich mich eben erkundigen und wollte ihm sagen, daß er brav sei, denn er traf mich nicht, als er das Felleisen abgab. Mutter, ihr könnt euch was einbilden auf den Jungen... er ist der tüchtigste Bursch von Helgoland."

Der Alten schoß das Wasser in die Augen, sie nickte froh mit dem Kopfe, aber antworten konnte sie nicht.

„Ich wollte mir erzählen lassen von seiner Fahrt," fuhr Hamilton fort, und wendete sich dann zu Marielisen: Da ich ihn nicht zu Hause treffe, so thust du mir wohl den Gefallen, mein Kind, und sagst mir, wie Jasper die Briefpost überliefert hat."

Das Mädchen wurde feuerroth, sie zupfte verlegen am Miederband und der Anfang ihres Vortrags klang sehr unzusammenhängend. Der Gouverneur schien trotzdem der hübschen Fremden gern zuzuhören, und bald sammelte sie sich auch — es war fast, als ob der Stoff ihr eine gewisse Begeisterung anhauche. Mit lebendigen Worten schilderte sie alle Gefahren, die Jasper überwunden hatte, und Frau Rickmers mochte sich im Stillen nicht genug verwundern, wie das Famel dem Herrn Gouverneur die ganze Geschichte so geschickt vörsnacken konnte. Hamilton merkte wohl, daß der Fluß ihrer Worte aus einem liebenden Herzen strömte; als sie geendet, lobte er den zu-

*) gestern.

verläßigen Boten und auch sie, die ihm treulich beigestanden. — „Nun, das Uebrige wird sich schon machen!" sprach er zuletzt, gab der Frau Rickmers die Hand und verließ das Haus. Die Wirthin begleitete ihn bis draußen an die Thür; vielleicht, weil die Sitte es forderte, vielleicht auch, um die Nachbaren auf den vornehmen Besuch noch mehr aufmerksam zu machen.

Als Rickmers und Jasper zum Mittagessen heraufkamen, fand die Mutter gar kein Ende, Hamilton's herablassendes Wesen und Marielisens gutes Benehmen zu preisen. Diese stieg überhaupt tagtäglich in ihrer Gunst, und das war keine Zauberei, denn wer das frische, frohe Kind im Hause schalten und walten sah, der mußte es lieb haben. Alles ging der Marielise flink, aber dennoch wacker von der Hand, und wenn sie auch die schwerste Arbeit that, stets lächelte sie, stets sang sie ein helles Liedchen dabei. Und häuslich war sie — Frau Rickmers meinte oft: Ei, ich bin doch auch streng gehalten worden, aber so de heel Week*) hätt' ich nicht ausgedauert derenn**).

Des Mädchens geringe Lust zum Ausgehen hatte freilich ihren richtigen Grund, denn wohin sie kam, da beguckten die Famels von oben bis unten ihre fremdartige Tracht, stellten sich zusammen, zischelten einander in die Ohren und hielten sich von Marielisen fern. Denn es ist ein alter Fehler der friesischen Stämme, daß sie mißtrauisch sind, daß alles Fremde ihnen lächerlich erscheint. Am liebsten wäre das Mädchen ganz und gar zu Hause geblieben, nur hier fühlte sie sich glücklich. Aber Jasper ruhte nicht, sie mußte Sonntag Abends mit in's rothe Wasser gehen. Zwar tanzte er oft mit ihr, und auch Kobers holte sie bisweilen zum Tanz, weil er sie von der Ueberfahrt kannte, doch das andere Jungvolk hielt sich entfernt, und die arme Waise kam sich mitten im Jubel recht einsam vor.

Nur Eine gesellte sich gern zu ihr, das war Antje Siemens. Ja, Kobers hatte Recht gehabt: das Mädchen glich einer Blume, einer wundervollen Blume, aus milderer Zone hierher gepflanzt auf den rauhen Felsen von Helgoland. Woher hatte sie dies dunkelblonde Seidenhaar, diese großen, herrlich blauen Augen und diese lilienweiße Haut, mit leichtem Rosenathem angehaucht? Woher die schmalen Purpurlippen, die blendenden Zähne, die zarte Hand und den kleinen Fuß? Woher den elfenschlanken Wuchs, den Reiz in ihrer Miene und die Anmuth jeder Bewegung? — Da halfen alle Fragen nicht, das liebliche Wesen — halb Kind, halb Jungfrau — war ein Wunder. Und wer sie sah, der forschte oder fragte nicht viel, sondern glaubte

*) die ganze Woche.
**) daheim.

an das Wunder und betete es an. Obgleich Antje erst vierzehn Jahre, Marielise achtzehn zählte, so herrschte doch bald das beste Einvernehmen zwischen ihnen. Ihr Aeußeres bildete einen vollkommenen Gegensatz. Während das Mädchen von Neuwerk in hoher, blühender Fülle aufgewachsen war, besaß Antje den feinsten, weichsten Gliederbau, und dennoch umschlangen sie sich voll inniger Liebe — so klammert sich die Seele an den Körper fest.

Auch Frau Rickmers umfaßte ihre Hausgenossin treu und warm; sie konnte das Mädchen nicht mehr entbehren. Eines Morgens sagte sie zu dem Eheherrn: „Vater, ich habe einen Traum gehabt, der war wunderlich und schön. Ich sah unser erstes Kind, die kleine Kathrein, die uns starb, als sie kaum ein Jahr alt geworden. Weißt du wohl, wie traurig wir dazumal gewesen sind? Du mochtest eine ganze Woche nicht essen und der Herr Pfarr sagte: das sei Sünde! Gott habe uns das Kind genommen, er werd' es auch wiedergeben! Und zehn Monate nachher wurde der Jasper geboren. Nun, der ist gewiß ein herziger Bursch und man muß vor Freude fast weinen, wenn man ihn ansieht. Er hat uns nie keinen Gram gemacht, aber ich dachte oftmals so: wenn die Kathrein nicht todt wäre, jetzt würde sie groß sein und würde mir schaffen helfen hier und da, daß ich mich nicht so gar zu placken brauchte. Weißt du, Vater, was mir geträumt hat? Ein Engel mit goldenen Flügeln kam, der hielt die Marielise bei der Hand und sagte: das ist die Kathrein! dann war er verschwunden." — „Hm, ein schnurriger Traum!" meinte Rickmers nachdenklich. „Da liegt gewiß eine Bedeutung drin." — „Freilich, und was für eine! Ist doch der Traum schon vorher eingetroffen. Wenn die Kathrein noch lebte, wär' sie nun auch schon verheirathet, und man sähe sie kaum ein paar Mal die Woche. Aber Marielise wohnt im Hause, sie hastet sich, sie schickt und schafft den lieben langen Tag — möcht' uns ihre Hände unter die Füß' legen. Nur einerlei war im Traume anders! Als sie mit dem Engel zu mir kam, hatte sie helgoländsche Kleider an" .... — „Helgoländsche Kleider? Hm, hm!... Ja, Alte, da stickt eben der Knoten." — „Nu, Vater, das ginge schon. Die Marielise brauchte ja nur welche anzuziehen und es wäre in Ordnung." — „Das macht sich nicht so, Mutter! trägt man denn seine Kleider blos von ungefähr?... Wenn ich die Seekappe abthue und die Jacke und die großen Stawelen*), zieh' dafür einen Leibrock an und pralle Brök**), wie sie die Kaufleute tragen, bin ich dann noch ein Loots, ein Fischersmann? Nein!

*) Stiefeln.
**) Beinkleider.

Und kannst du den Peik*) mit einem kattunenen Rock, den Haudscalduk**) mit einer ostfriesischen Blechhaube vertauschen? Kannst du das?" — „Nein, Vater! das kann ich nicht." — „Also: Gott gab jedem Menschen solche Kleider, wie sie für ihn passen und taugen. Keiner hat sie sich selbst ausgedacht, sondern schon lange vor ihm haben seine Aeltern und Urältern sie gleichermaßen getragen, weil es auf ihrem Lande, zu ihrem Tagewerk so am besten war. Die Kleider gehören zum Menschen und sie müssen bleiben, wie sie von Anfang her gewesen sind."

Frau Rickmers sah wohl ein, daß der Alte recht habe, und sie sagte kein Wort mehr. Aber Jasper, der zufällig draußen auf dem kleinen Hofe stand, als das Gespräch in der Küche geführt wurde, ging zur Pforte hinaus, schnalzte lustig mit der Zunge und lief dann durch die Gassen wie ein gescheuchtes Wild. Er hielt nicht eher inne, als bis er die Feuerblüse erreicht hatte, in deren Umgebung viele Schafe weideten. Bei dem einen kniete Marielise und melkte es in ihren kleinen Holzkübel, der silberweiß gescheuert war. Das Mädchen schaute gar lieb und freundlich zu Jasper auf; er mußte ihr was Geheimes zu vertrauen haben, denn er bückte sich recht dicht an ihr Ohr hinab und flüsterte leise. Ihr gefiel der Vorschlag ganz gut, sie nickte fröhlich dazu und ihr Auge leuchtete noch heller als sonst. Nun war ihr Geschäft vollendet, sie hob das Milchgefäß vom Boden empor und ging mit Jasper. Während sie aber zufällig das weite blaue Meer anblickte, wo einzelne Wellen sich schäumend überschlugen und im Sonnenglanz wie weiße Perlen glitzerten, wo nach allen Seiten hin mächtige Segelschiffe zogen, und hoch darüber ragte der Felsen, auf dem die Häuser, die Kirche und der Feuerthurm standen, und sie selbst mit Jasper, da sprach das heimathlose Kind: „Es ist recht schön auf Helgoland!"

Am nächsten Sonntagmorgen — die Aeltern hatten sich schon zum Kirchgang bereit gemacht — trat Marielise in die Stube. Zuerst wußte die Mutter gar nicht, wer da kam, doch dann schlug sie vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen. Wie das Mädchen so dastand, in neuer helgolandischer Tracht, es war zum Malen. Sie trug den Peik, einen breitfaltigen Scharlachrock, mit gelbgrüner Borde eingefaßt, und um die üppigen schwarzen Haare hatte sie das Rösduk, einen bunten Shawl, turbanähnlich geschlungen, so daß seine Zipfel an der Seite herabhingen. Frau Rickmers küßte das blitzhübsche Famel und auch der Alte schmunzelte wohlgefällig drein,

*) Der rothe Friesrock.

**) Helgolandischer Frauenhut.

aber Keiner fragte, wo die Kleider hergekommen, sondern man begab sich selbander zur Kirche. Es war ein heller, warmer Märztag, die Sperlinge zwitscherten um die Dächer, und aus dem Rasen des Kirchhofs flogen scheu ein paar fremde, goldschillernde Zugvögel auf, die bei ihrer langen Wanderschaft dort ein Ruheplätzchen gesucht hatten. Voran gingen Marielise und Jasper, die Aeltern folgten ein Stück hinterher. Die beiden letztern schwatzten heimlich, aber doch laut genug, daß der Bursch' hören konnte, wie der Vater bedenklich sprach: „Ja, wenn die Sache mit der Schlupe nur nicht wäre!“

Am andern Vormittag wurde Jasper zum Gouverneur beschieden. Derselbe wiederholte das Lob seines wackern Benehmens; er hängte ihm die englische Verdienstmedaille in's Knopfloch und übergab ihm ein Papier, mit großen Fracturbuchstaben beschrieben. Es enthalte seine lebenslängliche Anstellung als Signalmeister, fügte Hamilton hinzu, womit ein Jahrgehalt von sechszig Pfund Sterling verbunden sei. Der Bursch' war vor freudiger Bestürzung ganz außer sich, und alle seine Gedanken wirbelten um Marielisens Bild. Nur abgebrochene Dankesworte konnte er stammeln; doch endlich sammelte er sich und fragte: „Excellenz, was muß ich denn thun, wenn ich Signalmeister bin?“ — „Du bleibst mir zur Hand, bringst mir die Briefe herauf, sobald das Postschiff anlegt und trägst sie hinunter, ehe es abgeht.“ — „Weiter nichts?“ — „Nein!“ — „Excellenz, dann kann ich das schwere Geld nicht nehmen. Wofür sollt' es denn sein? Weil ich nach Neuwerk gefahren bin? Ei, das war keine Hexenkunst, und ich that es für meinen Vater, den das Loos getroffen. Die Medaille nehm' ich, die will ich tragen, bis an mein letztes Stündlein, und sie sollen mich damit begraben. Es ist schon viel mehr, als mir zukommt. Auch den Dienst wollte ich versehen, wenn's dabei Arbeit gäbe, oder doch ab und zu eine rechte Gefahr — — aber, Herr Governör — sechszig Pfund alle Jahr — und für's bloße Brieftragen — — werfen Sie deshalb keinen Zorn auf mich, Herr Governör — das Geld würd' ich mit Sünden verdienen!“ — „Seltsamer Mensch!“ murmelte Hamilton. „Du magst immerhin einschlagen! Es ist ein Ehrenposten, den ich dir gebe, denn ich habe deinen Werth erkannt. Dagegen will ich dir gern versprechen, daß ich, wenn es ein Unternehmen gilt, wozu Muth und Treue und Tüchtigkeit erforderlich sind, keinen Andern wählen werde, als dich.“ — „Gut, Herr Governör, nun werd' ich Signalmeister und bedanke mich schönstens!“ — „Noch eins, Jasper! Wird bald eine Hochzeit in Eurem Hause sein?“ — „Ja, Excellenz! so bald als möglich!“

Hamilton lächelte und winkte entlassend mit der Hand. Jasper war

wie der Blitz zum Hause hinaus, und draußen am Falm begegnete ihm Kobers. Jubelnd flog er diesem an den Hals und rief: „Junge, Kobers! Nun freie nur um Antje; die Schlupe soll ihr ganz allein gehören. Noch heut' werd' ich dir Schiff und Zeug ausliefern; sei fleißig, und was du erübrigen kannst, das bring' der Frau Siemens. Wenn dich das Famel nur gern mag, so geht Alles seinen Strich. Aber noch Eins, Kobers! Nimm den Weintraubenbaum in Acht... es ist ein treues, braves Schiff und der beste Segler von Helgoland.

Kobers glaubte zu Anfang, es sei nicht richtig mit Jasper, doch der nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit, daß er im vollen Lauf nach Hause folgen mußte. Als er hier Alles ausführlich erzählte, als er die Medaille vorzeigte, sammt dem Patent, da brach ein ungestümer Freudensturm los. Der alte Rickmers willigte ein, daß Kobers die Schlupe fortan ganz für Frau Siemens steuern sollte, denn sechszig Pfund jährlich, das waren tausend Mark, und so viel hatte der reichste Helgolander nicht. Jetzt gab es viel zu thun im Hause — bei der Hochzeit des neuen Signalmeisters durfte es nicht knauserig hergehen. Marielise war wie im Himmel, sie sang den ganzen Tag und schaffte noch emsiger, als zuvor. Im Brautkranz sah sie prächtig aus; der Bräutigam trug sein Ehrenzeichen auf der Brust, und wie die Beiden am Altar standen, flüsterten Alle: „Deht es en smuck Paar!" — Antje war Brüdfamel*); Kobers konnte das Antlitz nicht von ihr wenden, und Abends im rothen Wasser, wo der Hochzeitstanz gehalten wurde, verließ er sie keinen Augenblick.

*) Brautjungfer.

Die österreichische Censurvorschrift von 1810.

Das k. k. Patent zum Schutze des literarischen Eigenthums hat die Censurfrage in Oesterreich offenbar in eine neue Phase gebracht. Durfte und mußte man bisher annehmen, die Regierung gehe von der Voraussetzung aus: „Daß eigentlich überhaupt gar nichts gedruckt werden sollte und daß blos in Fällen, wo es sich um die Veröffentlichung solcher Dinge handelt, welche Niemandem irgend einen Anstoß geben können, ausnahmsweise die Bewilligung zum Drucke ertheilt werden könne“ — so liegt jetzt der Beweis vor, daß sie das Princip vollkommen anerkenne, der Gedanke und die geistige Hervorbringung eines Menschen sei sein Eigenthum wie jedes Realding, und der Schutz des Gesetzes müsse ihm dabei eben so zuerkannt werden, wie bei jedem andern Eigenthum. Will nun Oesterreichs Verwaltung nicht den Stempel der Willkürherrschaft haben, will das Gouvernement nicht mit jener asiatischen Ukasentyrannei sich verwechselt sehen, deren tel est notre plaisir den ganzen Rechtsbegriff des Staates bildet, so muß es seine bisherige Censurorganisation jetzt ändern; der Gedanke, als Eigenthum anerkannt, darf fortan höchstens nur in solchen Fällen verkürzt werden, wo das allgemeine Expropriationsgesetz anwendbar ist. Solcher Urtheilsspruch kann aber nur von wirklichen Richtern, die auch sonst über das Mein und Dein zu entscheiden haben, gefällt werden, und wenn die Regierung sich auch die Präventiv-Censur vorbehält, so muß sie zum allerwenigsten ein unabhängiges Appellationsgericht installiren, welches die Interessen des Gedankeneigenthümers gegen die Expropriationsübergriffe des Censors schützt. Die Instructionen für den Censor aber müssen vor Allem ganz andere sein, als bisher, wo der Gedanke nicht als Privateigenthum gegolten hat. Der Begriff des Gemeinschädlichen muß jetzt mit ganz andern Cirkeln ausgemessen werden, als zu der Zeit, wo man ohne alle Scheu in den Gedankenbesitz des Schriftstellers eingriff und nach dem Belieben jeder Polizeiseele darin so viel confiscirte, als ihr wohlgefiel.

Es ist in letzterer Zeit viel von der Censurvorschrift von 1810 die Rede gewesen, die wie eine Mythe den Leuten im Gehirn spukt, ohne daß von Zehntausenden, die davon sprechen, Einer sie kennt, da sie kaum in einer Gesetzsammlung zu finden ist. Die wenigsten Juristen haben sie jemals zu Gesichte bekommen, und man muß eine Art Jagd darauf machen, ehe man in den Besitz eines Exemplars — wäre es auch nur in Abschrift, gelangt. Diese Censurvorschrift steht nun in dem Geruch ungeheuren Liberalismus' und in der That findet sich darin die Stelle vor: „Kein Lichtstrahl, er mag kommen, woher er wolle, soll in Zukunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben." Diese Phrase klingt sehr verführerisch und hat, da sie von der Fortschrittspartei oft citirt wird, Veranlassung gegeben zu jenem Glauben an ihrer mythischen Freisinnigkeit. Wir glauben daher, den mit uns gleichgesinnten Oesterreichern einen Dienst zu erweisen, wenn wir den Text jener Vorschrift grade jetzt zu allgemeinerer Kenntniß hier abdrucken, damit die Unbekanntschaft mit derselben nicht zu Irrthümern verleitet und das Geschrei nach ihrer Rehabilitation uns nicht etwas bringt, was unsere Wünsche keineswegs befriedigen kann. Allerdings enthält jene Vorschrift einzelne gute Punkte, welche die spätere Reaction factisch aufgehoben hat. Die ganze Vorschrift indessen bewegt sich in einem Ideenkreis, den selbst die österreichische Gesetzgebung in neuerer Zeit überschritten hat und die Verfasser und Mitunterzeichner des letzten k. k. Patents zum Schutze des literarischen Eigenthums würden selbst Anstand nehmen, ihre Namen unter eine Vorschrift zu setzen, aus welcher mit Ausnahme des Eingangs und des achten Paragraphs, der naivste Dilettantismus überall hervorguckt.... Wir lassen den Text der Vorschrift dem Wortlaute nach hier folgen:

Seine Majestät, unablässig bemüht, das Wohl Aller und der Einzelnen auf jedem Wege zu befördern, überzeugt, daß die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, die Vervollkommnung der Einsichten, verbunden mit der Veredlung der Gesinnungen zu den vorzüglichsten Mitteln gehören, ersteres zu bewirken, wohl wissend, daß eine zweckmäßig geleitete Lese- und Schreibfreiheit besonders geeignet sei, diese herbeizuführen, dabei aber ganz eingedenk der obersten Regenten- und Vaterpflichten, welche die intellectuelle und sittliche Bildung, wie die Sorge für den physischen Wohlstand umfassen und es ebenso wenig gestatten, die Unterthanen am Geiste und Herzen, als an ihrem Körper verderben zu lassen, haben allergnädigst geruht, folgende Grundsätze für die künftige Leitung des Censurwesens und als Maßregeln für das Benehmen der Censoren zu bestimmen.

Kein Lichtstrahl, er komme, woher er wolle, soll in Hinkunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben, oder seiner möglichen Wirksamkeit entzogen

werden, aber mit vorsichtiger Hand sollen auch Herz und Kopf der Unmündigen vor den verderblichen Ausgeburten einer scheußlichen Phantasie, vor dem giftigen Hauche selbstsüchtiger Verführer und vor den gefährlichen Hirngespinnsten verschrobener Köpfe gesichert werden.

§. 1.

Bei der Beurtheilung der Bücher und Handschriften muß vor Allem genau unterschieden werden zwischen Werken, welche ihr Gehalt und die Behandlung des Gegenstandes nur für Gelehrte und den Wissenschaften sich widmende Menschen bestimmt und zwischen Broschüren, Volksschriften, Unterhaltungsbüchern und den Erzeugnissen des Witzes.

§. 2.

Zu einem sogenannten gelehrten Werke qualificirt nicht der Umfang des Buches, sondern die Wichtigkeit und Beschaffenheit des behandelten Gegenstandes und die Art der Behandlung desselben.

§. 3.

Die gelehrten Werke theilen sich wieder in zwei Klassen. In die erste gehören jene Schriften, welche durch neue Entdeckungen, durch eine bündige und lichtvolle Darstellung, durch die Auffindung neuer Ansichten u. s. w. sich auszeichnen; in die zweite die saft- und marklosen Compilationen und Wiederholungen des hundertmal Gesagten u. dgl. m.

§. 4.

Die Werke der ersten Art sollen mit der größten Nachsicht behandelt werden und ohne äußerst wichtige Gründe nicht verboten werden. Ist ja eine Beschränkung nöthig, so lasse man selbige nicht öffentlich ankündigen.

§. 5.

Werke der zweiten Art verdienen keine Nachsicht, weil sie keinen Vortheil bringen und ihr Inhalt aus besseren Quellen geschöpft werden kann. Sie sind daher nach den bestehenden Censurgesetzen zu behandeln.

§. 6.

Broschüren, Jugend- und Volksschriften, Unterhaltungsbücher müssen nach der ganzen Strenge der bestehenden Censurgesetze behandelt werden. Hier muß nicht nur Alles entfernt werden, was der Religion, der Sittlichkeit, der Achtung und Anhänglichkeit an das regierende Haus, die bestehende Regierungsform u. s. w. gerade zu oder mehr gedeckt entgegen ist, sondern es sind auch alle Schriften der Art zu entfernen, welche weder auf den Verstand, noch auf das Herz vortheilhaft wirken, und deren einzige Tendenz ist, die Sinnlichkeit zu wiegen *). Es soll daher alles Ernstes getrachtet werden, der so nachtheiligen Romanen-Lektüre ein Ende zu machen. Dabei versteht es sich von selbst, daß hier jene wenigen guten Romane, welche zur Aufklärung des Verstandes und zur Veredlung des Herzens dienen, nicht gemeint sein können, wohl aber der endlose Wust von Romanen, welche einzig um Liebeleien als ihre einige Achse sich drehen, oder die Einbildungskraft mit Hirngespinnsten füllen.

---

*) Das hat Gentz nicht concipirt. D. Red.

§. 7.

Die Erzeugnisse des Witzes, die Producte der Dichter sind auf die Großzahl berechnet und können daher nicht wohl von der Kategorie der Volksschriften getrennt werden. Sind aber auch die classischen Werke der Art nicht nach der ganzen Strenge der §. 6. gegebenen Grundregeln zu behandeln, so können sie doch auch nicht mit der §. 4. angezeigten Nachsicht behandelt werden, um so weniger, als sie das wahre Wohl der Einzelnen oder des Ganzen zu befördern, nicht geeignet sind, wohin doch die eigentliche Tendenz der §. 4. bezeichneten Bücher geht.

§. 8.

Werke, in welchen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbesserungen angedeutet, Mittel und Wege zur Erringung eines Vortheiles angezeigt, vergangene Ereignisse aufgehellt werden u. s. w. sollen ohne hinlänglichen andern Grund nicht verboten werden, wären auch die Grundsätze und Ansichten des Autors nicht jene der Staatsverwaltung. Nur müssen Schriften der Art mit Würde und Bescheidenheit und mit Vermeidung aller eigentlichen und anzüglichen Personalitäten abgefaßt sein, auch nichts sonst gegen Religion, Sitten und Staat Verderbliches enthalten.

§. 9.

Kein Werk ist von der Censur befreit und das Revisionsamt ist dafür verantwortlich, wenn eines ohne das Gutachten des bestimmten Censors von den Buchhändlern hinausgegeben wird.

§. 10.

Schriften, welche das höchste Staatsoberhaupt und dessen Dynastie oder auch fremde Staatsverwaltungen angreifen, deren Tendenz dahin geht, Mißvergnügen und Unruhe zu verbreiten, das Land zwischen Unterthanen und Fürst locker zu machen, die christliche und vorzüglich die katholische Religion zu untergraben, die Sittlichkeit zu verderben, den Aberglauben zu befördern; Bücher, welche den Socinianismus, Deismus, Materialismus predigen, endlich Schmähschriften aller Art sind so wenig geeignet, das Glück Einzelner und das Wohl des Ganzen zu erhöhen, als sie selbes vielmehr vom Grunde aus zerstören und können daher so wenig auf Nachsicht, als Meuchelmörder auf Duldung Anspruch machen. Sie sind nach der Strenge der bisher bestehenden Vorschriften zu behandeln.

§. 11.

Die gegebenen Grundsätze gelten nicht nur für gedruckte Schriften und Werke, sondern auch für Handschriften.

§. 12.

Schriftsteller, deren Handschriften von der Polizei-Hofstelle die Zulassung zum Drucke versagt wurde, können, wenn sie sich gekränkt glauben, ihre Handschriften mit Beifügung der Rechtfertigungsgründe an die politische Hofstelle ihres Landes überreichen, welche darüber an Se. Majestät Bericht zu erstatten hat, nämlich ob sie dem damnatur der Polizei-Hofstelle beipflichte, oder aber zur Zulassung stimme.

§. 13.

Werke, welche durch die Recensurirung verboten wurden, können, wenn sie in neuen Auflagen erscheinen oder auf das Neue aus dem Auslande hereinkommen, wieder in die Censur eingeleitet und nach den vorliegenden Grundsätzen beurtheilt werden.

§. 14.

Die Censoren sollen mit möglicher Schnelligkeit, in so weit es ohne Nachtheil der ordentlichen Censurirung geschehen kann, die Abgabe der Bücher beschleunigen und vorzüglich muß auch dafür gesorgt werden, daß die Bücher nicht unnöthiger Weise auf dem Revisionsamte liegen bleiben, ehe sie an die Censoren vertheilt werden, wie auch, daß sie von diesen schneller, als bis jetzt geschah, abgeholt werden.

§. 15.

Von jetzt an erhält die Censur nur folgende Urtheilsformeln für gedruckte Werke:

1. Admittitur.
2. Transeat.
3. Erga schedam conced.
4. Damnatur.

Admittitur ertheilt der Censor jener Schrift, welche öffentlich verkauft und auch in den Zeitungen angekündigt werden darf.

Transeat Schriften, welche nicht ganz zum allgemeinen Umlauf, aber auch nicht zu einer strengern Beschränkung geeignet sind. Sie können zwar öffentlich verkauft und in die Kataloge aufgenommen, aber nicht in den Zeitungen angekündigt werden.

Erga schedam erhalten Werke, in welchen die Anstößigkeiten das Gute und Gemeinnützige überwiegen und welche ohne Gefahr nur Geschäftsmännern und den Wissenschaften geweihten Menschen gegen Reverse von der Polizei-Hofstelle bewilligt werden können.

Damnatur ist als der höchste Grad des Verbotes nur jenen Schriften vorbehalten, welche den Staat, die Religion oder die Sittlichkeit untergraben.

Die Erlaubniß, solche Schriften zu lesen, ertheilt ebenfalls die Polizei-Hofstelle und sie wird vierteljährig Sr. Majestät ein Verzeichniß der Personen, welchen der Art Bücher und Schriften zugestanden wurden, vorlegen.

§. 16.

Professoren und eigentlichen Fachgelehrten sollen Bücher, welche in ihr Fach gehören oder auf selbes Bezug haben, niemals versagt werden, sie mögen mit erga schedam oder mit damnatur bezeichnet sein, ausgenommen sie beständen blos aus Schmähungen und wären übrigens gehaltlos.

§. 17.

Die Formulare bei den Handschriften bleiben wie bisher. Nur tritt eine neue hinzu: Toleratur. Ein Manuscript, welches auf diese Art erledigt wird, kann zwar gedruckt und in den Katalogen, aber nicht in den Zeitungen angekündigt werden. Es gilt für solche inländische Schriften, welche zwar von einem gebildeten Publicum gelesen werden können, aber nicht geeignet sind, in die Hände

ungebildeter Menschen zu kommen. Diese Erledigungsart ist auch anwendbar auf politische Schriften, von deren weiterer Verbreitung die Staatsverwaltung keine Notiz nehmen will.

§. 18.

In Beziehung auf den Nachdruck werden folgende Grundsätze festgesetzt:

1) Die bestehende gesetzliche Duldung des Nachdruckes von Werken, die im Auslande erschienen sind, ist im Ganzen nicht aufgehoben.

2) Jedoch berechtigt hierzu keine Censurformel, sondern die Erlaubniß zum Nachdruck einer Schrift muß bei der Polizei-Hofstelle nachgesucht werden, welche das Buch in dieser Hinsicht auf das Neue in Censurirung bringt und dann über Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit des Nachdruckes entscheidet.

3) Werke, welche von fremden Buchhändlern allein oder in Gesellschaft mit inländischen im Manuscripte der hiesigen Censur vorgelegt, von selber zugelassen und dann erweislich in einer der Hauptstädte der Monarchie gedruckt werden, dürfen nicht nachgedruckt werden. Doch muß in jedem Falle vor dem Drucke die Anzeige an den Landeschef gemacht werden, damit selber die Einleitung treffe, sich von der Wirklichkeit des Druckes in den k. k. Staaten zu überzeugen und die Polizeihofstelle davon in Kenntniß zu setzen.

§. 19.

Von Handschriften wissenschaftlicher Werke wird kein Duplicat mehr gefordert, wohl aber bei kleinern Schriften, wenn nicht die Polizeihofstelle in einzelnen Fällen davon dispensiret.

§. 20.

Die Ankündigung einer Schrift wird von dem Revisionsamte nicht unterschrieben, bevor nicht davon die vorgeschriebenen Exemplare an die Hofbibliothek abgeliefert sind.

§. 21.

Ob ein Werk vor dem Drucke noch einer andern Hofstelle zur Einsicht mitgetheilt werden soll, wird in jedem einzelnen Falle die Polizei-Hofstelle entscheiden.

§. 22.

Die früheren Verordnungen, welche durch diese Vorschriften nicht abgeändert oder aufgehoben werden, bleiben in ihrer Wirksamkeit.

Wien, 10. September 1810.

(Folgt die Unterschrift.)

Tagebuch.

I.

Faschings- und Fastenkomödien.

Paris — Aschermittwoch.

Da Herr Alexander Dumas sein Théâtre historique auf dem Boulevard du Temple noch immer nicht eröffnen kann, hat er sich dazu hergegeben, in eigener Person vor dem pariser Publicum eine Komödie aufzuführen. Sie spielt schon seit drei Wochen und — wunderbar bei einem Stücke von solcher Dauer, sie erhält das pariser Publicum noch immer in Spannung. Man kann wohl sagen, daß Dumas nie eine bessere Carnevalskomödie geschrieben habe. Der erste Act des Stücks beginnt mit dem Preßproceß des Hrn. Dumas oder vielmehr des Hrn. Dumas-Davy, Marquis de la Pailleterie. Die deutschen Journale haben von diesen Gerichtsverhandlungen schon Notiz genommen, sie sind aber zu amüsant, als daß es überflüssig scheinen sollte, sie in der Kürze und in ihrem Zusammenhange mit dem übrigen Drama für diese Blätter nochmals anzuführen. Manche Bemerkungen über die französischen Feuilletonshelden werden sich ganz natürlich daraus ableiten lassen, und so kann es dem deutschen Leser nur zu Nutz und Frommen gereichen, wenn er sich die französischen Romanschriftsteller, um derentwillen er die vaterländischen Autoren ignorirt, ein wenig in der Nähe ansieht.

Alexander Dumas, der König der Feuilletonisten, hat, wie bekannt, schon vor Jahren mit den Herren Veron und Girardin, den Redacteuren des Constitutionnel und der Presse einen Contract abgeschlossen, demzufolge er diesen Beiden alljährlich 18 Bände Romane zu liefern verspricht. Hingegen hatten sich Veron und Girardin verpflichtet, Herrn Dumas eine Rente von 65,000 Franken auszuzahlen. In diesem Contract war zugleich bedungen worden, daß Dumas keinem andern Journale seinen literarischen Hadschisch verkaufe. Die beiden Journale, selbst unter einander Concurrenten, sollten ausschließlich das Privilegium besitzen, das Publicum mit Werken des großen Alexanders in sanfte Träume zu lullen. Indessen hatte Dumas von frühern Jahren her noch andere Verpflichtungen zu Journalen und Buchhändlern. So schuldete er

den **Debats Monte Christo**	30,000	Zeilen,
dem **Siècle, Vingt ans après**	24,000	„
einem Unbekannten, dem Vicomte de Bragilonne,	36,000	„
der **Democratie: La maison rouge**	24,000	„
dem **Commerce**	24,000	„
der **Patrie**	6,000	„
Herrn Cadot	6,000	„
Herrn Dumont	12,000	„
In Summa also	162,000	Zeilen.

Nach Abschluß dieses Contracts ließ Herr Dumas seine Villa Monte Christo im Faubourg St. Germain auf's Prachtvollste meubliren, ließ sich von seinem Freunde und Gönner, dem Herzog von Montpensier, das Privilegium zu einem Theater geben, das er sogleich wieder für eine enorme Summe verkaufte, kaufte das Theater von St. Germain, um darin die jungen Schauspielerinnen für das Theatre historique einzuüben, und — reiste nach Spanien zu den königlichen Hochzeitsfesten, Veron und Girardin und die ganze übrige Sippschaft im Stiche lassend. Nun, da er zurückgekehrt ist, treten die Redacteure hervor und wollen ihren Contract geltend machen, und Dumas? — —

In der That, wir bedauern, die Vertheidigungsrede Dumas' nicht im vollen Umfange mittheilen zu können. Er giebt darin Bericht von seinem Schreiben und Treiben; die ganze Bude schlägt er auf und rechnet den Zuhörern vor: so viel Zeilen machen so viel Bände, diesem komme 26,000, diesem 30,000, jenem 80,000 zu. Er nennt seine Bücher selbst marchandise-Waaren und legt dar, wie er in einem einzigen Jahre 80 Bände solcher Waare geliefert. Und dabei wird er stolz und ruft: „Der Akademiker sind vierzig, sie alle mit einander sind nicht im Stande, 80 Bände zu schreiben. Ich habe gethan und thue noch, was nie ein Mensch noch gethan hat."

Empört dich, deutsches Gemüth, das dergleichen liest, die Gemeinheit in dieser ganzen Anschauung schriftstellerischer Production und die Nudität der Darlegung? Doch ist der Mann, der eine solche Ansicht von der Stellung der Literaten der Nation gegenüber hat und sie ungescheut kundgibt, Einer, an dessen Berühmtwerden du selbst wacker mitgebaut und von dessen Romanen du keinen einzigen ungelesen, unbewundert, unübersetzt an dir vorübergehen ließest. Doch sehen wir weiter. Herr Leean, der Advokat der Gegenparthei, weist hierauf die Uebertreibungen in dieser Angabe nach. Da verlangt Dumas das Wort; die Richter, die eine Gelegenheit, sich und das Auditorium zu unterhalten, nicht vorübergehen lassen wollen, bewilligen es ihm gern und so beginnt er: „Meine Antwort ist leicht. Ich brauche Ihnen, meine Herren, nur den Contract vorzulegen, Sie werden daraus ersehen, daß die Zeiträume, in denen ich meine Lieferungen zu machen hatte, mit gegenseitigem Einverständniß beliebig modificirt werden konnten und daß ich nicht im Stande war, die fünf Bände, die man von mir fordert, am ersten Juli zu liefern. Man wirft mir vor, daß ich die Dame de Montsorcau stück- und fetzenweis geliefert habe und ich erinnere dagegen, daß ich damals fünf Feuilletons im Gange hatte. Man sollte mir eher Dank wissen, meine Pflicht erfüllt zu haben. Meine Gegner behaupten, ich hätte in meiner

prächtigen Villa von St. Germain müßig gesessen. Ja müßig, indem ich die acht Bände meines Balsamo schrieb. Zugleich freilich ließ ich Shakespeare und Dumas einprobiren, aber das waren nur Mußestunden. Durften diese mir nicht gegönnt sein, der ich in zwei Monaten 7000 Zeilen zum Druck gab? Was meine Reise anbelangt, so muß ich erklären, daß ich nie um sie angesucht habe. Der Herzog von Montpensier, der mir gewogen ist, sagte mir: Kommen Sie zu meiner Hochzeit, es liegt mir daran, daß Männer, wie Sie und Hugo einem nationalen Feste beiwohnen. Herr Salvandy ließ mich rufen und fragte: Können Sie nach Spanien und Algerien reisen? — Das trifft sich vortrefflich, erwiderte ich, denn ich muß ausruhen. — Sie reisen nach Spanien, erwiderte der Minister, Sie besuchen Algerien, das schönste Land der Welt, ein Land, ganz unbekannt, insbesondere den Ministern, die davon sprechen, ohne es zu kennen und denen es noth thut, etwas darüber zu erfahren. — So ging ich denn nach Spanien; ich war der einzige Franzose, der der Trauung beiwohnte. Bei dieser Gelegenheit war's, daß ich den Orden Karl's III. erhielt, der nicht mir, dem Literaten, aber mir, Alexander Davy, Marquis de la Pailleterie, gegeben ward. — Nach diesen Festlichkeiten ging ich nach Tunis, der Prinz von Tunis war abwesend, aber ich wurde darum nicht minder ehrenvoll von seinem Stellvertreter, dem Bruder des Bey's, empfangen. Er heftete auf meine Brust den Orden des Nitcham. — Um nach Tunis zu reisen, hatte die französische Regierung ein Dampfschiff von 220 Pferdekraft, den Veloce, zu meiner Verfügung gestellt. Als wir die Küste Afrikas berührten, vernahm ich, daß eine Schaar Gefangener durch schnelle Intervention von unserer Seite befreiet werden könnten. Es handelte sich um zwölf Köpfe, die von einem Tage zum andern geköpft werden konnten. Ohne Säumen ließ ich den Veloce zur Befreiung Cognord's und seiner tapfern Gefährten eilen und rettete Alle. Man fordert heute von mir 50,000 Franken, weil ich in Afrika gewesen, was liegt mir daran? Ich habe zwölf meiner Landsleute gerettet! Das ist wohl 50,000 Franken werth. Ich bin mit 10,000 Franken abgereist, die der Minister des Unterrichts zu meiner Verfügung stellte. Sechs Männer begleiteten mich, die die Kunst vertraten, wie ich die Literatur. Konnten uns 10,000 Franken genügen? Ich mußte für 50,000 Fr. Eisenbahnactien verkaufen, an denen ich 7000 Franken verlor und gab noch 26,000 Franken von meinem Gelde aus!"

Der große Alexander! Sollte er nicht ein Nachkomme des Freiherrn von Münchhausen sein? Er war in Spanien, war in Algerien, überall vertrat er die Größe Frankreichs. Er rettete zwölf Landsleute vom Yatagan. Zwei Orden hat er erhalten, den von Karl III. und den des Nitcham, nicht minder werth, weil er von einem chokoladebraunen Fürsten herkommt. Und das Schiff — 220 Pferdekraft, und vor ihm hat es nur Fürsten gedient! Es ist grandios und wunderbar, wie nur eine Episode aus Monte Christo (der übrigens von Fiorentino und nicht von Dumas ist); aber schon Münchhausen sagt: Lügen ist ein Laster, insbesondere schon deswegen, weil es gleich herauskommt. Und so ist's mit Dumas gegangen; das Rodomontadengebäude hat keine Woche lang gestanden. Zuerst wurde ihm nachgewiesen, daß er gar keinen Antheil an der Befreiung der Ge-

fangenen habe, dann kommt es heraus, er habe sich des Veloce nur durch die wunderbare Zuversichtlichkeit und Präpotenz seines Wesens bemächtigt.

Und dies ist der zweite Act des Carneval-Dramas. Mitten in einer Kammersitzung, wo von dem libre échange und andern schwerfälligen Handelsfragen die Rede war, fand es Herr Castellane, ein reicher feudalistischer stolzer Marquis vom Faubourg St. Honoré nöthig, die Frage zu thun: wie die Regierung dazukam, den Veloce, der täglich 1300 Franken kostet, Herrn A. Dumas für seine Vergnügungsreise nach Tunis zur Verfügung zu stellen. Diese Frage versetzt die Minister in nicht geringe Verlegenheit. Der Marineminister erwidert: er wisse nicht, wie dies gekommen sei; der Kriegsminister behauptet, es ebenso wenig begreifen zu können. Indessen salutiren die Herren Castellane, Lacrosse, Lherbette Herrn Dumas als entrepreneur de feuilletons et homme sans pareil. Ein Deputirter, Herr Malleville, hat sich besonders das zu Herzen genommen, daß Dumas behauptet, Salvandy habe ihm gesagt: Gehen Sie nach Algerien und lehren Sie unseren Deputirten, die immer von Afrika sprechen, ohne es zu kennen, Afrika kennen. Alle Augen richten sich auf Herrn Salvandy und fordern Auskunft über diese verletzende Bemerkung; er leugnet direct, sie gegen Herrn Dumas geäußert zu haben.

Nicht der Umstand, vom Minister Lügen gestraft worden zu sein, ganz etwas Anderes empört nun Herrn Dumas' adeliges Blut. Herr Castellane hat ihn „cet homme", dies Individuum, genannt, und er fordert Genugthuung. Es ist dies übrigens nicht das erste Mal, daß Herr Dumas Jemanden gefordert hat. Als Thiers Minister war, forderte er diesen, weil er nach der ersten Vorstellung Dumas' Drama Angelo verbot. Damals lachte ihm der Minister in's Gesicht, diesmal ist es anders. Die Cartelle, die Briefe gehen hin und her — es fehlt Herrn Dumas nicht an Muth und seltsam genug, es fehlt ihm nur an einem Secundanten. Er bittet Hrn. Viennet, der Pair de France ist, sein Secundant zu sein, und dieser antwortet ihm: Sie haben in Ihrem Proceß nicht der Schriftsteller Dumas, aber der Marquis de la Pailleterie sein wollen. Ich will nichts Anderes als Schriftsteller sein und kann Ihnen, der Sie den Stand des Schriftstellers haben degradiren wollen, nicht secundiren! — So stehen die Sachen. Doch ist alle Wahrscheinlichkeit da, daß sich Alles applaniren und das deutsche Publicum nicht in Gefahr kommen werde, seinen Dumas zu verlieren. Dies wäre ein großes Unglück, denn Dumas ist einer der ersten Schriftsteller — Deutschlands!

Vorgestern war ein Ball bei dem Herzog von Nemours. Alle Herren erschienen dabei im Costüm von Pierrots, alle Damen in der Maske von Columbine. Es mag sehr komisch gewesen sein, Hrn. Guizot als Pierrot zu sehen; es läßt sich denken, daß Lord Normanby als Harlekin ihm manchen Schlag mit der Pritsche gegeben haben mag.

Heute bringen die Anschlagezettel die Nachricht von der unwiderruflichen, ganz nahe bevorstehenden Eröffnung des Théâtre historique (früher Montpensier). Man hat sich von diesem Theater Wunder versprochen; wir werden sehen, ob es die Erwartungen erfüllt. Jedenfalls schreibe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe darüber.

II.

Ein französisches Buch über Deutschland.

Wie viel ist seit Jahren hin und her geschrieben worden, um eine entente cordiale zwischen deutscher und französischer Literatur zu stiften! Doch Deutschland hat kein Glück bei den Franzosen oder umgekehrt — denn es fragt sich noch, auf wessen Seite der größere Verlust — Frankreich hat kein Glück mit seinen germanischen Stücken. Wird einmal ein menschliches Wort in französischer Sprache über deutsche Poesie gedruckt, so muß es in jenem für Bücher so ominösen Winkel erscheinen, den man Belgien nennt; in der Hauptstadt des Nachdrucks, deren Name auf dem Titelblatte des besten Buches hinreicht, jeden Pariser, d. h. jeden französischen Leser zu verscheuchen .... Dies war mein erster Gedanke, als ich ein eigenthümlich anziehendes Buch zuschlug, das vor einiger Zeit in Brüssel erschienen ist und den Titel führt: „De l'Allemagne moderne". Nicht daß der Stoff und Inhalt so erschöpfend und umfassend wären, wie der vielsagende Titel, allein überraschend waren mir Ton und Fassung jedes einzelnen Kapitels und ganz neu für einen Franzosen der Gedankengang des Ganzen. Das erste Kapitel beginnt mit „Goethe's Jugend", als dem Morgenroth deutscher Dichtung; das letzte schließt mit einer psychologischen Erklärung gallischer Anschauungen über uns seit Mercier's und Staël's Zeit bis auf Blaze und Michiels. Die mittlern Stücke, von denen ich noch sprechen werde, sind zufälliger an einander gereiht. Einzelne darunter, die früher in der belgischen Revue nationale erschienen sind, wurden im Lande viel gelesen und waren merkwürdiger Weise das Allererste, was die gebildetern Flamänder über Leute, wie Heine und Börne, Hebel und Zschocke, Grün und Lenau erfuhren. So gewiß ist es, daß man mit unsern germanischen Brüdern in Belgien nicht auf Flämisch, sondern auf Französisch verhandeln muß, um über Deutschland angehört zu werden *).

Lohnt nun auch die kleine Propaganda, die das Buch in einigen belgischen Kreisen für Deutschland gemacht hat, schwerlich das Streben des Verfassers, so ist es jedenfalls geeignet, dem deutschen Leser eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Man kann dreist behaupten, daß kein neuerer Franzose ein so getreues Bild von uns entworfen hat, wenn auch der Rahmen, den die Pariser Portraits aus Deutschland haben, oft von tausend falschen Diamanten funkelt. Taillandier wird von gewissen Seiten mit guten Angaben versorgt und er weiß sie sehr geschickt anzubringen; aber die Pracht und Sauberkeit seines Styls verbergen doch nie, wie mechanisch er die Bruchstücke seines Wissens aneinander fügt. Blaze, Chasles u. s. w. haben für unsere Geisterwelt eine gar schmeichelhafte Bewunderung, nur stammt ihre Verehrung weniger aus Geist und Herzen, als aus der

*) Trotz der mehr als cavalieren Art und Weise, mit der die Franzosen Belgien behandeln. Pariser Politiker nennen es ein provisorisches Königreich, ein weggeliehenes Departement, eine langweilige Provinz. In literarischer Beziehung wird es noch herablassender in's Schlepptau genommen. Alfred de Musset nennt es „un pays, on il y a beaucoup de libraires et pas un homme de lettres!"

Phantasie. Und was für eine Phantasie! Dem neuromantischen Kritiker ist Deutschland nur der Rede werth, wenn er es als ungeheuerliches Labyrinth ausschreien und aus unsern Schriftstellern indische Götzen oder Callot-Hoffmann'sche Gespenster machen kann. Er mißt den deutschen Genius nach Elle und Klafter, wie eine ägyptische Pyramide, er stellt ihn auf ein alpenhohes Fußgestell — aber fühlt und versteht er ihn? — Es sind kindisch-gravitätische Gesichterschneider, diese Apostel des Germanismus in Paris, und im Grunde ist es ihnen weniger um Verständniß als um Effect zu thun; sie wollen ihre Jünger nicht einweihen, sondern mit Staunen über die Weisheit ihrer Lehrer erfüllen.

Hier herein, meine Herren! Nur herein! Da haben Sie den geheimnißvollen Eingang zum mondbeglänzten germanischen Zauberwald, wo Faustus alle Nacht spazieren geht, bis Gretchen mit einem blutrothen Streif um den Hals erscheint, am Arm eines jener blassen Studiosen, die sich mit ihren langen blonden Haaren hier verirren und den Erlkönig belauschen, wie er den Salomonischen Becher in die Tiefe wirft, aus der die ewigen Klagen der Senschut *) emportönen. Dort fällt Räuber Moor im Zweikampf gegen die schneidende Kategorie von Kant, aber die mystische Formel Hegel's erlöst ihn alsbald und führt ihn über den Blocksberg des Pantheismus zum Himmel hinauf. Erhaben, wunderbar, aber sehr schwer, meine Herren, sehr schwer und gefährlich. Wehe Dem, der ohne einen grauen Druidenführer sich in diese Wildheit wagt! Wir sind durch die Gunst der Nibelungen, die uns in einem Münchener Salon zu Theil ward, in alle Mysterien eingeweiht worden, aber nicht Jeder hat dieses Glück u. s. w. u. s. w.

Ist diese Carricatur zu arg? Wenigstens wird man gestehen müssen, daß die sonderbare Kunst der Neuromantiker, das unerhörteste Zeug in ein deutsches Buch hineinzugeheimnissen und herauszufabeln, unwiderstehlich zum Spott herausfordert. **De l'Allemagne moderne** ist nun grade in dieser Beziehung mehr als ein wohlthuender Gegensatz; es ist so anspruchslos einfach, so frei von halsbrecherischen Parallelen und Combinationen, überall so ernst auf den wesentlichen Kern der Dinge gerichtet und dabei so lebenswarm und farbenfrisch, daß man kaum seinen eigenen Augen traut. Das Kapitel über Zschocke legt mit Recht ein großes Gewicht auf einen Schriftsteller, dessen Einfluß beim Volke größer als sein Ruf in der Literatur ist; doch werden die Ansichten des Verfassers über Zschocke's Glaubensbekenntniß in Deutschland nicht immer getheilt werden, so wie sein Urtheil über Heine Gegner in zwei Lagern finden wird. Das Kapitel von den politischen Dichtern, welches durch reizend erzählte Episoden aus den Fahrten einzelner Poeten der Neuzeit belebt ist, zeigt eine große Vertrautheit mit der Krisis, zu der die deutsche Bewegung gekommen scheint. Ebenso hat **le catholicisme allemand** politischen Werth. Die geistige Oberherrschaft des protestantischen und die unsichere Aufklärung des katholischen Deutschlands, die plumpen Mißgriffe der Ultramontanen und die religiöse Ohnmacht der modernen Reformatoren sind mit scharfen Strichen gezeichnet, die Agitation im Ganzen jedoch als eine verhaltene oder „maskirte" politische Schilderhebung dargestellt. So viel, was den stoffli-

---

*) Sehnsucht. Siehe zur Erklärung dieses germanischen Wunders im Corsaire-Satan den Bericht über Chasles' und Michelet's Vorträge.

chen Gehalt dieses Buches betrifft, dem etwas größere Ausdehnung und Abrundung zu wünschen wäre.

Das hervorragende Verdienst des Buches ist, wie ich schon angedeutet, die Vereinigung von zwei seltenen Eigenschaften: gediegenes Französisch und eine Sachkenntniß, die vom besten Willen begleitet ist; viel Gemüth und viel bon sens. Ein Vollblut-Franzose kann unmöglich so viel Herz und, was mehr ist, so viel Instinct für unsere Leiden und Freuden haben. Ein Deutscher, sollte man denken, kann noch weniger den Ton treffen, den man bei unsern geistreichen Nachbarn anschlagen muß. Es ist schwerer als man denkt, die Wucht deutscher Stoffe mit französischer Grazie zu handhaben. Der größte Meister im Uebersetzen übertrage Gervinus in's Französische, und kein Franzose wird ihn verstehen.

Nun, der Verfasser ist ein Deutscher! Aber so wie die Kritik keine bloße Kopfarbeit ist, sondern oft reiche und dichterische Erlebnisse dazu gehören, um einen lebendigen, nachfühlenden Kunstrichter zu bilden, ebenso und noch mehr gehört ein Zusammentreffen eigenthümlicher Schicksale dazu, um einen französischen Dolmetsch deutschen Geistes zu erziehen, wie man ihn bei uns lange gewünscht hat und wie der Verfasser zu werden verspricht. Herr Emile Frensdorff, Agrégé an der Brüsseler Universität, ist ein Deutscher, der sich als Jüngling in's französische Leben warf und in Paris und Straßburg studirte, aber erst französischer Schriftsteller werden mußte, um zu erkennen, daß die Fremde Geist und Phantasie befriedigen, aber den Durst des Herzens zuletzt doch nicht stillen kann. Mit neuer verdoppelter Liebe warf er sich daher auf das Studium deutscher Literatur und Zustände. Die französische Feder war ihm jedoch geblieben und er beginnt, Gebrauch von ihr zu machen. Mögen wir uns nicht täuschen, wenn wir de l'Allemagne moderne als den Keim einer umfassendern Arbeit, als den Anfangspunkt einer längern literarischen Thätigkeit von ähnlicher Tendenz begrüßen.

III.

Aus Paris.

Regierungspolitik in der Kammer. — Bergauf. — Deutschland in Paris. — Lola Montez. — Die preußische Verfassung. — Ein Wort von Heine. — Berliner Erwartungen.

Im Eulenspiegel kann man unter vielen andern schönen Sachen auch französisch constitutionelle Verhaltungsregeln lernen. Eine Hauptregel aber ist, daß man Gott einen guten Mann sein läßt, lacht und scherzt, so lange es bergauf geht. Erst bergab kommt die Bescheerung und das Weinen. Die erste Hälfte eines Landtages in Paris gehen wir frohen Muthes bergauf, die zweite purzeln wir kopfüber bergab. Die ganze, lange erste Hälfte des Landtages sorgen die Minister dafür, daß die Herren Volksvertreter so gut wie gar nichts zu thun haben. Der Carneval, die Fastenvergnügungen, Gesellschaften, Soireen, Concerte, Theater füllen dann die leeren Stunden sehr schön aus. So kommt das Frühjahr heran, mit ihm die Landsaison und erst dann beginnen auf einmal die Geschäfte auf unsere fleißigen Herren Deputirten wie aus Gewitterwolken herabzustürzen, und später immer toller, bis zuletzt die Hauptgesetze ganz in die Hundstage fallen, und alle Welt

sie schockweise in ein paar Stunden abfertigt, um selbst abgefertigt zu werden, und in den Bädern und auf dem Lande von des Landtags Mühen auszuruhen.

Gegenwärtig geht's noch immer lustig bergauf. Außer dem großen, schönen, tapfern Kampftage der Adreßdebatte ist bis jetzt so zu sagen noch gar nichts Geschäftliches abgemacht worden. Ein paar Nothgesetze und Lückenbüßer ist Alles. Glauben Sie nicht, daß die Regierung etwa nicht vorbereitet sei, im Gegentheile. Sie legte vor ein paar Tagen die ersten Gesetzprojecte vor, und zwar fast nur solche, die der diesjährige Landtag vom vorjährigen erbte, und die somit seit acht Monaten ausgearbeitet und ganz fertig in den Mappen der Minister lagen. Mit diesen Gesetzen nun werden wir wahrscheinlich bis zum schönen Wetter, bis zu den grünen Bäumen reichen. Dann kommen neue Sachen, so unbedeutend als möglich, bis endlich ganz zuletzt die Geschäfte des Jahres. Wir haben also vorerst das Zusehen, und können von Anderm reden.

Warum nicht von etwas Vaterländischem? Ueberdies kann ich versichern, daß in diesem Augenblick die deutschen Angelegenheiten auch in Paris die wichtigsten Gegenstände des Tagesgesprächs sind. Wo ein Deutscher sich in einer Gesellschaft sehen läßt, hat er sehr bald Frage und Antwort über Dies und Jenes zu bestehen. Und zwar gibt es Sachen, deutsche Angelegenheiten, die in diesem Augenblick hier in Paris von dem tollsten Spottvogel bis zum ernstesten Politiker herab, die Leute höchlich beschäftigen. Eh lien und die Lola Montez! ist ein unerschöpflicher Stoff für alle Seelenverwandten des Corsaire-Satan und des Charivari. Ich höre, sie soll nächstens in dem Theater Variété auf die Breter kommen; die seelenvolle Dejazet soll sie bereits einstudiren, Bouffé soll les vieux péchés an demselben Abend geben. Ich werde Ihnen zur Zeit ausführlicher darüber berichten.

Die ernsten Leute aber sprechen alle von der preußischen Constitution. Kein Mensch weiß, was er davon halten soll, und man kann ziemlich sicher sein, daß, wenn man einem Franzosen die Sache noch so klar auseinander gesetzt hat, er am Ende noch wirrer ist, als zu Anfang. Sie haben nun einmal keinen Maßstab für etwas, das nicht vollkommen in ihre Auffassungsweise hineinpaßt. Aber das verhindert sie nicht, einen gewissen politischen Tact zu besitzen, der sie oft ganz richtig leitet, und der ihnen, ohne Ausnahme, den letzten Ereignissen in Preußen gegenüber sagt, daß hier eine neue Zeit beginnt. Es ist ihnen nicht ganz geheuer dabei, sie sehen den Entwickelungen in Deutschland mit einer gewissen Scheu zu. H. Heine sagte einmal in seiner kecken Art und tollen Laune den Franzosen: „Wenn wir Deutschen einmal anfangen, dann bleibt bei Leibe ruhig, ihr lieben Freunde in Frankreich, denn selbst wenn ihr applaudiren möchtet, so könnten wir das mißverstehen und böse werden. Geht es in Deutschland los, so werden die Adler vor Angst aus der Luft herabfallen und die Löwen in der Wüste vor Schrecken die Schwänze zusammenkneifen..“ Das haben nun die Franzosen längst vergessen. Aber dennoch beherrscht sie ein Gefühl, als ob diese freundschaftliche Warnung noch irgendwo in ihrem Gehirne an verborgenem Orte wirke. Sie hatten schon seit 1840 eine gewisse Achtung vor dem jungen Nationalgefühle Deutschlands; seit vierzehn Tagen schütteln sie bedenklich die Köpfe.

hält der vereinigte Landtag in Berlin halbwegs, was er zu versprechen scheint, so gewinnt dadurch Deutschland in Frankreich mehr nachhaltige Kraft, als wenn es noch einmal ein Leipzig und ein Waterloo aufzuführen Gelegenheit hätte.

Alle, die an den Ernst der letzten Ereignisse in Preußen glauben, stehen schon heute unter dem Gefühle dieses Eindruckes. Aber nicht Alle glauben daran. Es gibt Viele, die einfach sagen: Man hat Geld nöthig in Preußen, und wenn man es erlangt hat, dann ist das Spiel wieder zu Ende. Andere gehen weiter: „Rechte erhält das Volk doch in Preußen nicht, sondern nur eine Gnade. Sie können, nach dem System des Bundestages, Geld zugestehen, aber keines verweigern. Ihre Zusammenkunft ist nicht gesetzlich nothwendig, sondern hängt von der Willkür ab. Bei Kriegsgefahr werden sie gar nicht gefragt. Und um der Sache die Krone aufzusetzen, genügt ein Drittheil eines Standes, ein Sechstheil der Versammlung, um den Willen von fünf Sechstheil zu Vernichten". So die Zweifler. An Preußen liegt es, zu beweisen, daß sie auch hier das deutsche Wesen nicht verstehen. Und gelingt dieser Beweis, gelingt es dem ersten vereinten Landtage in Berlin, die Welt zu überzeugen, daß Ruhe und Ernst ihn lenken und zu einem festen, klargedachten und deutschgewollten Ziele führen — so werden Preußen und in ihm Deutschland eine Taufe der Würde und des Ansehens erhalten, die mit einem Schlage dem vorherrschenden Uebergewicht Frankreichs und England in den Angelegenheiten der Welt ein Ende macht.

Das hoffen Viele, fürchten Manche hier. Es möge geschehen.

IV.

Aus Berlin.

1.

Die deutschen Gelehrten als populäre Salonredner. — Die Ateliers-Besuche. — Gubin. — Die fremden Künstler. —

Zu den Wintergenüssen des hiesigen Publicums gehören die zwölf wissenschaftlichen Vorlesungen, die Sonnabends in der Singakademie von fünf bis sechs Uhr gehalten werden. Da die Prinzessin von Preußen, als Protectorin des Vereines, niemals dort fehlt, so gehören die Vorlesungen zum guten Ton und alle Plätze sind schon beim Schlusse des Cyklus für das nächste Jahr bestellt. Der Eintrittspreis von zwei Thalern für zwölf Vorlesungen wird nur zur Kostenbestreitung für Local und Beleuchtung benutzt und der Ueberschuß, welcher sich auf ein paar tausend Thaler beläuft, gegenwärtig zur Anlegung einer Bibliothek für die untern Volksklassen verwendet. So uneigennützig dies Unternehmen von Seiten der Vortragenden, so erfreulich die Wißbegier eines Volkes ist, so muß man doch gestehen, daß diese Vorlesungen das unfruchtbarste, unerquicklichste Ding von der Welt sind. Man kann sich da überzeugen, wie bei der Mehrzahl der deutschen Gelehrten noch immer die Wissenschaft und das Leben von einander geson-

dert sind; man kann lernen, wie viel Langeweile ein Publicum erträgt, wenn es diese Langeweile für fashionable hält. Aber die Schuld dieser Langeweile liegt nicht allein an den Gelehrten, sondern auch in der Einrichtung des Instituts. Zwölf verschiedene Männer sprechen Jeder eine Stunde über Gegenstände aus ihrem Fachstudium. Bedenkt man nun die umfassende Kenntniß, die ernste Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten, so muß man einsehen, wie unglücklich ihn grade das Bewußtsein seines großen Reichthums machen muß. Er besitzt eine Strahlenkrone, von der er nur ein Fünkchen der neugierigen Menge zeigen soll; aber das Fünkchen hat nur Werth, ist nur sichtbar als Theil des Ganzen, und so bleibt ihm, nach seiner traurigen Ueberzeugung, kein Ausweg, als dies große, leuchtende Ganze in aller Eile der staunenden Menge hinzuhalten, die davon natürlich mehr geblendet und erschreckt, als erfreut und erquickt werden muß.

Mit seltenen Ausnahmen sind diese Vorlesungen in so hohem Grade sinnverwirrend und betäubend, daß der ältere Theil des Publicums, die alten Militärs und Beamte, die adeligen Damen und Geheimräthinnen, ihr Mittagsschläfchen halten, während der unglückliche Lector seine Lungen und Augen ruinirend so schnell als möglich das umfangreiche Heft von Anfang bis zu Ende herunterliest. Auf solche Weise erfuhr man in diesem Winter, wie viel Eier jeder Stöhr, wie viel der Karpfen habe und wie viel Häringe es in der Welt gibt. Man schwindelte vor Zahlen, man fürchtete, keinen Platz zu finden vor lauter Fischen, und war nur getröstet, weil man den Sonnabend vorher, bei Gelegenheit der Colonisationen und Auswanderungen, ebenso viel Zahlen in Bezug auf Menschen hatte nennen hören, wodurch eine Art von innerm Gleichgewicht zwischen den Fischen und deren Consumtion in den Seelen der Zuhörer hergestellt ward.

Einer spricht uns von „Wahrscheinlichkeit" und breitet in sechzig Minuten das ganze, viel umfassende Thema vor uns aus; der Andere entwickelt uns in sechzig Minuten „die Bildung und Auflösung der Gegensätze in der römischen Geschichte von Romulus bis zu Cäsar", und grade vor embarras de richesse hat das Auditorium gar nichts von diesen Vorträgen. Ein geistreicher Professor, welcher selbst Theilnehmer des Vereines ist, sagte von demselben, „es sei ein Institut eingerichtet, in dem der geistreichste Mann die Möglichkeit hätte, innerhalb einer Stunde sich lächerlich und ein großes Publicum ungeduldig zu machen."

Dies ist wahr; und doch könnte es anders sein; entweder, indem man vier Professoren ersuchte, in diesen zwölf Sitzungen über vier Gegenstände zu verhandeln, wodurch es möglich würde, eine Materie durch drei Stunden in Ruhe zu entwickeln und die Aufmerksamkeit der Hörer durch wirkliche Belehrung zu fesseln; oder wenn man die Vorlesungen, falls sie als Vergnügungssache betrachtet werden, wirklich unterhaltend zu machen wüßte. Dazu ist es nöthig, einen in sich abgeschlossenen Stoff zu wählen, wie es bisweilen geschah. Raumer's einstige Vorlesung über Wallenstein, Häring's Vortrag über den Proceß von Warren Hastings, Raupach's über die Nonne Roswitha, die Akropolis von Professor Kurtius und der letzte Vortrag von Marchand aus Halle über Alchymie, gaben den Beweis, wie leicht und lebhaft das Auditorium durch wirklich Anziehendes zu fesseln ist. Die meisten dieser letztgenannten Vorträge wurden zudem nicht abgelesen, sondern

frei gesprochen und hatten also schon das belebende Element des zündenden, neugebornen Gedankens voraus, das immer sich als wirksam bewährt.

Jede Wissenschaft hat Punkte, die in das Alltagsleben eingreifen; diese herauszuheben und mit der Erkenntniß von Laien in Anknüpfung zu bringen, muß die Aufgabe des Institutes sein. Auf diese Weise kann es nützlich werden, Theilnahme erregen, und die Vortragenden werden den Dank des Publicums wahrhaft verdienen, für das sie sich jetzt in einer Weise opfern, die weder den Einen noch den Andern ersprießlich oder ehrenvoll ist.

Eine andere Gewohnheit großer Städte scheint jetzt auch, sehr zum Vortheil des Publicums, unter uns Platz greifen zu wollen: es ist der Besuch der Ateliers hiesiger Künstler und Fremder, die nur momentan unter uns verweilen. Für die Letztern beweist der treffliche Bildhauer Wichmann eine schätzenswerthe Gastlichkeit. Wie er vor zwei Jahren Gudin ein Atelier bei sich einräumte, so hat er es jetzt für den Landschaftsmaler Louis Gurlitt aus Altona gethan, dessen Bilder hier große und verdiente Aufmerksamkeit erregen. Er hatte, nach mehrjährigem Aufenthalte in Italien in das Vaterland zurückgekehrt, fünf italienische Landschaften, welche schon in Rom in Privatbesitz übergegangen waren, zu der Berliner Kunstausstellung gesendet. Ohne allen Charlatanismus, ohne alle blendende Effectmacherei gemalt, zeichnen sie sich grade durch ihre edle, natürliche Einfachheit vor der Mehrzahl der modernen Landschaften aus.

Gurlitt verschmäht es, die Vedute zu malen, deren wunderlich gekrümmter Baum, deren verfallene Osterie nur Werth hat für Den, welcher die Gegend kennt. Er will ein Bild der Natur geben*) und seine italienischen Campagnabilder sind ebenso anspruchslos naturtreu, ebenso dichterisch aufgefaßt, als seine nordischen Strandgegenden und Dünen**).

Neben einem großen, äußerst sorgfältig gemalten Bilde von Palermo hat er technisch schnell und gewandt wie Gudin und wohl gewissenhafter in der Ausführung als Jener, hier mehrere kleinere Landschaften a la prima gemalt***). Man freut sich, daß neben jenem Franzosen und dem Belgier de Keyser, für die Berlin sich enthusiasmirte, einmal ein deutscher Künstler, der jeden Charlatanismus vermeidet, allein durch die Macht seines großen Talents die Anerkennung und Theilnahme findet, welche wir sonst vorzugsweise gern den Ausländern zu zollen pflegen. Dies ist lobenswerth und könnte Veranlassung werden, daß sich mehr bedeutende Künstler nach Berlin verlocken lassen, welches sie bis jetzt vermieden, da Berlin in dem üblen Rufe stand, die Kunst mit vornehmer Herablassung, statt mit freudiger Huldigung zu behandeln.

K. M.

---

*) Er malt deshalb vorzugsweise gern große, weite Ansichten der Gegend.

**) Gurlitt fühlt, daß die höchste Aufgabe des Landschafters darin besteht, die Natur nachzuahmen, und daß keine künstliche Gestaltung ihr höhern Reiz verleihen könne.

***) Die allgemein und mit Recht bewundert werden.

2.

Colporteure. — Leopold Schefer. — Lola Montez. — Bälle und Tänzer. — Musikalische Leiden.

Mit der Noth finden sich auch immer Candidaten des Zuchthauses ein, die ein Gewerbe daraus machen, mit den Mänteln von allerlei christlichen Empfindungen behangen, die Geldbeutel gutmüthiger Seelen auszuplündern. Ein ehemaliger, jetzt wohlhabender Colporteur, ich nenne dies Individuum nicht, denn es wird hoffentlich vor Gericht sich selber nennen müssen, ist jetzt hier Literat geworden und giebt vier Journale zu gleicher Zeit und zu gleichem Zweck, d. h. zu einem wohlthätigen heraus. Vornehmlich zum Besten verarmter kleiner Kinder (zur Besserung reich gewordener großer Lumpe wäre augenscheinlich noch verdienstlicher), wozu er sich an bekannte Wohlthätigkeitsanstalten drängt und mit den Namen hochstehender Personen und hiesiger aristokratischer Familien sich eine Art Aushängeschild für seine, von den betreffenden Instituten gar nicht zu controllirenden Unternehmungen aerschafft. Seine elegant, nach Art der Livréebedienten gekleideten Helfershelfer, gehen nun in den Häusern umher und bieten in halben Bogen, à 1 Sgr., diese Hefte aus, indem sie von dem Grafen oder Baron X. grüßen und die Bestellung ausrichten, er ließe sagen, man möchte doch abonniren. In meinem Haushalt befinden sich gegenwärtig einige Blätter der Art, die zudem für diesen Preis enorm theuer sind. Es muß die Pflicht aller auf ihre Ehre haltenden Literaten sein, diese Freibeuterei und ihre Robert Macaire's zu entlarven. Zudem übersteigt die Frechheit einiger Colporteure wirklich alles Maaß.

Ihre Majestät die Königin ist wieder hergestellt und von Leopold Schefer in der Vossischen Zeitung mit einigen Versen begrüßt worden, die für die bekannte poetische Haltung des Blattes (Rellstab und Fr. Förster sind die Gemen, welche die erforderlichen Festgedichte abmandeln) gut genug, aber für einen Ruf wie Schefer's, schlecht genug sind. Wir gehören zu Denjenigen, welche sich über das gute eheliche Verhältniß und die reine Sittlichkeit des hohen Paares aufrichtig freuen, um so mehr, je seltener in dieser Sphäre dergleichen von Tag zu Tag werden; können aber nicht einsehen, in wiefern die Grippe der hohen jetzt genesenen Frau, auf die ferne einsame Muse Schefer's so influiren könnte.

Von Lola Montez wird gegenwärtig hier viel gesprochen. Die Carrière dieser Person, die ein weiblicher Casanova zu sein scheint, erinnert lebhaft an eine für Deutschland ganz vorübergegangene Epoche, wo südeuropäisches Gezücht unser Vaterland überschwemmte. In gewissen Kreisen soll ein Gedicht circuliren, das von einem ihrer Verehrer an sie gerichtet ist, worin sie, allerdings neu und überraschend, mit einer Sonne verglichen wird, die den ganzen Horizont dieses Dichters ausfülle und durch ihren Niedergang tiefe Finsterniß verbreiten würde. Von hiesigen Zeitungen hat außer der Spener'schen die Zeitungshalle einige Notizen über sie gebracht. Mit tiefer Betrübniß aber habe ich bereits einige Glossen im Constitutionnel gelesen, die für die armen Baiern höchst drückend sein müssen.

Unsere Wintervergnügungen nehmen ihren ruhigen oder vielmehr höchst unruhigen Fortgang. Man giebt, namentlich in Familien, viele Bälle, wo die jungen Damen mit Jünglingen tanzen müssen, die eben ihre nicht fehlerfreien latei-

nischen Exercitien vollendet oder die dürre Elle an den Nagel gehängt haben. Junge Männer tanzen kaum mehr, nur die Kämpfer des Vaterlandes behaupten sich unangefochten in dem Gefilde der weiblichen Gunst und schlagen die kümmerlichen Vertreter des unerwachsenen oder abstudirten Civilstandes durch ihr doppelfarbiges Tuch, ihre schlanke Taille, ihr mit dem geistigen Ideenkreise sympathisirendes Gespräch glorreich aus dem Felde.

Berlin wird jetzt eigentlich in Musik ersäuft. Die Klavierhauerei hat ihre höchste Stufe erreicht. Bengel, voll Arroganz mit langen Haaren und Fingern, legen dem Publicum die Resultate ihres Fleißes vor; die englischen Saiten steigen im Preise, deutsche halten nämlich nicht mehr Stich, man kauft eiserne Hämmer auf, die hölzernen sind zu schwach, man denkt darauf Piano's aufzumauern und die Kritik beginnt auf neue und unerhörte Wendungen bissigen Spottes und recensirender Grobheit zu sinnen, um ihnen den Rücken auszuklopfen.

E. K.

V.

Aus Wien.

I.

Preußen und Baiern. — Münchner Gerüchte. — Die Kaiserin Mutter. — Circular des Herrn von Abel. — Ein Witz.

Oesterreich als deutsche Macht hat zwei Rivalen, Preußen im Norden und Baiern im Westen. Obgleich das verhältnißmäßig kleine Baiern nicht die Wichtigkeit hat, wie das in seiner Hegemonie immer mehr und mehr wachsende Preußen, so ist es doch als der nach Oesterreich bedeutendste süddeutsche Staat, als katholischer Mitanführer, als constitutionelles Reich und als ein von mannichfachen großen Traditionen getragenes Land mit einer Dynastie, die stets Nebenbuhlerei der österreichischen Hausmacht gewesen, ein wichtiger Nachbar für uns bei allen Katastrophen, welche die Geschichte der Zukunft bedrohen. Es ist somit nichts natürlicher, als daß man hier auf die Bewegungen in Baiern stets ein aufmerksames Auge richtet, um so mehr, als mannichfache Familienbündnisse die Dynastien beider Länder äußerlich verknüpft. Nun begibt sich aber in diesem Augenblicke ein merkwürdiges Schauspiel innerhalb der Grenzen unserer beiden deutschen Großnachbarn. Während Preußen durch einen Schritt zum constitutionellen Princip, wie unzureichend der neue Landtag auch in den Augen der Constitutionellgesinnten erscheint, eine große Stufe aufwärts in den Hoffnungen und in dem Interesse der deutschen Nation steigt, sieht man im Gegentheil in Baiern einen, wenn auch vielfach kritisirten, doch auch vielfach verdienstvollen und gefeierten Monarchen in eine unabsehbare Stellung sich bringen und die Sympathien, welche ihm von vielen Seiten, trotz mancher Sonderbarkeiten, bisher gezollt wurden, erschüttert. Es circuliren hier über die letzte Ministerkrisis und sonstige Münchner Ereignisse tausend Anekdoten! Nicht blos die Staatskanzlei und die kaiserliche Familie er-

halten tagtäglich Depeschen und Briefe, sondern auch der höhere Clerus führt eine lebhafte Correspondenz mit den Standesgenossen in München und Alles sieht mit Spannung auf die Dinge, die sich da entwickeln werden. Die meiste Ausbeute für die öffentliche Conversation bilden die Briefe, welche unsere Künstler von ihren Münchner Collegen erhalten, die als natürliche Anhänger des kunstsinnigen Souverains zwischen Aerger und Humor schweben und, im doppelten Erguß von beiden, tausend pikante Thatsachen erzählen. Diesen Abend erzählte man sich in mehreren Salons und in den Theatern, die Königin von Baiern sei hier angekommen. Es ist heute zu spät, um genauere Erkundigung einzuziehen, indessen werden Ihre Lesen, bevor dieser Brief gedruckt wird, aus den Tagesblättern die Bestätigung oder Nichtbestätigung der Nachricht erfahren. Die Kaiserin Mutter, die schon seit mehrern Wochen in großer Zurückgezogenheit lebte, ist jetzt für keine Audienz mehr zugänglich, da ein Gesichtsleiden, dessen energische Vertreibung die Aerzte für gefährlich erklären, zu ihrem Seelenkummer sich gesellt hat, deren Ursachen bei einer so zärtlichen und anhänglichen Schwester leicht zu errathen sind. Das geschriebene Circular, welches Herr von Abel und seine Collegen zu ihrer Rechtfertigung umher gehen ließen, ist gleich in den ersten Tagen hierher gekommen. Es sollen über 60,000 Abschriften in Baiern davon circuliren. Im ersten Augenblicke, als die Nachricht von dem Ministerwechsel hierher kam, glaubte man, es sei ein Principienstreit und ein Sieg der liberalen Partei, als man jedoch die nähere Veranlassung und die Namen der Minister in spe kennen lernte, machte ein geistreicher Diplomat den Witz: Parturiunt montes etc.

† †.

2.

Ein Preßproceß. — Oesterreichischer und französischer Patriotismus. — Meierbeer contra Censur. — Burgtheater. — Friedrich List. — Lenau's Vermögensverhältnisse. —

Die Aufführung von Meyerbeer's Vielka, oder richtiger das Textbuch, hat eine gerichtliche Klage gegen die Buchdruckerei, aus der es hervorgegangen, zu Folge gehabt. Die Censur hatte aus einem Chor einige verhöhnende Worte auf den Feind, also auf Oesterreich herausgestrichen, da sie wahrscheinlich einen Scandal befürchtete, wie in Paris bei der bekannten Stelle in Halevy's Charles VI. „Jamais en France l'Anglais ne regnera." Freilich im umgekehrten Sinne Denn während man in Paris den stürmischen Beifallchor des Publicums scheute, so besorgte man hier im Gegentheil ein Trommeln des Mißfallens, obschon beide Fälle das gemein haben, daß die Aeußerung des Auditoriums gegen eine befreundete Macht sich gerichtet hätten. Durch ein Versehen sind jedoch die betreffenden Worte doch gedruckt und gesungen worden. Bei einem französischen Publicum wäre dies allerdings nicht ohne Spektakel vorübergegangen. Die Wiener aber ließen sich's wenig kümmern und applaudirten herzhaft darauf los — zum Glück für den Buchdrucker, der jetzt mit einer Strafe von 200 fl. C.-M. davon kommen wird. Die Verballhornirung oder Verbesserung des ohnehin elenden Text-

buches (die Aenderungen waren keineswegs so unbedeutend, wie in einem Ihrer letzten Briefe aus Wien gemeldet wurde) ließ sich der Componist gefallen. Dagegen weigerte er sich entschieden und standhaft, auch nur ein einziges Mal die Hugenotten zu dirigiren, so lange sie in ihrer gegenwärtigen Verstümmelung als Ghibellinen und Guelfen auf dem Theaterzettel figuriren. Die Sängerin Hasselt und mehrere andere Personen gaben sich alle mögliche Mühe den Componisten zu bewegen, nur für einen Abend sein Werk am Kärnthnerthor-Theater zu leiten — er blieb unbeweglich, und da die Censur es auch blieb, so fällt die Sache in den Brunnen. Von der Musik zu Struensee werden wir nun Einzelnes hören. Das Trauerspiel selbst bleibt uns entzogen. Dagegen steigen die Chaneen für Laube's Karlsschüler (also noch nicht entschieden? — Die Verhandlungen über die Einverleibung Krakau's haben kaum länger gedauert als die Negociationen über die Aufführung dieses Stücks!) wenn nur der Dichter durch zu viele Concessionen sich nicht um den Effect bringt, wie dies ihm, Gutzkow und Prutz bereits widerfahren ist.

Die Sammlungen für Friedrich List's Erben gehen sehr langsam von Statten. Sie werden sich erinnern, daß der geniale Nationalökonom in der letzten Zeit seines Hierseins im Herbst 1845 mannichfache Anfechtungen von Seiten unserer Geldaristokratie hatte und auch von oben her mit nicht sehr günstigen Augen betrachtet wurde. Schon damals sagte ein anderer Correspondent in den Grenzboten: „Die Krösusse in Oesterreich sind nicht gewohnt, sich von einem Schriftsteller ernste Wahrheiten in's Gesicht sagen zu lassen; sie sind der Meinung, Jeder, der nicht zur Börse gehört, und nicht zur Conferenz im Arbeitscabinet des Finanzministers zugelassen wird, sei eine von Rechtswegen ihnen untergeordnete Creatur. List wird von hier die Ueberzeugung mitnehmen, daß hier so lange kein Platz für ausgezeichnete Geister sein kann, als man nicht gesonnen ist, den Geist selber zu tätowiren: Denn diese seltenen Männer haben den Stolz des ächten Talents, den Eigensinn des Charakters, sie mögen blos dergestalt dienen, als sie dem Drange zur Verwirklichung der angestrebten Ideale folgen dürfen und werden nur dann nützlich, wenn man ihnen gestattet, egoistisch zu sein; als bloßes Werkzeug, als willenlose Maschine sind solche Leute niemals zu brauchen und List vermöchte eben so wenig ein Gentz zu werden, als Gentz im Stande gewesen, ein Ueberzeungngsdasein zu loben wie List." — Wenn man alles, was zwischen diesen Zeilen liegt, versteht, so wird man begreifen, daß die Sammlung für den Todten von Kufstein wenig Beförderer hier findet.

Für den unglücklichen Lenau ist hier eine Collecte beantragt, um seine Subsistenz in Winenden zu sichern. Wie verhält es sich nun mit den 20,000 fl. C.-M., von denen die Journale vor einigen Jahren so viel zu erzählen wußten, die ihm durch seine Werke zugesichert worden sind? Wie mit dem Grund und Boden, den er in Amerika besaß und für den, wie wir hören, tausend Dollars eingegangen sind? Warum erscheint nicht endlich der in den Händen des Herrn Hofrath Reinhard in Stuttgart befindliche Don Juan, da er doch bis zum Epilog fertig ist? Warum endlich wird dieses nationale Eigenthum, wenn man auch aus hoffnungsvoller Rücksicht auf die Genesung des Dichters mit der

Herausgabe zögert, nicht von seinem hier gestellten Curator, dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Bach, reclamirt?*)

VI.

Aus Prag.

Baron Puteany. — Doctor Brauner. — Ein Raubmord. — Prostitution. — Pauperismus im fünften Hauptviertel. — Ein jüdischer Major. — Seitenblicke auf die Lombardei.

Einer Ihrer Correspondenten ist dieser Tage hier zu Grabe getragen worden. Es war hier wohl kaum ein Geheimniß mehr, daß das „Mitglied der böhmischen Stände", welches in den Grenzboten so heftig — wenn auch mit vieler Sachkenntniß — gegen Ihre beiden andern Prager Correspondenten polemisirte, der Landstand Baron Karl Puteany, ehemaliger Besitzer von Rußle und Wrsowitz war. Als praktischer Oekonom war er einer der thätigsten und ausgezeichnetsten im Lande und seine Energie und seine tüchtige Kenntniß in allem Rechnungswesen, in Bauten und Anlagen, war eine der bedeutendsten Waffen, mit welchen der frühere oberste Burggraf, Graf Karl Chotek, von den Ständen bekämpft wurde und auch später gehörte er zu den entschiedenen Verfechtern der ständischen Gerechtsame, obschon er diese aus einseitigen und ziemlich engherzigen aristokratischen Gesichtspunkten auffaßte. Daß er ein Freund des Bauers und der Städte war, läßt sich ihm nicht nachrühmen; sein Verlust wird in Bezug auf seine Gesinnung von den Männern seiner Farbe ziemlich schwer empfunden, in Bezug auf seine Kenntnisse wird er aber auch in weiteren Kreisen bedauert werden. Er war übrigens ein schlichter Mann ohne imponirende Aeußerlichkeit, obschon sein Auftreten allenthalben einen eigenthümlichen und selbstbewußten Charakter verrieth. In der Sprachfrage gehörte er der gemäßigten Fraction der Czechen an; in seinen politischen Ansichten würde er in England zu den Torys gezählt worden sein, die überhaupt unser Adel sich mehr zum Vorbilde nimmt, als es nicht nur im Interesse des Landes, sondern selbst in ihrem eignen Interesse zu billigen oder zu entschuldigen ist.

Ein in Wien kürzlich erschienenes Buch über böhmische Bauern-Zustände von dem ehemaligen Oberamtmann und Justiziar Dr. Brauner (auf der fürstlich Karlos Auersperg'schen Majoratsherrschaft Wlaschim), ist wieder Gegenstand lebhaften Erstaunens für unsere Philister, ob der Liberalität unserer Censur. Man muß sich schämen über die politische Unmündigkeit, die bei uns noch so oft zum Vorschein kommt. Das Buch — der erste Theil eines auf drei berechneten Werkes —

*) Wenn d[illegible] Correspondent nicht grade in der Stellung wäre, um in solchen Angelegenheiten gut unterrichtet zu sein, so würden wir die bedrohte Subsistenz unseres unglücklichen Dichters nicht für möglich halten. Jedenfalls kann die öffentliche Anregung dieses Gegenstandes nur von guten Folgen sein. Sollte eine Collecte wirklich nöthig werden, so thäte man wohl daran, sie auch in weitern Kreisen zu eröffnen. Der edle Sänger des Savonarola zählt der Freunde und der Verehrer in Deutschland genug, als daß nicht in kurzer Zeit die nöthige Summe beisammen sein sollte. D. Red.

ist zwar im Interesse des Bauers geschrieben, aber wir müssen erst die folgenden Theile abwarten, ehe wir ihm Vertrauen schenken können. Uns selbst erscheint es bisher mehr als ein Ausbruch des Aergers über gutsherrliche Undankbarkeit, als eine warme und aufrichtige Parteinahme für den Bauernstand, den Herr Dr. Brauner in seiner Amtseigenschaft nicht immer auf das mildeste behandelte. Wir wollen gern die Schwierigkeiten der Leitung einer Patrimonialgerichtsbarkeit, und vollends einer Auersperg'schen, in Betracht ziehen, aber wir hätten im Interesse der Sache und des Buches manchen Ausfall weggewünscht. Vor der Hand wollten wir nur auf das Werk hindeuten — bei seinem vollständigen Erscheinen aber dasselbe ausführlicher besprechen, da mehrere wichtige Fragen in diesem Bande noch nicht berührt sind und die Ansicht des Verfassers darüber abgewartet werden muß. Von den bis jetzt behandelten Fragen, ist die der Forstcultur ziemlich vollständig und mit vielem Glück dargestellt.

Seit einigen Tagen ist ein an einer hiesigen Judenfrau verübter Raubmord Gegenstand des Gespräches, da das Verbrechen in der ziemlich belebten Geistgasse und zwar am hellen Morgen stattfand. Ein jüdischer Rentier, Namens Jacob Bunzel, ein Greis von 70 Jahren, der mit seiner kaum jüngern Ehehälfte von dem Erträgnisse eines mäßigen Capitals lebte, begab sich, seiner Gewohnheit nach, Morgens gegen 7 Uhr zum Frühgottesdienst in die Synagoge, als ein junger Mensch, der wahrscheinlich die Gewohnheiten des Hauses kannte, sich in die Zimmer schlich und der alten Frau drei tödtliche Messerstiche beibrachte. In diesem Augenblicke kehrte jedoch der greise Hausherr von seinem Gebete heim und der überraschte Mörder versetzte auch diesem einen Messerstich; aber das Geschrei hatte mittlerweile die Magd herbeigezogen und der Missethäter entfloh mit Rücklassung einer Kappe, die bald auf seine Spur leitete — es ist ein junger Bursche von 19 Jahren, den der ihm nachgeschickte Steckbrief mit dem Namen Abraham Glaser bezeichnet. Nach der Aeußerung unserer Criminalisten sind Verbrechen dieser Art sehr seltene Erscheinungen unter den Juden, und in unserer Stadt soll ein jüdischer Mörder ein seit 30 Jahren nicht da gewesener Fall sein. Die Erscheinung soll tiefer liegen und der Pauperismus des größten Theils der hiesigen jüdischen Bevölkerung, die meist auf den Handel angewiesen ist und auch diesen (mit Ausnahme der Fabrikbesitzer) nur innerhalb des engen Ghettos und fünf bis sechs baufälliger Häuser in der Nähe der Sct. Galli Kirche treiben darf, soll grauenhaft sein. Ein angesehener jüdischer Arzt, den ich in diesen Tagen sprach, machte mich auf viele bedauerliche Erscheinungen aufmerksam, die immer trüber zu werden drohen, wenn nicht die Legislation einen entscheidenden Schritt zur Verbesserung der jüdischen Verhältnisse thut und namentlich den erstickenden, verarmenden und demoralisirenden Ghetto- und Tandelmarkt-Zwang aufhebt. So soll auch vor fünfzehn Jahren ein prostituirtes Mädchen in der jüdischen Gemeinde etwas unerhörtes gewesen sein, da die strengen Sitten und Familiengesetze des jüdischen Cultus stets eine infamirende Censur gegen solche Entartete ausübte. Durch den Pauperismus und die unerträglichen Nahrungsverhältnisse soll jedoch die Prostitution in unserem „fünften Hauptviertel" ungemein zahlreiche Opfer finden. Ebenso soll die Auswanderungslust dort so überhand nehmen, daß viele junge Leute und zwar die besten Köpfe und Hände sich nach Amerika

wenden. Daß es den Juden an Bildungstrieb, an höheren Aufschwung und effectiven Verdiensten nicht fehlt, zeigen nicht nur die großartigen Fabriken, welche die Bemittelten und die wenigen Reichen allenthalben errichten und von denen einige zu den ersten des Landes gehören, sondern auch die unverhältnißmäßig große Zahl von Jünglingen, die sich zu den Studien drängen, obschon, wenn sie dieselben beendet haben, eine andere Art von Pauperismus ihrer wartet, da sie zu Staatsanstellungen und auf die Güter der großen Grundbesitzer nirgends zugelassen werden — es soll nicht weniger als 30—40 promovirte Doctores der Medicin unter den Juden hier geben. In der Armee, wo es viele Juden gibt, können sie es meist nur bis zum Corporal, höchstens bis zum Feldwebel bringen und es wird als eine der größten Seltenheiten citirt, daß so eben der Infanterie-Hauptmann Brisker, obschon ein Jude, zum Major und Transportcommandanten in Verona avancirt sei, da er dreißig Dienstjahre, von denen zwanzig als Offizier, zählt. Solche Ausnahmen, meinte mein Gewährsmann, würden in allen Fächern, in Industrie, Handwerken, ja sogar im Ackerbau, zu dem die Juden, weil durch Jahrhunderte davon fern gehalten, die wenigste Neigung zeigen, doch überall zu finden sein und sie würden bald nicht zu den Ausnahmen gehören, wenn die Regierung die mittelalterlichen Judengesetze, die in ganz Deutschland nicht ihres Gleichen haben, endlich der Zeit und der dringendsten Nothwendigkeit gemäß, ändern würde, ein Schritt, den sie um so leichter thun könnte, als sie innerhalb der Monarchie selbst das Beispiel und die Früchte einer bessern Judenordnung kennt — in der Lombardei!

Ich gestehe, daß diese Frage mir ziemlich fern liegt, weshalb ich auch auf das Urtheil meines ehrenwerthen Gewährsmanns mich berufen muß. Aber aus der Lombardei könnte unsere Regierung noch gar manche andere Wohlthat für uns herbeiholen, z. B. die treffliche Gemeindeordnung, nach der die Erbländer allenthalben das dringendste Bedürfniß haben. Wir sind freilich keine schwierigen und unsichern Italiener, unsere Treue ist gewiß — wozu uns die Wohlthaten der lombardischen Einrichtungen schenken? Es thut's so auch!

K. v. W.

VII.

Oesterreich und seine Zukunft.

Wien, Ende Februar.

Dieser vor drei, vier Jahren erschienenen, viel besprochenen Schrift, hat der ungenannte Verfasser jetzt einen zweiten Band folgen lassen, den wir, obschon gegen einzelne Punkte manches einzuwenden ist, im Ganzen doch als einen großen und höchst bedeutenden Fortschritt in der Debatte und Entwickelung unserer österreichischen Zustände freudig begrüßen. Das Incognito, welches bisher der Verfasser verbarg, ist in letzterer Zeit gelichtet worden, ein Grund mehr, um die Entschiedenheit zu loben, mit welcher derselbe seine Meinung ausspricht. Es ist immer ein Gewinn für die gute Sache, wenn die Kämpfer mit offenem Visir auftreten und es beweist eine größere Zuversicht auf den Erfolg. Wir wollen hier nicht auf die Einzelnheiten des Buches eingehen. Die Hauptsache ist, daß ein Losungswort gegeben ist, das die Hauptpunkte zusammengefaßt wurden, welche

die Parthei des Fortschritts in Oesterreich wünscht und anstrebt. Es hat dieser Parthei bisher an Einheit und Disciplin durchaus gefehlt, weil sich ihre einzelnen Bestandtheile nicht über die Schlagworte vereinigt hatten. Eine jede politische Parthei aber muß eine gemeinsame Fahne haben, wenn sie wirken und sich nicht zersplittern will. Bis jetzt herrschte bei uns ein Conflict der Meinungen, der an die babylonische Verwirrung erinnert; die Leidenschaftlichen überstürzten sich in ihren Wünschen, die Aengstlichen scheuten sich vor dem allergesetzlichsten Schritt und eben deshalb ist bisher so wenig erreicht worden.

Die vorliegende Schrift sucht diesem Mißbestand zu begegnen; die drei Forderungen, welche der Verfasser an die Regierung stellt, sind von der Art, daß sie von allen Männern der Fortschrittsparthei in Oesterreich adoptirt werden können. Er verlangt Erstens: Erweiterung der ständischen Verfassungen durch eine angemessene Repräsentation des Bürgerstandes und gleichzeitig Vermehrung ihrer Befugnisse, Provinzialstände mit Oeffentlichkeit und dem (ihnen schon gegenwärtig de jure, wenn auch nicht de facto, zustehenden) Recht der Steuerbewilligung. Zweitens: Größere und den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Freiheit der Presse und eine gründliche Reform des Unterrichtswesens. Drittens endlich: Eine freie Gemeindeverfassung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß hiermit ein guter Theil unserer allerwesentlichsten politischen Bedürfnisse ausgesprochen ist, wenn wir auch im Detail das Glaubensbekenntniß des Verfassers näher kennen zu lernen wünschten. So z. B. thäte es Noth zu erfahren, was der Verfasser unter einer „angemessenen" Repräsentation des Bürgerstandes sich eigentlich denkt. Im Ganzen aber muß man, um gerecht zu sein, zugeben, daß der Verfasser, wenn auch seine, aus dem ersten Theil seiner Schrift, wohlbekannten aristocratischen Gesinnungen noch hier und da durchschimmern, es doch mit der allgemeinen Entwickelung ehrlich meint und gerne reichen wir ihm die Hand. Wir finden darin einen Gewinn für die gute Sache, daß ein engeres Band zwischen dem Gleichgesinnten aller Stände und aller Provinzen der Monarchie sich herausstellt und erkennen in dem halbverhüllten Verfasser gerne einen Wortführer an, der durch Fähigkeiten, Gesinnung, Kenntnisse und gesellschaftliche Verbindungen zu der Aufgabe, die er sich gestellt, wahrhaft berufen ist um so mehr, als mit dem Erscheinen des ersten Bandes von Oesterreich und seine Zukunft, die politische Literatur in Oesterreich eigentlich erst das praktische Gebiet betreten hat und eine Art öffentliche Meinung auch in gewissen Schichten der Gesellschaft herausgebildet hat, die sich bisher einer süßen Gedankenlosigkeit beflissen haben. Der Verfasser scheint uns in dem Zwischenraume der zwischen dem ersten und zwe[illegible] Bande sei[illegible] Buches liegt, einen bedeutenden Fortschritt gemacht zu haben, [illegible] wenig[illegible]ristokrat und mehr Staatsmann geworden. Mögen ihm seine S[illegible]offen die Hand bieten. Wir sind in manchen Dingen keineswegs so sang[illegible]wie er und theilen nicht überall seine fröhliche Zuversicht; aber gewiß scheint uns, daß wir nur dann eine vernünftige Reformirung unseres Staatslebens erlangen werden, wenn wir mit Einheit und Entschiedenheit auf unser Ziel lossteuern. ⊙

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Würzburg und die Würzburger.

Wer aus Sachsen oder vom Rhein in die Hauptstadt Frankens kommt, würde sich nicht wenig täuschen, wenn er schon in Würzburg jenen eigenthümlichen Typus des bairischen Landes und seiner Bewohner zu finden vermeinte. Würzburg mit seinen Umgebungen gehört nur der Form nach zu Baiern, in Wahrheit bildet es fortwährend ein für sich dastehendes Ganze. So sehr auch die Regierung das Gegentheil erstreben will, es gelingt ihr nicht. Der Reisende, dem dies vielleicht auffällt, wird von den Einwohnern gar gern belehrt, daß er sich hier noch nicht im Königreich Baiern, sondern im „Großherzogthum" Würzburg befinde. Man würde sich übrigens irren, wenn man bei den Würzburgern Mangel an Zuneigung für die jetzige Dynastie suchen wollte. Man brauchte blos den festlichen Empfang gesehen zu haben, der dem König bei seiner Durchreise bisher immer bereitet wurde, um sich von der bisherigen Stimmung zu überzeugen. Dennoch verweilt der König hier niemals länger, als eine Nacht. Aschaffenburg und das Bad Brückenau ist sein bevorzugter Sommeraufenthalt, der dieses Jahr schon mit dem Frühling beginnen soll. „Würzburg ist nicht schön, aber fromm," sagt Karl Gutzkow in einer Reiseskizze. Wenn er das Innere der Stadt meint, so hat er recht. Um so mehr aber verdient die herrliche Lage hervorgehoben zu werden. Wer einen Ueberblick über die Stadt und deren nächste Umgebung wünscht, der besteige jenen Berg am linken Mainufer, worauf die sogenannte „Kapelle," ein in byzantinischem Styl erbautes, überaus geschmackvoll eingerichtetes Kirchlein, gelegen ist. Die Aussicht über die Stadt, den Strom und das Mainthal, wie sie sich hier bietet, möchte ihres Gleichen suchen. — Gutzkow hat ferner recht, wenn er Würzburg fromm nennt. Orgelklang, Glockengeläute und Gesang hört man von Sonnenaufgang bis zum späten Abend. Darf dies als Maßstab für die Frömmigkeit dienen, so ist Würzburg die frömmste Stadt in Deutschland. Zu jeder Tageszeit sieht man schöne Mädchen aus allen Ständen mit dem schwarzen Gebetbuch

in der Hand, das sie, nebst dem weißen Taschentüchlein, gar züchtig zu halten wissen, über die Straßen dahin eilen, obschon man oft bemerken kann, wie diese frommen Beterinnen mit ihren dunkeln Augen die Vorübergehenden recht weltlich mustern. —

Würzburg gehört zu den ältesten Städten Deutschlands; als Sitz eines Bischofs ward es bald reich und blühend. In der „Hofstraße," unweit des Residenzschlosses, sieht man die Ueberreste eines mittelalterlichen Gebäudes, worin Friedrich Barbarossa einst eine Hochzeit feierte. Noch jetzt vereinigen sich drei Factoren, um der Stadt eine bleibende Bedeutung zu verleihen: die Festung, der Handel und die Universität. Als Festung kann ihr allerdings keine große Wichtigkeit zugeschrieben werden, denn die ringsumher liegenden Berge würden die Einnahme leicht und jede Vertheidigung überflüssig machen. Hiervon abgesehen, bleibt jedoch die Garnison, aus zwei Regimentern bestehend, für das städtische Leben immer von Bedeutung. Der Handel ist beträchtlich und wird durch den Freihafen, den man demnächst hier zu errichten beabsichtigt, noch mehr begünstigt werden. Unter den Fabriken verdienen die von moussirendem Frankenwein, vulgo Champagner! besonderer Erwähnung. —

Die Universität zu Würzburg wurde im 17. Jahrhundert durch den Bischof Julius begründet, einem Mann, dem seine zahlreichen wohlthätigen Stiftungen in der Geschichte der Stadt einen unvergänglichen Namen erwarben. Für die neuerrichtete Hochschule bot er Alles auf, um sie zu möglichster Blüthe zu bringen; sie hatte im Lauf der Zeiten verschiedene Phasen zu durchlaufen und entsprach bald mehr, bald weniger der Idee ihres Stifters. — Die Medicin war es vorzüglich, die hier gepflegt wurde; wir werden unten Gelegenheit haben, ausführlicher darauf zurückzukommen. Vom gegenwärtigen Standpunkt der drei übrigen Facultäten läßt sich nicht viel sagen. Die theologische ist noch die bedeutendste, nicht den Leistungen, sondern der Zahl der Studirenden nach. Die Professoren stehen im Ruf strengster Orthodoxie und mögen demgemäß auch ihre Schüler heranbilden. Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß einige gesinnungstüchtige, aufgeklärte Männer unter ihnen sind, denen das Treiben der Andern wenig zusagt. Wir rechnen hierher den jüngern Professor Reißmann, einen tüchtigen Orientalisten und sehr beliebten Lehrer. — Die juristische Facultät hat an dem ausgezeichneten Professor von der Pfordten, der nach Leipzig übersiedelte, einen herben, bis jetzt nicht ersetzten Verlust erlitten. Der Professor Edel, in der wissenschaftlichen Welt wenig bekannt, that sich wenigstens auf der letzten Versammlung der bairischen Stände als Mitglied der zweiten

Kammer ehrenvoll hervor. Hofrath Lang, der Pandecten vorträgt, steht bei den Studenten in Mißcredit. Sein allzu deutliches Streben nach Popularität scheint grade eine entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. — Von den Philosophen wollen wir schweigen. Es gab freilich eine Zeit, wo aus dem stillen Mainthal ein neues geistiges Licht über ganz Deutschland ausstrahlte, wo der schnellanwachsende Ruhm Schelling's Hunderte von strebsamen Jüngern nach der alten Frankenstadt lockte. Damals hatte die bairische Biercultur noch nicht den Gipfel ihrer heutigen Vollkommenheit erreicht; man begeisterte sich an dem feurigen Rebensaft, den die benachbarten Berge in so reichlicher Fülle lieferten.

Die Berge stehen noch immer, die Reben blühen und gedeihen, aber wenn der Herbst vorüber ist, dann führt man die gefüllten Fässer zum Verkauf in's ferne Ausland und — trinkt selber Bier. Geld kam so in's Land, aber die Begeisterung ging hinaus. Es ist dies vielleicht eine etwas komische Symbolisirung, aber sie paßt ganz und gar.

Die Sammlungen der Universität sind reichhaltig und wohlgeordnet. Die Bibliothek, jetzt zum Theil in der ehemaligen Universitätskirche aufgestellt, besitzt viele altdeutsche Handschriften. Besonderes Lob verdient die Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, womit auch den Studirenden begegnet und das Gewünschte verabreicht wird. Wir kennen Universitäten, wo es als halbes Wunder zu betrachten ist, wenn einmal ein Student ein Buch aus der Bibliothek erhält; man sagt, diese sei vorzüglich um der Professoren willen da. Und grade an solchen Orten klagt der akademische Senat am lebhaftesten über Mangel an wissenschaftlichem Sinn! Wo soll dieser Sinn herkommen, wenn die Herren nicht das Einfachste zu seiner Erweckung thun? In Würzburg ist es in dieser Beziehung besser. Hier herrscht in der That ein reger wissenschaftlicher Sinn unter der studirenden Jugend, weil man ihn von oben herab befördert, weil die Professoren nicht in stolzer Aufgeblasenheit sich von ihren Zuhörern isoliren, sondern im Gegentheil darnach streben, mit ihnen in ein freundschaftliches, geselliges Wechselverhältniß zu treten. Dies übt einen überaus wohlthätigen Einfluß auf den Geist und das ganze Wesen der Studentenschaft aus. Von jener unseligen Feindschaft zwischen Corpsverbindungen und sogenannten Obscuranten, die an dem Gedeihen mancher Universitäten als Wurm nagt, finden sich in Würzburg nur geringe Spuren. Den Studenten wird der Zutritt in die höheren gesellschaftlichen Kreise überall erleichtert, und sie sind allenthalben beliebt und wohlgelitten. —

Wenden wir uns zu den merkwürdigsten Gebäuden Würzburgs, so steht unter diesen das Juliushospital oben an. Mit Ausnahme der großen

Spitäler in Wien und Prag und allenfalls auch noch der Charité zu Berlin möchte es das größte Krankenhaus Deutschlands sein, jedenfalls hat kaum ein anderes Institut der Art über so bedeutende Mittel zu verfügen. Sein Zweck ist ein dreifacher: es dient als eigentliches Hospital für Kranke, dann auch als Irrenhaus und endlich als Verpflegungsort für alte, arbeitsunfähige Leute. Vom Bischof Julius zuerst errichtet, wurde es im Laufe der Zeit mehrmals umgebaut und beträchtlich vergrößert. In architektonischer Hinsicht bietet es nichts Bemerkenswerthes. Das dreistöckige, mit mehr Geschmack aufgeführte Hintergebäude steht zu der nach der Straße gewendeten, kleinern Hauptfronte in unangenehmem Mißverhältniß. An sonnigen Nachmittagen, im Frühling besonders, wenn der Schnee schmilzt und linde Lüfte wehen, bietet der Hofraum des Julinshospitals und der hinter den Gebäuden befindliche botanische Garten ein gar buntes, die Aufmerksamkeit des Beschauers fesselndes Bild. Eine Menge von Kranken und Genesenden, oft mehr als hundert, beleben jene Räume. Welche Contraste in den einzelnen Gruppen! Hier lachende, heitere Gesichter, denen die wiederkehrende Gesundheit mit leichtem Roth die Wangen färbt — dort, gestützt auf den Arm des Wärters, eine bleiche, abgezehrte Jammergestalt, der nur allzu deutlich anzusehen ist, wie derselbe Frühling, der Andern Leben und Gesundheit bringt, auch den Tod in seinem Gefolge führen kann. Im Herbst zu sterben, ist leicht; aber dann Abschied nehmen zu müssen von der freundlichen Gewohnheit des Daseins, wenn neues Leben durch die Adern der erstarrten Schöpfung rinnt, wenn die Natur ihr Blüthenkleid anzulegen beginnt — das muß schwer, sehr schwer sein! Zwischen grünen Hecken und dunkeln Fichten, an der rechten Seite des botanischen Gartens, steht ein kleines Gebäude mit zwei Thürmchen, in byzantinischem Styl erbaut. Es ist die Anatomie. Von den Kranken wird die Gegend gemieden. Der Anblick dieses Gebäudes, das auch mancher Gesunde mit leisem Frösteln betritt, kann ihnen kein angenehmer sein. Fast täglich erscheinen zwei alte Invaliden, die auf verdeckter Bahre einen Leichnam hineintragen. Ein Kamerad von ihnen, mit dem sie vielleicht seit Jahren durch diese Räume gewandert waren, hat sein Dasein beschlossen und soll nun im Tode noch der Wissenschaft einen Dienst leisten. Vielleicht schon in einigen Wochen folgen die Träger der Leiche dem Abgeschiedenen nach und werden von Andern nach dem kleinen Häuschen geschafft. Ein Gefühl von Wehmuth und Mitleid überkommt den Beschauer beim Anblick eines solchen Leichenconducts.

Bischof Julius hatte seine beiden wichtigsten Stiftungen, Krankenhaus und Universität, mit einander in Verbindung gesetzt, indem er verordnete,

daß ersteres zugleich als akademisches Hospital und Bildungsschule für junge Aerzte dienen solle. Der würdige Mann sah gar wohl ein, wie grade dem Arzte reichliche Erfahrung und praktische Durchbildung am meisten Noth thut. Wo aber könnte er dies mehr erlangen, als in einer Anstalt, die durch ihre reichlichen Mittel in den Stand gesetzt ist, Kranke aller Art aufzunehmen und zu verpflegen? So hat denn das Juliushospital zu Würzburg seinen Ruf als medicinische Bildungsanstalt durch zwei Jahrhunderte auf's ehrenvollste behauptet. Es war eine glückliche Fügung, daß meist Männer an der Spitze standen, welche die vorhandenen Mittel weise zu benutzen verstanden und als praktische Aerzte Tüchtiges leisteten. Unter ihnen ragt besonders Einer hervor, dessen ganzes Wesen und Wirken so segensreich, so höchst eigenthümlich war, daß ich es gern ausführlicher besprechen möchte, wenn der enge Raum dies gestattete. Es war Schönlein, der in den zwanziger und anfangs dreißiger Jahren den Lehrstuhl der speciellen Pathologie und Therapie zu Würzburg einnahm. Wie über Jeden, der das Alltägliche meidet und nach Auszeichnung ringt, hat man auch über diesen Mann die verschiedensten Urtheile gefällt. Darin aber vereinigen sich selbst seine Gegner, daß es nicht leicht einen Arzt gegeben hat, der einen stärkern diagnostischen Scharfblick und eine mächtigere Gabe der Mittheilung besessen hätte. Schönlein ist niemals als medicinischer Schriftsteller aufgetreten; er wirkte und wirkt noch einzig und allein durch seine Schüler; sie sind es, die ihn berühmt machten. So lange noch ein Schüler Schönlein's lebt, wird auch der Name des glücklichen Lehrers mit Begeisterung genannt werden; wenn aber einst keiner mehr von denen übrig ist, die mit eignen Augen das wunderbare Wirken jenes Mannes, den magischen Einfluß, den er auf seine Umgebung ausübte, zu beobachten Gelegenheit hatten, dann wird sein Gedächtniß auslöschen, seines Namens nur noch in der Geschichte kurze Erwähnung geschehen.

Nachdem Schönlein einen Ruf nach Zürich genommen hatte, erhielt einer seiner Schüler, Hofrath von Marcus, noch jetzt Director des Juliushospitals, seine Stelle. War es schon schwer, nach Schönlein überhaupt als akademischer Lehrer und Leiter eines so großartigen Instituts aufzutreten, so war es gewiß noch viel schwerer, sich in jenen Eigenschaften wirkliche Anerkennung zu verschaffen. Marcus hat diese Aufgabe glücklich gelöst. Mit umfassenden theoretischen Kenntnissen verbindet er eine seltene Sicherheit in der Praxis und, wenn auch nicht in gleichem Maaße, Schönlein's Mittheilungsgabe und Beredsamkeit. Ich kenne nur wenige klinische Lehrer, die für den jungen Arzt so anregend, so belehrend wirkten, als grade Marcus.

Die chirurgische Abtheilung des Juliushospitals steht unter Hofrath Textor's Leitung. Es ist ein gemüthlicher alter Mann, in seinem Aeußern etwas rauh und barsch, den wir aber Alle doch lieb hatten. Wenn auch nicht als Schriftsteller, so nimmt er doch als praktischer Wundarzt eine der ersten Stellen ein. Seine Operationen, selbst die schwierigsten und lebensgefährlichsten, waren meist mit glücklichem Erfolge gekrönt. Darauf thut er sich aber auch etwas zu Gute. Wir Studenten hatten immer unsere Freude, wenn er — und keiner Operation ward das vorauszuschicken verabsäumt — uns vorpredigte, wie man in Würzburg eben so viel lernen könne, als in Wien und Paris, wie nur der Deutsche stets das Ausland bevorzuge und darum das alberne Sprichwort habe: „Es ist nicht weit her". — So viel über das Juliushospital und die Männer, denen jetzt dessen ärztliche Leitung anvertraut ist. Kein angehender Mediciner, der zu seiner Ausbildung im letzten Jahrzehnt jene Anstalt besuchte, wird ihr das Zeugniß versagen, daß man dort die wahre Bedeutung der Wissenschaft erkannt hat und sie in entsprechender Weise fördert. Rohe, allein auf chemischen Hypothesen bestehende Humoraltheorien, wie sie an kleinern Universitäten jetzt hin und wieder sich breit machen, fanden in Würzburg nie Eingang und werden wohl auch zukünftig von dort fern bleiben.

Dem Juliushospital gegenüber zieht eine breite Lindenallee hin. Wandeln wir im Schatten der schönen Bäume den Weg aufwärts, so gelangen wir in die Theaterstraße, an deren Ende ein großes, majestätisches Prachtgebäude unsere Aufmerksamkeit fesselt: das königliche Residenzschloß. Es wurde im Jahre 1720 von einem Grafen von Schönborn, damaligem Bischof, nach dem Muster des Schlosses zu Versailles, erbaut und diente bis zu Anfang unseres Jahrhunderts als bischöfliche Residenz. Der Styl ist einfach, verfehlt aber seine Wirkung nicht. Das prachtvolle München hat kein Gebäude aufzuweisen, dessen Eindruck ein so gefälliger und dabei doch großartiger wäre, wie der des Schlosses zu Würzburg. Ein großer Garten mit schattigen Laubgängen und schönen Anlagen, dem Publikum stets geöffnet, liegt hinter der Residenz. Während der schönen Jahreszeit spielen hier an Sonn- und Feiertagen, Mittags von 11 bis 1 Uhr, abwechselnd die Musikchöre beider Regimenter. Um diese Zeit ist der Garten ein Tummelplatz aller Klassen der hiesigen schönen und unschönen Welt. Prächtige Damen und bescheidene Grisetten, Militärs und Studenten, drängen sich in den breiten Alleen oder lustwandeln auf verschlungenen Wegen durch das grüne Buschwerk. Die innere Einrichtung des Schlosses ist prunklos, dem Aeußern wenig entsprechend; die prächtigen Geräthschaften und was sonst mobil war,

sind zum großen Theil hinweggeschafft worden. Auch von den übrigen Eigenthümlichkeiten anderer Schlösser, die im vorigen Jahrhundert erbaut wurden, findet sich hier wenig. Keine lauschigen Cabinetchen, zu süßen Schäferstunden geeignet, keine versteckten Tapetenthüren und geheimen Gänge — wenigstens wird dem Fremden nichts davon gezeigt. Ob die frommen Bischöfe Würzburgs solcher Schlupfwinkel nicht bedurften oder wirklich entsagten — wer möchte darüber entscheiden? —

Die Zahl der Kirchen und Kapellen ist im Verhältniß zur Stadt sehr beträchtlich; es sind ihrer mehr als zwanzig. Unter diesen muß zunächst der Dom erwähnt werden; er ist einer der ältesten in Deutschland. Das Aeußere bietet wenig Bemerkenswerthes. Desto überraschender ist das Innere, weniger durch Glanz, als durch edle, großartige Einfachheit. An den Seiten sind die marmornen Statuen der meisten Bischöfe aufgestellt; daß Julius, der Stifter des Hospitals und der Universität, nicht fehlt, versteht sich von selbst. Dicht neben dem Dom steht die Kirche zu St. Kilian, im Innern reich und geschmackvoll verziert. In einer unterirdischen Kapelle zeigt man das Grab des „heiligen Kilian", des Schutzpatrons der Franken. Am 8. Juli, wo alljährlich dessen Gedächtniß gefeiert wird, strömen Tausende von Menschen, selbst aus weiterer Entfernung, nach der Stadt, um jenes Grab zu besuchen, und wie bei den meisten Erbauungsfesten dieser Art beginnt der Morgen mit feierlichem Gottesdienst, während der Abend mit Tanz und diversen Vergnügungen sehr unerbaulicher Art endet. Unter den übrigen Kirchen verdienen wohl nur das Stift Haug und die Marienkapelle noch einer besondern Erwähnung. Auch im königlichen Residenzschloß befindet sich eine kleine Kirche, sehenswerth in hohem Grade wegen der prächtigen und geschmackvollen Ausstattung. Wenn ich nicht irre *), so besitzt Würzburg gegenwärtig noch drei Klöster. Das Ursulinerinnenstift ist eine Pensionsanstalt für junge Mädchen aus den höhern Ständen. Der Unterricht und die ganze Klostererziehung ist wie überall in Klöstern. Man erzieht sehr gute katholische Christinnen, und die Frömmigkeit wird ganz besonders systematisch eingetrichtert. Die beiden Mönchsklöster, namentlich das der „Reurer" (Barfüßer), stehen beim Volk in schlechtem Credit. Man ist ziemlich allgemein der Ansicht, die frommen Brüder könnten der menschlichen Gesellschaft bessere Dienste leisten, als durch Beten, Messe lesen oder Unfrieden stiften in den Familien. In vielen Häusern ist ihnen der Zutritt gradezu untersagt. Leider üben sie immer noch auf gewisse Klassen der Einwohner einen Einfluß, der zuweilen auf sehr traurige Weise an den Tag tritt.

*) Der Verfasser lebt gegenwärtig nicht mehr in Würzburg. D. Red.

Haben wir bisher von der Stadt und deren Merkwürdigkeiten gesprochen, so müssen wir nun mit einigen Zügen die Bevölkerung zu charakterisiren suchen, die, Militär und Studenten ungerechnet, sich wohl auf etwa 24,000 Seelen belaufen mag. Die Würzburger sind ein lebenslustiges, gemüthliches Völkchen. Ich weiß keine Stadt in Deutschland, wo der Fremde sich so bald heimisch fühlt, wo er in allen Kreisen mit solcher Herzlichkeit aufgenommen wird. Standesrücksichten und Schnürstiefeln der Etikette kommen hier selten in Betracht. Nur ein kleiner Theil des alten fränkischen Adels zieht sich stolz zurück, wird aber weder beachtet noch vermißt. Nach heiterer Geselligkeit geht das allgemeine Streben. Drei oder vier geschlossene Gesellschaften suchen diesen Zweck, je auf ihre Weise und nach ihren Mitteln, zu erreichen. Obenan steht die Harmonie, ein Institut, das sich durch treffliche Leitung auszeichnet. Das Gesellschaftslocal ist nicht grade elegant, wohl aber geräumig und zweckmäßig. Im Lesecabinet finden sich die vorzüglichsten politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften; es kann in seiner Art wirklich vollständig genannt werden. Im Winter veranstaltet die Gesellschaft glänzende Bälle, wobei heiterer und ungezwungener Ton herrscht. Die Würzburgerinnen entfalten da ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit und sie sind wirklich reich an diesen Eigenschaften. Nicht leicht trifft man in einer Stadt Deutschlands unter dem weiblichen Geschlecht schönern Wuchs, vollere, reizendere Gestalten; eine gewisse Elasticität in allen Bewegungen gibt ihnen etwas eigenthümlich Anziehendes; regelmäßige Schönheit muß man jedoch nicht suchen. Ein Maler, der sich mit Studien zu Madonnenköpfen beschäftigt, würde hier schlechte Ausbeute machen. Aber auch unregelmäßige Züge können schön sein. Die Kunst, ein vollendetes Ideal weiblicher Schönheit darzustellen, kann sogar in einer geschickten Zusammenfügung an und für sich nicht symmetrischer Einzelnheiten, die sich erst in der Totalwirkung ausgleichen und zu einem harmonischen Ganzen gestalten, eine lohnende Aufgabe finden. In hohem Grade auffallend ist die verhältnißmäßig geringe Bildung des schönen Geschlechts unter den „höhern" Ständen. Der Grund mag hauptsächlich in der schon erwähnten Klostererziehung zu suchen sein. Was die Mädchen hier nicht lernten, das lernen sie noch viel weniger in den Sonntagsschulen, die Alle ohne Ausnahme von der Confirmation bis zum achtzehnten Jahre besuchen müssen. In diesen Schulen herrscht eine gar sonderbare Unterrichtsmethode; es kommen darin nicht selten Dinge zur Sprache, die für keine gebildeten Ohren, am wenigsten aber für die eines jungen Mädchens, taugen.

Einen glänzenden Beweis für den treuherzigen, biedern Sinn der Be-

wohner Würzburgs lieferte das im August 1845 daselbst abgehaltene große Sängerfest. Hier herrschte einmal in Wahrheit deutsche Gastfreundschaft, deutsche Einigkeit ohne Phrase. Neid oder Gewinnsucht, die in Cöln und Bonn bei den bekannten Festen eine so traurige Rolle spielten, hatten hier keine Wurzeln; verbannt waren alle Unterschiede der Abstammung, des Standes und Glaubens, und ein inniges Band umschlang die Gäste wie die Heimischen. Das Bewußtsein einer gemeinsamen großen, kräftigen Nation drängte alle kleinlichen Rücksichten, alle egoistischen Bestrebungen in den Hintergrund. Bekanntlich wurde unter den vielen Gästen, die aus den verschiedenen Gauen Deutschlands herbeigeströmt waren, den Schleswig-Holsteinern die größte Aufmerksamkeit gewidmet und hier, an den Ufern des Mainstroms, ertönte zuerst aus dem Munde der verschiedensten Volksstämme der oft citirte Gesang:

„Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!"

Besonderer Erwähnung verdient bei dieser Gelegenheit die große Vorliebe der Würzburger für Musik überhaupt. Fremde Virtuosen finden hier noch eine gläubige und zuvorkommende Aufnahme und machen, was gewiß noch seltener ist, gute Geschäfte, obschon in der Stadt selbst an musikalischen Instituten, Gesangvereinen und dergleichen kein Mangel ist. Hier muß zuerst die Musikschule des Professor Fröhlich genannt werden, in welcher jungen Musikern und angehenden Componisten gründlicher Instrumental- und Compositionsunterricht ertheilt wird. Durch seine theoretischen Werke über Musik, auch durch Composition zahlreicher Lieder und Schulchöre hat sich ferner Eisenhofer, Rector des Gymnasiums zu Würzburg, in der musikalischen Welt einen geachteten Namen erworben. Wer in seiner Jugend Flöte oder Violine erlernt hat, erinnert sich gewiß auch noch des Namens einer dritten hier lebenden musikalischen Persönlichkeit, des Namens Küffner. Die Sonaten, Duetten, Opernarrangements dieses Componisten hat ein Jeder gespielt, denn sie sind so leicht und gefällig, so ganz für den Anfänger geeignet. Und daß der Vorrath zu der angenehmen Unterhaltung niemals ausgehe, dafür hat der Tonsetzer gesorgt, indem er mehr als 200 einzelne Piecen der bezeichneten Art an's Licht förderte. Auch größere Werke, Oratorien, Messen, sogar mehrere Opern sind von Küffner erschienen, ohne daß man ihnen jedoch gleichen Beifall nachrühmen kann. Wer nach Würzburg kommt, wer Küffner's Namen kennt und über eine freie Stunde zu verfügen hat, der mache dem alten Manne die Freude, ihn zu besuchen. Es schmerzt ihn, daß er von der Gegenwart vergessen ist. Die Vergangenheit hat für ihn so schöne Erinnerungen aufzuweisen — ist es da nicht verzeihlich, wenn

er in seinem ganzen Wesen, Denken und Handeln, selbst in seinem Aeußern jener Vergangenheit angehört? —

Im Winter, wenn die Gartenwirthschaften und Bierkeller vor den Thoren geschlossen sind, concentrirt sich das gesellige Leben innerhalb der Stadt und ganz besonders hat sich dann das Theater der allgemeinen Gunst zu erfreuen. Das Gebäude ist weder schön noch geräumig, für Würzburg jedoch hinreichend; es mag etwa 8 bis 900 Zuschauer fassen. Ehemals andern Zwecken dienend, wurde es erst später zu einem „Tempel" Thaliens umgeschaffen. Es ist Eigenthum der Stadt, die es unentgeldlich, nur gegen geringe Caution, einem Director überläßt, der alle sechs Jahre neu gewählt werden soll. Ich glaube, viel reichere Städte, wie z. B. Leipzig, könnten sich an diesem Princip der Würzburger Stadtverwaltung ein Beispiel nehmen. Der gegenwärtige Vorsteher des Theaters, Director Bürchl, behauptet sich bereits seit 20 Jahren in dieser Stellung. Gewiß eine Seltenheit beim Theater! Man sollte daraus schließen, das Publicum wäre sehr zufrieden mit seiner Leitung — nichts weniger; man klagt und klagt mit Recht. Der Mann ist reell, er zahlt seinen Mitgliedern die Gage pünktlich aus und hat noch niemals Banquerott gemacht. Das ist aber auch Alles, was zu seinem Ruhme gesagt werden kann. In den Leistungen steht sein Theater gewöhnlich auf sehr niedriger Stufe; allem Neueren wird systematisch der Weg vertreten. Es ist das um so weniger verantwortlich, da die äußern Verhältnisse, wie schon erwähnt, dem Director in hohem Grade günstig sind und die Municipalität kein Pachtgeld für das Haus fordert. Wenn irgendwo, so könnte in Würzburg ein musterhaftes Theater bestehen, jenes Ideal einer Bühne, wie es Immermann einst in Düsseldorf vergeblich zu verwirklichen strebte. In keiner Stadt Deutschlands wird man ein genügsameres, wohlwollenderes Publicum finden. Man geht in's Theater, auch wenn man nicht zufrieden ist, mag auch das schlechteste Stück gegeben werden, mag die Darstellung noch so mangelhaft sein. Ein leeres Haus gehört zu den größten Seltenheiten. Diese Nachsicht des Publicums wird vom Director mißbraucht, er hält es für ganz überflüssig, bedeutende Anstrengungen zu machen, da ihm seine Einnahmen ohnehin gewiß sind. So ist denn kaum abzusehen, wie und auf welche Weise dieser Schlendrian ein Ende nehmen wird.

Mit den literarischen Leistungen und Bestrebungen Würzburgs steht es nicht viel besser aus wie mit dem Theater. Die Einwohner sind recht verständige, kreuzbrave Leute, denen aber literarischer Sinn gänzlich abgeht. Ein sprechender Beweis hierfür ist die kleine Zahl der Buchhandlungen, denn für eine Universitätsstadt von 24,000 Bewohnern (uneingerechnet der Stu-

deuten und des Militärs) sind deren drei doch auffallend wenig. Als Verlagshandlung kann unter diesen nur eine, die Stahel'sche, genannt werden. Ihr Verlag beschränkt sich auf katholische Andachtsbücher, geistliche Tractätchen u. s. w., deren jährlich hier eine nicht geringe Anzahl zu Tage gefördert und in die Welt geschickt wird. Dieselbe Verlagshandlung gibt auch die „Neue Würzburger Zeitung" nebst dem Unterhaltungsblatt „Mnemosyne" heraus. Redacteur beider Blätter ist ein Herr J. Hänle. Es fehlt der „Würzburger Zeitung" durchaus an Tendenz, Farbe und Charakter; sie ist eine ganz unterthänige Dienerin und Nachbeterin der Münchner Hofzeitung, von der sie an Gehaltlosigkeit allerdings noch übertroffen wird. Das Beiblatt „Mnemosyne" druckt in der einen Hälfte des Jahres seine Novellen aus den neuesten Taschenbüchern, in der andern aus den „Erheiterungen" oder sonstigen Zeitschriften ab. Als Sonntagskost liefert der Redacteur regelmäßig ein Gelegenheitsgedicht. Einige längst bekannte Anekdoten bilden das geistreich zusammengestellte Feuilleton. Seit Beginn dieses Jahres erscheint unter Redaction C. Göbel's, eines begabten jungen Mannes, ein „Würzburger Conversationsblatt", dessen erste Nummern ein günstiges Vorurtheil erwecken. Ob das Unternehmen bei den oben angedeuteten localen Verhältnissen gedeihen wird, läßt sich nicht entscheiden.

Wir brechen unsere Skizze hier ab, obwohl sich zur Vervollständigung noch gar Manches hinzufügen ließe. Wenn in fünf bis sechs Jahren die Eisenbahn vollendet ist, die Bamberg, Würzburg und Frankfurt verbinden soll, dann wird die Hauptstadt Unterfrankens einen erneuten Aufschwung nehmen und weit größere Bedeutung erlangen. Bis dahin muß man sich mit den niedlichen Maindampfschiffen begnügen, die im Sommer stromauf auf abwärts fahren und besonders zur Curzeit, wenn die fränkischen Bäder mit fremden Gästen gefüllt sind, auch dem freundlichen Würzburg täglich eine nicht geringe Anzahl von Reisenden zuführen.

Werner.

Ein böhmischer Musikant.

Der prächtige Sommerabend leuchtete über das Land, da trugen mich die treuen Wanderbeine von den Kuppen des Erzgebirges den lachenden Thälern zu. Noch dehnte sich die starre Felsengegend mit ihrem braunen Moor und schwarzen Tannen ringsum, am Fuße des jähen Abhangs aber lagen schon Dörfer, tief in die grünen Obstbaumgärten eingebettet.

„Laßt uns hier ausruhen, Alter," sprach ich zu meinem Führer, „wir können in einer Stunde unser Nachtquartier erreichen."

Der stämmige Greis hob das Bündel von den Schultern und streckte sich auf's Moos hin. Ich setzte mich auf einen Stein und blickte schweigend in das weite, vom Sommerabend überglühte Land hinein.

Der Alte liebte zu erzählen; den ganzen Tag hatte er mich mit Gebirgssagen unterhalten; auch jetzt wurde ihm das Schweigen zu lange. „Die Dörfer da," sagte er, „sind doch viel schöner und gehäbiger, als all' die andern in der Runde. Viel reinlicher sind sie, und der Wohlstand blickt aus jedem Fenster heraus. Es sind Musikantendörfer. Andere liegen freilich tiefer im Lande hinein, die hier sind die letzten im Gebirge. Ja seht, Herr, auf allen Wegen und Straßen trifft man böhmische Musikanten, die Mädchen mit den Harfen ziehen auf die Messen und Märkte, die Männer und Burschen mit Horn und Trompete blasen in London, Paris und Brüssel in den Schenken und vor den Kaffeehäusern. Fast Alle kommen aus diesen Dörfern. Sollte man's glauben? fast schon seit hundert Jahren wird in diesen Hütten Musik getrieben, tausend und tausend Musiker sind bereits von hier aus in die Welt gegangen, und hunderte streichen die Geige und blasen das Horn, um im nächsten Frühjahre hinauszugehen. Herr, es ist ein seltsames Leben in diesen Dörfern. Wenn man Abends die Gassen hinabgeht, ist Alles Musik und Gesang. Das Horn, die Flöte, der Baß und die Harfe schmettert, klagt und brummt und klimpert, daß es eine Lust ist und ein

Jammer. Blickt man durch's Fenster, da sitzt die Mutter und schleußt Tannenholz zu Lichtspänen, der Vater aber legt die Geige an's Ohr und stimmt sie und spielt die Walzer, die er am Pfluge ersonnen. Das einjährige Kind, mit kaum einem Hemd am Leibe, rutscht schon auf einem Beine in der Stube herum, sucht das Waldhorn aus den Notenpäcken hervor und tutet drein, daß lachen muß, wer es ansieht. Fast Alles, was in diesen Dörfern lebt, ist Musiker; die Greise, die das Feld bestellen oder bei einer Profession sind, waren einst Musiker und haben sich erst nach langen Reisen zur Ruh gesetzt, von den Hausfrauen, die nun so wirthschaftlich das Haus bestellen, haben sich die meisten einst als Harfnerinnen umgethan. Auch ich, der ich Euch alles das sage, bin als Bube von zwölf Jahren mit vielen Andern, die Flöte unter dem Arm, ausgezogen und bin bis nach Paris gekommen."

Ich hörte aufmerksam zu, und da der Alte innehielt, bat ich ihn fortzufahren. „Ihr müßt dort Viel erlebt haben," meinte ich, „was des Erzählens werth ist."

„Von meiner Wanderschaft," erwiderte der Alte, „ist wenig zu sagen. Ich war zu jung hinausgekommen, als daß ich was Rechts hätte erleben können. Einmal in Paris ward mir angst und bange und wie einem ausgesetzten Kinde zu Muth. Ich verlangte wieder heim. Ach seht, es ist eine ungeheure Stadt, und dabei so schlecht und verderbt, daß man denken muß, wenn man dort stirbt, so kann man von dort unmöglich in den Himmel kommen. Ich hatte Vater und Mutter daheim und von den Musikern, bei denen ich stand, war Niemand aus der Freundschaft, Niemand, der sich meiner annahm. So kam es, daß, wenn ich vor den Thüren die lustigsten Walzer aufspielte, die hellen Thränen mir die Backen herabliefen. Zum Glück kam eine Bande böhmischer Musikanten derzeit in Paris an, die in England gewesen war — wider Willen eigentlich, denn ein englischer Schiffscapitain hatte sie dahin entführt, es wäre darüber eine ganze Geschichte zu erzählen — kurz eine andere Bande, die auf dem Rückweg war, kam dort an und ich ging mit ihnen heim. Wie ich vor Freuden geweint habe, als ich die heimathlichen Hütten wiedersah und das älterliche Feld — das ist nicht zu sagen und gehört nicht hierher. Nun gut, von meiner Reise weiß ich wenig, aber von Einem, der auch aus jenem Dorfe da unten auszog, vom armen Friedel, gäb's Viel zu berichten. Der arme Friedel! Habt Ihr nie von ihm gehört, Herr?" — „Nein, niemals." — „Es ist eine seltsame Geschichte," sagte der Alte, „fast unglaublich für Die, die nicht in diesem Gebirge geboren sind. Ich weiß nicht, ob ich sie Euch erzählen soll. Ihr würdet vielleicht über den armen Friedel lachen und das thäte mir leid, denn

ich hab' ihn noch gekannt und kann seiner immer noch nur mit Wehmuth gedenken."

Ich bat den Alten, zu erzählen. Er blieb eine Zeit lang, den Blick auf die Erde gerichtet, in tiefes Schweigen verloren und schien seine Erinnerungen zu sammeln; dann kehrte er sich um und blickte in die übersonnten Höhen hinaus. Plötzlich fuhr es wie ein Blitz innerer Bewegung über sein starres Gesicht, die braunen eingestürzten Wangen rötheten sich, aus den Augen schlug ein seltsames Feuer auf.

„Seht Ihr den Bergrücken dort, der durch eine Feldschlucht mitten durch gespalten ist?" fragte er in seltsamer Hast. — „Das weiße Gebirgsgrat, das von der Sonne so roth angeglüht ist?" sagte ich. — „Richtig, es ist von einer tiefen Schlucht gerissen, in deren Grund ein Bach hinbraust, den Ihr nicht sehen könnt. Und nun — seht Ihr in der Luft über dem Bergrücken die schwarzen Vögel kreisen?" — „Es scheint eine Schaar von Geiern zu sein." — „Herr, das sind die Geier, die das Gold des armen Friedel bewachen!" sagte der Alte dumpf vor sich hin.

Ich blickte meinen Führer verwundert an und, das Kinn in die Hand gestützt, begann er wie folgt:

Der arme Friedel kam in einem jener Dörfer zur Welt und war der Sohn eines Musikanten, der weit herumgekommen war und sich dann mit der Tochter eines wohlhabenden Bauern verheirathet hatte. Er war ein schöner, bleicher Knabe, der eine Scheu vor Menschen hatte und sich Tage lang in den Haiden und Schluchten dieser Berge umhertrieb. Es ist nicht selten, daß die Einsamkeit hier oben, die Stimme der Wässer, der Schall und Widerhall in den Bergen, bei den armen Leuten, die hier geboren werden, einen stillen, brütenden Ernst erweckt, daß sie von den Menschen abseits gehen, als suchten sie etwas Geheimnißvolles, das man in den Städten nicht kennt und nicht begreift. Es gibt hier Leute, die einsam und in sonderbarem Tiefsinn verloren, den Quellen und Erzen in den Eingeweiden der Erde nachspüren, Andere, die plötzlich die Gabe der Weissagung erhalten. Der Friedel forschte nun zwar nicht nach Erz und Quellen, noch viel weniger las er in den heiligen Büchern, bis der Geist des Predigens und Prophezeiens über ihn kam — aber er mochte doch seine seltsamen Gedanken haben, daß er Tage lang in den Bergen umherzog und Abends die Taschen voll Kräuter und Steine heimbrachte. Frühzeitig hatte er die Geige spielen gelernt, aber er übte seine Kunst nicht, um, wie die Andern, die lustigen Walzer aufzuspielen, mit denen der böhmische Musikant die Städter zu belustigen weiß, er trug sein Instrument in die Einsamkeit der Felsen, und wenn er heim=

kam, wußte er so schöne und seltsame Weisen, daß der härteste und kälteste Mensch davon ergriffen ward. Niemand konnte begreifen, wo er das Alles herhabe und so sagten Manche, er müsse mit den Geistern in Verkehr sein, die hier in gewissen Nächten des Jahres umgehen und sich den Menschen von reinem Herzen oft freundlich erweisen.

Eigentlich war seine Mutter Schuld daran, daß er so absonderlich gerathen war. In frühern Jahren, wenn er weinte und nicht einschlafen wollte, sagte sie zu ihm: „Friedel, wenn du älter sein wirst, kriegst du eine schöne Braut mit Haaren von purem Gold und blauen Veilchenaugen. Schlaf nur, mein Kind, du bist zum höchsten Glück berufen."

Das hatte sich der Knabe gemerkt, und als er nun heranwuchs, wollte er immer die Jungfrau mit dem Goldhaar und den Veilchenaugen suchen gehen. Er meinte, er müsse ihr in der Einsamkeit oben früher oder später begegnen.

Indeß hatte sich ein Dorfkind, die Christel des herrschaftlichen Jägers, die ich auch gekannt habe, in den schönen Friedel sterblich verliebt. Abends, zur Zeit, wenn er in's Dorf zurückzukommen pflegte, erwartete sie ihn schon am Wege hinter dem Schlehdorn versteckt, und kam hervor und sagte: „Wo bist du wieder gewesen, Friedel? Bist wohl recht hungrig, du armer Bub?" Da breitete sie wohl die Schürze auseinander, holte Semmel oder Kuchen hervor und lud den Knaben ein, sich neben ihr auf den Rain zu setzen. Er aber war recht hart mit dem armen Kinde. Sah er ihr nicht die Liebe aus den Augen vorleuchten? Wohl setzte er sich zu ihr, aber nur, um ihr von der Jungfrau mit dem Goldhaar und den Veilchenaugen zu erzählen, die er noch immer nicht gefunden habe.

Da kam Friedel's Mutter, die immer schwach und kränklich war, zu sterben. Als sie auf dem Todtenbette lag, rief sie ihren Sohn zu sich und sagte: „Friedel, du bist nun alt genug, um dich durch's Leben zu schlagen. Nimm dich, wenn ich gestorben sein werde, deines kleinen Brüderchens an. Dein Vater ist jung und lebensfroh, er wird seine Christel bald vergessen und gar bald wieder heirathen. Ich kenne auch Die, die deine Stiefmutter werden wird, und das kommt noch eben hinzu, mir das Herz zu brechen. Dich wird's so hart nicht treffen, aber dein armes Brüderchen, das ein so schwaches Kind ist, wird viel zu leiden haben. Nimm dich seiner an und sei ihm, wenn ich nicht mehr bin, Schutz und Schirm. Vom hohen Himmel werd' ich auf dich und den Kleinen herabsehen und dich segnen, wenn du an ihm deine Pflicht erfüllst. Mehr erlaubt ja Gott den armen Todten nicht."

Bald darauf starb die Gute und was sie gesagt, traf wunderbar ein. Friedel's Vater verheirathete sich, als das übliche Trauerjahr kaum vorüber war. In der ersten Zeit war die neue Frau freundlich mit den hinterlassenen Kindern, aber als eigne Kinder ankamen, da hatten die Waisen gar viel zu leiden. Knappe Kost, harte Worte und viel Schläge Tag für Tag! Da nun der Vater wieder auf die Wanderschaft gegangen war und die Frau das Regiment im Hause allein in den Händen hatte, so mußten die beiden Waisen so Unsägliches leiden, daß es alle Nachbarn empörte. Da eines Tages, als die Stiefmutter nach dem Kleinen mit einem Löffel geworfen hatte, daß er weinend und blutend, am Kopfe getroffen, dalag, da konnte Friedel es nicht mehr aushalten. Er erinnerte sich des Auftrags seiner Mutter und schwur, ihn fortan nach bestem Vermögen zu erfüllen. Als die Stiefmutter oben auf dem Boden des Hauses beschäftigt war, nahm er das Brüderchen auf den Arm und ging mit ihm fort, um das väterliche Haus nie mehr wiederzusehen.

Es war im Herbste gegen das Ende des Tages, der kalte Wind blies über die Halde. Friedel wanderte rüstig fort, den Kleinen tragend; aber so voll war sein Herz von Gift und Groll und Angst und Sorge, daß er nicht achtete, wohin er ging und sich mit einem Male bei einbrechender Nacht in einer fremden Einsamkeit sah. Er hielt an und horchte, nur Wildwasser hört er rauschen; er rief, aber der Wind schnitt ihm die Stimme vom Munde weg und Niemand gab Antwort. Das Kind auf seinem Arme fing an zu schreien vor Hunger und Kälte, aber Friedel hatte in der Hast seiner Flucht nichts als seine Geige und ein Bündel Kleider mitgenommen. So lief er weiter, Verzweiflung im Herzen. Plötzlich erblickte er in der Nähe, im Dunkel der Bäume eine verlassene Scheuer. Er eilte auf diese zu, weiter in der Tiefe des Thales war ihm als blickten Lichter. Ein Dorf, aus dem Hülfe zu holen, schien in der Nähe. Friedel's Brüderchen, das arme, kränkliche Kind war nach langem Weinen eingeschlafen und athmete friedlichen Schlummer. Friedel, der vom Tragen todtmüde, dachte: ich lege den Kleinen hier in der Scheuer auf's Heu, er schlummert wohl ruhig weiter, bis ich für uns Beide ein anderes Nachtlager schaffe.

Aber Lichter in der Nacht sind täuschend. Das Dorf war fern, sehr fern und als Friedel endlich hinkam, da waren alle Häuser verschlossen und das Pochen an den Thüren wollte nichts helfen. Immer kälter wehte der Wind, die ersten Schneeflocken wirbelten von dem sternlosen Himmel herab. Friedel setzte sich auf die Schwelle eines Hauses nieder und weinte bitterlich. Von seinem lauten Schluchzen erwachte endlich ein altes Mütterchen, schlug

das Fenster auf und frug den armen Jungen nach der Ursache seines Leides. Er erzählte Alles, daß er ohne Heimath und Brod und Schlafstätte sei und das Brüderchen, um das er sorgen müsse, ferne in einer Scheuer verlassen habe.

Die Alte war eine gute Frau, sie kleidete sich an, steckte eine Laterne an und versprach beiden Kindern Quartier und Essen schaffen zu wollen, bis sie ein weiteres Unterkommen gefunden haben würden. Dann machte sie sich auf, die Laterne in der Hand und von Friedel geführt, um den Kleinen zu holen. —

Durch die Finsterniß tappend, erreichten sie die Scheuer. Die Alte leuchtete auf's Heu hin, da lag der Kleine in der frühern Stellung. Aber da sie ihn aufhob, war er eine kalte, starre Last — Friedel's Brüderchen war todt. —

Friedel's Schmerz, als er den Tod des Pfleglings nicht mehr bezweifeln konnte, war ohne Grenzen. Als man den Kleinen begrub, warf er sich ihm in's Grab nach, man mußte ihn mehrere Tage bewachen, denn er hätte sich um's Leben gebracht. Im hitzigen Fieber, in das er darauf verfiel, glaubte er immer die Mutter vor sich zu sehen, die ihn des Vergessens eines heiligen Eides anklagte. Als er genesen war, ging er zum Pfarrer zur Beichte und sprach: „Ich bin nicht besser als ein Mörder, leget mir die schwerste Buße auf, die nur auszufinden ist."

Der Pfarrer, der ihn so zerknirscht sah, suchte ihn zu beruhigen, anstatt ihn noch tiefer zu demüthigen. Er verwies ihn auf die göttliche Gnade und versicherte ihn, daß die reine Kindesseele den geraden Weg in die Wohnung der Engel gefunden habe, da sie den kranken frühgebrochenen Leib abgestreift.

Aber Friedel's Thränen und Klagen waren nicht zu stillen. „Nicht um des Kleinen, um meine eigene Seele wein' ich," sprach er. „Sie steht meineidig und eidesvergessen vor dem Geiste meiner Mutter, die vom Himmel auf mich herabzusehen versprach." Und wie er denn ein Sohn des Gebirges immerfort Metalle und Erze im Sinne trug, that er in die Hand des Pfarrers ein seltsames Versprechen. „Ich ziehe jetzt hinaus in die Welt," sagte er, „denn an die Heimath bindet mich nichts mehr. Ich will darben und sparen und was ich durch mein Spiel gewinne, soll der Kirche gehören, auf daß meine Seele nicht ewiglich verloren gehe. Nicht früher will ich heimkehren, bis ich soviel Silber und Gold mir erspielt, daß davon eine Glocke zu gießen ist. Sie soll die schönste und hellste Glocke weit herum im Lande sein. Nicht eher will ich rasten und mich entsühnt glauben, bis ich die Glocke von diesem Kirchthurm tönen höre.

Als Friedel dieses Gelübde gethan, zog er von dannen. Bald allein, bald in Gesellschaft anderer Musikanten bereiste er die größten Städte Deutschlands und Italiens. Wohin er kam, erregte sein Spiel Verwunderung, der Trupp Musiker, bei dem er stand, wurde berühmt und gesucht. Wenn er hervortrat und seine Solo's geigte, da blieb kein Herz kalt, die Frauen vollends schwärmten alle für den fremden Musikanten, dem eine so tiefe, geheimnißvolle Trauer die Wangen gebleicht hatte. Aber nicht lange hielt er es an einem Orte aus, er schlug jede feste Stellung, die ihm angeboten ward, aus, und floh Alles, was ihn binden konnte, um ein echter wandernder Musikant, den Stab in der Hand, die Geige unter dem Arm, seine Straße zu ziehen. Wohl zechten seine Genossen in den Schenken und verthaten die Groschen, die sie sich mit Walzern erspielt, er saß abseits bei dem halben Laib Brod und der Kanne Bieres, und wenn Alle schliefen, da stand er auf und zündete Licht an und nähte die Silberstücke, die er sich verdient, in seine Kleider. Wunderbare Macht des Metalls! Je reicher er ward, desto unersättlicher wurde er und desto härter auch. War er früher ein guter Kamerad gewesen, der Jedem gern aus der Verlegenheit heraushalf, so ward er jetzt ein verschlossener, stummer Gesell, der die Drangsal seiner Nächsten kaltherzig ansehen konnte. Da ihm nun vollends einmal einer seiner Genossen die Kleider mit all dem eingenähten Gelde wegstahl, daß er von Neuem anfangen mußte mit Sparen und Zusammenscharren — da wurde er immer ernster und zuletzt ganz menschenfeindlich. Wenn es Abends ward und von nah und fern die Glocken läuteten, da hielt er nicht mehr unterm Dache aus. Er wanderte zur Stadt hinaus, setzte sich draußen auf einen Stein und helle Thränen flossen über sein Gesicht. Er dachte daran, daß er noch immer nicht genug Gold habe, im älterlichen Dorfe die Glocke gießen zu lassen.

Immer weiter und weiter kam Friedel nach Italien herunter und immer verworrener wurden die Kunden, die man in der Heimath von ihm erhielt. Es hieß, er habe zuletzt mit seiner Bande vor dem Palaste einer hohen Dame gespielt, die sei auf den Balcon herausgetreten und habe sich an seinem Spiele nicht satt hören können. Dann, als er in die Schenke zurückgekehrt sei, habe ihn ein reichgekleideter Lakai abgeholt und er sei nicht wiedergekommen. Seine Gesellschaft zerstreute sich, als sie ihren Kapellmeister verloren, und Jahre vergingen, wo er verschollen war und Niemand auch nur das Mindeste von ihm wußte.

Später, Jahre lang später, spielten böhmische Musikanten aus Utwa vor einem Landhause in der französischen Schweiz. Ein schwarzgekleideter

Herr trat heraus, beschenkte sie reichlich und begehrte von ihnen ein gewisses Lied zu hören. Die Musiker stutzten, denn mit dem Liede, das der Herr verlangte, hat es eine eigne Bewandtniß. Es ist das Lied zum Lobe der Heimath, das der böhmische Musikant in der Fremde nicht spielen darf. Denn wie der Schweizer im flachen Lande das Alphorn nicht blasen hören kann, ohne das Heimweh zu bekommen, ebenso kann der böhmische Musikant das Heimathslied nicht aufspielen, ohne zu meinen, er müsse vor Herzeleid sterben. Lange weigerten sich die Musiker, das Lied zu spielen; endlich traten zwei hervor, stimmten die Geige und begannen erst zaghaft, dann lauter und lauter das wunderbare Lied.

Und da nun zugleich die Abendglocken von ferne zu läuten anfingen, da hielt sich der fremde Mann nicht länger. Thräne auf Thräne rann ihm die Wange herab. „Kennt Ihr mich nicht mehr, Freunde?“ rief er endlich. „Ich bin der Friedel aus dem Musikantendorfe oben im Gebirge. Heute noch kehr' ich mit Euch in die Heimath zurück.“

Das Erstaunen, die Freude der Leute war ohne Grenzen. Zuletzt wollte ihn Jeder erkannt haben und vor alter Zeit sein bester Freund gewesen sein. Indessen hatte sich Friedel so verändert, daß er nicht zu kennen war. Er war früh gealtert, und ob er gleich erst fünfunddreißig Jahre zählen mochte, hatte er schon ganz graue Haare. Was ihn vor der Zeit so alt gemacht, sagte er nicht, und Keiner wagte es, ihn nach seinem Leben zu fragen, denn eine seltsame Scheu hielt Alle gefesselt, und ob er gleich der Kamerad Aller aus alten Zeiten war, er war doch auch wie ein anderer Mensch und keiner der Ihren mehr. Er fragte nach seinem Vater, dem Pfarrer, seiner Stiefmutter — man sagte ihm, sie lebten Alle noch, hätten aber jede Hoffnung aufgegeben, künftighin etwas von ihm zu erfahren. Und mit einer tiefinnerlichen Angst fragte er nun, ob auch die kleine Christel vom herrschaftlichen Jäger noch lebe. Die Antwort war, daß sie lebe, noch unverheirathet und oft in der Kirche betend zu sehen sei — und da flossen seine Thränen!

Des Morgens rüsteten sich die Musiker auf ihrer Herberge zum Aufbruch, als mit einem Male Friedel unter ihnen erschien. Er trug die schwarzmanschesterne Jacke, in der man ihn früher gesehen hatte, ein reichangefüllter Gurt war ihm um den Leib geschnallt.

„Meine Freunde,“ sagte er, „in diesem Gurt liegt ein Goldstück bei dem andern. In die Heimath zurückgekehrt, laß ich aus den Münzen die schönste Glocke gießen, die je über Land geklungen.“

Die Leute lächelten, sie meinten, „der arme Friedel müsse im klugen

Auslande längst von dem abenteuerlichen Gelübde abgekommen sein. Einer sagte: „Wie seine Augen blitzen! er ist wohl nicht recht bei Troste."

Durch Tyrol, Oesterreich und das ebene Böhmen zogen die Musikanten heimwärts. Es war wieder Herbst, die Zeit, wo es nur eines Hauches bedarf, um das bunte, kranke Laub von den Aesten zu blasen. Rauher und rauher wehten die Lüfte, als die Männer den Bergen näher kamen, die amethystblau durch die klare Abendluft herüber schimmerten. Da erschienen die Dörfer in der Höhe, und alle Herzen wurden weich, einer fiel dem andern in die Arme und nannte ihn Bruder. Nun besteht bei den böhmischen Musikanten eine seltsame Sitte. Sie richten es so ein, daß sie alljährlich an einem bestimmten Tage nach Hause zurückkehren. Da gehen und fahren ihnen ihre Weiber und Kinder einige Stunden Wegs entgegen, einen Strauß an der Brust, mit den besten Kleidern geziert, das beste Essen, den edelsten Trunk in einem Tuche eingewickelt bei sich führend. Auch unsere Musikanten hatten sich an die alte Sitte gehalten und sie trafen mit andern Banden zusammen, die in andern Richtungen ausgezogen waren und wie sie den heiligen Tag der Heimkehr einhielten.

Als nun der Zug, der immer zahlreicher heranwuchs, aus den Thälern herauskam und die heimathlichen Haiden frei dalagen, da fuhr ein freudiges Jauchzen aus jeder Brust und alle Hüte flogen in die Höhe. Plötzlich erschien in der Höhe des Gebirges ein bunter, langer Zug von Menschen.

Es waren die Frauen der Musikantendörfer, die ihren Gatten und Geliebten entgegenzogen, und ein hundertstimmiges Jubeln tönte durch die Luft daher, von ferne, von ferne!

Friedel war immer stiller und schwächer geworden. Zuletzt hatten ihn seine Freunde auf eine Sänfte legen müssen. Da kauerte er nun ausgestreckt, das Antlitz bleich und elend, die Haare wüst um die Wangen, die Hand krampfhaft an den Gurt geklemmt.

„Wird die Christel mit im Zuge sein?" — fragte er mit schwacher Stimme. „Gewiß ist sie dabei," trösteten Alle. „An dem Tage der Heimkehr ist sie nie zu Hause geblieben. Freilich kam sie immer blässer und stiller zurück, da Ihr nicht unter den Heimkehrenden war't, aber ihre Hoffnung auf Euch ist noch nicht hin."

Friedel stöhnte und warf sich schmerzlich herum auf seiner Tragbahre.

Näher und näher kamen sich die Züge. Hundert Tücher wehten. Die Langgetrennten konnten sich schon wieder erkennen. Mit lautem Jauchzen flogen sich Gatte und Gattin, Geliebter und Schatz entgegen. Die Träger hatten Friedel sammt der Sänfte niedergestellt, er blieb der Letzte, und mühsam

schleppte er sich an den Rand des schaurigen Bergabhanges hin, ein kranker, gebrochener Mann.

Er suchte mit verzweifelnden Blicken umher. Jeder Ankömmling hatte Die gefunden, die seiner harrten, er stand allein und Keiner bekümmerte sich ferner um ihn. „Wo ist die Christel," fragte er. Die Antwort war, „daß sie gestorben sei — vor einer Woche."

Eine große Thräne quoll aus dem Auge des böhmischen Musikanten, seine Beine brachen zusammen und er mußte sich an einen Tannenbaum halten, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Und langsam löste er mit der andern Hand den Gurt, den schweren, goldgefüllten Gurt, rollte ihn zusammen — und schlenderte ihn in die Tiefe des Abgrundes, aus dem der dumpfe Donner des Wildwassers zu hören war. — Er kam in's Vaterhaus zurück, aber er lebte nicht lange mehr. Er war ein Mensch, der fortan auf der Erde nichts mehr zu thun hatte. Er sprach kaum ein Wort und ging zur Ruhe wie ein schon im Leben abgeschiedener Geist.

Aber über die Stelle, wo sein Gold versunken, kreisen seitdem allabendlich die Geier, als ob sie den Schatz bewachten. Das ist die Geschichte vom Friedel.

Mein alter Führer schwieg, hob dann das Bündel auf die Schulter und rüstete sich zum Weitergehen.

Ich blieb noch lange in Gedanken versunken. Denn über die tiefe Kluft, im dunkelglühenden Abendhimmel, kreisten die Geier.

K. S. B.

Tagebuch.

I.

Ein fliegendes Blatt.

Aus Prag.

Ich eile, Ihnen eine absichtlich wortgetreue Uebersetzung eines böhmischen Flugblattes zu senden, welches hier von Bilderkrämern verkauft wird und, wie Sie denken können, ungeheure Sensation macht. Glaubte man den aberwitzigen Worten, so hätten die Deutschen in Böhmen Ursache zu fürchten, daß sie von den Jesuiten gebraten und von den Czechen aufgefressen werden. Als authentischen Beweis schließe ich das böhmische Original bei, denn wahrlich, ich nähme es Ihnen kaum übel, wenn Sie meine Mittheilung für eine Mystification hielten. So etwas konnte sich ereignen im Jahre 1846 unter österreichischer Censur*).

Rede des Jesuitengenerals, gehalten zu Rom am 1. Junius 1846 in geheimer Versammlung zu den versammelten Jesuiten, Ligorianern und Redemptoristen. Aus dem Italienischen in's Böhmische übersetzt.

Freunde! Frankreich hat unsere Mitbrüder ausgestoßen, dasselbe gedenken die Schweizer zu thun, genügend ist auch dieses bekannt und ich habe nicht nöthig, weiter darüber zu sprechen; doch hingegen eröffnet sich uns der Weg in das Königreich Böhmen, seine Aristokratie begünstigt uns. Dorthin senden wir nun die hier gegenwärtigen verjagten Brüder, dort setzen wir sie fest und breiten so die Arme unserer Macht über dieses Land.

Es ist dies dasselbe Reich, dessen Bewohner vor vier Jahrhunderten in religiöser und nationeller Hinsicht als Reformatoren auftraten und durch ihre Auf-

*) Wir haben in der That das czechische Original vor uns liegen. Es besteht aus einem großen halben Bogen in der Art, wie die Regierungsplacate und Patente gedruckt sind. Daß es übrigens mit österreichischer Censur gedruckt ist, bezweifeln wir entschieden. Es ist schon mehrere Male vorgekommen, daß derlei fliegende Blätter in böhmischer Sprache auf dem flachen Lande wie in der Hauptstadt verbreitet wurden, ohne daß man den Druckort erfuhr; wir erinnern nur an die „Prophezeihungen des blinden Jünglings", welche, der äußern Ausstattung nach zu schließen, offenbar in einer Winkelbruckerei oder mit einer Handpresse gedruckt wurden. Das vorliegende Fluglatt ist allerdings sehr gut und correct gedruckt, doch ist weder die Buchdruckerei noch der Druckort angegeben. Daß die ganze dem Jesuitengeneral in den Mund gelegte Rede apokryphisch ist, wird sogleich nach den ersten Zeilen sichtbar. Doch bleibt das Mittel, mit welchen man auf die untersten Volksklassen gegen die Jesuiten zu wirken sucht, im hohen Grade merkwürdig. D. Redaction.

klärung und ihren Heldenmuth fast ganz Europa in Bewegung setzten, wobei sie den ganzen Katholicismus demüthigten und am Zügel hielten. Zweihundert Jahre später gelang es den Jesuiten, unsern Vorfahren, Zwiespalt in diese Nation zu bringen, sie in die Schlacht am weißen Berge zu verstricken und nach dieser, obgleich das Volk noch voll Kraft und Ruhm war, aller ihrer Aufklärung, ihrer Macht und ihres Ruhmes zu berauben, so daß sie in schwarze Nacht und Unwissenheit, ja in Sklaverei und Schande verfiel. Bei dem Heldengeist des czechischen Volkes konnten dieses unsere Vorfahren freilich nur durch das Vergießen von Strömen böhmischen Blutes und der Vertreibung einer großen Menge Czechen aus dem Lande erreichen; aber durch diesen Vorgang war das Volk so geschwächt und gelähmt, daß von den vier Millionen Czechen nur eine Million im Lande blieb, — und dieses ungeheure Resultat förderten die herrlichen Jesuiten in nur zwei Jahren nach der Schlacht auf dem weißen Berge.

Darnach leuchtet hervor, daß der Sieg unseres Ordens über die czechische Nation den höchsten Gipfel des Glanzes erreicht hat, welcher Glanz aber später durch die österreichische Regierung zu Nichte gemacht wurde, indem, wie bekannt, die Kaiserin Maria Theresia auf Anstiften ihres Sohnes, des nachmaligen Kaisers Joseph, unserem Orden befahl, das Königreich auf immer zu verlassen.

Seit dieser Zeit auch schreiten die Czechen auf dem Wege der Aufklärung vorwärts und beeilen sich, den ganzen Slaventhum (slowanstro), welches mehr als eine Hälfte Europas einnimmt, die Fackel der Menschenwürde anzuzünden.

Unsere Sorge muß es nun sein, dieses in Ausbildung, Gefühl und Nationalität vorwärtsschreitende Volk auf seiner Bahn aufzuhalten, damit die Strahlen seines Lichts in der weiten slavischen Nation nicht durchdringen, damit die 80 Millionen zählenden Slaven zu unserem Vortheil und Nutzen in ewiger Finsterniß befangen bleiben. Gelingt es uns zum zweiten Male, die czechische Nation in ihrem geistigen Erwachen in Finsterniß und Einfältigkeit zurückzuführen und ihren Geist zu fesseln, so erwerben wir uns unendlichen Ruhm und sichern uns zugleich die Herrschaft über das Slaventhum überhaupt.

Damit aber unsere Brüderschaft in Böhmen zur Herrschaft komme, dürfen wir die Mittel nicht vergessen, welche wir zur Erreichung unserer Plane gewählt. In Rücksicht auf Böhmen will ich sie euch von Neuem in's Gedächtniß rufen und dringend an's Herz legen.

1) Bei den Böhmen beginnt das Licht allenthalben den Verstand zu erleuchten, so daß sich das Verlangen nach Menschenrecht mächtig in ihnen kundgibt. Wir wollen aber Finsterniß auf die Völker wälzen, denn Gott hat ja auch die Nacht erschaffen, damit sie zu Theil werde dem Laien-Volke, wir behalten den Tag für uns.

1) Liebe, Eintracht und Gradheit verbreitet sich unter ihnen durch die leitende Hand der eifrigen Vaterlandsfreunde. Wir aber müssen ihrem Bestreben wehren, das Volk verunreinigen, Deutsche gegen Czechen reizen und überhaupt dahin zielen, daß Stand mit Stand, Dorf mit Dorf, Stadt mit Stadt, Bürger mit Bürger, Bauer mit Bauer, Frau mit Mann, Bruder mit Bruder, im steten Streite sei. Und ist um und um Streit und Zwietracht, dann öffnen sich die Adern des Volkes und in Strömen fließt aus ihnen sein Blut. So sollen die

Czechen in ihrem Blute sich winden, vergehen wie die Schweizer, welchen wir den Funken des Unfriedens in die Brust warfen, daß sie, nun alle Bruderbande zerreißend, einander zu morden beginnen. Das ist der Weg, auf dem sich das Menschengeschlecht selbst verdirbt und vernichtet.

3) Das Volk müssen wir verdummen, seinen Verstand abstumpfen, so daß sich Alt und Jung zu uns drängt, um zu beichten und uns die Geheimnisse der Familien aufdeckt, damit wir uns so die Herrschaft über die Gedanken erwerben, wobei wir vor Allem unsern Vortheil im Auge haben müssen. Eine andere, als die Eigenliebe, dürfen wir nicht kennen, daher auch der Jesuit und Ligorianer oder Redemptorist Niemand andern lieben soll, als sich selbst ganz allein. Freilich werden wir vor der Welt von der Liebe zum Nächsten sprechen, bei alle dem aber doch nur die Liebe zu uns selbst im Herzen bewahren.

4) An die Hölle, an Wunder und Ablaß müssen wir das Volk glauben lehren, ihm allein den Himmel über Sternen zeigen, während wir uns selbst des Erdenhimmels bemächtigen. Aus dem zeitlichen Himmel, welcher nur eine Vorbereitung zum ewigen ist, wollen wir sie, das Laien-Volk, mit der Hölle verjagen. Die Hölle muß den Czechen stets vor dem Angesicht stehen, sie müssen an sie glauben und sich von den irdischen Freuden gänzlich lossagen, denn suchte das Volk schon hier auf Erden den Himmel, so würde dadurch unsere Herrschaft vernichtet, indem sich Niemand anhalten ließe, die Frohne zu leisten und den Zehent zu zahlen, und dann wäre es mit uns zu Ende, wie mit allen Herren, die besitzen, nichts arbeiten und doch üppig leben.

5) Das reifere Alter wird sich schwerlich ganz unsern Absichten ergeben, daher wir uns der zarten Jugend bemächtigen müssen. In diese müssen wir den Samen des Aberglaubens, der Hölle und der Wunder säen, denn was der Mensch in seiner zarten Jugend in sein Gemüth aufnimmt, davon läßt er nicht so bald. Auf der Jugend also beruhe unsere Hoffnung!

6) Die Schulen müssen wir in unsere Hände bekommen, um die Jugend zu einem uns tauglichen Werkzeug zu machen. Haben wir einmal die Jugend gewonnen, so ist auch für die Zukunft das Volk in unserer Hand, dann führen wir es leicht am Gängelbande, wohin es uns beliebt, wäre es auch in die tiefste Sklaverei, wie den Stier in den Pflug.

7) Ingleichen müssen wir weiter das weibliche Geschlecht in unsere Netze fangen. Die jüngeren unserer Brüder, welche der Himmel mit blühendem Aussehen und fließender und lieblicher Rede begabt hat, mögen sich in die Herzen der Mädchen, Frauen und jungen Wittwen einschleichen und sie zur Liebe entzünden. Die ältern Brüder, deren Geist mit natürlichem Scharfsinn begabt ist, mögen Netze ihrer List nach den alten Gräfinnen und Fürstinnen auswerfen, welche ihre Jugend in Sünde und Unsitte verlebt, und deren es Viele gibt.

So werden die jungen Weiber unsere Brüderschaft in der Brust der Liebe, die alten Sünderinnen in ihrer Buße als treue Schwestern aufnehmen. So werden wir nach Bedürfniß die Untreue der Weiber und Geliebten bald verzeihen, bald dagegen mit der Hölle drohen. Denn nothwendig müssen wir die Weiber gewinnen, weil wir nur durch sie in die Familien und ihre Geheimnisse eingeführt werden können.

8) Die Nothwendigkeit gebietet uns, Heuchler, Schmeichler und Scheinheilige zu sein, fromm die Augen gen Himmel zu heben, mit einem Wort schlau wie Schlangen zu sein und die Welt zu täuschen.

9) Um Vermögen und Land zu erwerben, müssen wir uns des letzten Willens der Sterbenden bemächtigen, sie dazu bewegen, daß sie unserer Brüderschaft, als der Herstellerin des Glaubens, ihr Vermögen vermachen und ihre Verwandte enterben. Desgleichen müssen wir die alten Weiber dazu vermögen, daß sie recht viel auf das Leben zur Kirche bringen. Ueberall laßt uns Rosenkranzgesellschaften stiften, welche zum Götzendienst führen, obgleich er Christo verhaßt war, weil er von der wahren Religion abzieht und die Seele verwirrt, was aber grade unsern Vortheil mit sich bringt.

10) Die weltliche Geistlichkeit nimmt keinen Antheil an unseren Bemühungen, sondern unterstützt die Schulen, die wahre Religion und Sittlichkeit, ist allgemein bei allem Guten und Rühmlichen betheiligt, daher müssen wir sie um ihre Geltung bei dem Volke bringen und an die Stelle der weltlichen Geistlichen uns in die Herzen der Leute drängen.

11) Unter den Czechen müssen wir das Czechenthum unterstützen, damit wir für Vaterlandsfreunde gehalten werden und auf diesem Wege uns aller vaterlandsfreundlichen Fortschritte bemächtigen und so diese Männer auf unsere Seite bringen. Es wird dieses trotzdem sehr schwierig sein, denn in ihren Adern rollt ein edles unfeuriges Blut, sie wahren in ihren Herzen die ganze czechische Nation und sind im Volke die Sittlichsten und Erleuchtetsten. Die Liebe zum Vaterlande entzündet ihre Seele zu unermüdlicher Wirksamkeit, weil sie ihre Sache für eine heilige, ehrenhafte und rechtliche halten. Dabei sind sie offenen Gemüthes, leicht entzündbar, daher wenig vorsichtig und können daher durch unsere Klugheit verblendet werden.

12) Sobald wir etwas Einfluß im Lande erhalten, dürfen wir nicht zögern, den Buchhandel in unsere Macht zu bekommen, um alle freidenkenden Bücher, Bilder und Schriften aufkaufen und verbrennen zu können. Ueberall stehe was stehet; den Samen der Freiheit müssen wir ersticken, damit er nicht erwachsen könne.

13) Den Bauernstand, der viel materielle Kraft hat, dürfen wir nicht vergessen unter unsere Herrschaft zu bringen, was leicht gehen wird, denn der böhmische Bauer ist meinem Erachten nach albern; ebenso sind die Handwerker in den Städten, vorzüglich in Prag und den Kreisorten, stumpfsinnig und roh, weil sie in den Schulen Deutsch unterrichtet werden, welches sie nicht verstehen und also ebenso ungebildet die Schule verlassen, als sie dieselbe betreten.

14) Die Deutschen in Böhmen werden zunächst unserer List erliegen und uns gegen die Czechen dienen, denn zwischen ihnen besteht keine nationale Verbindung, wie bei diesen und darum werden sie, an Geist ohnehin schwächer, bei der Verdeutschung dieser leicht zum Streit gereizt werden können gegen ihre czechischen Brüder, denn größtentheils stammen sie aus czechischem Blut.

15) Des weiblichen Geschlechts müssen wir uns also gleich anfangs versichern, weil es noch nicht so sehr durchdrungen ist von dem Nationalgefühl und noch mehr der Sinnlichkeit lebt, als den Dingen seiner Nation.

Den Männern nähern wir nur nach und nach und mit Hülfe der Weiber unsere Netze; mit Denen, welche sich mit dem Wohl ihrer Nation beschäftigen, müssen wir besonders vorsichtig verfahren und unter vier Augen, mit diesen Vaterlandsfreunden müssen wir über die Regierung klagen, daß diese der czechischen Nation ihre Sprache und Rechte, das Erbe ihrer ruhmvollen Väter, vorenthält und in unmündiger Sclaverei fesselt.

16) Sollten sich aber die Czechen trotz der Anwendung dieser Mittel doch nicht in unsere Netze jagen lassen, dann fachen wir im Stillen die Flamme zwischen Czechen und Deutschen an. Die Czechen hetzen wir unter dem Mantel der Nationalität in ungünstiger Zeit gegen die Regierung, da übersprudelt das kühne czechische Blut und eine zweite Weißenberger-Schlacht ersteht, in welcher wir die letzten czechischen Geschlechter auf immer zu Boden werfen und die Nation wie vor 200 Jahren zertrümmern.

Da endigte der General seine Rede, und die ganze geheime Versammlung schritt zur Berathung über die Ausstattung der Jesuiten und Ligorianer nach Prag; Jesuiten und Ligorianer sind schwarze Vögel einer Gattung.

Man sagt, die Fürstin von Lobkowicz habe diesen Verderbern der menschlichen Seele in Prag ein Haus gekauft; wenn dem so ist, wäre es angemessen, daß die Czechen für sie zu Gott dem Herrn beten möchten, er möge ihr diese übergroße Sünde, welche sie gegen ihr Vaterland sich hat zu Schulden kommen lassen, verzeihen. Ein so einfältiges Weib sinkt gewöhnlich durch Dummheit so tief. — „Sprosta wssak žena ta neyspjsse z blanposti tak hluboce klesla."

II.

Heine's „Atta Troll."

„Lalala — er ist da, wieder da!" mit seiner braunen Mandoline und das Volk, alt und jung zieht hinter ihm her, wie weiland die Hamelner hinter ihrem Rattenfänger. Diesmal hat er sich als Bärenführer hereingeschlichen, um nicht gleich in die Hände der hohen Staats- und Moralitätspolizei zu fallen, die, wie er uns versichert, auf ihn fahnden läßt, und der braune Bär, Atta Troll, den er zuerst in der „eleganten Welt" tanzen ließ, wird nun von ihm auf die Leipziger Messe getrieben.

Diesmal ist Heine's Auftreten, nach einer langen Pause mit einem uns schon zumeist bekannten Gedichte, ein minder wirksames und lärmendes als sonst, er ist sogar in seiner Weise anspruchslos und versichert uns in der Vorrede ganz treuherzig, daß er bei der Publication einem Drange gefolgt sei, der wahrlich nicht von innen komme. Wenn auch Atta Troll an das kostbare „Wintermährchen", dieses geistreiche Gedicht, von dem nur zu bedauern ist, daß es mit der Gegen-

wart, die es so vortrefflich abspiegelt, verblassen und absterben muß, nicht hinanreicht, so finden wir eine Menge jener echt poetischen wunderbaren Schilderungen und Weisen darin, die Heine's Ruhm gegründet haben, und in denen er unerreicht dasteht. Folgen wir dem Dichter auf seinem Wege, von dem er freilich mancherlei Absprünge macht. Auf dem Platze des Pyrenäenbades Cantereth tanzt Atta Troll, ein baskesischer Bär, mit seiner Gattin Mumma.

Steif und ernsthaft mit Grandezza
Tanzt der edle Atta Troll,
Doch der zott'gen Ehehälfte
Fehlt die Würde, fehlt der Anstand,
Ja es will mich schier bedünken,
Daß sie manchmal kankanire —

was ihr von dem Bärenführer, der die Immoralität ihres Tanzes bemerkt, einige Hiebe zuzieht. Atta Troll, dem, trotz seines Anstandes, auch einige übergezogen werden, reißt sich plötzlich von der Kette los und verschwindet im Gebirge. Sehr komisch ist die Wuth des Bärenführers geschildert, die er an Mumma ausläßt, die statt dem Beispiele des Gatten zu folgen, dumm genug war, sitzen zu bleiben. Zauberhaft ist der nächste Gesang (III), wo der Dichter seinen Pegasus apostrophirt:

Nur der eignen Lust gehorchend
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus,

Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtroß der Parteiwuth
Das pathetisch stampft und wiehert.

— — — — — —

Trage mich, wohin du willst,
Ueber luftig steilen Bergpfad,
Wo Cascaden angstvoll kreischend
Vor des Unsinns Abgrund warnen!

Trage mich durch stille Thäler,
Wo die Eichen ernsthaft ragen
Und den Wurzelknorr'n entrieselt
Uralt süßer Sagenquell!

Atta Troll, in seine Höhle rückkehrend, findet seine Familie dort und hält ihr Vorlesungen über Zeitfragen, die mit der geistreichsten Malice behandelt sind Maßmann, Heine's alte Antipathie, Raumer, und besonders Freiligrath, dessen überladene bilderschwere Weise er treffend verspottet, müssen herhalten, um Beweise für die bärenhaften Sentenzen Atta Trolls abzugeben und nachdem er sich mehrere Capitel hindurch mit Ironisirung von Tendenzen und Zuständen befaßt, wirft er sich wieder mit einer prächtigen Schilderung eines Gebirgsmorgens in den Pyrenäen auf den verlassenen Stoff zurück, aber schon wieder zieht ihn der Anblick eines zerlumpten Spaniers, der am Pont d'Espagne bettelt und einiger Wanzen auf seinen Betttuche ab, und erst nach einigen Witzen, führt er uns im nächsten Capitel die unheimliche Figur des Bärenjägers Laskaro vor, Sohn der

Hexe Uraka, wird er nur durch ihre Zauberkünste am Leben erhalten. Der Dichter und Laskaro schiffen zur Hütte seiner Mutter hinüber. Allenthalben sind dazwischen jene herrlichen, treffenden Schilderungen verstreut, die wir nicht genug bewundern können. Wir möchten das ganze 15. Capitel hersetzen, das die Hütte eines Capoten schildert, eines baskesischen Paria, wenn es der Raum gestattete. Dieses Capitel ist an sich ein wahres Meisterstück poetischer Beschreibung. In der Hütte der Uraka sieht der Dichter außer einer mit den besten romantischen Farben gemalten Scene, wo die Hexe ihren todten Sohn mit der Salbe bestreicht, die ihn lebendig macht, einen phantastischen Geisterspuk, eine wilde Jagd nämlich, die sehr ernsthaft anfängt, aber bald in ein wildes, tolles Durcheinander sich löst, in die tiefen, ernsten Töne pfeift und kichert es hinein und vor den Augen wird es wirre. Da müssen Göthe und Shakespeare, jener von Hengstenberg, dieser von den Puritanern, als Weltkinder verflucht, den Geisterritt allnächtlich mitmachen und mit Shakespeare auch sein harmloser Berliner Commentator, der selige Franz Horn auf einem Grauen reitend, der nur mühsam und stolpernd dem Renner Shakespeare's folgen kann. Ach, klagt Heine —

ach! mein stiller Franz muß reiten
Er, der kaum gewagt zu gehen
— — — —
werden nicht die alten Jungfern,
Die gehätschelt seine Ruhe,
Sich entsetzen, wenn sie hören,
Daß der Franz ein wilder Jäger!

Im Nachtrabe reiten endlich drei Damen, Diana, Fee Abunde und die Tochter des Herodes, die das blutige Haupt Johannis des Täufers, den sie so geliebt, daß sie ihn tödten ließ, mit sich trägt und es unaufhörlich küßt. Mit großem Behagen tummelt sich der Poet in dieser Geistergesellschaft und schildert endlich das tragische Ende Atta Trolls, der von Uraka, die Mumma's Gebrumme nachahmend, aus der Höhle gelockt und von Laskaro erschossen wird. Sein Pelz wird zwar verkauft, aber Atta Troll die Unsterblichkeit verheißen:

Der ****** setzt ihm
In Walhalla einst ein Denkmal
Und darauf im ******
Lapidarstyl auch die Grabschrift:

Atta Troll, Tendenzbär, sittlich
Religiös, als Gatte brünstig
Durch Verführtsein von dem Zeitgeist
Waldursprünglich Sansculotte;

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust,
Manchmal auch gestunken habend,
Kein Talent, doch ein Charakter!

Mumma hat mittlerweile im Pariser Jardin des plantes eine lebenslängliche Anstellung gefunden und sich dort, Atta Troll treulos vergessend, in einen russischen Eisbären verliebt, was uns der Freiligrath'sche Mohrenfürst, hier als Menageriewärter angestellt, erzählt. Den Schluß macht eine an die Vorrede an-

knüpfende Epistel an Varnhagen von Ense. Die Vorrede hat uns nur Anfangs gefallen, aber Heine geräth später in seinen alten Fehler, von sich allzuviel zu reden und gerade diesmal lauter schon oft gesagte Dinge von politischer Gesinnung und von seinem Exil bei der „schönen Juliette“ in Paris. Heine soll uns damit nicht necken wollen, denn wenn wir seinem Genie auch die unerhörtesten Concessionen machen, so muß er uns denn doch nicht für so närrisch halten, daß wir ihm auch noch glauben sollen, wenn er von seinem Weltschmerz und Märtyrthum spricht. Soweit sollte Heine das deutsche Publicum kennen, für das er zunächst den Atta Troll geschrieben hat.

III.

Aus London.

Jenny Lind und Thomas Carlyle. — Fanny Elsler und Anna Jameson. — Hudson der Eisenbahnkönig. — Vater Mathiews. — Bettina. — Eine Astronomin. — Gräfin Hahn-Hahn und Varnhagen von Ense. — Lola Montez.

Die goldene Zeit, von welcher die Poeten aller Nationen gesungen, wer wollte noch zweifeln, daß das neunzehnte Jahrhundert uns die Verwirklichung derselben gebracht, wenn wir einen Blick auf die Bühne der Welt werfen und übersehen, wem die „Hero-Worship“ der Völker, wem der Beifall der Großen, wem die Lorbeeren von Fürstenhand zufallen.

Die Zeitungen verkündigen: daß Jenny Lind Deutschland mit Bewunderung erfülle, daß Herzen und Börsen und Blumen und Lorbeeren der allgefeierten Sängerin zufliegen; — daß Serenaden und Fackelzüge jeden ihrer Schritte begleiten, und daß sie endlich einen halben Welttheil in Trauer versenkt, indem sie ein Engagement in Petersburg angenommen, daß ihr ein monatliches Einkommen von 50,000 Franken verspreche.

Indessen sie stolz auf ihrem Siegeswagen von Stadt zu Stadt und Land zu Land eilt, und Gold unter ihren Fersen rinnt, lebt einsam in einer bescheidenen Wohnung in Chelsea Thomas Carlyle, geschieden von allen jenen Freuden, die der Luxus oder eine volle Börse gewährt, — arbeitet vom Morgen bis in die späte Mitternacht, gönnt sich wenig Schlaf, ist spärlich mit jeder Stunde der Erholung — um der Welt nach zwei Jahren angestrengten Fleißes ein Werk vorlegen zu können, das seinem Namen und seinem Vaterlande ein Ehrendenkmal errichtet, — und für dieses Werk, das Leben Cromwell's — erhält er von seinem Herausgeber, was Jenny Lind in einer Nacht gewinnt, und von seiner Königin — **kein Wort!** Zu eben der Zeit tanzt Fanny Elsler vor den Großsöhnen der alten Dogen Venedig's und hält dann — einer Kleopatra gleich — unter einem Regen von Blumen und Juwelen ihren Siegeszug auf dem „großen Canal,“ von der stolzen Aristokratie der alten Republik in zwanzig Gondeln gefolgt, wobei der tausendstimmige Ruf: „Es lebe Fanny, die göttliche Künstlerin!“ zum weiten Himmelszelte aufsteigt und von der Menge mit freudigem Echo wiederholt wird. Ihr Kind, die kleine vaterlose Waise, sitzt indessen in den leeren Gemächern allein, hört die fernen frohlockenden Stimmen, die ihr gestern, der die Natur den

Namen einer Mutter, aber nicht das Herz einer solchen gegeben hat, und sehnt sich weit hinweg in jene Räume, wo ihrer zarten Kindheit Mutterliebe und Muttersorge gewidmet wurde. In Ecclestone Street bei Mr. G., da hatte sie Kinderfreuden und Kinderglück genossen, da war ihr gelehrt worden durch Selbstverleugnung und Uebung kleiner Pflichten, die Zufriedenheit derjenigen zu verdienen, denen sie die Stelle eigener Kinder ersetzen sollte und ersetzte, da hatte jeder Schritt auf dem Pfade des Guten seinen Lohn, jedes Vergehen seine Strafe gefunden. Und nun — wo Niemand da war, ihr Wollen und Wünschen zu beschränken oder zu befriedigen — nun sehnte sie sich nach jenem glücklichen Hafen zurück, in dem sie geborgen den Stürmen einer Welt hätte Trotz bieten mögen, und von wo die Laune, der Eigensinn ihrer Mutter sie in einer unglücklichen Stunde hinweggeführt hatte. Sie weinte jetzt, die arme kleine Theresa, und barg ihr dunkles Lockenköpfchen schluchzend in die Kissen, nach dem segnenden Kusse verlangend, ohne welchen die zärtliche Pflegemutter nie ihr eigenes Lager zu suchen pflegte.

Berauscht von Weihrauch, erschöpft und siegestrunken kehrt Fanny Elsler heim, entledigt sich unmuthig ihres glänzenden Schmuckes, und sucht, von neuen goldenen Siegen träumend, ihr Lager; indessen sitzt in einem kleinen Flecken England's, in Ealing, Anna Jameson, die vielgeschätzte Schriftstellerin vor ihrer grünüberschatteten Lampe, umgeben von ihren besten Freunden — ihren Büchern und Papieren. Sie hat dem geselligen Verkehr einer Hauptstadt, dessen Zierde sie war, entsagt, den Ertrag ihrer Nachtwachen und einer täglich unermüdeten Thätigkeit der Erhaltung einer alten Mutter und unversorgten Schwester zuzuwenden. Dieser schöne Beruf ist das Einzige, was ihr von mancher hingegangenen Lebenshoffnung für ihr Herz und den höhern Menschen in ihr geblieben ist, und heiter erträgt sie ein Loos, das den Meisten unter uns eine unerträgliche Bürde sein würde. Fanny Elsler tanzt in einer Nacht ein Vermögen zusamen; Anna Jameson pilgert mühsam durch die Kunstschätze Italiens, um von ihrem Buchhändler das kleine Auskommen eines Jahres zu gewinnen. Könige und Fürsten bestreuen den Weg der Ersteren mit Gold, während keine Zeitung den Aufenthalt der verdienstvollen Frau nennt.

Mr. Hudson gab seinen Krämerladen im Norden England's auf, und zog mit dem Ertrag seiner Eisenbahnspeculationen in das südliche England. Er kauft sich ein Haus bei „Albert Gate, Hyde Park," das mit seinen thurmgehäuften Geschossen einem parvenu gleich zu den Wolken aufschwebt, möblirt seine Zimmer mit Sammet und Seide, und läßt sich stolz in seinen Prachtgemächern nieder. Er hat durch Eisenbahn-Actien so viel gewonnen, daß er — statt mit der Elle zu messen, Staatspapiere unterzeichnet; daß er — statt die bei ihm vorsprechenden Käufer demüthig bis zum Wagen zu begleiten, selbst in einer Equipage mit reichgalonnirten Dienern fährt; — denn solch ein Mann ist kein Knicker, wo es mit Tressen besetzte Livreen gilt. Sein Vaterland hat ihm unterdessen den Ehrentitel eines „Eisenbahnkönigs", (rail roid king) beigelegt, und seine gigantische Form hebt sich unter dieser Benennung.

So weit der äußere Mensch geht, — so weit das Kleid den Mann macht, ist die Veränderung augenscheinlich, und das Recht sich unter den Großen groß

zu fühlen, ist ihm da nicht abzusprechen; aber — wollte ein Lavater in Miene und Ausdruck den Gentleman zu spüren versuchen, so möchte er ihn vergebens suchen. Der Kopf ist mit Zahlen gefüllt, aber nicht mit Gedanken. Sein Geschmack hat sich an der Kleidung seiner Diener geübt; — aber ein Canova bleibt ihm ein unnützer Stein. Er liest die City-Neuigkeiten; aber Sir John Herschel ist ihm ein Mann im Monde. Will er den Werth Anderer messen, so mißt er ihn nach Zahlen; seine Ideen sind Zahlen, seine Unterhaltung vom Zahlen, sein Trinkspruch, zahlt! — Solche Eigenschaften fordern Anerkennung. Hat ihn sein Zahlenverdienst zum König der Eisenbahnen erhoben, so erhebt es seinen Sohn und Erben zur besten Partie für die schönsten Töchter des Landes, gewinnt ihm die Ehre als gefeierter Gast auf den Festen des Herzogs von Buckingham zu erscheinen, und vermag die englische Aristokratie aus eigenem freien Antrieb einen Beitrag von 24,000 L. zu einem Ehrendenkmal für ihn zu unterzeichnen. Dem Verdienste seine Kronen.

Unterdessen pilgert Vater Mathiews mühsam von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, nimmt nicht Rücksicht auf Stand oder Vermögen, dringt — wie in die Paläste der Reichen, — so in die Hütte der Armuth, nimmt mit einem Steine zu seinem Pfühle vorlieb, steht nicht an, sein ganzes kleines Vermögen an das, was er die gute Sache nennt, zu setzen; — opfert Zeit, Ruhe, Bequemlichkeit und was seinem Alter Unabhängigkeit sicherte, um die Menschen zu überzeugen: es sei nicht zu ihrem Glücke nothwendig sich zu berauschen, ihrer Gesundheit nicht zuträglich, sich durch starke Getränke zu erhitzen, und ihrem Wohlstande nicht ersprießlich ihren Durst durch andere Flüssigkeiten zu löschen, als den klaren Quell des Brunnens.

Jahre der Mühe, Sorge und mancher kleinen Noth sind diesem Zwecke gewidmet; manchmal bietet ein geringer Erfolg Ersatz für ein großes Opfer, und ein anderes Mal entmuthigt gänzliches Fehlschlagen ein Herz, das sich in frommem Gottvertrauen zu immer erneuter Thatkraft erhebt. Ganz gegen die Gewohnheit sonstiger Religionslehrer will er die Menschen nicht durch unverständliche Dogmen zum Glücke zwingen, sondern nur ihr physisches und moralisches Wohl befördern, was es auch koste.

Da endlich wirft ihn selbst Krankheit nieder, und mit ihr klopft Mangel an seine Thüre und Noth, und verlassen und bedürftig sieht er sich endlich gezwungen, Hülfe bei Denen zu suchen, für die er seine ganze irdische Habe geopfert, — bei der Menschheit. Aber diese — sich auch hier nicht im Undank gegen ihre Wohlthäter verleugnend, schilt ihn einen Charlatan, einen Betrüger, einen Jesuiten, — kurz, einen S o l c h e n, der nur darum ihr Bestes gewollt, seinen Säckel gemächlich bei dieser Gelegenheit zu füllen. Er hört diese Sprache des Undankes — und seufzt! Es thut ihm leid um Diejenigen, deren eigenes Herz eine solche Meinung von ihrem Nebenmenschen eingibt. Er zieht sich zurück und — darbt. Da wird man doch endlich gewahr, daß wohl Niemand mit gefüllter Börse das tägliche Brod entbehren würde; — man fragt nach, und erfragt die Wahrheit. Man ist beschämt und will das begangene Unrecht vergüten. Eine kleine Summe wird zusammengebracht, die der augenblicklichen Noth des Bedürftigen abhilft, ihn aber noch nicht vor künftigem Mangel schützt. Hudson's

Monument und Vater Mathiew's Unterstützung; — Hudson's Palast und Vater Mathiew's bescheidenes Stübchen; Hudson, der Eisenbahnkönig, der Gast von Fürsten; — Vater Mathiew mit seiner Bibel und einem Glase Wasser allein.

Von einer Bettina spricht Deutschland, ihre kindischen Briefe findet man in jedem Zirkel, wo sie selbst erscheint, weist man ihr den rechten Platz an. — Eine Hofräthin Wittwe, die dreißig Jahre lang mit jeder Ausdauer nächtlich Beobachtungen angestellt, und die endlich ein Modell des Mondes zu Stande gebracht, wie die Welt noch keines besaß, — sie, die Zierde der Frauen, wo es wirklichen Frauenwerth gilt, die sie alle Pflichten einer Mutter und Gattin geübt, und nur die Stunden ihrer Muse diesem wissenschaftlichen Streben gewidmet hat, — sie, auf die jeder Deutsche stolz sein sollte, lebt ungekannt in Hannover und außer einem Herschel und Arago ist wohl Wenigen ihr Name zu Ohren gekommen. —

Die Werke der Gräfin Hahn-Hahn findet man übersetzt in jeder Leihbibliothek England's; ein so bedeutender Mann, wie Varnhagen von Ense, ist kaum gekannt und erst jetzt werden seine Denkwürdigkeiten von Sir Alexander Gordon theilweise übersetzt.

Die Abenteuer der Miß Montez machen hier, wo die Wiege ihrer Lebensthaten stand, noch mehr Aufsehen als anderswo. Miß Montez, die Spanierin, die Landsmännin des Cid ist nämlich hier noch allen Leuten als Betsey James, als die braune Tochter Irlands im guten Gedächtniß. Vor ihrer Verwandlung in eine stolze Castilianerin hat die lustige Irländerin in Betsey James ein sehr trauriges Fiasko auf der Londoner Bühne erlebt. Aber große Geister sind in ihrem Unglück am größten und die Landsmännin O'Connels hat dem Cid den Vorzug gegeben und Granada's und Sevilla's stolze Traditionen an die Stelle der schmuzigen Erinnerungen irischer Hütten adoptirt und aus der Asche Betsey James im Regentscircus ist der flammende Phönix Lola hervorgegangen, der in Frankreich blutige Duellprocesse, in Preußen Peitschenhiebe von Gensdarmen und in München historische Ereignisse producirt.

— **Amely.** —

IV.

Aus Paris.

1.

Der Scandal des Justizministers. — Mad. Keller. — Janin und Corsaire-Satan. — Der Hungerproceß. — Die Aufreizung der untern Stände. — Die Aussöhnung mit England. — Symptome in Spanien.

März. —

Der Austritt Hrn. Martin's (du Nord) aus dem Ministerium, die Eroberung der „Epoque" durch die „Presse", ein Hungeraufstandsproceß, ein Scandalproceß Herrn Jules Janin's gegen den „Corsaire-Satan", die Aussöhnung zwischen Guizot und Lord Normanby sind, neben einer Menge Ereignisse zweiten, dritten Ranges, diejenigen, die die öffentliche Aufmerksamkeit am lebendigsten in Anspruch

nehmen. Ueber jedes derselben ließe sich ein Langes und ein Breites sagen, über einzelne Bücher und nicht nur bände-, sondern auch lehrreiche Werke schreiben. Die Geschichte, die aber am meisten Aufsehen machte, ist die des austretenden **Cultusministers**. Was wird das gemüthliche Deutschland sagen, wenn es hört, daß die tableaux vivants unserer Landsmännin den Herrn Cultus- und Justizminister aus dem Sattel gehoben haben? Denn Lola Montez und spanisches Blut sind zu dergleichen nicht eben nothwendig, wie Mad. Keller, blonder Herkunft, bewiesen hat; diese Uebersetzung der Münchner Geschichte in's Französische ist aber keine wörtliche, sondern eine ziemlich freie. Die Königin der Franzosen nahm Aergerniß an den lebendigen Bildern deutscher und englischer Unverschämtheit und benutzte die nächste Gelegenheit, um Herrn Martin, als Cultusminister, deswegen zur Verantwortung zu ziehen. Aber sie irrte sich über die Competenz des Ministers, und so sagte ihr Herr Martin du Nord, daß die Sittenpolizei seinem Collegen, Hrn. Duchatel, zukomme und dieser allein den Scandal der lebendigen Bilder zu verantworten habe. Herr Martin, der ein sehr frommer Mann, ein Jesuitenfreund, war, verdrehte dabei die Augen voller heiliger Entrüstung und half der Königin diese Unzucht so sehr beklagen, daß die gute Königin nur noch böser wurde, gleich zu Herrn Duchatel ging und diesen doppelt strenge zu Rede stellte und sich dabei auf die frommen Aeußerungen des Cultusministers berief. Der Minister des Innern warf aber dem Minister des Cultus einen drohenden Zornblick zu, auf den dieser mit einem so frommen, so demüthigen Gesichte antwortete, daß Hr. Duchatel ganz im Geheimen fluchte: Wehr' dich, du Heuchler! Acht Tage später erhielt der Polizeicommissair eines abgelegenen Viertels der Stadt den gemessenen Befehl, an demselben Tage, Schlag 11 Uhr, das Haus einer Dame zu durchsuchen, weil Anzeigen vorhanden, daß dort unmündige Kinder verführt würden. Und so geschah es, und dort fand man ein vierzehnjähriges Mädchen als tableau vivant, in einem abgelegenen, geheimen Kämmerchen, in den Armen eines sechzigjährigen Mannes. Als der Commissair diesen verhaften wollte, nannte er seinen Namen; aber der Polizeicommissair schalt ihn einen unverschämten Verläumder. Der Gefangene bestand auf seiner Behauptung und zuletzt fing auch der Commissair an zu zweifeln, gab nach, eilte zu Hrn. Delessert, dem Polizeipräfecten, der augenblicklich mit seinem eigenen Wagen an dem Lusthause vorfuhr und den Verhafteten bat, zu ihm einzusteigen. Am andern Tage stand in der Zeitung, Herr Martin du Nord habe einen Schlaganfall gehabt; acht Tage später nahm er seinen Abschied, nachdem die „Union Monarchique" vorher durch eine öffentliche Erklärung diese ganze Erzählung als eine Verläumdung der Welt preisgab und in allen Zeitungen verkündete.

Ich habe nicht Lust, diese Geschichte eines Wortes weiter zu würdigen; der Eindruck, den sie auf alle Klassen der Gesellschaft gemacht, ist nicht nöthig, zu schildern; nur glaube ich, daß der Theil, auf den sie bleischwer herabfällt, ihr Gewicht am wenigsten fühlt.

Alle andern Ereignisse der Woche sind durch dieses hier in Schatten gestellt worden. Die Art und Weise, wie Herr v. Girardin die „Epoque" erobert hat, verdient aber doch noch einer besondern Erwähnung. Er hat dies Blatt auf Leben und Tod bekämpft und seinen Werth, als es zum Verkaufe ausgeboten

wurde, so sehr als möglich herabgedrückt und — es dann durch einen Helfershelfer aufkaufen lassen. Dieser manövrirte dann so schön, daß an einem bestimmten Tage kein Heller mehr für die Druckkosten vorhanden war, worauf er das Blatt an Herrn v. Girardin abtrat, nachdem er diesen acht Tage vorher noch so angegriffen, daß der Redacteur der „Presse", um sein Spiel besser zu verdecken, gegen seinen Helfershelfer einen Proceß wegen Verläumdung anhängig machte, den er dann natürlich Tags nachher, nachdem die „Epoque" ihm überliefert war, wieder niederschlug. Die spanische Heirath und diese Eroberung der „Epoque" durch die „Presse" sind Geschwisterkinder.

Sie charakterisiren die Politik der jetzt herrschenden Klassen. Unterdeß erzählte der „Corsaire-Satan" ganz ruhig seinen Lesern, daß der critique marié (J. Janin) seine Frau auf der That des Ehebruchs ertappt habe; ganz so klar, wie es hier steht. Der „Corsaire-Satan" glaubt ein Recht erlangt zu haben, so offenherzig zu sein. Nun stellt sich aber heraus, daß Jules Janin von dieser schönen Geschichte kein Wort weiß. Er versuchte, Mann gegen Mann, Genugthuung für sich und seine Frau zu erlangen, aber die Scandalblätter haben eine harte Haut; und so mußte der verheirathete Kritiker zur Zuchtpolizei seine Zuflucht nehmen. Der Proceß wird sehr erbaulich werden, aber wahrscheinlich den „Corsaire-Satan" seine ganze Caution kosten und ihm so wohl für die Zukunft Schweigen gebieten.

Ein Theil der Gesellschaft lacht über Dergleichen; aber es ist zu fürchten, er wird nicht stets und nicht zuletzt lachen. Im Volke wuchert eine tiefe Verachtung gegen dies ganze Treiben und neben dieser Verachtung viel Noth, viel Ansprüche auf ein Leben, wie die hohen Herren es überall zur Schau stellen, und endlich eine Lehre, die den Haß der untern Klassen gegen die obern alle Tage in hundert Zeitungen, Flugschriften und Büchern predigt. Der Hungerproceß in Besançais hat gezeigt, wie diese Lehre wirkt, denn dort wurde geplündert, zerstört, geraubt und gemordet unter dem Ausrufe: „Nieder mit der Bourgeoisie!"

Und während diese Elemente sich in der Tiefe des gesellschaftlichen Lebens bekämpfen, während dort sich eine dunkle und unheildrohende Zukunft vorbereitet, ist mit dem Erfolge, den die dynastische Politik des Julikönigthums in Spanien davongetragen hat, der Nimbus der Allklugheit gewichen, das geistige Ansehen des „Systems" vollkommen zernichtet worden. Was auch die officiellen Blätter sagen mögen, ich kann versichern, daß in all' den Kreisen, in die ich komme und in denen ich sonst sehr oft auf den unbedingtesten Enthusiasmus für das „System" stieß, jetzt tiefe Entmuthigung bei den schwachen, oft sehr klare Entrüstung bei den stärkern Naturen herrscht. Die Aussöhnung, die zwischen Hrn. Guizot und Lord Normanby stattfand, kann immerhin als ein erster Schritt zu einer Annäherung zwischen England betrachtet und dargestellt werden; es glaubt aber kein Mensch so recht daran und die große Mehrzahl aller denkenden Politiker hat das Gefühl — wenn auch nicht Jeder es ausspricht — daß trotz der Versöhnung zwischen dem englischen Gesandten und dem französischen Minister dennoch die wechselseitige Stellung beider Länder nicht um ein Haar geändert ist. Nur bedeutende Zugeständnisse von Seiten Frankreichs würden England versöhnen; aber fänden solche

jetzt statt, so würden sie nur auf Kosten des gebrochenen Ansehens des „Systems" möglich sein.

Die Aussicht in die Zukunft ist eine dunkle, gewitterdrohende. Die Nachrichten aus Spanien sind nichts weniger als geeignet, bessere Hoffnungen zu erlauben; denn dort herrscht am Hofe selbst die höchste Gereiztheit, Intriguen, Zwietracht zwischen den gekrönten Häuptern, zwischen Mutter, Tochter, Gatten, Schwester und Bruder und ihren wechselseitigen Führern, während Alles darauf hindeutet, daß vielleicht schon die nächsten Posttage die Nachricht eines allgemeinen und höchst gefährlichen Aufstandes der Carlisten bringen werden.

Es ist vielleicht nicht Zufall, wenn gerade in diesem Augenblicke der Sänger der Revolution, Béranger, wieder aus seiner Einsamkeit hervortritt. Die „Revue de deux Mondes" brachte ein Lied von ihm „Les colombes de la Bourse," das in der leichten Art Béranger's den Börsenschacher angreift, und der „National" veröffentlichte einen Morgenruf des wiedererwachten gallischen Hahnes, der Krieg und Schlachten verkündet. J. — y.

2.

Abermals eine deutsche Zeitschrift. — Dumas und Girardin. — Das neue Theater. — Lola Montez.

Ein Herr Mäurer hat den so oft schon verunglückten Gedanken wieder aufgegriffen, ein deutsches Blatt in Paris herauszugeben. Es soll „Deutsche Horen" heißen und wird wohl, wie schon der antiquirte Name besagt, harmloser werden, als das zu Grunde gegangene „Vorwärts". Ob die ersten Nummern bereits erschienen, weiß ich nicht zu sagen; in den Café's ist es noch nicht zu sehen.

Ein anderes und erfreulicheres Zeichen deutschen Lebens in Paris ist ein Concert gewesen, das Herr Goldschmitt aus Prag zu Gunsten des deutschen Hülfsvereins veranstaltete. Drei Böhmen: Goldschmitt, Schulhoff und Pixis, wirkten darin — diese böhmischen Musikanten durchziehen doch die ganze Erde! Das Concert hat, wie ich höre, 3000 Franken eingetragen!

Alexander Dumas hat seinen Proceß gegen den „Constitutionnel" und die „Presse" verloren. Er ist zum Ersatz der Gerichtskosten verurtheilt worden und muß im Verlaufe des Jahres 13 Bände Manuscript an die beiden Journale abliefern, widrigenfalls er zu einer bedeutenden Geldstrafe verbunden ist. Girardin, der Redacteur der „Presse", hat in der Führung dieses Processes abermals Zeugniß seiner Klugheit abgelegt. Indeß Herr Veron, der Eigenthümer des „Constitutionnel", den Marquis Dumas durch seinen Advokaten auf's Heftigste und Ungestümste angreifen ließ, bewegte sich der Advokat Girardin's auf Geheiß seines Clienten im Tone sanften Vorwurfs. Ja, das Feuilleton der „Presse" war das erste Blatt, das Alexander Dumas' Fanfaronnaden vor den Gerichten entschuldigte und Herrn Castellane wegen seiner Aeußerungen in der Kammer heftig angriff. Die Folge davon wird sein, daß Dumas seine guten Romane der „Presse" und seine schlechten dem „Constitutionnel" geben wird.

Das Théâtre historique, das Dumas als Dramaturg leitet, gibt bis jetzt nur Reprisen der Reine Margot. Soll ich es mir als Glück anrechnen, daß ich ohne zerbrochene Glieder hineingekommen? Nach den Ankündigungen in den Journalen hatte man das Recht, etwas ganz Außerordentliches zu erwarten; hieß es doch, als sollte das Théâtre historique alle Pracht Assyriens und Roms hinter sich lassen. Ich erwartete Gold und Porphyr, Bronze und Sammet, etwas, was an „Monte Christo's" Herrlichkeit mahnt; ich fand ein ziemlich geschmackloses und plump überladenes Haus, das nur den Reiz einiger, noch dazu unzweckmäßiger Neuerungen hat. Statt, wie andere Theater, im Halbkreis gebaut zu sein, bildet es eine lange Ellipse. Die Bühne ist sehr breit geworden. Diese Aenderung soll den Vortheil bieten, daß man von allen Punkten gleich gut auf die Bühne sieht. Es hat zwei große Gallerien, die erste deckt das Parterre und einen Theil der Orchesterlogen; die zweite, die eigentliche Gallerie, erhebt sich in der Höhe des Hauses.

So ist das Haus deutlich in drei Abtheilungen geschieden. Ist dabei Plato's Eintheilung der Gesellschaft in der Republik berücksichtigt worden? Die Aristokratie nimmt die ersten, das Bürgerthum die zweiten Logen und das Orchester ein, die zweite Gallerie endlich ist so gebaut worden, daß sie die Blousen des Volks ganz den Augen entzieht.

In den Zellengefängnissen hat man die Einrichtungen getroffen, daß alle Gefangene der Messe beiwohnen und den Priester sehen können, ohne unter einander verkehren zu können. Die Architekten des Théâtre historique haben dieses Kunststück auf die Logen angewendet. Es sind Zellen, in welchen die Personen hermetisch abgeschlossen sind. Diese Einrichtung ist keine glückliche zu nennen. Von der Reine Margot selbst kein Wort! Es ist dies kein Drama, es ist ein Panorama, ein poetisches Unding in 13 Acten, das mit der Bartholomäusnacht beginnt und mit Karl's IX. Tod endigt. Am ersten Abende dauerte das Stück von 6 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens. Man konnte nebst dem agirten Schauspiel auch das Schauspiel des Sonnenaufgangs genießen. Jetzt ist das Stück bedeutend gekürzt worden, dauert aber noch immer bis lange nach Mitternacht.

Der Roman in München, diese köstliche Fastnachtsgeschichte im trockenen Deutschland, hat hier, wo Mad. Lola Montez gar viele Bekannte hat, unendliche Heiterkeit erweckt. Was gibt's Neues aus Baiern? ist die erste Frage in allen Café's. Und wunderbar! während es sich in München darum handelte, die schöne Spanierin zu dotiren, wurde ihr hier in Paris ein Proceß wegen eines unbezahlten Wäschzettels gemacht. Sie sollte 600 Franken für Bettwäsche zahlen, ja, sechshundert Franken für Bettlaken! Dortchen Lakenreißer selbst hätte in einem Jahre nicht mehr brauchen können! — Schon wird der Münchner Roman für ein Vorstadttheater dramatisirt und es ist sogar Aussicht vorhanden, daß Heinrich Heine den köstlichen Stoff in spanischen Assonanzen besingt.

K. —

V.

Aus Berlin.

Der Landtag und die öffentliche Stimmung. — Ist die Aristokratie historisch? — Möglicher Zweck einer ersten Kammer. — Der König. — Aufgabe der Stände.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die bevorstehende Einberufung der Stände weniger Spannung erregt hat, als man billiger Weise erwarten sollte. Einerseits liegt das nun wohl darin, daß die Erwartung seit einigen Jahren allmälig ermüdet ist; es ist in allen Zeitungen so viel von den Ständen geredet worden, daß der Berliner nichts Neues mehr daran findet. Wir glaubten nicht mehr daran, wir wurden überrascht, und jede Ueberraschung hat etwas Unbehagliches. Andererseits kann man sich immer nicht vorstellen, daß die Regierung im Ernst aus freien Stücken sich eines Theils ihrer Macht begeben sollte; man ist mißtrauisch, man fürchtet einen Hinterhalt; wo der liegt? einerlei! Im Grunde ist es doch die Geldfrage, die man, trotz der ausdrücklichen Versicherung, als die Hauptsache anzusehen geneigt ist. Man übersieht dabei, daß die Ideen, welche das Volk bewegen, ebenso wenig der Regierung fremd sind, so gern sie auch darauf schmähen mag. Dieser Gedanke, daß ohne Volksvertretung an eine politische Einheit nicht zu denken sei, läßt sich nirgends mehr zurückweisen. Ja, es ist die Frage, ob dieser politische Idealismus nicht in den höhern Kreisen sich ebenso eingenistet hat, verstohlen, unbemerkt, wie in den Köpfen der Demagogen. Ich will nur Eins bemerken. Wir sind von jener Seite her immer gewohnt, von organischer Entwickelung, Naturwuchs, historischem Recht u. dgl. zu hören — wie in aller Welt gehört nun eine erste Kammer zur historischen Entwickelung des preußischen Staats? Seit wann sind die mediatisirten Fürsten so in den preußischen Staatsorganismus verwachsen, daß man sie als ein wesentliches Glied desselben, ja geradezu als den halben Leib ansehen kann? Soll es nicht einiges Bedenken erregen, daß auf diese Weise künstlich eine neue Aristokratie auf den Nacken des Volks gelegt wird? Wir waren bis jetzt in Preußen des Glaubens, daß staatsrechtlich keine Aristokratie vorhanden sei; der Staat wurde von Beamten regiert und zu diesen Stellen war wenigstes theoretisch jeder Stand gleich berechtigt. Daß die Fürsten, daß der höhere Adel überhaupt sich gewisser, persönlicher Vorrechte erfreuten, durfte keinen Neid erregen, denn durch den Reichthum des Einen wird der Andere nicht ärmer. Nun sieht die Sache etwas anders aus. Ich denke, diese erste Kammer ist nichts, als eine schwache Nachahmung der englischen Verfassung, also ein politischer Idealismus, nicht eine Einrichtung, die aus gegenwärtigen, unmittelbaren Bedürfnissen entspringt. Nächstens werden die katholischen Bischöfe darin aufgenommen werden und die protestantischen werden folgen; dann einige Generäle, Staatsräthe u. s. w., und das Oberhaus ist fertig. Oder soll es nur ein Haus sein? nur ein Raum, der noch mit der Zeit sich füllen soll? Der Herzog von Anhalt ist schon Mitglied; könnten nicht andere Herzöge folgen? Indessen sieht das gar zu sehr nach „hohlen Theorieen" aus. Offenbar hatte die „Allgem. Preuß. Zeit." erwartet, die ersehnte Constitution werde mit größerm Feuer aufgenommen werden; wenigstens sucht sie es in einem Artikel

gleichsam zu entschuldigen, daß das Volk nicht außer sich gerieth. Sie fing sogar an, höflich gegen die schlechte Presse zu werden, wohlwollend, aufmunternd; sie gestand der „Kölnischen Zeitung" eine lobenswerthe Gesinnung zu. Natürlich wurde sie auch wieder auf einmal deutsch; sie erklärte, die wälsche Uniformität müsse den Söhnen Teut's fern bleiben. Die Deutschthümler werden entzückt sein über diese Erklärung des deutschen Wesens.

Es sind von allen Seiten her, mit Recht und Unrecht, Ausstellungen gemacht worden an der neuen Verfassung z. B. die Nothwendigkeit der Zweidrittel-Stimmen beider Kammern zur Aufnahme einer Petition u. s. w.; die Hauptsache bleibt immer, daß vorläufig, so lange nicht ein festes Grundgesetz gegeben ist, nach welchem die Stände in bestimmten Zeiträumen einberufen werden, eine Unsicherheit und ein Schwanken in den staatsrechtlichen Verhältnissen bleibt, die ein rechtes Zutrauen, eine freudige, rührige Thätigkeit nicht aufkommen läßt. — Unser König hat eine großherzige Gesinnung, das gestehn auch Diejenigen zu, die mit einzelnen Schritten seiner Verwaltung nicht einverstanden sein können. Auch dieser Schritt zeigt ein edles Vertrauen zu seinem Volk, denn mag man sagen, was man will, die Vereinigung von acht Landtagen gibt denselben eine Macht, die in gar keinem Verhältniß steht zu dem Einfluß der getrennten Stände. Dieses Vertrauen wird nicht getäuscht werden, denn die Preußen sind alle loyal, wenn sie auch in den öffentlichen Angelegenheiten das Verfahren der Regierung nicht immer anerkennen. Warum nun aber nicht ein volles Vertrauen? Wäre es nicht etwas Großartiges gewesen, wenn der Erbe Friedrich des Großen aus freiem Antrieb den Vertretern des Volks eine unabhängige, freie Stellung gewährt hätte? Um so mehr, da, nachdem es einmal so weit gekommen ist, doch in kurzer Zeit das Uebrige, d. h. die regelmäßige Folge der Landtage, ebenso zugestanden werden muß. Warum nicht mit einem Mal, aus freiem, königlichem Entschluß schenken, was man doch nach längern Reibungen sich abschmeicheln oder abdringen lassen wird. Denn daß bei jeder Ständeversammlung die Anliegen darauf gerichtet sein werden, liegt in der Natur der Sache, und eine fortdauernd abschlägige Antwort ist undenkbar. — Die Stände haben jetzt eine große Bestimmung; nur eine Verbindung der entschiedensten Energie mit der besonnensten Mäßigung kann ihre Sache fördern. Es ist mehr zu wünschen, als zu erwarten, daß eine feste Consolidation der Parteien stattfinden möge, um die Kräfte nicht in der Mannigfaltigkeit der Ideen sich zersplittern zu sehen.

K.

VI.

Aus Prag.

Die Armencommission und der Hausbettel. — Tendenzbälle. — Eine Taube unter den Pfauen. — Die Jesuiten auf dem Viehmarkte. — Schnurrbärte und fromme Väter. — Das Theater.

Während die Wiener gewaltig am Lindfieber laboriren, das in heute so bedrängter Zeit füglich als eine Landplage mehr zu beklagen ist, da es den Noth-

leidenden manche Spende entzieht, sind wir ganz getröstet darüber, daß alle Versuche unserer Theaterdirection, die schwedische Nachtigall hierher zu locken, vergeblich gewesen; wäre sie gekommen, würden wir sie als Raubvogel betrachtet haben an den Armen, für welche unsere wackere Armencommission wirklich mit Aufopferung thut, was sie irgend vermag.

Leider findet dies Bemühen nicht den gewünschten Anklang, die Unterstützung des Hausbettels wirkt lähmend ein; sind auch die Glieder des Armencomités durchaus Privatpersonen, hat auch dieses selbst durchaus keinen officiell amtlichen Charakter, so ist doch die Mißliebigkeit, das Mißtrauen gegen alles Amtliche oder amtlich Scheinende im Publicum so groß, daß wohl auch hierin ein wichtiges Hinderniß wünschenswerther, kräftiger Mitwirkung zum löblichen Zwecke zu liegen scheint, wiewohl auch der Mangel an allgemeiner Wohlhäbigkeit der Mittelklasse an sich die unzureichenden Beiträge erklären mag, ob es klug gewesen, diese in etwas zu derber und drohender Weise zu Beiträgen öffentlich aufzufordern, möchten wir bezweifeln. Der Mangel an Oeffentlichkeit ist, wie in allen Verhältnissen, so auch hier ein wesentliches Hemmniß; wir lesen ja häufig von gräßlichen Noth- und Jammerscenen Englands und Frankreichs, bedauern die armen Engländer und Franzosen, daß es ihnen so elend ergeht, und wissen nicht, daß wir leider auch daheim sehr Aehnliches aufzuweisen haben, daß auch bei uns die Armen in engen, unterirdischen Räumen seufzen, eng zusammengepfercht, daß sechs und mehr Familien eine einzige Stube bewohnen, Moderluft athmend, welche die Lebenskeime der Neugebornen verpestet; man erzähle das in durchschossener Schrift dem Lesepublicum und wende so das Mitleid, die thätige Theilnahme dem heimischen Elende zu; doch das ist wohl den Tageblättern nicht gestattet, wir sollen glauben, bei uns habe jeder Arme sein Huhn im Topfe; ach hätte er doch Brodes genug!

Getanzt wurde einiges für die liebe Armuth; der zu ihrem Besten veranstaltete Ball hat namhaften Ertrag abgeworfen, namhaft an sich wohl; doch wie bald hatte die allgemeine Noth die Summe erschöpft.

Ein solcher Ball mit seinen sumptuosen Toiletten, seinen Champagnersalven, hat durch die grellen Contraste mit dem Ballzwecke immer etwas tief Verletzendes, und gibt Kunde von der menschlichen Jämmerlichkeit, die solcher Reizmittel bedarf, die das Dreifache für sich ausgeben muß, damit dem Armen ein schmaler Bissen zugeworfen werde. Das Mitleid tanzt, der Sarmatophile tanzt auch, doch diesen hat eine Art Tarantel gestochen, er übertäubt sich im Tanze.

Auch die Czechomanie hat sich seit einigen Jahren tanzend kund gegeben und sehr glänzende Ballfeste veranstaltet; dies Jahr unterblieb der sogenannte Czechenball; die Unternehmer hatten es übel genommen, daß die Societé so viel Deutsch auf dem Balle gesprochen und ein Signum locutionis nach alter Jesuitenweise einzuführen, war nicht paßlich.

Diese Societé, worunter hier im Gegensatze der übrigen Gesellschaft, welche in der Salonsprache Plebs heißt, der Adel verstanden wird, oder doch sich darunter versteht, hatte ebenfalls ein exclusiv süßes Ballfest gefeiert, doch wurde das Vergnügen herbe verbittert; durch unglücklichen Zufall oder durch Malice, man weiß das nicht genau, hatte eine bürgerliche Dame, ganz nett und gebildet zwar, Eingang gefunden; die Lampen brannten bald nach ihrem Eintreten trüber, die Geigen ver-

stimmten sich, das bürgerliche Azot, von der Dame ausgeathmet, beeugte die weit zarter construirten Respirationsorgane der Adelsdamen, der Instinkt sagte Allen zugleich, daß etwas Gräßliches vorgefallen, allgemein war die Consternation, ein dem Lazareth entronneuer Pestkranker hätte kaum schrecklicher gewirkt, der Tempel des Ruhmes längst modernder Heldennamen war polluirt; bald war die Dame entfernt, doch zur Ehre des Jahrhunderts ohne Gewaltthat; nach Anwendung einiger Desinfectionsmittel stellte sich allmälig etwas Heiterkeit wieder ein, doch hatte das Ereigniß dennoch der Freude den glänzenden, farbigen Flügelstaub abgestreift und so den Uebergang zu der Fastenzeit gebildet, welche uns jetzt in Ernst und gebotener Andacht umfangen hält, damit wir uns würdig vorbereiten zum Empfange der uns angekündigten P. P. Jesuiten, welche uns ein hoch-, doch unerleuchtet geborner Cotillon über den Hals zu werfen beabsichtigt. Dieser Cotillon oder Petticoat, dem ein Stadttheil bereits eine Meute schwarzer Nonnen verdankt, weiß seine Rente nicht anders zu verwenden, als zu so traurigen Zwecken; zum Glück ist unser Metropolit aufgeklärt genug, sich dem Anzuge dieser Luzernerpest zu widersetzen, auch kommt auf solchen Wegen der Cardinalshut heute nicht mehr an; im Mittelstande bereitet sich eine energische Petition gegen die Zulassung dieser Seelen-Tucks vor, welchen die Czechenpartei sich kräftig anschließen will, wiewohl die Homines salaces*) schon haben verbreiten lassen, daß sie das Slaventhum möglichst cultiviren wollen.

Diesen Schauermenschen ist in ihrer Schlangengewandtheit jeder Weg recht, um zum Ziele zu kommen; ach wäre es uns doch erlaubt, ihnen die Wege zu weisen! in dieser Beziehung schlössen wir uns fest der Czechenpartei an, mit vollem Herzen; alte Czechensitte ist es, alles Unliebsame der Kürze wegen durch das Fenster hinwegzubefördern, und Fenster hat jenes Haus in Menge, welches die blödsichtige Dame für die Salaces gekauft. Daß dies Haus am „Viehmarkte" liegt, theile ich mit als topographisches Curiosum; sehr herrlich wird sich's ausnehmen, die Seelenraubthiere mit ihren Dreimasterhüten als Symbol der Trinität in ihrem Zwinger lustwandeln zu sehen.

Wie sonderbar! die geistlichen Oberhirten sind beinahe überall gegen ihre Zulassung und doch geht diese allmälig von Provinz zu Provinz vor sich, immerhin! dieser Rückschritt wiegt sich in dem wichtigen Fortschritte auf, der sich ebenfalls für die nächste Zukunft vorbereitet, die Militäroffiziere werden demnächst Schnurrbärte tragen; um Preußen ein Schnippchen zu schlagen, wurde die Bartverordnung am 3. Februar datirt.

Mit den Bekehrungswesen werden die frommen Väter sich anfangs ohne leibliche Gefahr kaum befassen können, denn Ziska's Geist geht um, seit der Held vor Kurzem papieren erstanden; vielleicht legt man die Theatercensur in der frommen Väter Hände, da dieselbe seit Bauernfelds „Großjährig" in gewissen Kreisen in Verruf gekommen und diesen Lapsus kaum gut machen kann, hält sie auch Laube's Karlsschüler noch immer fest umkrallt, um sie endlich vielleicht dennoch frei zu geben, doch manche Glanzfeder wird sie dem Vogel ausgerupft haben, wir werden ihn kaum fliegen, nur ängstlich hüpfen sehen im engen

*) I. H. S. Jesuita homo salax.

Käfig des Soufflirbuches, dessen rother Censurstrich-Widerschein stete Schamröthe auf dem Gesichte des Souffleurs reflectiren wird.

Im Theaterwesen gibt es übrigens wenig Neues, die Direction hat die Spectakeloper „Feensee" mit wirklich großartigem Aufwande in Decorationen und Costüm in Scene gehen lassen; ob sie dabei ihre Rechnung findet, steht dahin, denn Prags kleines Theaterpublicum ist ziemlich nüchtern und wenig empfänglich für Schaugenuß; „Großjährig" macht vollere Häuser als die Spectakeloper und doch hat erstere einen Aufwand von nur sechzig Gulden an Honorar Bauernfelds erfordert.

Der Succeß der Oper hängt wesentlich ab vom guten Willen der Damen des Balletcorps, der Director, kein Opfer scheuend, hat diesen insbesondere ein souper fin veranstaltet, dem er als Chairman präsidirte, in solcher Weise hat noch kein Director sich für sein Publicum sacrificirt, oder neigt sich etwa das Russenthum hier wie anderswo dem Oriente zu und liebäugelt mit orientalischer Sitte? Wir wissen das nicht, doch so viel ist gewiß, die Balletdamen tanzten wacker und feurig, Madame Hofmann aber sang stets einige Töne, ich glaube um einige Jahre zu tief, die beiden als rivalisirende Liebhaberinnen in der Oper beschäftigten Damen zählen zusammen, zu ziemlich gleichem Antheil, an neunzig Lenze, vielleicht hat eben deshalb der liebende Tenor so viel lamentirt, anstatt gesungen. — w —

VII.

Prager Kunstzustände.

Die geistigen Regungen, welche sich in der Gegenwart in Böhmen kundgeben, beginnen in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, die „böhmischen Dörfer" dürften wohl bald ihre Bedeutung und ihren Sinn verloren haben. Ihr Blatt namentlich hat unserem böhmischen Vaterlande und seinem gegenwärtigen Leben und Treiben ein stetes Augenmerk zugewendet, darum möge es uns erlaubt sein, auch einmal unserer Kunstzustände zu erwähnen. Die Kunst ist hier in einem gewissen Sinne ein Stück des Volkslebens, da sie bei uns nicht als privilegirte Corporation mit einem historischen Rechte auftritt, sondern — wenigstens ihr natürlicher Träger: die Akademie — vom Kunstvereine abhängt, der stets aus dem Volke sich ergänzt, in dasselbe zurücktritt, in inniger Berührung mit ihm zusammenhängt.

Prager Kunst! Wer Prag blos von früher her kennt, wird es gewiß höchst naiv, anmaßend oder selbstgenügsam finden, daß wir von einem Kunstleben, einer Akademie sprechen, wo doch nur von zwei bis drei Künstlern, einer Zeichenschule die Rede sein kann. Und er hat für die Vergangenheit ganz recht, vollständig recht, und dürfte es vielleicht für die Zukunft wieder haben; die nächste Gegenwart jedoch berechtigt zu besseren Hoffnungen. Früher herrschte auf der Akademie allerdings ein wahres Idyllenleben, ein behagliches Abstrahiren von allen Forderungen der Neuzeit an Kunst und Kunstschule. Niemand kümmerte sich um die sogenannte Akademie, die unter dem akademischen Schleier das Gesicht einer ma-

gern Zeichenschule barg; das Publicum nicht, der Director nicht, der seine Zeit dadurch besser verwerthete, daß er seinen Arbeiten nachging, die Schüler nicht, denen die Schulräume im Winter zu kalt (Heizapparate waren dort nur spärlich bekannt), im Sommer zu warm waren. Dies Alles änderte sich, als die Grafen Nostiz und Thun an die Spitze der Kunstschule und des Kunstvereins traten, Ruben zur Leitung der ersteren aus München berufen wurde. Daran schließt sich die Ansiedlung des trefflichen Porträtmalers Seiberlz, die Berufung des Landschaftmalers Haushofer und des besonders durch seine Arbeiten über mittelalterliche Baukunst bekannten Architekten Grüber als Professoren der Akademie.

Der Kunstverein erhielt eine bessere Organisation und größere Ausdehnung, die jährliche Ausstellung erfreut sich einer stets wachsenden Theilnahme von Seiten der Künstler sowohl wie des Publicums, die Akademie wurde ganz umgestaltet, beinahe neu geschaffen und selbst monumentale Werke sind theils in der Ausführung begriffen, wie das Franzensmonument, die Karlsstatue, theils projectirt, wie die Fresken aus der heimathlichen Geschichte im Ferdinandeischen Lustschlosse. Läßt der gegenwärtige Zustand auch Vieles zu wünschen übrig, kommen zwar nicht selten Mißgriffe, verfehlte und verzwickte Unternehmungen zum Vorschein, ist der Zusammenhang mit Deutschland nur sehr lose bis jetzt vermittelt, und was für andere Mängel und Gebrechen es auch gibt; beim Anblick der jährlich sich steigernden Fortschritte der Zöglinge, von denen bereits gegen 30 in den Akademie-Ateliers arbeiten, übersieht man sie leichtlich und vertröstet sich auf eine bessere Zukunft. Ja, aber grade diese Zukunft ist das Untröstlichste bei der ganzen Sache, der gewaltige Stein des Anstoßes, der alle die guten Hoffnungen und schönen Wünsche das bleiben läßt, was sie sind — Phantasiegebilde einer regeren Theilnahme. Das große Publicum, die unendliche Masse der Gebildeten nehmen natürlich auf den besseren Fortgang der Kunst den geringsten Einfluß. Die Theilnahme der gebildeten Stände beschränkt sich wie fast überall auf den Besuch der Ausstellungen, um irgend ein Effectstück, das stadtrüchig geworden, oder das Bildniß eines werthen Vetters, Patrons, einer geliebten Braut ꝛc. anzusehen; ist die Ausstellung vorüber, so ist auch die ganze Kunstliebe und Kunstkennerschaft in den Schrank unter Schloß und Riegel gesperrt, um nach einem Jahre wieder unversehrt auf sechs Wochen das Tageslicht zu erblicken. Kein Wunder, daß sich diese sorgsam gepflegte und gehegte Kunstkennerschaft so viele Jahre wie ein Hochzeitsfrack conservirt, auf die Länge hin trotz aller Nettigkeit so großväterlich aussieht. Um ja keinen Bissen zu vergessen, den der Kunstgeist des modernen Publicums verschlingt, müssen wir die Besichtigungen der Schaukästen der Kunsthändler noch anführen, wenn der Weg auf der Promenade zufällig vorbeiführt. So weit reicht diese Theilnahme, die im Grunde nicht schlimmer, nicht besser ist als anderwärts und die auch füglich in unseren drangvollen Zeiten nicht anders gedacht werden kann. So bleibt also nach den vorliegenden Umständen außer einigen wenigen reichen Privaten nur der böhmische Adel übrig. Er ist reich, unabhängig, liebt den Glanz, theilweise auch den Ruhm; er könnte demnach hier ein schönes Feld der Wirksamkeit sich eröffnen. Es läßt sich auch über Mangel an gutem Willen nicht grade klagen. Für sein Dasein sprechen die zahlreichen Ankäufe auf den Ausstellungen, wenn auch hierdurch die heimische Kunst nur mittelbar

gefördert wird, die patriotischen Bemühungen des F. Salm, G. Clam und einiger Anderer, die vorzugsweise auf eine angemessene Beschäftigung der Einheimischen hinarbeiten. Aber im Ganzen fehlt die richtige Art der Bethätigung, der eigentliche Kunstsinn. Das Kunstwerk wird als Modewaare behandelt; der größte Theil des Adels bezieht daher, was er von Kunst braucht, wie alle Luxusartikel aus Wien, kauft um hohen Preis gar häufig Pfuscherwerk, mit dem Bewußtsein zufrieden, Residenzwaare zu haben. Schade nur, daß grade für diesen Artikel Wien ein bekanntlich sehr schlechter Fabriksplatz ist. — Diese Theilnahmlosigkeit ist der Ruin der heimischen Bestrebungen, der Hemmschuh jedes Aufschwungs. Man hat für die Kunst noch bei weitem nicht Alles gethan, wenn man zum Bestehen einer Kunstschule beigetragen hat; man muß doch auch wenigstens ihre Kräfte erproben. Taugt sie nichts, so lasse man sie eingehen; es ist wenigstens consequenter, als sie aus der Agonie zu reißen, um sie — in eine neue Ohnmacht zu stürzen. Oder soll die bildende Kunst das Schicksal der deutschen Poesie in Böhmen theilen? —

Nur eine regsame, ausdauernde Theilnahme kann die Mängel und Gebrechen die sich vorfinden, heben, der heimischen Kunst eine bessere Zukunft schaffen, derselben selbst das Ausland zugänglich machen. Man wird uns allerdings die projectirten Fresken entgegenhalten, als den schlagendsten Beweis eines wirklichen Kunstinteresses. Wir werden ihre endliche Erscheinung auf das freudigste begrüßen, aber dabei keinen Augenblick vergessen, daß solche Arbeiten der Natur der Sache gemäß zu selten wiederkehren, als daß man daran die ganze Existenz und Zukunft einer zahlreichen Kunstgenossenschaft anknüpfen kann und daß sich hieran nur Ruben, der ohnehin keiner Aufmunterung bedarf, mit einigen wenigen seiner Schüler betheiligen wird. Was ebenso sehr Noth thut wie die Anlegung monumentaler Werke, ist die Belebung jener Kunstzweige, die mit dem Privatleben näher verbunden, dem Einzelnen und seiner Bildung zugänglicher sind, dem Künstler zugleich eine schnellere und reichere Gelegenheit zur Erprobung seiner Geschicklichkeit bieten; wir meinen die kleinen Staffelbilder, gewiß den schönsten Zimmerschmuck, die kräftigere Verwendung der Künste in den Sphären eines vornehmen Haushaltes. — „Ja aber, wird es weiter heißen, sollen wir uns bei Schülern Raths erholen, die selbst nicht wissen, wo aus, wo ein. Wir müssen doch warten, bis wir fertige Künstler vor uns sehen. Also nur Geduld." —

Man hat ganz Recht, wenn man diese auf die Zukunft vertröstet, aber sehr Unrecht, wenn man alle Künstler, die in Prag leben, zu unfertigen Schülern rechnet, wenn man selbst solche, deren Namen im Auslande einen guten Klang haben, mit fast gleicher Theilnahmlosigkeit straft. Daß man mit Einem oder dem Andern eine Ausnahme macht, widerlegt nicht den Vorwurf der Theilnahmlosigkeit, da nur eine gutvertheilte Theilnahme die erwünschten Früchte tragen kann, da kein Kunstzweig einen größeren oder minderen Grad derselben für sich beanspruchen kann. Wie sehr aber hierdurch die ganze Zukunft der Kunst gefährdet ist, ist leicht begreiflich, der Kunstjünger, der keine Anerkennung des tüchtigen Talentes um sich herum gewahrt, wird zum Handwerker, und steigt von der Kunststufe eher herab, wenn man ihm die lebendigen Vorbilder raubt, an denen er emporklimmen sollte. Was im gegenwärtigen Bestande so drückend ist, ist

der Anschein, daß man für die Kunst und den Künstler keine andere Kategorie als die der Mode zu kennen scheint, daß man bis jetzt selbst Männern, die durch ihre frühere Thätigkeit bewiesen haben, was sie leisten können, wie Haushofer, Seiberlz 2c., beinahe keine Gelegenheit verschaffte Werke zu produciren, die ihrer Künstlerehre genug thun, ihren Künstlerruf rechtfertigen. Woran es gebricht, ist wie gesagt, die thätige Theilnahme von oben und unten, und so lange diese fehlt, bleibt Alles auf dem alten Flecke, auf dem alten faulen Boden, haben wir Kunstsümpfe, aber keine Kunstflüsse.

x y z.

VIII.

Ein Wort für den galizischen Adel.

Aus Galizien.

„Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ich niederkommen sollte, stützete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes; aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und gesunde Vernunft wider Uns ist, muß bekennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunden, und mich sehen zu lassen schäme . . . . Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Pohlen unsehr Ehr und Reputazion in die Schanz schlagen — — — Ich merk wohl, daß ich allein bin, und nit mehr en Vigueur, darum laße ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram ihren Weg achten" . . . . schrieb die hochsinnige Maria Theresia an den Fürsten Kaunitz.

Dieses Gefühl vererbte sich bei ihrer erlauchten Nachkommenschaft und ging als Bedauern dieser politischen Nothwendigkeit jener Zeiten — denn Gefühle haben Cabinette nicht — in die Politik Oesterreichs über, veroffenbarte sich schon beim Congresse zu Reichenbach und der Convention zu Pillnitz — bewog zu dem Dresdner Tractate vom J. 1812 — war vorherrschend beim Wiener Congresse vom J. 1813 — blickte aus den Maßregeln der Regierung im J. 1828, und — wenn ich nicht irre — auch im J. 1831 hervor — und wird sich in Folge der Zeiten noch mehrmals erneuern.

Pflege der polnischen Nationalität war also im Interesse der österreichischen Politik, wäre es auch nur als Gegensatz zu dem Panslavismus oder einer noch bestimmteren Tendenz.

Als kluge — wenn auch nicht genug energische, nicht genug durchgreifende — Hände die Geschicke des National-Aufstandes vom J. 1831 leiteten, als Irrlehren in die Gemüther nicht drangen, war die Entwickelung der National-Gefühle selbst in Galizien von der Regierung nicht gemißbilligt, sie berührte die Interessen Oesterreichs nicht, dabei schwankte die Treue der galizischen Bevölkerung nicht im Geringsten, dies erkannte der verewigte Monarch mit dem Cabinetsschreiben vom 10. Oct. 1831, sicherte der Provinz in allergütigsten Ausdrücken Hülfe und Erleichterung zu.

Der unglückselige Ausbruch vom J. 1846 war nicht reine nationale Schilderhebung, er war ein socialer Umwälzungsversuch, dem man nur einen dünn aufgelegten Firniß der Nationalität für Kurzsichtige gab — inmitten des monarchischen Europa's, inmitten des tiefsten Friedens eine sociale Revolution! c'était pis qu'un crime, car c'était une faute — et quelle faute! die wärmsten Freunde des einst so mächtigen, nun so unglücklichen Polens mißbilligten und bedauerten ihn — Männer, die Proben der Vaterlandsliebe, aber einer bedächtigen und aufgeklärten, ablegten, waren davon schmerzlich überrascht — kein Offizier vom höheren Range aus dem J. 1831, deren doch so viele im Lande sind, nahm daran Antheil — es waren lauter novi homines, die in's Verderben rannten und das Land in's Verderben stürzten — und zur Vervollständigung des Unglücks zogen die Provinzialbehörden strafende Maßregeln den präventiven vor.

Nach dem Schlusse der Verhandlung über diese unglückliche Katastrophe wird sich zeigen, daß der begüterte galizische Adel verhältnißmäßig zu anderen Klassen am wenigsten betheiligt war, und dennoch trachtete die galizische Bureaukratie — ehrenhafte Ausnahmen, und es gibt ihrer nicht wenige, werden sich dadurch nicht beleidigt fühlen, werden mir im Grunde ihres Herzens Recht geben — die ganze Schuld auf den begüterten galizischen Adel zu wälzen; sie trachtete es, um ihre Fehlgriffe zu decken, um ihrer Feindseligkeit gegen den Adel Nahrung zu geben und die Freude sich gönnen zu können, auf die höhere Klasse einen willkürlichen Druck auszuüben — und es gelang ihr, weil sie allein Zutritt zu dem Throne hat, weil redliche Stimmen der Bedrängten verhallen mußten, ja sich nicht einmal erheben konnten, da das einzige hierzu berechtigte Landesorgan, der Provinzal-Landtag, nicht zusammenberufen wurde.

Sie bemächtigte sich auch in Gemeinschaft mit andern Genossen ihrer Gesinnungen der öffentlichen in- und ausländischen Presse; um den galizischen Adel in den Augen Europa's zu verunglimpfen, schrak man vor keiner Entstellung, vor keiner Lüge, ja selbst vor der größten Albernheit nicht zurück; die Tagesblätter öffneten ihnen ihre Spalten, versperrten aber selbe — mit geringen loyalen Ausnahmen — aller Widerlegung, so daß man sie mit Fug und Recht an jenen Vorwurf Boileau's erinnern konnte: que les Sottises y ont acquis le droit de Bourgeoisie, où on ne peut les attaquer impunément.

Bald hieß es: dort und dort seien nicht etwa Pulver — nicht Waffen — aber Giftvorräthe vorgefunden worden, der gesammte Adel habe, nicht etwa Säbel, aber Dolche geschliffen, als wenn der ganze Adel aus lauter Calabreser Banditen zusammengesetzt wäre.

Bald wieder: der Adel habe die Bauern unterdrückt, gemißhandelt und trage jetzt verdiente Früchte dieser Behandlung; die Verläumder vergaßen, daß sie damit die Regierung beschuldigten, durch 74 Jahre es geduldet zu haben — aber nein, die Grundherren haben sich dieser Schandthaten nicht schuldig gemacht, sondern das Volk ist, wie Rotteck in seiner Weltgeschichte richtig bemerkt, allenthalben dumm, zur Gewaltthat geneigt, ein bereites Werkzeug jeder bösen Leidenschaft und jeden Wahnsinnes; so war es in allen Zeiten und allen Ländern!

Bald wieder: der galizische Adel conspirirt in einem fort; der galizische Adel hat nie an's Conspiriren gedacht, und denkt daran jetzt ebenso wenig, den

Unsinn Einzelner wird ein Mann, der für Wahrheit Gefühl hat, der Gesammtheit nicht zumessen; der galizische Adel ist stolz auf seine geschichtlichen Erinnerungen, hängt mit Liebe, mit Feuer an seiner Nationalität, aber hängt daran offen, ohne alle Conspiration. Die österreichische Monarchie ist ja ein Agglomerat verschiedenartiger Nationalitäten, sämmtliche werden vom erlauchten Regenten, und der Herrscherfamilie geehrt und geachtet, denn Alles, was edel ist, ehrt und achtet jedes Nationalgefühl. So werden Bestrebungen der Italiener und Czechen um ihre Nationalität, um ihre Literatur keineswegs niedergedrückt. So wird jener warme und einsichtsvolle Patriot Ungarns, Stephan Széchény, der so thätig und so glücklich für Ungarns Nationalität, Literatur und Wohlstand wirkte, vom Hofe selbst — aber daneben auch Ludovic Gay für seine Verdienste um die illyrische Sprache — ausgezeichnet, und um auf das Erhabenste und Rührendste zu kommen, auf den Edelmuth eines Prinzen, der zugleich Ausdruck der Gesinnungen des ganzen regierenden Hauses ist, der nun von ganz Ungarn betrauerte Erzherzog Palatinus erklärte feierlich, daß er es ungeachtet seines vorgerückten Alters so weit zu bringen hoffe, um den nächsten Landtag in Nationalsprache anreden zu können; welches donnernde Eljen wäre ihm entgegengeballt, wenn das harte Schicksal ihm diesen Triumph zugestanden hätte. So wird jede Nationalität in dem großen Kaiserreiche geachtet und geschont — nur die galizische Bureaukratie bemüht sich die polnische zu unterdrücken und jedem Bestreben um dieselbe den Stempel der Conspiration aufzudrücken.

An einem andern Orte werden wieder Adel, Mandatare, Juden und Troß, so nennt der Verfasser all das Uebrige, in einen Tiegel zusammengeworfen, und darauf losgeschlagen, ohne Kunde, ohne alle Kenntniß, nur mit blinder Erbitterung. La colère ne raisonne pas, elle frappe à tort et travers, mais raremant juste.

Ein grimmiger Bureaukrat muß es auch sein, dessen Stimme in Nr. 45 der „Grenzboten" (und dann in der „Augsb. allgem. Zeit." vom 20. Nov. v. J. Nr. 324.) sich vernehmen ließ, denn wer könnte sonst in den Gang der Berathschlagungen einer Regierungs-Commission eingeweiht sein? Mit welcher erheuchelten Theilnahme spricht er von jenen Edelleuten, die mit so unheimlichen Augen die Deutschen ansehen, ununterbrochen fort conspiriren, die sie mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten! — mit welcher Leichtigkeit von einem 30procentigen Ausfall, den der Grundherr selbst tragen sollte, also vom Drittheil beinahe des Eigenthums, das so leichthin dem Eigenthümer abgenommen werden könnte und rechtmäßig dürfte, und blos von Entschädigung eines höhern Ausfalls, und dies durch die Provinz selbst, als wenn diese abgesonderte Finanzen hätte und nicht alle die zahlreichen Expropriationen in andern Provinzen von den Provinzen selbst, und nicht aus Staatsmitteln, wozu auch Galizien beiträgt, vergütet werden? — mit welcher Mißachtung aller Gesetze und aller Rechtsprincipien von Aufhebung früher geschlossener Abolitionsverträge, wenn die Gemeinden, nämlich einer von den contrahirenden Theilen es nur vortheilhaft findet? — Schließlich fordert er die Regierung auf, sich als Eroberer zu geriren. Wahrlich, eine schöne Eroberung, Eroberung eines Landes von fünf Millionen Menschen über ein Häuflein von ein paar hundert Unbesonnenen, zu deren Habhaftnahme wohl einige Pelotons

Cavallerie hingereicht hätten; eine neue Theorie, die alle früheren umstößt; was würden Vatel, Schlözer, Klüber und andere Publieisten zu einer solchen Eroberung zu einem solchen Eroberungsrechte sagen? Am Schlusse die hochprangende Phrase: „Man erobere fünf Millionen Menschen aus den Händen von hunderttausend kleinen Tyrannen, sichere ihnen Freiheit und Eigenthum," oder mit andern Worten: Man nehme Schuldigen und Unschuldigen, mitunter auch Deutschen, die man doch nicht zu erobern brauchte, kurz, den Reichern ihr Eigenthum ohne (???) alle Entschädigung und vertheile es unter die Armen *). Licinius, Baboeuf, Jacobiner und Communisten alter und neuer Schule würden diese Sprache nicht verleugnen. Tiberius Gracchus ging nicht so weit, er verlangte, daß den Reichern Land über 500 Morgen abgenommen und unter die Armen vertheilt, verlangte aber zugleich, daß das Abgenommene aus dem öffentlichen Schatze bezahlt werde.

An die bewährte Loyalität der geehrten Redaction stellt ein Glied des mit solcher Wuth angegriffenen, verläumdeten galizischen Adels die Bitte um gefällige Aufnahme dieser Abwehr in ihre Blätter u. s. w. u. s. w.

IX.

Notizen.

Kinkel „Vom Rhein". — Eine Carricatur.

— Wir haben bisher die bei Heckenast in Pesth erscheinende „Iris" vom Grafen Majlath für das eleganteste und prächtigst ausgestattete Taschenbuch gehalten, das die deutsche Presse liefert; das bei G. D. Bädecker erscheinende Jahrbuch „Vom Rhein", herausgegeben von Gottfried Kinkel in Bonn, macht je-

*) Der Herr Einsender fällt selbst in den Fehler, den er bei Andern rügt: in die allerärgste Uebertreibung! Der in Rede stehende Aufsatz (in Nr. 45 der Grenzboten v. J.) theilte einen Plan zur Ablösung der Robot mit, dessen Grundzüge darin bestanden, daß die Urbarialleistungen des Bauers in Geldwerth als Rente dem Gutsherrn bezahlt werde und daß durch den Ertrag des zwanzigfachen Betrags dieser Rente der Grundbesitz des Bauern frei werde von den Ansprüchen des Obereigenthümers. Dies nennt nun der Herr Einsender „man nehme den Reichern ihr Eigenthum ohne alle Entschädigung! Jener Aufsatz (der natürlich vor der jüngstens erlassenen Robotablösungs-Vorschrift geschrieben wurde) machte der Regierung ihr langes Zaudern zum Vorwurf. „Wenn der Staat, wenn die Dynastie etwas zur Feststellung der Zukunft in Galizien thun will" — heißt es wörtlich — „so muß es jetzt geschehen, jetzt oder nie! Oesterreich hätte vom factischen Standpunkt aus, dem galizischen Adel gegenüber das Recht, sich als „Eroberer" zu geriren; wohlan, so erobere es im Interesse der Civilisation, der Menschenrechte, der Humanität, es erobere fünf Millionen Menschen aus den Händen von hunderttausend kleinen Tyrannen!" Man sieht, in welchem Sinne das Wort „erobern" gemeint ist und daß es sich weder um die Grundsätze Badoeufs, noch um jene des Tiberius Gracchus handelte, sondern um Eine Eroberung, wie sie in Preußen, Sachsen, Baden u. s. w. längst stattgefunden, und um eine Eroberung, bei der die Eroberten den zwanzigfachen Werth der jährlichen Bauernfrohnen in Baarem ausgezahlt oder capitalisirt in fünfprocentiger Rente erhalten sollen. Die Armen! Wenn Rotteck (wie der Herr Einsender citirt) sagt, das Volk sei allenthalben dumm — um wie viel mehr ist es Pflicht des Staates, sich der Idioten anzunehmen und dafür zu sorgen, daß die Dummen von den Allzugescheidten nicht vollends ausgesaugt werden.

D. Red.

doch seinem deutsch-ungarischen Nebenbuhler den Rang streitig. Es ist interessant zu sehen, wie an den zwei Enden der beiden größten deutschen Ströme die heimischen Poeten sich unter einer Fahne versammeln, um gewissermaßen an der Grenze des geliebten vaterländischen Stromes ihm ein Denkmal zu setzen und seinen letzten Gang mit Gesängen zu begleiten, ehe er die deutschen Ufer verläßt, um in fremde Gauen sich zu ergießen, wo deutsches Wort und deutsche Dichtung nicht mehr ihre Tempel haben; so am Niederrhein, hart an der Grenze Hollands und Belgiens, so an der untern Donau, vor dem nahen Eintritt derselben in das Land der Serben und Wallachen und in das von den Moskowiten usurpirte schwarze Meer, in Bonn und in Pesth! Wie in dem Pesther Taschenbuch die Poeten des nahen Böhmens und Steiermarks unter die Donausänger sich mischen, um dem ihnen verwandten Strom die letzten Ehren zu erweisen, so am Rhein die Poeten des nahen Westphalen, der Stadt Frankfurt und andere Ehrengäste aus nahe und ferne. Das Kinkel'sche Jahrbuch vom Rhein zeichnet sich von den meisten Taschenbüchern darin aus, daß man beim Lesen des reichen Inhalts erkennt, der Herausgeber habe die Beiträge nicht aus allen Enden zusammengetrommelt und Spreu und Korn unfreiwillig durcheinander gemischt, um nur die Bogenzahl füllen zu können. Man sieht vielmehr, daß hier aus reich zufließendem Material das Beste und Kernigste ausgewählt wurde. Unter den Novellen sind die „Ahnfrau" von Louise von Gall und „Margaretha" von Gottfried Kinkel die hervorragendsten. Unter den Gedichten, die von Simrok, Wolfgang Müller, Annette von Droste, Dräxler Manfred, Karl Cramer u. s. w. Die biographischen Aufsätze sind sämmtlich von literarhistorischem Werth, so wie auch die fünf beigegebenen Bilder gut gewählt und trefflich ausgeführt sind. Voraussichtlich wird dieses Jahrbuch bei den großen Kosten, die das reiche Material und die prächtige Ausstattung in Anspruch nahmen, der Verlagshandlung im ersten Jahre wenig Gewinn abwerfen; wir glauben aber, daß, wenn das Unternehmen mit gleicher Sorgfalt und gleich tüchtigem Inhalt fortgesetzt wird, der Erfolg nicht ausbleiben kann.

— Das von Alexander Dumas erbaute théâtre historique ist mit einem Stücke eröffnet worden, wie die Annalen des Theaters noch keins aufzuweisen haben. Es begann nämlich um 7 und endete nach 2 Uhr. Zwei Tage darauf erschien eine Carricatur unter dem Titel avant et après. Auf der einen Seite sieht man eine Menge junger Leute in's Theater eilen, ein kleiner Jokei hält bei einem jungen Baumstamm ohne Blätter ein Cabriolet, vor welches ein flinkes Pferd gespannt ist, sein Herr tritt so eben in den Säulengang des Theaters — avant la pièce. Die andere Hälfte des Bildes zeigt das après. Die Vorstellung ist zu Ende; aber statt der jungen Leute, die hineingingen, trippeln lauter alte Herren mit grauen Bärten und gekrümmten Rücken heraus. Der junge Baumstamm ist mittlerweile eine breitästige Eiche, der kleine Jokei ein kleiner bocksbeiniger Kerl geworden und das frische Roß ist zu einem alten Gaul zusammengeschrumpft, der sich kaum auf den Beinen halten kann. — Das Stück hat zu lange gedauert!

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von **Friedrich Andrä.**

Bilder aus Spanien.

Spanien und seine Beschützer. — Die Hunde, die Spitzbuben und das gute Volk. — Französische Civilisationspropaganda. — Die Leute mit dem rothen Buch. — Englische Touristik und Mr. Ford. — Doctoren und Beichtiger in Spanien. — Die Wiege in Sevilla. — Natürliche Kinder und unnatürliche Aeltern. — Der Bigote, ein deutscher Bart. — Das Drama, die Geistlichkeit und die Franzosen.

Der englisch-französische Streit um den spanischen Hochzeitskuchen scheint für jetzt beendigt; der Knoten ist weder gelöst noch zerhauen, sondern wie der dänische, polnische, orientalische und alle andern Knoten ganz modern — zurückgelegt. So zweifelhaft nun sein mag, was aus diesem Samen einst erwächst: ein Resultat ist daraus für den Beobachter hervorgegangen. Im ganzen Gezänk um die Oberhand in Spanien ist von Spanien selbst, seinem Wohl und Wehe nämlich, nicht die Rede gewesen. Die Welt steht noch immer auf demselben Fleck; kein christlich „germanischer" oder romanischer Staat ist christlich gegen seinen Nachbar. Die Diplomaten lächeln und lächeln nach wie vor der Sündfluth von 1793, das Gewissen der Cabinette pendelt im selben Takt wie vor hundert Jahren, nur ihre Schlauheit hat Erfahrungen gemacht. In dieser Hinsicht möchte man, Napoleon's Wort umdrehend, sagen: Sie haben Viel zugelernt und nichts vergessen.

Das spanische Volk macht sich keine Täuschungen über die schmeichelhafte Wärme, mit der die zwei mächtigen Alliirten sich um seine Freundschaft reißen. Das innige Verhältniß, in welcher es seit so lange zu den beiden Hütern moderner Bildung und Freiheit steht, hat Früchte getragen. Beide haben gleichen Anspruch auf seinen Dank und der Spanier ist unparteiisch, — auch will er die Eifersucht des Einen nicht gegen den Andern reizen — der Spanier also nennt die Franzosen Hunde (perros) und die Engländer Spitzbuben (ladrones). Wir „Alemanos" dagegen heißen auf der Halbinsel „gutes Volk"; denn wir haben das Verdienst, keinen Einfluß auf Spanien zu besitzen und nur als bescheidene, gelehrige Privatleute hinzukommen. We-

gen dieser Beliebtheit des deutschen Namens jenseits der Pyrenäen dringen patriotische Politiker in den Zeitungen so oft auf Wiederanknüpfung alter Verbindungen mit dem Lande des Cervantes. Wären wir so glücklich, in Spanien uns geltend zu machen, wer weiß, ob wir uns nicht dort eben so pikante Beinamen erwerben könnten, wie in Polen und Italien. Leider aber ist die deutsche Flotte noch lange nicht fertig, und so werden wir hoffentlich für den Spanier „gutes Volk" bleiben.

Ja, bleiben wir Zuschauer und verdrängen weder die ladrones noch die perros in der Gunst des spanischen Volks; aber, um unsere schiedsrichterliche Meinung gefragt, werden wir gewiß Erstern größere Gunst als den Letztern gönnen; erstens aus wirklichem Wohlwollen für ein hochherziges Volk und dann aus poetischem Eigennutz. Der Engländer ist vielleicht gefährlicher für die künftigen Fabriken der Halbinsel, der Franzose aber ist gefährlich für die geistige und moralische Originalität Spaniens. Jener, ähnlicher dem Deutschen, achtet fremde Eigenthümlichkeit; er lernt Spanisch und wird es vielleicht grenzenlos schlecht aussprechen; der Franzose aber wird seine Schützlinge zur allein seligmachenden Sprache der Akademie bekehren. Ja, laßt nur einmal französische Putzmacherinnen, Feuilletonisten, Schauspieler, Mouchards und Büreaukraten in Masse über die Pyrenäen strömen und sie haben binnen zwanzig Jahren das bischen Naturwüchsigkeit im ganzen Lande weggenascht. Adieu dann, ihr romantischen Sitten, ihr lockenden Mantillen und üppigen Fandangos. Dann wird man in Sevilla und Granada, wie jetzt schon in Madrid, Pariser Moden tragen und eine verhunzte Polka tanzen. Ja, sie werden das Land durchaus civilisiren wollen!

Ernsthaft gesprochen, der Engländer versteht wenigstens das fremde Land, das er, mit Recht oder Unrecht, beschützt und trägt dazu bei, nützliche Kunde darüber zu verbreiten. Die englischen Touristen zeigen oft mehr politischen Verstand als französische Diplomaten und deutsche Staatsmänner. Im Orient heißen die Juden „das Volk des Buches" und die Engländer auf dem Festlande hat ein Spötter „die Leute mit dem rothen Buch" genannt. Derselbe behauptet nämlich, sie reisten blos, um die Richtigkeit des rothen Handbuchs von Murray, das sie beständig unter dem Arme tragen, auf die Probe zu stellen, sie trauten aber dennoch dem Buche mehr als ihren eigenen Augen. Aber der Spötter wird nicht leugnen können, daß der steife Cockney mit dem rothen Buche unter'm Arm, der oft so komisch einhersegelt, wirklich die Gegenden kennt, die er mit den Angaben seines Murray verglichen hat.

Um Spanien besonders hat sich Englands Touristik verdient gemacht,

verdienter vielleicht als seine Diplomatie und selbst als sein „eiserner Herzog" im Befreiungskriege. Denken Sie an Murray, Borrow u. A. Jene naive Neugier und utilitarische Spürsucht, jene kaufmännischen und hauswirthschaftlichen Gewohnheiten, die wir an den Söhnen Albions so prosaisch finden oder mit naserümpfender Vornehmheit als praktisch gelten lassen, kommen ihrem Beobachtungsgeist merkwürdig zu Statten. Der französische und zum Theil auch der deutsche Tourist schaut sich vor Allem nach pittoresken Situationen, pikanten Abenteuern, kurz, nach wohlfeiler Poesie um; er will deine Einbildungskraft überraschen und deine wunderbaren, spöttischen oder sympathetischen Vorstellungen von irgend einem Land oder Volk wo möglich noch überbieten. Der Engländer aber will Alles sehen; er zeichnet die malerischen Landschaften ganz trocken in sein Album und versäumt kein öffentliches Schauspiel, aber er guckt auch der Köchin in den Topf, er lernt die Marktpreise aller Lebensmittel auswendig, er muß den Betrieb aller Handwerke kennen lernen, er zählt an den Fingern alle benutzten oder unbenutzten Ressourcen einer Gegend her und unterzieht sich dem langweiligsten und mühsamsten Entdeckungsfahrten, wenn er seine Kenntniß dabei um ein kleines Korn bereichern kann. Nebenbei pflegt dieser steife Brite nicht ganz ohne Sinn für Kunst und Literatur und gar nicht ohne Ideen zu sein. Ja, zuletzt ist sein Buch nicht nur lehrreich, sondern sogar wahrhaft schön zu nennen. Diese Erfahrung habe ich wieder an einem neu erschienenen spanischen Reisebuch von Mr. Ford gemacht. Mein Gott, wie fallen Einem die Schuppen von den Augen, wenn man nach langmonatlicher Lectüre spanischer Zeitungscorrespondenten plötzlich einen Blick in diese enthüllten Tiefen spanischer Sitte und Natur wirft. Lesen Sie nur die paar Scenen, die ich für den Schluß dieser Notiz übersetzt habe und sagen Sie, ob Sie dann noch auf die Stichworte von Progressisten, Moderados und Esparteristen das geringste Gewicht legen? Wir wundern uns über die Gewaltschritte und Abscheulichkeiten, die trotz der Charte begangen, wie über die Gleichgültigkeit, mit der sie ertragen werden und sind geneigt, sie bald einem Narvaez, bald einem Isturiz allein zuzuschreiben; es gibt sogar Leute, die einen Fortschritt oder Rückschritt von einem Ministerwechsel in Madrid erwarten, während die Regierungsformen bei diesem Volke wie ein flüchtiges Schönheitswässerchen sind, das den innern Zustand weder heilt noch verschlimmert, und vom starken Organismus ausgeschwitzt, in leere Luft verdunstet. Die Spanier haben die Mauren und Juden unter sich ausgerottet, sind aber doch keine Europäer geworden. Die Nemesis hat es vielmehr gefügt, daß jedes Auge, das nicht ganz blind ist, in ihren Zügen die maurische Verwandtschaft erkennen muß.

Gewaltigere Mächte, als die einer von fernher entliehenen Verfassungsform, müssen auf eine Gesellschaft wirken, deren Grundanschauungen orientalisch sind, damit unsere Begriffe von Humanität und Fortschritt bei ihr Wurzel schlagen. Woher diese seltsame Erschütterung zu erwarten ist? Es werden Jahrzehente hingehen, bevor man darauf eine Antwort findet. Wenn die politischen Doctoren Spaniens nicht auf einer höhern Stufe stehen, als die der Medicin, so kann es noch Jahrhunderte dauern. Hören Sie, was Mr. Ford von den letztern sagt:

Die gewöhnliche Redensart dieser Leute, in Bezug auf die geschäftige Sterblichkeit ihrer Patienten, ist: „Sie sterben wie die Wanzen" (**mueren como chinches**). Diese Gleichgültigkeit gegen menschliche Leiden und diese Unwissenheit in der Heilkunst sind recht orientalisch; man sagt, Künste und Wissenschaften seien vom Morgenlande ausgegangen, aber Medicin und Wundarznei gehören nicht darunter. In Spanien, wie im Orient, wurden sie lange als ein untergeordnetes Handwerk und die Aerzte als Creaturen von gemeiner Kaste angesehen; ein schlimmer Haken auf der Halbinsel, wo die persönliche Ehre ein so empfindliches Ding ist und Menschen lieber verhungern, als sich eine conventionelle Herabsetzung gefallen lassen. Der Wundarzt der spanischen Mauren war häufig ein verachteter Jude, was bei den Spaniern einen volksthümlichen und erblichen Abscheu gegen den Beruf erzeugte; der Doctor stand schon etwas höher, aber gleich dem Chemiker und Botaniker war er häufiger ein Ungläubiger, als ein Christ. So war Sancho der Fette gezwungen, persönlich nach Cordova zu gehen, um sich ärztlichen Rath zu holen. Und noch sind in Spanien, wie im Orient, Alle, deren Beruf es ist, lebende Creaturen hinzurichten, von der Gesellschaft geächtet, der Fleischer, Stierfechter und Henker zum Beispiel. Der Soldat, der dich niedersäbelt, nimmt den höchsten, der Arzt, der dich wieder zusammenflickt, den niedrigsten Rang ein; der Doctor, den der unfehlbare Papst befragen und dem ein Selbstherrscher gehorchen muß — hier wird er nur in die Krankenstuben guter Häuser, nie in ihren Salon gelassen. Aber die Geächteten nehmen schwere Rache; alle Spanier sind gefährlich mit dem Messer in der Hand, und besonders die spanischen Aerzte. Madrid ist ein Hof des Todes und die Nekrologie Eskurials liefert den besten Beweis dafür durch die Frühsterblichkeit des königlichen Geblüts, von dem man doch voraussetzen kann, daß ihm die besten Rathschläge, sowohl in medicinischer, als theologisch-therapeutischer Hinsicht, nicht fehlen werden.

Der spanische Mediciner wird gemieden nicht blos aus altem Vorurtheil und weil er gefährlich ist, wie eine Klapperschlange, sondern weil die Geist-

lichkeit bemüht ist, Haß und Mißgunst gegen einen Stand zu erwecken, der, würde er in den Familien gut aufgenommen, leicht etwas von den fetten Erbschaften und wichtigen Geheimnissen mit erschleichen könnte, die am Todtenbett ohnmächtigen Seelen ausgepreßt werden. Der spanische Wundarzt und der spanische Beichtvater sehen die Patienten von verschiedenem Standpunkte an; Jener will ihn für diese und Dieser für jene Welt erhalten —, Keiner hat in seinem Herzen eine große Idee von der Kunst des Andern und leider haben meist beide Theile Recht. — Von Aerzten und Mönchen ist der Uebergang natürlich zu den Findelhäusern.

Diese, sagt Mr. Ford, waren, als wir sie zuletzt sahen, kaum besser eingerichtet als die Irrenhäuser; man nennt sie casas de espositos, Häuser der Ausgesetzten, oder la Cuna, die Wiege, als wäre ein solches Haus wirklich eine Wiege und nicht vielmehr der Sarg unglücklicher Säuglinge. Die meisten großen Städte Spaniens haben eine solche Wiege; die ansehnlichsten sind in den levitischen Städten — die natürliche Folge eines reichen, ehelosen Clerus. Die Cuna kann man ein kleines Bettchen nennen, wo der Kindermord ruhig und allmälig geübt wird und wo natürliche Kinder von ihren unnatürlichen Aeltern durch langsamen Hungertod versorgt werden. Zuerst wurden diese Spitäler in Mailand im J. 787 von einem Priester, Namens Datheus, gegründet. Das von Sevilla, welches wir beschreiben werden, wurde von dem Clerus der Kathedrale erbaut und wird von zwölf Directoren, sechs Laien und sechs Geistlichen, verwaltet; wenige darunter kümmern sich wirklich um die Verwaltung oder geben Beiträge, es sei denn — Kinder. Das Gebäude steht in der Calle de la Cuna; nicht weit von der Mündung einer Almosenbüchse ist eine Marmortafel befindlich, mit dem Vers des Psalmisten auf Lateinisch darauf: „Wenn Vater und Mutter mich verlassen, so nimmt der Herr mich an.“ In der Mauer ist ein kleines Pförtchen, das beim Anpochen von selbst aufgeht und die sündelosen Kinder der Sünde aufnimmt; und eine Wärterin sitzt bei Nacht auf, um jene Kleinen zu empfangen, deren Aeltern sie in der Dunkelheit aussetzen, um ihre Schande zu verhüllen.

„Toi que l'amour fit par un crime,
Et que l'amour défait par un crime à son tour,
Funeste ouvrage de l'amour,
De l'amour funeste victime!“

Manche Kinder sind schon im Sterben, wenn sie ankommen, und werden nur ausgesetzt, um die Begräbnißkosten zu ersparen; andere sind halbnackt, während nur wenige mit Wäsche versehen sind. Diese letztern stammen ge-

wöhnlich aus einem der höhern Stände, die nur eine zeitweilige Verborgenheit für ihre Sprößlinge suchen und oft die rührendsten Briefe beilegen, voll heißer Bitten, daß die Wärterin mehr als gewöhnliche Sorge für das Kind tragen möge, welches einst gewiß zurückgenommen werden würde; auch wird, nach antiker Weise, dem Kleinen irgend ein Zeichen oder Schmuck umgehängt, um es in der Zukunft zu erkennen. Jede Kleinigkeit in Bezug auf das ausgesetzte Kind wird in ein Buch eingetragen — ein trauriges Gedenkbuch menschlicher Sünde und Reue! Kinder, welche einmal reclamirt werden, zahlen ungefähr 5 Silbergroschen für jeden Tag, den sie im Spitale zugebracht haben; aber doch werden die Bitten um besondere Pflege selten beachtet und auf das Versprechen künftiger Zurücknahme wird nie gebaut. Ist kein Name des Ausgesetzten angegeben worden, so wird das Kind von der vorstehenden Matrone getauft und erhält gewöhnlich den Namen des Tagesheiligen. Bei unserm Besuch war die Anzahl beträchtlich und fortwährend im Zunehmen begriffen, während die Mittel des Hauses bedeutend abnahmen. Auf einen sichern und großen Zufluß kann man alle 9 Monate nach Weihnachten und nach der Charwoche rechnen, wo die ganze Bevölkerung, Männlein und Weiblein, die Nacht hindurch vor Statuen und Reliquien kniet, so daß im November und Januar das barmherzige Pförtchen fortwährend auf und zugeht.

In der „Cuna“ ist stets eine Anzahl von Ammen vorhanden, aber meistens sind es Dirnen, die wegen verrufenen Lebenswandels in keinem Privathause mehr einen Dienst bekommen, und jede hat im Durchschnitt drei Kinder zu stillen. Manchmal geschieht es wohl, daß ein achtbares Frauenzimmer, welches eben keinen Dienst hat, in die Cuna geht, nur um nicht die Milch zu verlieren; das arme Kind, welches so glücklich ist, an eine solche Brust zu kommen, blüht dann auf eine Weile auf, aber sobald es diese Gunst verliert, welkt es und stirbt. Jene seltenen Glückskinder, die armen Frauen auf dem Lande anvertraut werden, haben am meisten Aussicht, am Leben zu bleiben; denn kein Weib, das jemals Mutter war und ein leibliches Kind gestillt hat, wird einen Säugling verschmachten lassen. Eine solche Frau pflegt monatlich 2⅔ Thaler zu bekommen. Aber die Ammen der Cuna haben oft zu lange am Hungertuche genagt, und selbst wenn die Milch ihrer frommen Denkungsart nicht versiegt oder verbittert ist, so können sie unmöglich der Ueberzahl von Hungrigen genügen. Das Verhältniß der Sterbenden war schrecklich. Der Tod ist eigentlich eine Gnade für das Kind, so wie ein Ersparniß für die Anstalt; und in Spanien stand das Leben eines Erwachsenen nie hoch im Preise, geschweige das eines hülflosen Säuglings.

Die Cuna war, als wir sie zuletzt besuchten, unter einem niedern Geistlichen, der — ein treuloser Verwalter — die Fonds in die Tasche steckte. Er wurde reich, wie Gil Blas' Director in Valladolid, an Armen und Waisen; seine wohlmeublirte Wohnung und sein stattliches Selbst standen in schreiendem Gegensatz zum Zustande seiner Pfleglinge. Die kranken und sterbenden Kindlein waren, getrennt von den gesunden, in einem weiten Saale untergebracht, im frühern Staatssalon, dessen vergoldete Decke wie blutiger Hohn herabschimmerte auf das Elend am Boden. Da lagen sie in langen Reihen, auf schmuzigen Matratzen, unbeachtet, ungepflegt. Die großen Köpfe, die gerunzelten Hälse, hohlen Augen und blaßgelben Gesichtchen überschattete der nahende Tod. In's Leben gerufen weder durch eignen Wunsch, noch eignen Fehltritt, war ihre kurze Spanne vorbei, ehe sie begonnen, während ihre Mutter vielleicht in der Ferne rief: „Wenn ich seine Geburt genug beweint haben werde, will ich weinen über seinen Tod." Die Gesundern lagen paarweise in Wiegen; aber der Hunger gähnte aus ihren Wangen, die Noth jammerte aus ihren Augen und ihr schrilles Weinen zerriß das Ohr des Besuchers schon an der Schwelle; denn vor Mangel an Nahrung hatten sie auch keine Ruhe, keinen Schlaf. Ihr Dasein hatte mit Schluchzen begonnen, mit el primero sollozo de la Cuna, wie Rioja sagt; aber wir Alle weinen, wenn wir das Licht der Welt erblicken, während Viele lächelnd von ihm scheiden. Einige neu ausgesetzte Kinder, die eben von der Mutterbrust kamen, aus der sie ein letztes Lebewohl gesaugt, sahen voll und rosig aus; sie schliefen gesund, blind für die Zukunft, ohne Ahnung, welches Schicksal ihrer harrte. — —

Von Zwölfen bleibt ungefähr Eins am Leben und lungert in den Umgebungen des Spitals herum, schlecht gekleidet, kaum genährt und noch weniger unterrichtet. Aus den Buben werden Soldaten, aus den Mädchen Mägde oder — wir wollen nicht aussprechen, was der böse Leumund ihrem priesterlichen Vormund nachsagt. Sie werden selbstisch und kalt, ihr junges Herz verschließt sich, ehe es noch aufgegangen, denn sie haben nie gefühlt, wie Herzlichkeit, Liebe oder Menschlichkeit thut. An ihren Köpfen hat der Barbier scheeren gelernt und die Sünden der Aeltern werden an ihnen heimgesucht. Ihre Beschäftigung besteht darin, nachzugrübeln, wer ihre Aeltern sein mögen, und von dem Tag zu träumen, wo sie in glänzender Equipage abgeholt, und reiche Leute werden sollen. Dann und wann wird Einer von wohlhabenden und kinderlosen Familien adoptirt. In diesem Zustand war die Cuna von Sevilla, als wir sie zuletzt sahen. Wir haben seitdem mit Vergnügen erfahren, daß einige mildthätige Damen sich des Instituts ange-

kommen und wesentliche Verbesserungen darin bewirkt haben. Mögen sie nicht Geduld und Ausdauer verlieren!

Kommen wir zu einem weniger tragischen Thema. Auch die Bartliebe des Spaniers hat etwas Orientalisches. Der bigote*) ist ein gesetzliches Vorrecht des Militairs und die Generale — ihr Name ist Legion — pflegen ihn so zärtlich, daß sie vor dem Rasirmesser ebenso viel Angst wie vor dem Säbel haben. Als der Infant Don Carlos aus England entfloh, hatte man große Noth ihn zum Abschneiden seines Schnurrbarts zu bereden. Zurbano glaubte noch jüngst baskische Verräther hinlänglich gezüchtigt zu haben, wenn er ihnen die bigotes abschnitt und sie davon jagte, wie Ratten ohne Schwänze, pour encourager les autres. So hat Majaval, der Pirat, der in Exeter durch den Strick fiel, als er nach Barcelona kam, der heiligen Jungfrau, die ihn gerettet, seinen im Kerker gewachsenen Bart geopfert. Ferdinand VII. erließ einmal ein donnerndes Bartverbot gegen alle Nichtsoldaten, und es wurde in der That einen ganzen Monat weniger 29 Tage beobachtet. So geht es überhaupt mit spanischen Decreten, seien es nun Verträge, Verfassungen oder Staatsschuldscheine; sie dienen als Cigarrenfidibus. — —

Nächst Haus und Kirche gibt es für den Zustand einer Nation wohl nichts Bezeichnenderes als ihr Theater. Aber ein Volk, das seit 40 Jahren Tragödien in der Wirklichkeit erlebte, kennt jenes Ueberglück nicht, welches den Luxus erdichteter Trauerstücke mit Geld bezahlt. Das Drama in Spanien war die Frucht einer glücklichen Periode und der Gunst Philipp's IV. Gleich nach ihm begann es hinzuschmachten. Am wenigsten konnte es der starren Feindseligkeit der Geistlichen widerstehen, welche dadurch ihre eigenen eligiösen Spectakel und Kirchenmelodramen — und im buchstäblichen Sinn des Wortes ihre noch jetzt üblichen „Mysterien“ — beeinträchtigt glaubten. Man weiß, daß früher der Komödiant nicht in geweihter Erde begraben, noch bei Lebzeiten mit dem Titel „Don“ beehrt wurde. Aber noch im 19. Jahrhundert haben Beichtväter Weibern und Kindern verboten, durch eine Straße zu gehen, in der ein „Tempel des Satans“ ist, und bei Nacht stellten sich Bettelmönche neben die Thüren des Schauspielhauses, damit nicht ein unvorsichtiges Christenkind in den bodenlosen Abgrund der Hölle falle. Die Mönche schlossen 1823 in Cordova das Theater, weil die Nonnen eines

*) Ein ungeheurer Schnurrbart, den die Spanier den deutschen Cavalieren und Cavalleristen Karl's V. nachahmten. Das Wort soll von bei Gott! herstammen, ein Spitzname, den man den Deutschen, wegen ihres ewigen Fluchens, gab.

gegenüberliegenden Klosters den Teufel und Consorten auf dem Dache Fandango tanzen sahen. Zuletzt wurden freilich die Mönche weggejagt, aber das nationale Drama kehrte darum nicht zurück.

Die altspanische Bühne war ein getreuer Spiegel spanischer Natur und Wirklichkeit. So lange der castilische Hidalgo mit seinem Degen und seinen Liebschaften das Muster und der Schrecken Europa's war, besah sich die Nation mit stolzer Freude im Spiegel; jetzt aber schrickt sie erröthend vor ihm zurück, denn ihre Locken sind grau, ihre Fahne zerrissen, ihr Antlitz gerunzelt. Höchstens liebt sie noch manchmal, sich den Cid heraufbeschwören zu lassen; aber Stücke, die modern spanisches Wesen schildern oder ahnen lassen, werden von Parterre und Logen mit gleichem Hohn verworfen; und deshalb ist Lope de Vega nur noch dem Namen nach bekannt.

Der Verfall des spanischen Dramas hat noch einen andern Grund. Die bourbonische Thronfolge hat das Theater so gut wie das echte Stiergefecht ruinirt; mit ihr kam eine Fluth von Einheitsregeln und stelzfüßigen Convenienzen über die erschrockenen Pyrenäen. Die Nachäffer Frankreichs führten den Pariser Geschmack ein, der nur eine Idee im Kopfe duldet, und erklärten Calderon für einen ebenso großen Barbaren wie Shakespeare!! — Frankreich wurde das vorschriftsmäßige Ideal eines Landes, aus dem sich die Molières und Corneilles manche ihrer schönsten Schmuckfedern geholt hatten. Spanien kam dahin, seinem frühern Zögling, Nachahmer und Plagiator, dem französischen Kothurn, zu huldigen; und seine besten Lustspiele sind trübselige Uebersetzungen der Werke Scribe's und Genossen.

Die Theatergebäude heißen Coliseums, sind aber klein, und schlecht gebaut und riechen, wenn die Häuser voll sind, theils nach altem Cigarrenrauch, theils nach frischem Knoblauch, da kein neutralisirender Weihrauch, wie in den Kirchen, gebrannt wird. Die saynetes (Possen) sind, wie schon viele Touristen bemerkt haben, das frischeste und eigenthümlichste Ueberbleibsel altspanischen Theatergeistes. Das Orchester ist mittelmäßig und die Musik, obwohl eine Leidenschaft des Volkes, kann sich nicht im Entferntesten mit deutscher oder italienischer Tonkunst vergleichen. Ebenso haben die Spanier vom französischen Ballet Alles, nur nicht die Grazie und die Eleganz angenommen. Kurz — und dies ist vielleicht ebenso viel Lob als Tadel — der Spanier wird lächerlich, sobald er seine feinen Nachbarn nachahmen will — sei es in Sprache, Tracht oder Küche.

Die Metamorphosen der Romantik.

Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß unsere Zeit über den materiellen Interessen den Sinn für das Ideelle verloren habe. Dennoch hat sich keine Zeit so viel mit dem Gedanken zu thun gemacht; selbst der Egoismus rechtfertigt sich mit allgemeinen Ideen. Mag diese Rechtfertigung auch lediglich eine äußerliche sein, sie erkennt immer, wenn auch unwillig, die Macht des Geistes. Was sich dem Geiste entzieht, wird nicht geduldet.

Je mehr die Interessen in den Ideen ihren Ausdruck suchen, desto unsicherer wird das Verhältniß derselben zu einander. In dieser Unruhe scheint kein Punkt festzustehen. Es sind nicht die Schlechtesten, die sich ganz und gar von einem Treiben abwenden, in welchem sie nur die Willkür unmittelbarer Einfälle und die Frechheit eines blos subjectiven Meinens zu erkennen glauben. Die Betriebsamkeit des Erwerbs, die currenten Geschäfte des sogenannten Berufs, oder auch das Heiligthum der exacten Wissenschaft, das von den Veränderungen der Zeit nicht berührt wird, scheinen wenigstens einen bestimmten Haltpunkt zu geben und beruhigen das Gewissen. In der Jugend schwärmt man für das Unendliche und Unbestimmte, und verachtet die Geistlosigkeit der mechanischen Arbeit; das Mannesalter dagegen widert diese glänzende Hohlheit an, und die Gewohnheit ist mächtig genug über den Menschen, ihn in der gebahnten Heerstraße fertiger Vorstellungen und Geschäfte völlig zu befriedigen und ihm jede Idee zu verleiden, die über das Begrenzte hinausgeht, weil sie ihm keinen bestimmten Inhalt gibt.

So ist es immer gewesen; der Unterschied ist aber, daß er jetzt seine Ideenlosigkeit durch Ideen rechtfertigt. Es blieb diesem Zeitalter vorbehalten, das conservative Princip zu erfinden und den Egoismus zu einer Idee zu erheben.

Sonst war die Idee ein allgemeines, festes und objectives; jetzt hat ein Jeder sein eignes Heiligthum und seine eigne Religion, die von irgend einer

Seite sich dem Wirklichen entgegensetzt. Das Heilige hat seinen objectiven Sinn verloren, und jeder Einzelne legt die ganze Energie seiner Subjectivität hinein. Und doch ist in all diesen Bestrebungen, so sehr sie einander durchkreuzen, Eines gemeinsam: die Reflexion über das Höchste des Lebens und die Rechtfertigung desselben durch den Gedanken. Die Oberflächlichkeit ist auch schon mit einem Stichwort zufrieden, durch welches sie sich der Zeit und ihren Bestrebungen wohl oder übel anschließt, denn sie hat nun einen Maßstab, dem sich alles Wirkliche fügen muß.

Wenn nun in der Partei des Fortschritts für dieses Chaos unbedingte Freiheit gefordert wird, weil dann die Idee sich selber ihren höchsten Ausdruck finden würde; wenn man behauptet, es müsse, wer die Macht in Händen hat, aufhören, einen eignen Willen zu haben; wenn man hofft, irgendwo werde man dem Spiel der Kräfte müßig zusehen im Glauben an die Selbstentwickelung des Guten: so ist das eine der Illusionen der heutigen Romantik. Entweder denkt man damit den Gegner zu täuschen und ihm die Waffen aus den Händen zu schmeicheln, oder sich über den eignen Indifferentismus zu beruhigen und die natürliche Trägheit in das Licht der bewußten Resignation zu stellen.

Die Geschichte wird bewegt durch Leidenschaften, Interessen und Ideen. Für das Allgemeine des Geistes erhalten die Leidenschaften und Interessen erst dann Bedeutung, wenn sie sich zu Ideen erheben.

Idee ist das geistige Bild einer noch nicht realisirten Nothwendigkeit, das, aus den Widersprüchen der Wirklichkeit hervorgegangen, sich mit dem Recht des Gedankens gegen das Recht des Bestehenden geltend macht. Der Begriff ist der Abschluß des Seienden im Geist, die Idee das Heraustreten des Geistes aus dem Seienden. Den Begriff der Freiheit entnehme ich aus Dem, was ich als daseiend erkenne, die Idee der Freiheit aus Dem, was dem Wirklichen fehlt. Indem mein Gefühl auf Einen bestimmten Punkt der Wirklichkeit hintritt, ergänzt sich dieser nach den Voraussetzungen meines Geistes zu einem Bilde, einem Ideal, und die Welt des Gedankens, aus dem Geiste geboren, tritt der Welt des Seins gegenüber.

Es kostet dann sogar Mühe, aus diesen Abstractionen sich so weit loszureißen, daß man sich erinnert, das Wesen einer Sache nur in ihrer Erscheinung zu finden, das Gesetz nur in den einzelnen Fällen, die Freiheit nur in der Bestimmtheit, die Tugend nur im Kampf, die Seele nur in der Bewegung. Der Verstand dagegen, für den nur das Einfache faßlich ist, stellt sich unbefangen das Wesen, das Gesetz, die Freiheit u. s. w. als in sich fertig vor.

So ist in der natürlichen Religion oder der Religionsphilosophie die Gottheit nichts als eine Abstraction, das Bild oder das Ideal von der Einheit, der Vernunft im Universum, in welchem die unmittelbare Anschauung nur Mannichfaltiges und Widersprechendes vorfindet. Diese Einheit ist nur im menschlichen Bewußtsein als eine Forderung; sie hat eben darum etwas Unbestimmtes, und das ganze Streben der Philosophie wie das der Religion und Kunst ist darauf gerichtet, für diese Idee des absoluten Wesens einen adäquaten Ausdruck zu finden. Sie hat in ihrem Besitz aber nur Beziehungsbegriffe, den endlichen Dingen entnommen: Dasein, Einfachheit, Unendlichkeit, Freiheit, Nothwendigkeit u. s. w., und diese haben, auf das Absolute angewendet, immer etwas Unangemessenes, eben weil das Absolute seiner Idee nach dasjenige sein soll, was all jenen Beziehungsbegriffen unbedingt widerspricht und sie aufhebt.

Diese allgemeinen Denkformen, die, eben weil sie nur Beziehungen ausdrücken, und weil sie sich in jedes Urtheil einschleichen, dem Inhalt und der Form nach zu den größten Mißverständnissen Veranlassung geben, machen den eigentlichen Gegenstand der Philosophie aus. Was sich dem gewöhnlichen Denken als bloße Beziehung in die gesetzlose Welt der Empirie verliert, betrachtet sie in seinem innern und gesetzlichen Zusammenhang. Was dem Verstand als das Gewöhnlichste und Leerste erscheint, weil er es alle Tage sieht, ist ihr das Tiefste, weil es in sich die Geheimnisse des Denkens verschließt. Sie löst jene Beziehungsbegriffe von ihren Gegenständen, den endlichen Dingen ab, sie scheidet sie von der Subjectivität des Gedankens; sie läßt den einen in den andern übergehen, sie vergleicht sie mit einander, sie gliedert sie zu einer unendlichen Kette zusammen, bis sich ihr endlich die ganze Fülle der Objectivität in solche Kategorien auflöst, die sich nach eignen Gesetzen bestimmen und bewegen.

Aber neben dieser rein wissenschaftlichen und zeitlosen Thätigkeit hat die Philosophie noch einen andern Sinn.

Auch das reine Denken hat eine Seite, die an eine geschichtliche Bedeutung gebunden ist, wenn der Gedanke sich auch in der Illusion wiegt, ein freier zu sein. Die Ideen gehen ihrem Inhalt nach von Bedürfnissen und Empfindungen aus, wenn sie sich auch formell auf Verstandesgesetze beziehen. Die Freiheit hat beim ersten Anschein eine logische Bedeutung, hier ist sie aber leer und ohne Einwirkung auf den Geist; sie nimmt ihren Inhalt erst aus dem menschlichen Gefühl, aus den Wünschen des Herzens. Wenn ich logisch das Wesen Gottes analysire, so wird mir wenig daran liegen, ob ich in ihm den Begriff der Freiheit finde; aber Gott ist nicht ein Begriff, son-

dern eine Idee; das Gefühl der Freiheit ist etwas Erhebendes, und so hat die Philosophie gleichsam die Pflicht, in dem höchsten Wesen die Freiheit zu suchen. Ferner: Die Ideen sind unendlich, weil sie unvollendet sind, und darum ist es vergeblich, für sie eine feste Form zu finden, wie die endlichen Bestimmungen der Mathematik. Sie sind nie geistlos, aber ebenso wenig erschöpft sich der Geist in ihnen; sie geben der Thätigkeit des Geistes Form und Richtung, und werden dann umgekehrt von ihr auf's Neue bestimmt. Die wissenschaftliche Richtung wie die Kunst wird durch die Ideen geleitet, die einem Volk oder einer Zeit als heilig gelten; es ist nicht blos aus dem praktischen Bedürfniß zu erklären, daß in Aegypten die Astronomie, bei den Römern die Jurisprudenz, in Hellas die Philosophie der Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen war: auch die positive Wissenschaft ringt nach einem Ausdruck für das Absolute, das, ohne begriffen zu sein, als Idee aus der Geschichte hervorgeht. Der so gewonnene Inhalt wirkt dann auf die Idee des Absoluten zurück, wenn dieses auch in der Heiligung der Tradition als ein Uebermenschliches und Fremdes außerhalb der Begriffe gelegt wird. Denn die Ideen entstehen nicht aus dem Bewußtsein, sondern aus dem Gefühl; wenn sie dann weiter mitgetheilt, von Hand zu Hand getragen, erweitert, bestimmt, bedingt werden, so wirken sie selbst auf ihre erste Quelle wie ein Fremdes ein. Es ist eine Verkehrtheit des Rationalismus, die aber im Wesen der menschlichen Natur liegt, die Ideen der Religionen aus dem Bewußtsein bestimmter Menschen, einem Entschluß, einem Plan herzuleiten; wie man etwa die Zweckmäßigkeit der Natur und der Geschichte den Absichten eines Gesetzgebers beimißt. Was in der dunkelsten Tiefe geboren wird, ist am mächtigsten; der Gedanke tritt erst später in das Gefühlte, erst wenn die Ideale des Gefühls sich von dem Gefühl abgelöst haben. Dann scheinen sie fertig und abgeschlossen zu sein; aber nur anscheinend verharren sie in dieser heiligen Ruhe der Jenseitigkeit; in der That leben sie fort und treiben den Geist, indem er sie zu fassen sucht, über sich heraus. In diesem Sinn ist die Philosophie Poesie, schöpferische Thätigkeit.

In der Philosophie wie in der Kunst erringen die Ideen eine freie und classische Form, während sie in der Entwickelung des Rechts durch Zufälligkeiten bedingt und gehemmt, in der eigentlichen Wissenschaft an den gegebenen Stoff gewiesen ist. Man stoße sich nicht daran, daß ich eine gewisse Richtung der Philosophie von dem Gebiet der eigentlichen Wissenschaft ausschließe. Historisch wird wohl Keiner etwas dagegen haben; wer wird wohl den Timäus oder etwa den Phädon für ein wissenschaftliches Buch halten. Und doch hat selten die Philosophie Edleres hervorgebracht. Wenn man

mit Recht die Religion aus dem Reich der objectiven Thatsachen in die Welt des Geistes hinübergespielt hat, ohne ihrer Würde dadurch Eintrag zu thun, so wird die Philosophie ihre Gewalt ebenso wenig verlieren, wenn man ihr eine objective Erkenntniß nach der andern entreißt. Die Philosophie geht mit der Dichtung Hand in Hand, nur daß sie die Idee im Unendlichen ausführt, während jene an das Endliche gewiesen ist, daß sie in das unbegrenzte Netz des Gedankens, des Universums, der Geschichte einwebt, was diese in den engen Rahmen eines geschlossenen Schicksals abbildet. Beide haben den Sinn, dem Geist das Seiende verständlich zu machen.

In der Geschichte der Philosophie sucht man — pragmatisch oder speculativ — überall eine gewisse Nothwendigkeit nachzuweisen. Daß dabei unendlich viel Willkürlichkeit mit unterläuft, liegt darin, daß man diesen Gang des Gedankens aus dem Zusammenhang reißt und die Mittelglieder ausläßt, Religion, Poesie, Rechtswesen, Wissenschaft. Nicht das eine bringt das andere hervor, sondern alle entstehen aus dem Geist, wie dieser aus der Natur; der Geist aber entfaltet sich nur in der Totalität seiner Erscheinungen.

Das Absolute der Philosophie entspricht dem Absoluten der Religion. Die höchste Abstraction des Geistes ist der Geist selbst. Sobald der Geist das Bedürfniß seiner Freiheit von dem Natürlichen so lebhaft fühlt, daß er es wagen kann, in sich selber das Absolute zu suchen, so ist die Welt der Abstraction vollendet, wo die Realität der Dinge ihre Gewißheit verliert, wo selbst die natürlichen Gesetze des sittlichen Geistes der schrankenlosen Abstraction des reinen Geistes weichen müssen. Die Nichtigkeit der Natur und die absolute Freiheit des Geistes wurde im Christenthum zum Glauben der Welt. So träumte sich der Geist eine eigne Stätte, die ihm angemessen sei und wo der Schein der Natur, der trotz seiner Nichtigkeit auf Erden ihn dennoch irrte, auf ewig verschwinden würde.

Das Volk, welches der Träger dieser übersinnlichen Ideenwelt war, wird von einem rohen Stamm überwunden, doch so, daß der Sieger von dem Geist des Besiegten gefesselt wird. In der Sprache desselben, wie in den religiösen und rechtlichen Formen nimmt er die fertigen übersinnlichen Ideen in sein Bewußtsein auf, ohne sie aus dem eignen Bedürfniß herausgearbeitet und durch das Gefühl zu lebendiger Anschaulichkeit entwickelt zu haben. Da die Romanischen Völker die höchsten Ideen des Geistes in der Vollendung eines fertigen Wortes empfingen, so blieben sie ihnen in dem eignen Bewußtsein ein fremdes Jenseits, und das Christenthum wurde zur Romantik.

Was wir Romantik nennen, findet sich überall wieder, wo auf ähnliche

Weise fertige übersinnliche Ideen äußerlich überliefert werden. Auch das classische Alterthum hatte seine Romantik; aber sie war ihm Nebensache. Das Mittelalter dagegen gründete sein ganzes Dichten und Trachten auf dieses dem Begriff unerreichbare Jenseits.

Romantik ist die Welt des sich entfremdeten Geistes, des Geistes, der in sich selber ein absolut Fremdes vorfindet, und dieses Fremde als sein heiligstes Eigenthum hegt. Es ist in diesem Jenseits ein großer traditioneller Reichthum von Ideen, der Schein dieser übersinnlichen Welt streitet gegen die unmittelbare Gewißheit des Irdischen. Beide bilden sich aneinander, und so geht das Wesentliche der überirdischen Ideen allmälig in den Kreis des wirklichen Bewußtseins über. Andrerseits ist die weltliche Wissenschaft und die Ordnung der weltlichen Verhältnisse nicht ohne Einfluß auf dieses Jenseits. Es soll in sich das Höchste und Edelste enthalten, und so wird unmerklich aus ihm entfernt, was den lebendigen Begriffen vom Hohen und Edlen widerspricht. Der Mensch wird auf der Erde zu Hause, und erkennt auch in ihrem Gesetz eine reiche Ideenwelt. Aber weil er diese als die seinige weiß, so bringt sie in ihm den angenehmen Schauder des Erhabnen nicht hervor, und so treibt ihn das Bedürfniß eines Höhern nach einem neuen Jenseits, weil der Inhalt des alten von der Wirklichkeit absorbirt ist. So hat auch der Rationalismus einen Gott und eine überirdische Welt; aber weil der eigentliche Boden seiner Vorstellungen und seiner Wünsche die Erde ist, so bleibt diesem Jenseits kein Inhalt und keine Wirksamkeit: das erkannte Gesetz der Natur läßt der Willkür des absoluten Wesens keinen Spielraum, das Gesetz der sittlichen Welt den abstracten Anforderungen des Himmels keine Macht. Erst so ist der Begriff des Jenseits vollendet: je leerer es wird, desto fester erscheint es dem religiösen Bewußtsein, und so ist die Bewegung der Romantik diese Unruhe des Geistes, sich zugleich zu suchen und zu fliehen.

In dieser Entzweiung des Geistes — denn die geistlose Realität der Welt macht sich im Geiste selbst fühlbar — lehrt die Kirche, durch freiwillige Opfer, durch gute Werke, die Natur zu bezwingen. Erst durch die Reformation kam das Bewußtsein, daß diese Entzweiung des Geistes nicht eine äußerliche sei, und äußerlich beigelegt werden könne, in das Christenthum. Mit Schaudern blickte der Geist in seinen eignen Abgrund, in die Unendlichkeit der Verdammniß, die seine Natur sei. Aber erst in dieser Tiefe konnte er auch die Macht des Glaubens ermessen, der ihn aus sich selbst erhebt. Durch den Glauben wird nun das Reich Gottes in das irdische Jammerthal eingeführt, und so erscheint der Widerspruch in jedem Augenblick als

der unendliche Schmerz des endlichen Geistes, seiner wahren, überirdischen Idee nicht adäquat zu sein.

Aus dem Gefühl wird eine Vorstellung, aus der Vorstellung der Glaube an die Möglichkeit, sie auf Erden zu erfüllen. Die Aufklärung bricht die Fessel des Traditionellen; während der Protestantismus resignirt, in der Aussicht auf das Jenseits, ergreift die Aufklärung das irdische Schwert. Der Geist wirft das Gefühl seiner Sündhaftigkeit als einen Fluch in die vergangene Geschichte, und der Glaube an die Zukunft der Menschheit zerreißt die Bande der Gesellschaft. Das Reich der Tugend wüthet gegen den Egoismus, bis es an seiner eigenen Unmöglichkeit scheitert. Das Bewußtsein der Freiheit liegt im Gefühl; was dem Gefühl widerspricht, soll fallen. Aber das Gefühl, ebenso das Resultat geschichtlicher Bestimmungen, wie das Gesetz, tritt in der Maske der Vernunft auf. So hält es die ihm von der Geschichte überlieferten Ideen für die allgemein menschlichen, und ist von der Vergangenheit grade dann am meisten abhängig, wenn es sie am wenigsten achtet und anerkennt.

Mit der Lösung des Gedankens von seinem substantiellen Boden verliert die Aufklärung zuletzt allen Inhalt, bis sie in ihrer Negativität so weit kommt, sich selber aufzuheben. So wird das Christenthum durch die kritische Philosophie erweitert: nicht mehr blos Gott und der Himmel, sondern auch die Wirklichkeit ist dem endlichen Bewußtsein verschlossen; denn, da der Geist mit seiner Thätigkeit nie aus sich selbst herausgeht, so ist die Welt, die er erkennt, nur sein eigner Zustand. Auch in diesem ist nur Eins gewiß: der Glaube an die Bestimmung zum Guten; dieses Gewissen ist der Punkt des Archimedes: ich weiß nicht, ob außer mir eine Welt ist, ein Gott und eine Natur; aber ich weiß, ich soll gut handeln, und durch diesen Glauben geht mir eine Welt auf.

So erhaben das klingt, so erregt der Verlust des Objectiven dennoch ein unbehagliches Gefühl, und eine Sehnsucht nach den Zeiten, wo die Welt des Gottes voll war. Die Sehnsucht wird in der Reflexion zum Gefühl des Glaubens; aber da der objective Inhalt des Glaubens verloren ist, so muß das Gefühl sich begnügen, in der Tradition nach einem Inhalt zu suchen, wie er der unmittelbaren Stimmung entspricht. Es gilt, nur überhaupt zu glauben, was auch der Inhalt sei; mit Andacht schaut man zu jeder Zeit empor, die noch nicht des Sündenfalls der Aufklärung sich schuldig gemacht hatte. Das war das Princip der romantischen Schule, die den Ideenvorrath aller Zeiten und Völker, die poetischen Bilder aller Mythologien, die Mysterien aller Offenbarungen, die phantastischen Einfälle barbari-

scher Zustände, kurz, das ganze Chaos der irrationalen Vorstellungen, welche die Aufklärung überwunden zu haben glaubte, als das Ursprüngliche und Ewige, eben ihrer geheimnißvoll dunkeln Tiefe wegen wieder hervorsuchte, und es auf eine Weise, in der sich die Nüchternheit und die maßlose Schwärmerei der Alexandrinischen Zeit erneuten, zu einer romantischen Religion verwebte, die zugleich Poesie und Wissenschaft sein sollte. Ein Einfall überstürzte den andern, wie es die Stimmung mit sich brachte, und bei dieser Verflüchtigung alles Natürlichen und Geistigen in einen überirdischen Schein ging der Romantik zuletzt so alle Besinnung und aller Muth aus, daß sie sich mit blinder Resignation der ersten besten historischen Bestimmtheit in die Arme warf, wenn sie nur durch die Zeit den Schein einer gewissen Heiligkeit erlangt hatte, — der alleinseligmachenden Kirche, dem Absolutismus, dem Feudaalstaat. Der naive Aberglaube bleibt im Dunkel, weil er nicht hinaus kann; die Romantik sucht es, weil sie sich des Dunkels freut.

Das Seiende hat, eben weil es concret ist, einen dunkeln Grund, und dieser tritt selbst in den verworrenen Ahnungen der Mystik deutlicher hervor, als in der Oberflächlichkeit der Aufklärung. Diese Anerkennung des Seienden, zunächst in der ungeduldigen Sehnsucht des Glaubens, dessen prophetische Paradoxie mit der Unsicherheit einer bodenlosen Ironie zersetzt ist, rüttelt die Genügsamkeit der Aufklärung und des subjectiven Idealismus aus ihrem Schlaf, und zwingt den Verstand, sich von seinen Abstractionen loszureißen, und sein eignes Wesen an dem Reichthum der gegenständlichen Welt zu messen. Die Vernunft ist nicht außerhalb des Wirklichen zu suchen, sondern in ihm. Der Geist vertieft sich mit seinem Gesetz, nicht mehr mit seinem Bedürfniß oder seiner Stimmung, in die objective Welt, und gräbt die Idee in die Erscheinung hinein. Wenn in der Welt der Abstraction das Ideal des Glaubens oder des Gedankens der ungeistigen Wirklichkeit als ein Jenseits gegenüberstand, so wird nun in der Philosophie der Natur und der Geschichte diese Jenseitigkeit vergeistigt und verklärt.

Aber sind wir nun damit der Romantik los? — Im Gegentheil, sie hat erst jetzt ihren vollsten Umfang erreicht.

Die Sprache des Verstandes, der Wissenschaft sollte die allgemeine sein; das Gefühl spricht in sich hinein, und ist nicht verständlich zu machen; die Vernunft ist das Allgemeine. Dennoch ist die Sprache der Hegel'schen Philosophie, die der reinen Vernunft adäquat sein sollte, ihrer Dunkelheit wegen berüchtigt. „Worin hat diese Dunkelheit ihren Grund?"

Die Antwort ist einfach: „in ihrer Romantik." —

Mit Recht wird das System Fichte's, den Zustand der vernünftigen

Welt der Wirklichkeit als ein Ideal der Zukunft entgegenzustellen, verworfen. In diesem Sinn ist es ein großer Gedanke: was wirklich ist, ist vernünftig, was vernünftig ist, ist wirklich. Aber ist damit die Entzweiung aufgehoben? — Was die Philosophie wirklich nennt, ist etwas Anderes, als was die Menschen darunter verstehen. Sie nennt wirklich, was in den Ideen des Geistes sein Recht erhält. Die Wirklichkeit wird als vernünftig construirt, insofern sie dem System der reinen Ideen entspricht: so in der Philosophie der Geschichte, der Geschichte der Philosophie, der Phänomenologie des Geistes. Ueberall ist eine Auswahl; nicht die unbefangen, objectiv, mit allen Einzelheiten aufgenommene Geschichte, sondern diejenigen Züge derselben, die sich nach der Entwickelung der Logik umdeuten lassen, wird als vernünftig begriffen, das System der reinen Ideen ist wieder ein drittes zwischen der Welt der Natur und dem Reich des subjectiven, geschichtlichen Geistes wie im Christenthum der Himmel zwischen der Natur und dem Menschen.

Denn diese vergeistigte Wirklichkeit ist nicht die Wirklichkeit selbst, sondern ein Gedicht des Geistes. Nach höhern Kategorien, als die christlichen Theodiceen, aber immer nach bestimmten Voraussetzungen wird die Geschichte umgedichtet. Woraus sind nun diese Voraussetzungen, die in der Logik zu einem System gesammelt sind, entnommen?

Die Philosophie macht an das Denken die Forderung, es solle, um reine Gedanken hervorzubringen, sowohl von dem subjectiven Ursprung, als von der endlichen Beziehung der Gedanken abstrahiren. Wenn ich einen wirklichen Begriff von einer Sache habe, so ist dieser ein nothwendiger, der in der Sache selbst liegt; er ist daher unabhängig von meinem Denken, und besteht für sich. Das gilt auch von dem Begriff des Begriffs, von dem Begriff des Urtheils, des Schlusses. Mein Urtheil, daß zwei Begriffe verbunden werden müssen, spricht nur nach, was in dem wirklichen Zusammensein derselben liegt. Wenn ich einen Begriff richtig analysire, und einen andern aus ihm entwickle, so ist das eine Bewegung der Begriffe selbst, die auch ohne mich, ohne diese subjective Thätigkeit des Denkens, gedacht werden kann, wie die Sätze der Mathematik auch ohne alle Mathematik richtig wären. Die Aufgabe der Logik ist, alle fertige Vorstellung, allen endlichen und zufälligen Inhalt von sich zu werfen, und die objective Bewegung der reinen Begriffe nachzubilden.

Die Frage ist nur, an welchem Object diese Verhältnißbegriffe der Logik sich finden? Die Mathematik geht nun scheinbar mit reinen Begriffen um; diese Begriffe sind nur Abstractionen räumlicher Anschauungen; sie setzt die Anschauung voraus. Die Philosophie dagegen soll nichts voraussetzen, weder

die sinnliche Anschauung noch die sittliche Bildung; sie soll den absoluten Anfang in sich selbst finden. Dies kann nur das ganz Unbestimmte sein, der immanente Begriff, der allen Objecten des Denkens zukommt: daß sie sind. Wenn ich nun den Inhalt untersuche, der durch den Begriff des Seins dem Object des Denkens zukommt, so finde ich, daß es keiner ist, daß jener Begriff an sich nichts sagt. So sind diese beiden Ideen, die formell den ungeheuersten Widerspruch ausdrücken, dem Inhalt nach identisch, die eine ist der Schatten der andern, und ohne die andere nicht zu denken.

Der gesunde Menschenverstand wird hierauf entgegnen: wenn ich mir bei einem Namen allen reellen Inhalt wegdenken soll, so wird natürlich nichts übrig bleiben, als — ein sinnloser Name, das Sein. Aber das Wegdenken alles Inhalts ist grade dem Begriff des Seins entgegengesetzt; die Scheidung der Begriffe Dasein, Existenz, Wirklichkeit u. s. w. ist nicht in der Sprache, sondern nur in den scholastischen Träumereien, und die Logik bewegt sich nur dadurch vorwärts, daß sie einmal jenem Namen einen eignen Sinn unterschiebt, dann aber ihn in dem gewöhnlichen Sinn gebraucht; denn wie wollte sie sonst die ersten Begriffe definiren, wenn nicht in der Sprache und Denkweise des gemeinen Verstands?

In der That hat jener Satz für den gesunden Menschenverstand keinen Sinn; er bezieht sich nur auf die Philosophie, die den Begriff des reinen Seins erfunden hat, und hat lediglich eine kritische Bedeutung. Nicht das reine Sein schlägt in's Nichtsein um, denn das hätte es nicht nöthig, wenn es an und für sich nichts wäre, sondern die Abstraction der Scholastik, die einen Begriff noch zu erhalten glaubte, wenn sie seine wesentlichen Bestimmungen fallen ließ. Das Positive ist allerdings leer, wenn nicht ein negatives Moment hinzutritt: ich kann das eine nicht denken ohne das andere; das Sein nicht ohne eine Bestimmtheit, welche Anderes ausschließt, also ein Nicht involvirt. Der wahre Sinn dieses Satzes ist also der: als seiend kann ich mir nur das Endliche denken, oder das Sein kann ich mir nur im Endlichen denken — —: Gott kann ich mir nur im Endlichen denken.

Das Sein ist nur eine Verkleidung des Gedankens, hinter der sich das Wesen, die Idee, der Geist versteckt. Die Reihe der Kategorien ist nur eine Reihe von Prädicaten des Absoluten, die Philosophie nur ein Ringen des Geistes nach der Erfüllung seiner ursprünglichen Abstraction, von der sich zeigt, daß sie, um überhaupt gedacht werden zu können, mit ihrer entgegengesetzten Bestimmung verwachsen gedacht werden muß; daß sie erst als Modus eines concreten Begriffs denkbar wird. Dieser wird demselben Proceß unterworfen, bis es sich endlich ergibt, daß all diese Kategorien erst in

der Idee ihre angemessene Stellung finden, die Idee in der Natur, das Verständniß der Natur im Geist, die Versöhnung des Geistes und der Natur in Gott. Erst der absolute Geist ist die Wahrheit der endlichen Kategorien, d. h. man kann keine derselben wirklich denken, ohne sie in Gott zu denken. Gott ist die immanente Identität alles Gedachten und Seienden, der vollkommene Gedanke, der allein der Fülle des Seins adäquat ist. Das Sein kommt, wie alle übrigen Kategorien, in Wahrheit nur dem Absoluten zu. In dem christlichen Resultat, daß der concrete, dreieinige Gott das Absolute sei, liegt denn endlich die Lösung des Räthsels, die aber im Bewußtsein des Philosophen schon ursprünglich gegeben war. Dieser Riesentempel des Geistes vollendet das Werk, zu dem die Romantik die Bausteine gesammelt, und weit entfernt, der Anfang des Denkens zu sein, setzt der Anfang der Logik die ganze Entwickelung des geschichtlichen Denkens voraus.

Erst durch die absolute Philosophie war die Macht des Objectiven völlig in den Geist gelegt; die ganze Natur und die ganze Geschichte wurde ein Gedicht des Geistes. Die reine Idee sollte nun ihre Probe bestehn im concreten Wissen. Die Naturphilosophie nahm zuerst einen gewaltigen Anflug; allein sie hat nicht das geleistet, was ihre Kühnheit verhieß. Wenn sie als nothwendig deducirte, was man anderswoher wußte, so ließ die Physik das gelten, und lächelte darüber; ging sie über das Gegebene hinaus, so verlor sie sich in's Leere und Phantastische. Zuletzt wurde sie, weil ihr im Bestimmten und Endlichen die positive Wissenschaft allen Spielraum abschnitt, zum Anwalt alles Mährchenhaften und Träumerischen. Viel wichtiger war ihr Einfluß auf die Ansicht von der zeitlichen Entwickelung des Geistes. Die erhabene Idee Spinoza's, daß die Zeit nichts sei, als eine Form der endlichen Vorstellung, und daß für den absoluten Geist die Geschichte ebenso ewig nothwendige Gegenwart sei, wie der Zusammenhang der mathematischen Sätze, wenn sie sich auch dem Bewußtsein successiv entwickeln, wurde nun erst auf eine concrete Weise durchgeführt. Mit vorzüglicher Härte wandte sich die Philosophie gegen den Pragmatismus, der die Thatsachen combinirt, und daraus das Ideelle herleitet; umgekehrt sollten die Thatsachen nichts sein, als eine Entfaltung der Idee. Es war ein Glück für Alexander, sagt Hegel, daß er jung starb; es war vielmehr eine Nothwendigkeit: denn in ihm mußte der Nachwelt das Bild eines göttlichen Jünglings überliefert werden. Das ist nicht ein blos poetischer Einfall; wenn man das Princip anerkennt, so scheue man auch die Consequenzen nicht. Diese Anforderung der Romantik an die Geschichte, wie sie am bestimmtesten von Novalis ausgesprochen wurde, daß sie sich zu einem Gedicht

erheben sollte, wurde von Hegel erfüllt. Versuche ähnlicher Art gingen von den Historikern selbst aus, ein Terrain nach dem andern wurde der Geschichte entzogen und der Sage vindicirt; die Sage bildet sich ohne Bewußtsein, also kann die Idee am freisten in ihr walten.

So wurde vor Allem die großartigste Erscheinung der Geschichte dem Geist wiedergegeben, das Christenthum. Strauß' Christologie ist eine richtige Consequenz des absoluten Idealismus: der Geist dichtet sich seine Geschichte, und dieses Symbol ist wahrer als die sogenannte Wirklichkeit. Im Eingehen auf das Detail verliert allerdings die Idee viel von ihrem poetischen Reiz und läßt sich wieder leicht in den Pragmatismus hinüberziehen, wie wir bei B. Bauer sehen; auch fehlt all den modernen Christologen der große Sinn ihres Meisters für das Ganze. Dadurch gewinnen sie an Popularität.

Nichts kann populärer sein, als Feuerbach's Deduction des Christenthums. Indem das Gemüth seine wesentlichen Eigenschaften als das Absolute des Geistes hegt, ohne sie in sich so zu finden, wie es sie zu fühlen im Stande ist, denkt es sie sich als Eigenschaften eines erdichteten Wesens, das weiter nichts ist als ein Substrat menschlicher Wesensbestimmungen. Aber das Wesen des Menschen wird als ein festes gefaßt, und da also jenes Gesetz nur zu Einer Form führen kann, so gibt es auch nur Eine classische Religion; jede Veränderung derselben ist Entstellung. Der große Begriff der Zeit geht in dieser Vorstellung verloren, und wir haben ein romantisches Gegenbild der alten Orthodoxie des Protestantismus. Dieser erdichtete Mensch und sein Wesen ist ungeschichtlich, aus Anschauungen der gegenwärtigen Gemüthsrichtung zusammengewebt, und so ist es auch seine Religion. Der menschliche Geist ist durch eine Naturbeschreibung seiner Anlagen nicht zu erschöpfen; er ist nur in der Geschichte. Nicht um seiner classischen Vollständigkeit willen ist das Christenthum die absolute Religion zu nennen, sondern nur darum, weil es eine Geschichte in sich hat und erträgt; eine wesentliche Entwickelung, die darum universell wurde, weil alle Ideen in derselben reflectirten und nach und nach ihre Stelle und Berechtigung darin fanden. Das Christenthum hat im Laufe der Zeit ein vollständiges System der übersinnlichen Begriffe in sich ausgebildet, und ebenso wenig hat sich sein Sittengesetz den Influenzen des zeitlichen Rechtsgefühls entziehen können. Aber so viel Fremdartiges auch in die absolute Religion eingetreten ist, ihr Organismus hat dasselbe stets zu assimiliren gewußt und ist sich gleich geblieben. Dem Wesen nach ist, was wir heute Christenthum nennen, noch dasselbe, was über den Trümmern der alten Welt als ein neues,

geheimnißvolles Licht aufging; aber wie himmelweit ist es seiner Qualität nach von jenem verschieden! Der Greis ist seinem Wesen nach schon im Embryo und ebenso wenig eine Entstellung desselben, als der Rationalismus eine Entstellung des Evangeliums Johannis genannt werden darf. Die Blume ist keine Entstellung der Knospe, ebenso wenig eine Widerlegung derselben; die Fülle der Knospen geht neben den Blumen auf, und alle wachsen sie auf Einem Stamm, in Einem Geist. Wenn der Rationalismus das qualitätlose Absolute der in sich fertigen Erde gegenüberstellt, so ist er darin ebenso christlich, als das Evangelium, dem die Wirklichkeit ein bloßer Schein ist, als die Kirche, die ein erfülltes Jenseits von der erfüllten Wirklichkeit sondert, als die Reformation, die das an sich unheilige Leben durch den herüberspielenden Schein des Ueberirdischen verklären läßt, als die Philosophie, die das Absolute als eine reine Geisterwelt der von der Idee abgefallenen Natur entzieht, als endlich Feuerbach selbst, der die Religion und das Wesen des Menschen von dem concreten Leben und der Entwickelung der Geschichte trennt. In all diesen Erscheinungen spricht das Christenthum. Die Kirche ist durch den Protestantismus nicht widerlegt, die Reformation nicht durch den Rationalismus; aber weil die productive Macht all dieser Richtungen das Bewußtsein war, so hat sich die eine der andern nicht entziehen können; die Kirche ist vom Protestantismus inficirt worden, die Rechtgläubigkeit von der Aufklärung, der Rationalismus von der Romantik.

Es ist nicht etwa Hegel allein und seine Schule, in denen sich die Jenseitigkeit des Absoluten mit dem unendlichen Reichthum des wirklichen Gedankens zu erfüllen strebt; es ist das leitende Princip der Zeit. Auch die Verstockung gegen den Geist dient seinem Gesetz. Aber die Vollendung der Abstraction ist zugleich der Bruch derselben; mit Recht hat die Theologie in Hegel den schlimmsten Feind erkannt, denn die begriffene Offenbarung ist die Widerlegung der Offenbarung. Auch diese Jenseitigkeit des Absoluten, das Reich des reinen Gedankens aufzuheben, und dem wirklichen, geschichtlichen Geist wie der Natur auch den Reichthum der Idee zu vindiciren, der ihm gebührt, ist die harte Aufgabe der gegenwärtigen Philosophie. Es ist dieser Kampf, in welchem Alles, was sonst als absolut Festes galt, flüssig gemacht, und in das Gesetz des menschlichen Bewußtseins, wie es sich in der Geschichte realisirt, hineingezogen wird. Die letzte Entäußerung des Geistes wird auf diese Weise aufgehoben.

Die Idee, die der Bewegung entzogen ist, ist ein Götzenbild. Was als heilig verehrt wird, erträgt keine Kritik und entfremdet sich eben dadurch dem wirklichen Bewußtsein. Es ist in der Natur des Geistes, bei dem gegebe-

nen Inhalt nicht stehen zu bleiben, sondern denselben durch unausgesetzte Kritik neu zu bestimmen. Die Bestimmtheit ist nicht allein die Negation, sondern auch der Inhalt des Geistes; die Verneinung des Bestimmten geht nicht in's Nichts, sondern in eine tiefere Bestimmung. Diese unendliche Unruhe bringt die Ideen hervor, die bewegende Kraft des Lebens, und hebt sie wieder auf durch ihre Verwirklichung. Die Idee ist also in der That das Wirkliche, denn sie ist die Triebkraft des Gedankens und des Willens; sie ist aber in der Natur, wie der Geist selber, dem sie angehört. Die Freiheit des Geistes besteht nicht in der leeren Möglichkeit, sich von ihr loszureißen, sondern in dem unendlichen Recht, sie zu begründen und damit neu zu bestimmen.

Leicht kann aber jenes Sprichwort verkehrt werden, und es ist das namentlich von einer kritischen Schule der neuesten Zeit geschehen, in der Weise, als ob das Bestimmte als solches ungeistig sei, weil es der Zeit angehöre und ihr verfalle; und als ob nur der sich die Freiheit bewahre, der sich von dem bestimmten Interesse der Menschen fern halte und sich an nichts betheilige, da jede Thätigkeit, insofern sie einem gesetzten Zweck verfällt, der absoluten Freiheit des Geistes zuwider sei. Der Geist, die Negativität, die Kritik, steht bei Bruno Bauer wieder echt romantisch außer der wirklichen Geschichte. Aber die Kritik, wie alle Thätigkeit, ist zeitlich bedingt, und nur die Leerheit des Willens wiegt sich in der unbegrenzten Möglichkeit, in Allem, was gethan oder gedacht wird, die negative Seite aufzufinden. Nur so ist der Vorwurf gegen den Liberalismus zu begreifen, daß er selber auf dem Rechtsboden stehe, gegen den er kämpfe, und daß so jede scheinbare Verbesserung nur eine gründlichere Vertiefung in das alte Unrecht sei. Der Staat als solcher, das Recht als solches, sei die Unnatur und das Unrecht, weil sie ein allgemeines Maß enthalten, und demselben das allein Wirkliche, das Individuelle aufopfern. Nur eine allgemeine Empörung gegen Gesetz, Recht und Staat, ein radicales Abbrechen mit der Vergangenheit könne zum wahren Leben führen — der Christ würde sagen, zur Seligkeit. Aber nicht der Wille, sondern die Natur des Menschen bringt die Gesellschaft als ein geistiges Ganze hervor, und aus den Verhältnissen derselben entwickeln sich die Ideen, die dem Gefühl eine Form, dem Willen ein Ziel geben. Die geschichtlose Vollendung in den Zuständen der Wirklichkeit, die voraussetzungslose Freiheit, ja selbst das Sein des einzelnen Willens ist eine leere Abstraction; die Idee ist dem Menschen immanent. Die Wahrheit ist nur in der Arbeit des Denkens, das Gute in der Entwickelung, die Freiheit im Rechtszusammenhang der concreten Gesellschaft, der Geist in der zeitlichen

Bestimmtheit. Die absolute Kritik glaubt dann, von unnahbarer Höhe auf die Zeit herabzusehen, während sie selber in unfreiem Spiel von ihren Gegnern bestimmt wird, indem jede Wendung derselben sie zu einer neuen Negation treibt.

Diese Theorie hat sich endlich zu der paradoxen Idee zugespitzt: auch das Bedürfniß der Wahrheit im Denken und der ausdauernden Zweckthätigkeit im Handeln sei eine Sklaverei, so daß der Mensch die Macht gewinnen müsse, sich aller Ideen zu entschlagen, um reines Ich, Einziger, Eigner zu sein; nur wer seine Sache auf nichts stellt, sei frei. Damit ist freilich jede geistige Bestimmtheit wenigstens scheinbar aufgehoben; scheinbar, denn der Entschluß, reines Ich zu sein, ist auch eine Idee; aber desto knechtischer verfällt dieses Ich seiner Natürlichkeit, seinen Launen und Stimmungen. Unfähig, aus sich selbst einen Inhalt zu erzeugen, weil es gesetzlos ist, nimmt es diesen Inhalt, wo er gegeben wird, und ist so ein Knecht der ganzen Welt. Die alte Marotte der romantischen Schule, das Hingeben an die Inspiration des Augenblicks, macht sich von Neuem geltend, und der Anarchist Max Stirner wird sich vielleicht selber wundern, seine Lehre von dem Recht der Eigenheit bei dem heiligen Schleiermacher wiederzufinden, wenn auch mit süßer Romantik überfirnißt.

Es ist die wildeste Ausschweifung der Romantik, diese Einbildung, von allen Voraussetzungen frei zu sein.

Die Romantik ist also nicht allein im Lager der Heiligen; sie spielt noch immer mit alten Hoffnungen, Wünschen, Idealen, wo diese auch sein mögen. Auf den Kathedern wird noch immer die Selbstentwickelung der Idee, die Selbstentwickelung des Rechts gepredigt, noch immer der Himmel beschrieben, etwa nach der absoluten Vernunft oder der absoluten Offenbarung. Draußen dagegen meinen sie, es sei nur der gute Wille nöthig, so haben wir eine neue allgemeine Kirche, oder Brüdergemeinden, oder lauter freies Selbstbewußtsein, oder was sonst. Rechts und links fabeln sie von einem Fortschritt in's Blaue hinein, von einer Vorsehung oder einer waltenden Idee.

Nur durch Ueberwindung aller Illusionen kann die Vernunft ihre Macht bethätigen. Aber ein solcher Kampf erfordert reine Hände. Nur wer die eigne Heuchelei, den Götzendienst des eignen Ich überwunden hat, darf gegen die Heuchelei und den Götzendienst der Welt in die Schranken treten.

Die Zeit ist vorüber, wo man böse Geister durch einen Zauber bannte; sie fürchten nicht mehr das Wort des Beschwörers, den Höllenzwang der absoluten Philosophie. Wer nicht Ruhe, Maß und Hingebung mitbringt, wird auf diesem Schlachtfelde nicht der Meister sein. **Julian Schmidt.**

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Mitte März.

Junge Sträflinge. — Ein Ball. — Die neue Aristokratie. — Künstler- und Völkerschicksale. — Benjamin Delessert. — Die Wochenereignisse.

Wenn ich ein armer Teufel wäre, oder besser, da ich es bin, wenn ich als armer Teufel Kinder hätte, so würde ich sie nicht wie der unglückliche Jean Jacques in's Waisenhaus schicken, sondern einfach ihnen rathen, ein ganz klein wenig zu stehlen. Dann kommen sie vor Gericht und nachher nehmen sich ihrer wohlthätige Menschenfreunde an. Aber um die Kinder armer Leute, die nicht stehlen, kümmert sich die Menschenfreundlichkeit so wenig als möglich. Es ist eine wunderbare Sprachverwirrung, aber die Zeit wird doch kommen, wo die Menschenfreunde diesen Unsinn begreifen lernen und dann mit etwas mehr Menschenverstand auch ihre Pflicht gegen die Armen-Kinder, die nicht stehlen, thun werden. Diese schon oft gemachte und leider noch immer anwendbare Bemerkung drängte sich mir gestern auf dem Balle auf, den die hohe Pariser Gesellschaft im Local der Opera comique zum Besten der Colonie du Petit Bourg gab. Diese Colonie ist eine auf Ackerbau begründete Ernährungsanstalt für junge entlassene Sträflinge. Sie thut des Guten viel, rettet manches armen Mannes Kind und macht daraus die tüchtigsten brauchbarsten Bürger. Die hohe Pariser Gesellschaft hat diese Colonie unter ihren thätigen Schutz genommen und gibt ihr zum Besten alle Jahre einen Ball, der ein sehr Bedeutendes einbringt. Der gestrige war so glänzend, als überhaupt hier in Paris ein Ball sein kann. Die Civilliste selbst hatte die Decoration des Saales übernommen, und Blumen und Spiegel, Seide und Sammt zierten alle Thüren, Fensternischen, Wände und Treppen. Die königliche Familie war durch die Mehrzahl ihrer Prinzessinnen vertreten; die alte und die neue Aristokratie, die Börse und das Parlament, die Kunst und der Journalismus hatten ihre glänzendsten Häupter hingeschickt. Und doch, — verrathen Sie es ja nicht, — waren die Blumen, die Sammt- und Seidenkleider, die Spitzen und die Diamanten schöner, als ihre Trägerinnen. Die schönen Frauen waren auffallend selten; hier und da glänzte eine um so mehr durch ihre Vereinzelung. Ich fürchte, daran ist grade der Charakter der neuen Aristokraten Frank-

reichs viel schuld. Das Geld ist eine unedle Folie und die Leidenschaften, die es anregt, machen häßlich. Ueberdies ist die Lebensart der Aristokratie unserer Zeit in Paris der Art, daß sie sich körperlich aufreibt; sie ergibt sich einem so unnatürlichen Treiben, daß daraus nur Ruine der Schönheit, des Edlen und der Gesundheit hervorgehen. Der Gegensatz zwischen dieser hohen und höchsten Gesellschaft muß Jedem klar werden, der Gelegenheit hat, sich in den mittlern Gesellschaften umzusehen. Ich besuche ziemlich regelmäßig jeden Montag und jeden Samstag zwei Familien des wohlhabenden Mittelstandes. Dort sind die Diamanten und Spitzen seltener; aber die lebendigen Rosen auf den Wangen, die dunklen Sterne in den Augen, Lebensfrische, Schönheit, Geist, Einfalt und Gesundheit machen sie überflüssig. Erst hier merkt man, wo der Kern der gegenwärtigen französischen Gesellschaft steckt. Uebrigens sind Kleiderpracht, Diamanten und Spitzen, selbst in der höchsten Gesellschaft, meist ein Beweis, daß ihre Trägerinnen ein Bedürfniß fühlen, sich geltend zu machen, das heißt: ohne sie doch nicht viel gelten würden. Aufkömmlinge aller Art sind stets am prachtvollsten herausgeputzt; wirkliches Verdienst, ja sogar alter Adel gehen meist sehr einfach einher. Die Dame, die gestern den theuersten Spitzenschmuck zur Schau trug, lehnte sich an den Arm eines Feuilletonisten, der viel Haare auf dem Kopfe hat, aber doch noch mehr Schulden haben soll und die Dame selbst war eine vielgeliebte Schauspielerin — das ist nun einmal so. Man muß ein wenig Seiltänzer sein, um etwas in dieser Welt zu gelten.

Und wer ist schuld daran? Nun, Sie und alle unsere Herren Collegen von der Feder, die sich, so oft sich die Gelegenheit bietet, von Lind- und Liszt- und Lola-Enthusiasmus hinreißen lassen. Als vor ein paar Monaten der Begründer des Zollvereins sich in dunkler Schwermuth ob seiner geistigen Verlassenheit das Leben nahm, glaubte ich in einem der ersten Blätter Deutschlands gegen den Lindenthusiasmus zeigen zu müssen, wie das Geschick List's ganz natürlich, so lange eine Sängerin, eine Tänzerin, ein Finger-Kunststückmacher in dem ersten Blatte Deutschlands, wie in der höchsten und nobelsten Gesellschaft aller Groß-Kleinstädte, stets auf den ersten Platz rechnen könne. Aber ich schrie in die Wüste hinein und meine Protestation wanderte in den Papierkorb. Dafür haben sie jetzt die Bescheerung — eine Lola Montez wird Veranlassung der, wenn auch wohlthätigen Reformirungsweise eines der biedersten Stämme des deutschen Volks.

Daß eine solche Person in das Geschick des deutschen Volkes hineinragt, daß sie mittelbar oder unmittelbar veranlaßt, daß in einem Tage Das geschieht, wofür ganz Deutschland seit funfzig Jahren mit Herz und Hand, mit Gut und Blut kämpft — das ist fürwahr des Guten viel zu viel. Spannt doch der nächsten Sängerin, der nächsten Tänzerin die Pferde aus, wer weiß, wozu sie berufen ist!

Es fällt mir nicht ein, etwas gegen die Künstler zu haben, ihren Werth herabzusetzen. Aber Napoleon verweigerte selbst Talma sein Ehrenkreuz, das er dem schlichtesten seiner Grenadiere mit Stolz an die Brust heftete. Gebt ihnen Geld, so viel sie verlangen, aber setzt sie an ihren Platz. Und vor Allem Ihr, ihr Priester der Oeffentlichkeit, bekundet Euren Beruf durch den Ernst und die Würde, die Euer hohes Amt verlangt. Diese deutsche „Kunstsüchtelei" ist

ein Krebsschaden unserer Zeit, und es ist vielleicht eine Sendung des Geschicks, daß sie zu dem Hohne der Münchener Ereignisse führte. Das öffnet Euch vielleicht die Augen.

Die Kunst ist die edle Gefährtin des Menschen, die ihm in seinen Mußestunden neue Kraft zur Arbeit gibt. Aber die Aufgabe des Lebens ist eine andere, und zwar Arbeit. Ernstes, rüstiges Schaffen in seinem Berufe zum Heile Derjenigen, die uns persönlich anvertraut sind, zum Heile des Ganzen, in dem auch erst unser persönliches Wohl gesichert ist. Ein Mann, der in diesen Tagen hier in Paris starb, kann hier als Muster dienen. Herr Benjamin Delessert, der Chef des Hauses dieses Namens, war ein Kunstfreund wie Wenige. Er selbst betrieb Kunst und Wissenschaft mit Lust und Liebe; aber er that seine Arbeitspflicht vor Allem. Er war einer der rüstigsten und einsichtsvollsten Kaufleute. In den neunziger Jahren aber galt es den Kampf für's Vaterland und, eines reichen Vaters Sohn, trat er als gemeiner Freiwilliger ein. Unter der Restauration kämpfte er in der Kammer für die Freiheit. Zu allen Zeiten war er ein Freund der Armuth und des Unglücks. Er errichtete die Sparkassen, er gab alle Tage mit vollen Händen und starb mit dem Bewußtsein, daß Wohlthun das höchste Menschenglück und selbst am Grabe der letzte Trost sei. Solche Kunstliebe ist Mannes würdig, weil sie mit Manneswollen und Mannesarbeit Hand in Hand geht, aber die deutsche Kunstsüchtelei ist ein Spiel entnervter Weibesart und überreifer Knabenschwäche.

Mein Blatt geht zu Ende, ohne daß ich Ihnen von den Ereignissen der Woche gesprochen. Sie verlieren aber dadurch nicht viel, denn was liegt daran, daß die Kammer in zwei Nebenfragen gegen die Regierung gestimmt hat? (Für den Vorschlag Hrn. Duvergier d'Hauranne und gegen den der Regierung auf vier Millionen für Militärcolonien in Algier). Das beweist nur, daß Hr. Guizot auch hier nicht mehr recht fest steht; aber ob er deswegen nun bald fallen wird, hängt von Anderm ab. Davon ein andermal. Heute nur noch zwei Bemerkungen und zwar über eine Kunstsache, um mein Gewissen zu beschwichtigen. Die Symphonie-Ode Hrn. David's, Christoph Colombe, hat den ungetheiltesten Beifall gehabt und wird nun wohl auch bald die Rundreise durch Deutschland machen. Die andere Bemerkung bezieht sich auf den Eifer, mit dem meine hiesigen Collegen die schmuzige Wäsche Hrn. Martin du Nord rein zu waschen bemüht sind. Es wäre zu wünschen, daß dieses Reinwaschen gelänge; aber es ist doch lustig, daß die deutschen Correspondenten darin einen Diensteifer zeigen, als ob sie dafür bezahlt wären. Nur sind sie dumm und gestehen zu, daß die Verläumdung eine Zeit lang die Leute getäuscht, die an der Quelle sitzen, den König, den Minister des Innern und selbst Hr. Delessert, den allwissenden Polizeipräfecten. Wir wollen hoffen, daß dies nicht wahr ist, denn sonst würde es schwer sein, das gewünschte Ziel zu erreichen. Vorerst aber ist es ein Unglück, daß ein solches Scandal auch nur eine Weile geglaubt und für möglich gehalten werden konnte.

S. — y.

II.

Aus Berlin.

1.

Die Akademie-Adresse. — Julius. — Prof. Huber. — Meyen und Prutz. — Engl. und franz. Stimmen. — Symphonien.

Berlin ist indolent, flatterhaft, blasirt, wenn man will; es wird nicht leicht ernsthaft erregt, wenn nicht von einer Sängerin; das politische Interesse ist weder rege noch gebildet; dennoch gibt es Dinge, über die auch dem Berliner Weißbierphilister die Augen übergehen. Ein solches ist die jüngste Adresse der Akademie der Wissenschaften. Daß sich Jemand übereilt, nun in Furcht geräth, und in dieser Angst kein Ende in seinen Entschuldigungen finden kann, ist oft vorgekommen; denn daß man, ohne etwas gethan zu haben, ohne Grund zur Beichte, sich in den Staub wirft, wen dieser Zug deutscher Gemütblichkeit nicht rührt, der verdient, ein ganzes Semester hindurch den Vorlesungen des Herrn v. Raumer beizuwohnen. Und da verlangt dieser Liberalismus, da verlangt der Gelehrtenstand, der Fürst solle ihn achten! Und was das Aergste ist: diese Männer sind nicht etwa Fanatiker der „Loyalität"; im Gegentheil, Böckh z. B. ermangelt nicht, von Jahre zu Jahre liberale Gesinnungsphrasen fallen zu lassen; sie spötteln über Obscurantismus u. dgl., sie lächeln offenbar im Stillen ironisch. — O! ihr denkt, wir sind servil! wir thun nur servil! — Gott stärke eure Freisinnigkeit, und gebe euch ein ruhiges Alter! —

Das Verfahren Hrn. v. Raumer's war offenbar eine Inconvenienz, deutsch, eine Unschicklichkeit. In einer gelehrten Versammlung, welche der König mit seiner Anwesenheit beehrt, direct oder indirect ihm Lehren zu ertheilen, ihn zu schulmeistern, zeigt, daß man seine Stellung verkennt. Aber das einzig würdige Verfahren der Akademie konnte nur dieses sein, mit entschiedener Mißbilligung jenes Betragens die Erklärung zu verbinden, daß sie selbst bei der Sache nicht betheiligt sei. Ja, wäre Encke's Antrag auf die Ausstoßung Raumer's durchgegangen, die Akademie stünde nicht so — ich kann das Wort nicht über die Lippen bringen. Und wer ist es, von dem nach beiden Seiten hin, zu Anfang und zu Ende so falsche Schritte, so falsche Formen gewählt wurden? Männer, die sich nicht nur im Reich der Gelehrsamkeit, sondern auch im Privatleben der höchsten Achtung erfreuen. Sie werden in den gewöhnlichen Fällen überall mit Anstand und Schicklichkeit aufzutreten wissen. Ein um so schlimmeres Zeichen! Dieses unmittelbare Bewußtsein des freien Mannes, das in Frankreich auch die niedrigsten Stände belebt, ist in unserm öffentlichen Leben, selbst auf den höchsten Stufen der Bildung noch nicht zu finden. Wir gehören zu denen, welche Herrn v. Raumer's Schritt mißbilligten, nachdem er aber nun doch geschehen ist, war dies

sicherlich nicht die Art, um ihn mit Würde wieder gut zu machen *). Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll man vom dürren erwarten!

Als Julius sein neues Blatt, zugleich mit seiner Halle eröffnete, konnte man zwar eine Opposition gegen das Treiben des Liberalismus erwarten; aber einem talentvollen, routinirten Schriftsteller hätte man mehr Takt zugetraut. Man kann das Meiste, wenigstens Vieles, was er gegen die Liberalen vorbringt, schon gut gelten lassen, und doch hat er Unrecht. Julius wird aus seiner ehemaligen Philosophie wissen, daß jedes Ding mehrere Seiten hat. Wenn man nur die eine betrachtet, so ist das Sache der freien Wahl; einem Parteiblatt ist es nicht zu verdenken; Huber, Dr. Bercht haben ganz Recht, wenn sie nur die eine Seite herauskehren; sie wollen nur die Verwerflichkeit des Liberalismus zeigen, sie wollen nicht unterrichten, sondern belehren. Die Zeitungshalle versprach aber, unparteilich zu sein; bei ihr hat jenes Verfahren einen Anstrich von Zweideutigkeit. Ich bin weit entfernt, dies dem ehrlichen Willen des ehemaligen Theologen zur Last zu legen; er „reitet" auf dem alten romantischen Princip herum, was der Menge Beifall ablockt, muß nichts taugen; aber es ist ein gefährliches Spiel, das leicht umschlagen kann.

Namentlich durch die Art, wie er die Krakauer Frage besprochen hat, durch Einschwärzung revolutionärer (?) Principien in das Verfahren der Allianz, hat er sich in eine eigenthümliche Stellung versetzt. Es war höchst anständig von Huber, daß er dieses Bündniß der revolutionären Partei (?) entschieden zurückwies. Ueberhaupt würde der Janus manches Gute leisten, wenn er mehr darauf ausginge, zu belehren, statt zu schimpfen. Es ist nicht schwer, sich für irgend eine fixe Idee in Positur zu setzen, die Rudhard'sche Methode des lateinischen Unterrichts vom conservativen Standpunkt zu betrachten, alle Liberalen für Gauner und Beutelschneider auszugeben; es gehört dazu nur eine gute Lunge oder geduldiges Papier. Charta non erubescit. Eine Zeitschrift, die sich nicht streng theoretisch hält, die fortwährend an das Gemüth appellirt, kann nur die Absicht haben, populär zu sein. Hat Herr Huber diese Absicht? Oder spielt er nur deshalb den βοὴν ἀγαϑός, um irgendwo gehört und — anerkannt zu werden?

Dr. Meyen's Verurtheilung hinter verschlossenen Thüren muß dem Princip nach beklagt werden. Daß man die politischen Processe der öffentlichen Kenntniß entzieht, setzt das Gefühl voraus, das juristische Bewußtsein divergire vom Bewußtsein des Volks. Das ist nicht gut; und es wird auch durch Heimlichkeit daran nichts gebessert. Wenn man die Ueberzeugung hat, die öffentliche Meinung sei im Unrecht, so habe man auch den Muth, ihr gegenüber offen zu sein. —

Daß die Sache des Dr. Prutz ihre definitive Erledigung in einem unbedingten Verbot all seiner Vorlesungen finden würde, war vorauszusehen. Die Tendenz seiner Vorlesungen war in der ersten deutlich ausgesprochen: ohne Freiheit keine Literatur, und alle Literatur, die nicht die Richtung zur Freiheit hat,

*) Es scheint überhaupt zwischen jener Sitzung, in welcher die Encke'sche Motion abgeworfen wurde und der spätern Adresse der Akademie ein Factum zu liegen, von welchem die Presse keine Kenntniß hat. D. Red.

ist verwerflich. Ich kann in beiden Punkten seine Meinung nicht theilen. — Ist Prutz so in seiner öffentlichen Wirksamkeit gehemmt worden, so hat seine liebenswürdige Persönlichkeit dagegen die allgemeinste Anerkennung gefunden. Sein ganzes Wesen ist eigentlich Gemüthlichkeit, und selbst seine Demagogie hat etwas Gemüthliches. Von höchst anständiger Gesinnung und klarer, ungetrübter Einsicht, malt er sich die Vorzüge der Freiheit aus, und sieht die Erscheinungen des wirklichen Lebens nur von diesem Standpunkt. Er ist durchaus populär, in gutem Sinn, er gewöhnt die Masse an ästhetische Empfindungen. Seine eben erschienenen kleinen Schriften sprechen diese Tendenz deutlicher aus, und tragen durchaus den Charakter liebenswürdiger Bonhommie wie seine Persönlichkeit. Zum entschiednen Kampf geht ihm die Leidenschaft ab. Am interessantesten unter seinen kleinen Abhandlungen ist die: Vaterland? oder Freiheit? gegen Ruge gerichtet, dem hier zu Ehren des deutschen Vaterlandes mit allen Waffen des Gemüths zu Leibe gegangen wird. Die Antwort ist übrigens: Freiheit und Vaterland. Diese Antwort wird freilich Den nicht befriedigen, der da fragt: wenn beide collidiren, welches soll man opfern? —

In der Beurtheilung unserer ständischen Verhältnisse sind dem Anscheine nach die englischen Blätter unparteiischer als die französischen; dennoch müssen wir diesmal den Franzosen zugestehen, daß ihr Urtheil treffender ist. Die Bedeutung des allgemeinen Landtags liegt in dem, was er aus sich machen wird. Trotz dem, daß die alten Mitglieder der Provinzial-Landtage einberufen sind, die gar nicht zu diesem Zweck gewählt waren, und deren Auswahl bei der allgemeinen Gleichgültigkeit nicht eben die sorgfältigste war, habe ich Grund zu glauben, daß eine nicht unbedeutende Partei in diesem Sinne verfahren wird, die Verfassung vom Februar nur als Uebergangsstufe zu betrachten. Möchte sie nur mit entschiedenem festem Willen auch überall die ruhige Einsicht und Mäßigung verbinden.

Der Winter fängt wieder an, während die Winter-Saison sich ihrem Ende nähert. Gestern wurden die Symphonie-Soiréen der königlichen Capelle mit der C-moll Symphonie von Beethoven geschlossen. Man hat häufig geklagt, daß man sich bei diesen ausgezeichneten Leistungen nur an die ältern Meister hält, und den neuern Tondichtern keine Gelegenheit gibt, sich dem größern Publicum bekannt zu machen. Diese Klage hat auch Grund; nur ist es bei der beschränkten Zahl von Concerten — 9 im Jahr — nicht möglich, über Beethoven, Mozart und Haydn hinauszugehen. Es mußte wenigstens die doppelte Zahl sein. Uebrigens hat in der letzten Zeit das Interesse an der classischen Musik bedeutend zugenommen. Alle Freitage spielt Liebich in dem Wintergarten vor dem Oranienburger Thor für das Entrée von $2\frac{1}{2}$ Sgr. eine Symphonie nebst ein Paar Ouvertüren, die im Ganzen recht gut durchgeführt und mit entschiedener Aufmerksamkeit angehört werden. Durch einen Tabaksdampf, der einem den Schlachtstaub von Waterloo versinnlicht, dringen Beethoven's kriegerische Klänge. Gungl, der neben seinen Tänzen am Mittwoch — im sogenannten thé musical — auch Symphonien vorträgt, hat sogar die Cigarre verbannt. Die romantischen Musikanten zucken zwar die Achseln: wie kann ein gemeiner Sohn des

Staubes an guter Musik Gefallen finden! Man wird auch dazu erzogen; wenn man sich zuerst nur aus Scham amüsirt, so dringen diese wunderbaren Töne allmälig in's Ohr, allmälig in's Herz. Man wirft der Musik vor, sie verweichliche den Charakter! Das ist nur wahr, wenn man bei den buhlerischen Schmeicheltönen Italiens stehen bleibt — Beethoven reißt das Herz durch alle Schmerzen des innern Kampfes zum Sieg feuriger Begeisterung. In keiner seiner Compositionen finde ich ihn so ganz Shakespeare als in jener Symphonie. Von der Unruhe innerer Zweifel werden wir zur Sehnsucht geführt; aus der Sehnsucht wird ein zitterndes ungewisses Bangen; nun dringt die Gluth des Gefühls, der Idee, wenn wir so wollen, gewaltig durch, in den mächtigsten Accorden, die je menschliche Nerven erschüttert haben; die Idee will sich entfalten, sie greift nach allen Seiten um sich, damit kehren jene Zweifel wieder, und wie im Traum erneuert sich, mitten in dem Jubel der Befreiung, das Bild jener Sehnsucht, bis die Macht der Begeisterung überwindet, und ein nicht schmerzloses, aber erhabenes Triumphlied der Seele entquillt.

— Neukölln. —

2.

Worauf Gevatter Schneider und Handschuhmacher hofft. — Eine Ständetafel. — Shakespeare und die modernen Schauspieler. — Karl Beck. — Prutz.

Die das Patent vom dritten Februar besprechenden Broschuren erscheinen allmälig, doch sind bis jetzt noch nicht renommirte Federn aufgetreten. In der Stadt selbst herrscht in gewissen Kreisen eine sehr verzeihliche Aufregung. So ist es auch der Gewerbestand, der sich directe Vortheile von der Zusammenkunft der vereinigten Landstände verspricht, indem zu erwarten steht, daß nicht unbedeutende Summen von den Herren Deputirten hierselbst verausgabt werden dürften. Die Industrie sucht die Verhältnisse nach Kräften auszubeuten, nicht allein, daß die Vermiether von meublirten Wohnungen schon jetzt ihre Zimmer in den öffentlichen Blättern auspreisen, daß Mohrrübenbonbons und schleimlösende Pastillen für die künftigen Redner der Tribune angezeigt werden, ein hiesiger Restaurant Mielentz, unter den Linden, hat das Arrangement einer „Ständetafel" in Vorschlag gebracht, wahrscheinlich in der Meinung, in solch einem erzexclusiven Unternehmen etwas recht Zeitgemäßes veranstaltet zu haben. Der öffentliche Hohn hat ihn jedoch bereits zurecht gewiesen. Im weißen Saal des Schlosses sind bereits Anstalten getroffen zu den Sitzungen, jedoch soll die erste derselben, die man durch einen feierlichen Gottesdienst und darauf folgende Rede des Landtagsmarschalls einzuleiten gedenkt, von den Deputirten stehend mitgemacht werden. Gewiß ist anzunehmen, daß die Einberufung der Stände in pecuniärer Hinsicht, namentlich in dieser allgemeinen Geldcalamität, von augenblicklichem, gutem Erfolge begleitet sein wird, denn nicht allein, daß eine Menge gespickter Börsen ihren Einzug in Berlin hält, sondern auch eine beträchtliche Zahl von Privaten, die in dem einrückenden Ständecorps theils Standesgenossen und Verwandte, theils Geschäftsfreunde zu empfangen haben, werden sich zu einem Aufwande genöthigt sehen, der auch den kleineren Gewerbsleuten von Nutzen sein wird. Auch die

Theater sollen ihr Bestes thun, die fremden Gäste zu unterhalten, der Aufenthalt der Mad. Viardot Garcia soll auf besonderen Wunsch Sr. Majestät des Königs noch um zwei Monate (ihr Contract wäre sonst am ersten April abgelaufen) verlängert werden. Wahrscheinlich ist es aber, daß König Johann von Shakespeare, den man in der verwichenen Woche aufgeführt hat, bis dahin nicht mehr auf der Bühne ist. Das Drama ging ohne allen Anklang vorüber — warum? — der Dichter trägt nicht die Schuld, auch kann man eigentlich nicht sagen, daß sich der Kreis seiner Bewunderer vermindere, die Schauspieler sind es, die jetzt so weit kommen, daß nur noch wenige derselben im Stande sind, ein solches Werk in seinem Zusammenhange zu verstehen und sich des nöthigen historischen Apparates zu bedienen, um die Besonderheiten der Auffassung des Poeten zu erkennen. Das sind die Früchte jenes ewigen Anpreisens der Familiengemälde und der bürgerlichen Jammerspiele, jenes flauen Windes, der aus einem gewissen Winkel so lange Zeit her blies, daß der Sinn für das historische Element im Leben nachgrade verloren gegangen ist, und daß dieses Thauwetter mit seiner thränenreichen, nassen Unbehaglichkeit Birchpfeifferscher Farcen nun hereingebrochen ist. Es war eine gewisse Sorte Kritik, welche die Schauspielergabe, einige carrikaturartige, dem Leben abgelauschte Manieren, und wohlfeile Gefühlsäußerungen auf die Bühne zu bringen, für das Ideal der Menschenkenntniß ausgab und durch diese Verläumdung der jetzt gäng und gebe gewordenen Bücherscheu unserer meisten Acteurs Vorschub geleistet hat. Der Schauspieler soll nicht allein den Menschen von heut' er soll auch den von gestern kennen und da er diesen nicht bei der Flasche und den Austern findet, findet er sich auch nicht im Shakespeare! Also fort mit König Johann, fort mit Othello und Romeo und Julie und hervor mit einer Familie, Thomas Thyrnau und Anna von Oesterreich.

Karl Beck beabsichtigt in zwei zu veranstaltenden Vorlesungen seinen Janko dem Publicum vorzuführen, wozu wir nicht nur ihm, sondern auch allen Denen, die diese seine (für meinen Geschmack wenigstens) bedeutendste Dichtung noch nicht kennen, gratuliren. Bei Prutz hat nur ein gänzliches Verbot seiner Vorlesungen deshalb stattgefunden, weil man seine Anspielungen für eine Verletzung der Dankbarkeit für den niedergeschlagenen Proceß wegen Majestätsbeleidigung ansah.

E. K. —

III.

Aus Wien.

1.

Bisheriger Nachdrucksunfug. — Sammer. — Robot. — Das neue Anlehen. — Fürst Windischgräz. — Halm's „Maria de Molina."

Ich bin Ihnen eine doppelte Erklärung schuldig, und hätte Ihnen wohl schon früher damit gedient, wenn es hier nicht so schwer wäre, die Hefte der Grenzboten regelmäßig zur Hand zu bekommen. Zuerst in Betreff des Nachdruckverbotes — Sie meinen in einer Redactionsnote (in Nr. 7), der Nachdruck wäre bereits seit einer Reihe von Jahren im österreichischen Staate „streng"

verpönt gewesen? Dem ist nicht so. Bis zu den Jahren 1831 und 1832 wurde derselbe auf die schamloseste Weise getrieben, zu Wien, zu Grätz, zu Linz, zu Brünn, unter ebenso bunten Formen als Firmen. Das aber war der Zeitpunkt, wo die norddeutschen Reclamationen eintrafen, wo namentlich die Berliner Buchhandlung Enslin mit dem Repressalienrecht drohte. Man entschloß sich deshalb zu einer Suspension des Nachdrucks, — als provisorische Maßregel, die übrigens bis zum gegenwärtigen Augenblicke gegolten hat. Provisorisch, — denn erstens war der Begriff des Nachdrucks nicht juridisch bestimmt, für's Zweite konnten willkürliche Geldstrafen verhängt werden, und mit der angedrohten Wegnahme der Exemplare ging's auch nicht so rasch von Statten. Wurden ja Klagen erhoben, so waren die Exemplare längst versendet und verkauft. Da der Begriff des Nachdrucks schwankend geblieben war, so unterblieb er zwar in seiner nacktesten Gestalt, wie ihn der wilde Raubritter Macklot von Stuttgart dereinst geübt hatte; allein er maskirte sich tausendfältig, und wenn es sich um die Anführung von Beispielen handelte, so könnte ich Ihnen Massen benennen, einstweilen begnüge ich mich, Ihnen die Firma Sammer's namhaft zu machen, von welcher mehrere derlei maskirte Nachdrücke beharrlich veranstaltet worden. Die herrschende Rechtlosigkeit auf dem Felde des geistigen Eigenthums veranlaßte erneuerte Reclamationen, und endlich entschloß man sich zu dem jüngst gethanen Schritte, und das Nachdrucksgesetz trat an das Tageslicht.

Eine zweite Bemerkung hat Bezug auf das Robotgesetz. Sie haben mich bei derselben Gelegenheit, als ich etliche Ansichten darüber in den Grenzboten mittheilte, des Optimismus beschuldigt. Du lieber Himmel! Wär's doch wahr! Soll Oesterreich den nothgedrungenen Schlaf des Stabilismus, Formalismus und Indifferentismus durchaus schlafen, so wünschten wir doch sehnlich, es hätte angenehme Träume. Der Optimismus diente uns statt einer politischen Aetherblase. Allein die Sache verhält sich leider! anders, und ich habe eigentlich nicht mehr und nicht weniger sagen wollen, als daß von der Regierung in concreto nicht mehr und nicht weniger zu erwarten war. Zu wünschen, zu fordern, zu betreiben — ist allerdings ungleich mehr; darüber habe ich gewiß nicht abgesprochen. Allein, wenn ich die Elemente unsers Gouvernements erwäge, so gestehe ich jetzt noch, es sei ein Maximum seinerseits geboten worden, und namentlich erfreute es mich, daß die wohlmeinende Absicht, die Ablösungen befördert zu sehen, so klar aus dem Paragraphen des treffenden Gesetzes hervorblickte. Ohne Zweifel werden Ihnen die zahlreichen und verschiedenartigsten Vorschläge und Meinungen zugehen und sind Ihnen auch bereits zugegangen. — Ich bitte Sie nur um Eins: bei jedem solchen Anlasse die Frage vor Augen zu halten: woher sollte der Staat im jetzigen Monate, wo ein unläugbares Deficit in dem Abgrunde der Centralkasse klafft und er die Eisenbahnbauten, einmal begonnen, noch nicht vollendet sind, die unermeßlichen Geldmittel schöpfen, welche die durch ihn zu bewerkstelligende Robotablösung erfordern möchte? Wir haben so eben ein Anlehen per 80,000,000 Fl. C.-M. abgeschlossen — das ist stark, das gibt 4,000,000 Fl. C.-M. Staatsschuldinteressen jährlich mehr. Aber 280,000,000 Fl. C.-M. müßten es zum Allermindesten sein, wenn die Ablösung der Roboten und Zehnten, mittelst der Dazwischenkunft des Staats erfolgen soll! Lassen Sie mich abbrechen

— der Boden bricht ein unter den Tritten dieser colossalsten aller Fragen. Resultate sind unvermeidlich — allein, welcher Farbe, welcher Art! Ich fürchte sehr, es sei etwas faul geworden im Staate Dänemark, und dieses Uebel nicht anders auszurotten, als mit chirurgischem Instrument!

Der Fürst von Windischgrätz, derzeit commandirender General in Böhmen, ist zuverlässigem Vernehmen nach zum Generalgouverneur von Galizien designirt. Seine äußere Erscheinung ist streng und stolz, ein Aristokrat vom reinsten Wasser. Der Erfolg wird lehren, inwiefern diese Wahl eine glückliche war, oder ob sie sich überhaupt bestätigt.

Halm's „Donna Maria de Molina" hat im Burgtheater wenig gefallen. Das Stück ist grade nicht schlecht, aber es ist langweilig, gedehnt, unerquicklich; eine tugendhafte, spanische Regentin ist in unsern Tagen ein Curiosum. Das Thema von der verkannten, allein später restaurirten und gerechtfertigten Unschuld und Tugend ist sehr schön, aber auch sehr alt, recht sehr alt*).

***.

2.

Entwaffnung und Bewaffnung. — Oesterreich als Militärmacht. — Die projectirte Festung. — Ein Referat, das keine Haare auf den Zähnen hat. — Des Zopfthums neue Phase — sammt der alten. — Eine militärische Feierlichkeit.

Was das Herz wünscht, glaubt der Kopf gerne! So hat sich in den letzten 14 Tagen ein Gerücht im Publicum verbreitet, die Staatsverwaltung wolle in Anbetracht des ungeheuern Ausgabe-Budgets, welches die Erbauung der Eisenbahnen und die polnische Katastrophe in einer Weise beschwert haben, als wären wir in voller Kriegszeit, an eine Reduction des Militäretats gehen und einen Theil der Heeresmacht entwaffnen. Was die Belastung des Ausgabebudgets betrifft, so hat es damit leider seine Richtigkeit, und die Last wird immer schwerer und schwerer werden, wenn nicht Oesterreich zu andern Mitteln sich entschließt, zu deren Auseinandersetzung hier nicht der Platz ist. Was aber die Reduction der Militärmacht betrifft, so war dies blos ein Phantasiebild und zwar nicht leider! sondern glücklicherweise! In der That wäre es ein politischer Selbstmord, wenn Oesterreich in dem Augenblicke sich militärisch schwächen wollte, wo die französische und englische Thronrede von Verletzung der Wiener Tractate spricht, in dem Augenblicke, wo ein eigensinniger Hitzkopf das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten in London führt, zu einer Zeit, wo ein greiser König, dessen Hände den Frieden von Europa gegenüber seiner eigenen feurigen, hochherzigen und ruhmsüchtigen Nation gesichert haben, dem Grabe immer näher rückt; zu einer Zeit, wo auch bei uns das Haar unserer leitenden Häupter immer mehr sich bleicht, zu einer Zeit, wo unser zweideutiger Alliirte im Nordosten immer beutelustiger das Auge nach dem Bosporus schweifen läßt; zu einer Zeit, wo wir an einem Ende der Monarchie eben erst einen Aufstand halb niedergedrückt haben — in einem solchen Momente entwaffnen, hieße den Krieg erst entzünden und die Feinde selbst in's Land hereinlocken. Nein, will

*) In einem Privatbrief schreibt man uns: Das Stück hat Scenen und Rollen, die zu dem Besten gehören, was Halm je geschrieben, dabei aber fürchterliche Längen, es dauerte bis 11 Uhr. D. Red.

Oesterreich den Weltfrieden nnd seinen eignen sichern, muß es die ganze imposante Macht auf den Beinen erhalten, die ihm eine entscheidende Stimme in die Welthändel sichert. Ohne Oesterreich als Kriegsmacht wäre Deutschland von zwei Seiten bedroht und wehe der deutschen Entwickelung, wenn diese beiden Nachbarn im Westen und Osten sich in einer Allianz vereinen wollten. Und warum sollen wir Oesterreicher nicht auch von uns selber sprechen? Was soll aus den 18 Millionen Deutschen, was aus Ungarn werden, wenn Oesterreich das Schwert, das die Russen in Respect hält, aus den Händen legen wollte? Nein, um diesen Preis wollen wir keine Steuererleichterung erkaufen! Die Militärmacht muß Oesterreich in ihrer ganzen Integrität erhalten, aber weil es dieses muß, wird es auch andere Dinge müssen, und wenn die Militärmacht uns vor äußern Feinden befreit hält, so wird ihre Kostenlast nur dazu dienen, uns auch im Innern frei zu machen. Wenn man die preußische Ständeversammlung (die über kurz oder lang doch eben nur da sein wird, um ein Staatsanlehen zu garantiren) jetzt auch in hohen Kreisen bei uns mit demselben vornehmen Lächeln abthut, wie vor achtzehn Jahren den entstehenden Zollverein, so werden wohl kaum achtzehn Jahre mehr vergehen und man wird zur Einsicht kommen, daß die preußische Politik auch in dieser Beziehung nachzuahmen sei. Wir Oesterreicher sprechen nicht gern von preußischen Mustern, aber was recht ist, liebt Gott. Ich weiß nicht, ob die Nachricht, welche als ein zweites Gerücht in militärischen Kreisen circulirt, begründeter ist als die Eingangs erwähnte, ich meine das Gerücht von der Errichtung einer russischen Festung bei Ziurnik in der Nähe von Brody und einer dadurch österreichischer Seits bedingten Gegenveste in der Nähe von Czernowitz (Soltiee). Wollte der Himmel, es wäre so, das gäbe doch Aussicht, daß Oesterreich endlich seine Politik gegen den falschesten aller Freunde ändern will und daß unsere heimtückischer Weise von ihm unterbundene Lebensader am schwarzen Meere endlich ihre freie Strönung doch erhalten wird. Die Sulinamündungen frei! und Oesterreich wird Kraft gewinnen, nm noch ein Heer, wie das jetzige, unterhalten zu können.

Unsern Infanterieoffizieren ist eine Freude zu Wasser geworden — die in Aussicht gestellten Schnurrbärte müssen auch in Zukunft fern von der Lippe bleiben. Die Sache hat vor dem Staatsrath keine Gnade gefunden. Der Generalmajor Anton Freiherr von Schön, staatsräthlicher Referent in Militärsachen, hat in einer ungeheuer gelehrten Abhandlung bewiesen, daß der Schnurrbart unvereinbar mit den hohen Pflichten eines Infanterieoffiziers sei — und wie immer, hat auch hier das Alte über das Neue den Sieg davongetragen. Der witzige Major L. meinte, jetzt besitzen die Offiziere erst die rechte Schönheit. Wenn Heinrich Heine von dem preußischen Schnurrbart sagt, er sei blos

Des Zopfthums neue Phase
Der Zopf, der eh'mals hinten hing,
Der hängt jetzt vor der Nase

so würden wir gern auf dieses Zopfthum verzichten, wenn der Zopf nur nicht noch immer auf dem alten Flecke uns hinge. Da hatten wir vor Kurzem ein Schauspiel, dessen die Armeen anderer Länder wohl kaum mehr sich erfreuen. Der Corporal Schipka, vom Regimente Hohenegg, hatte sich bei den Unruhen in Galizien im vorigen Jahre nebst einigen Gemeinen durch wirkliche Bravour ausgezeichnet. Der Corporal erhielt, wie billig die goldene Tapferkeitsmedaille, die Gemeinen erhielten jeder — 2 Ducaten, Diese Geldbelohnungen sind bei uns

noch alter Styl; sie mögen hingehen, in einer Armee, wo Stock und Spießruthen noch als nothwendige Strafe erachtet werden, ist consequenter Weise baares Geld eine nothwendige Ehrenbelohnung. Aber die Manier, in der solche Belohnung ertheilt wird, verdiente doch zum allerwenigsten eine Aenderung. Es wurde nämlich ein Theil der Garnison zur Parade commandirt und ein Gemeiner des hiesigen Pionniercorps, dem diese Anerkennung seiner Tapferkeit jene 2 Ducaten zuerkannt wurden, erhielt die blanken Kremnitzer in feierlicher Promotion Angesichts der ganzen Parade. Daß ein so geistreicher Prinz, wie unser Erzherzog Albrecht, (Sohn des Erzherzogs Karl), der wirkliche Verdienste um den Geist unseres Militärwesens sich erworben hat, solche verjährte Methode nicht nur duldet, sondern auch noch mit seiner Gegenwart beehrt, ist zu verwundern. Wenn in einem ausländischen Blatte der leiseste Tadel unserer Militärzustände erscheint, so wird dies sogleich als eine Beleidigung und Verschreiung unserer Militärehre betrachtet, wenn aber solche Kremnitzer Feierlichkeiten öffentlich stattfinden, so kann sich das Urtheil darüber nicht verbergen.

— Rainer. —

IV.

Aus Prag.

1.

Der Verfasser des fliegenden Blattes gegen die Jesuiten. — Hoher und niederer Clerus. — Phantasien eines Mörders. — Unvorsichtige Aeußerung.

Der Verfasser des antijesuitischen Flugblattes, welches in unserer Stadt ein ungeheures Aufsehen erregte und in Tausenden von Exemplaren bei den untersten Volksklassen verbreitet wurde, soll von der Polizei bereits entdeckt und zur Untersuchung gezogen worden sein. Man nennt einen Herrn Arnold, früher Beamter in den Diensten eines unserer größten Grundbesitzer als den Urheber. Die Druckerei, aus welcher das Flugblatt natürlich ohne Censur hervorging, soll einer unbemittelten Wittwe gehören, die wahrscheinlich nichts von der ganzen Sache wußte. Dieser Herr Arnold soll der entschiedensten Fraction der Czechen angehören, welche also doch dargethan hätten, daß sie mit den Jesuiten nichts gemein haben wollen, trotzdem, daß eine der Hauptkräfte ihrer Partei im Clerus liegt und daß die bei weitem große Mehrzahl gut katholisch ist. Man spricht zwar viel von dem Widerstande, den der Erzbischof und der höhere Clerus dem Umsichgreifen der Jesuiten entgegensetzen sollen, wir können aber nicht recht daran glauben. Unsere höhere Geistlichkeit hat zu viel Ansehen im Staate, als daß sie, wenn sie ernstlich ihre Unabhängigkeit von diesem Orden bewahren wollte, es nicht könnte. Wir vertrauen zumeist auf unsere brave Säculargeistlichkeit vom Pfarrer abwärts und wollen erst abwarten, welche Stellung die Prälaten nach dem traurigen fait accompli der Wiederkehr des Ordens nach Böhmen einnehmen werden, ehe wir unser Urtheil abgeben.

Es scheint, daß mit der kaiserl. Vorschrift zur Ablösung der Robot die Regierung keineswegs ihr letztes Wort gesagt hat, sondern daß Vorbereitungen zu weitern Schritten gemacht werden, welche den Anschein haben, als sollten die

Kreisämter bei den Ablösungsverhandlungen die Iniative ergreifen *). Vielleicht werde ich Ihnen bald Näheres darüber mittheilen können.

Der junge Mörder der jüdischen Handelsfrau, von welchem Ihre Zeitschrift bereits meldete, ist nach seiner Vaterstadt im Königgrätzer Kreise entflohen, hat aber, von Gewissensbissen gefoltert, sich dort selbst den Behörden übergeben. Es ist ein neunzehnjähriger Polytechniker, der übrigens im halb wahnsinnigen Zustande sich befinden soll. Man hat ein Tagebuch bei ihm gefunden, worin eine ganze Reihe von auszuführenden Mordthaten aufgezeichnet war und die abenteuerlichsten Pläne mit dem erbeuteten Gelde sich entworfen fanden. Namentlich war es die Lektüre der mystères de Londres und Monte Christo, welche des jungen Verbrechers Phantasie erhitzten. Unter andern Plänen fand sich auch der, dem Kaiser eine große Summe zur Errichtung irgend eines Instituts zu übergeben, das mir aber nicht näher bezeichnet wurde. Von Seiten der hiesigen Judenschaft hört man Klagen über einen der Untersuchungsbeamten, der, als der Mörder in den ersten Tagen nicht aufzufinden war, unvorsichtiger Weise sich geäußert haben soll: „Die Juden werden ihn schon versteckt haben." Wir müssen im Interesse der öffentlichen Ordnung wünschen, daß unsere niedern Beamten in ihren Aeußerungen vorsichtiger sein mögen. Glücklicherweise war die Ermordete blos eine Jüdin — hätte die That eine Christin getroffen, so hätte eine so thörigte Aeußerung leicht einen Auflauf des Pöbels gegen die Judenstadt bewirken können und wir hätten Scenen wie im Jahre 1844 erleben können.

2.

Arnold's Proceß. — Die Czechen. — In Angelegenheit der Bauern. — Vorschlag zu gütlichem Vergleich.

Der Verfasser und Drucker des Pamphlets gegen die Jesuiten sind entdeckt und in Verhaft. Die Geldstrafe für den Drucker haben die Czechen augenblicklich gedeckt, für den Verfasser haben sie Bürgschaft geboten, um ihn auf freien Fuß zu bringen. Die Polizei hat die Sache jedoch dem Criminalgericht übergeben nnd angefragt, ob sich der Fall für dort nicht eigne. In 24 Stunden kam die verneinende Antwort mit den Acten zurück. Dem Verfasser, Namens Arnold, wird reichliche Atzung zugesendet.

Die Herren Opponenten, welche den Beschluß böhmischer Herren Stände, die Differenz zwischen Dominical- und Rusticalsteuer zu übernehmen, so nachdrücklich bekämpften und demnächst zu bekämpfen vorhaben, begründen ihre Opposition wesentlich durch die Anführung, daß jene 350,000 Fl. als Steuerroboterlaß auf sämmtliche Bauern Böhmens in kleine Beträge von wenigen Kreuzern vertheilt, eine wirkliche, irgend fühlbare Erleichterung gar nicht effectuiren — wir geben

*) Wirklich liegt uns ein auf die Robotfrage genau eingehendes Actenstück vor, ein Kreisschreiben, welches an die Aemter erlassen wurde und mit den Worten beginnt: „Längstens binnen acht Tagen ist unter der Adresse des Kreishauptmanns im engsten Dienstvertrauen die auf Einsicht der Original-Acten beruhende punktweise Auskunft, ohne besondere Einvernahme, zu veranlassen" u. s. w., was auf große Dringlichkeit der Sache schließen läßt. Anmerk. d. Red.

das zu, glauben jedoch beide Parteien darauf aufmerksam machen zu sollen, daß diese Summe von 350,000 Fl. jährlich unendlich wohlthätig und erleichternd für den Bauer werden könnte, würde dieselbe zur Gründung eines Fonds verwendet, bestimmt, dem armen Bauer in Annuitäten rückzahlbare **Vorschüsse zur Robotabolition** zu gewähren. Ohnehin hat das Ablösungscapital den hypothekarischen Vorzug vor allen Gläubigern, der Fond wäre also gegen Verluste gesichert, durch Zugestehung der Annuitätstilgung würde der Bauer ermuntert, und unendlicher Segen käme über das Land, denn anerkannt ist es, daß das Abolitionsgeschäft gar nicht durchführbar sei, wird eine Creditanstalt nicht geschaffen, und hier liegt das Emancipationsmittel so nahe!

Die Herren Opponenten wollen ja großmüthig sein gegen den Bauer, sie haben das wiederholt erklärt und begründeten ihre Opposition eben nur damit, daß die Maßregel keine Wohlthat für den Bauer sei; durch jenen Vorschlag ist die herrlichste Gelegenheit zur Großmuth geboten, an Genehmigung der Regierung ist nicht zu zweifeln, der Fond wird ständisch, also unentgeldlich verwaltet, bis zur Einführung gleicher Besteuerung nach dem neuen Cataster erreicht der Vorschußfond die erfreulichste Höhe. Die Regelung seines Mechanismus hat an sich geringe Schwierigkeit, und die Bedenklichkeit der Annuitäten mit der laufenden Steuer zugleich wird wohl unschwer gewährt.

Das ausgesprochene Großmuthssehnen wird befriedigt und zuverlässig findet der Antrag die kräftigste Unterstützung vom ständischen Clerus, und so werden beide Meinungen, die sich bisher so feindlich gegenüberstanden, zu segensreichem Einklange gebracht. — w —

V.

Der deutsche Bauernkrieg*).

Der deutsche Bauernkrieg! Das ist ein Platz in der deutschen Geschichte, wo es nicht geheuer ist, ein Platz, den der deutsche Geschichtsschreiber gern vermeidet, oder an dem er scheu vorübereilt, sein Kreuzlein schlagend, wie der Wanderer vor dem Richtplatz, wo Unschuldige unter dem Schwert der Gewalt sanken.

Das Evangelium, durch Luther übersetzt, war in die Hände des Volkes gegeben, ein Buch mit der Autorität eines Gotteswortes, das für alle Kinder der Erde Anerkennung des Göttlichen im Menschen, Anerkennung aller damit verbundenen Ansprüche fordert. Ein Wort durchzuckte Deutschland, es hieß: „Christliche Freiheit", das heißt Gleichheit aller Menschen, dem Gotte gegenüber. Der Bauer vernahm es und konnte seine Lage nicht mehr tragen. Zwiefach belastet als Leibeigener und als Unterthan des Kaisers, der Habgier und den Gewaltthaten der adeligen Tyrannei preisgegeben, stand er da. Der Gutsherr behandelte ihn wie ein Lastthier, konnte über sein Leben und Gut schalten und walten, hatte das jus primae noctis und hundert andere demüthigernde Rechte. Christliche Freiheit, Freiheit für Alle! Die Bauern setzten ihren Zwingherrn ihre Beschwerden auseinander und Rad und Galgen waren die Antwort auf ihre Petitionen. Da brauste ganz Schwaben, Franken und Elsaß in offener Empörung auf. Umsonst! die Schaaren ohne Geschütz und Waffen wurden von den Rittern verra-

*) Der Bauernkrieg von A. Weill, Darmstadt bei Leske.

then, die sie an ihre Spitze stellten, ungeheuer, wie der Schauplatz, war das Blutbad, das dem Stücke ein Ende machte. Der Bischof von Würzburg ließ seinen Unterthanen, die ihm erklärt hatten, sie wollten ihn nicht mehr ansehen, die Augen ausstechen. Scheiterhaufen loderten auf, wie Freudenfeuer, und regierende Fürsten trugen selber auf ihren fürstlichen Schultern das Holz herbei.

Welche traurige Rolle Luther in diesem traurigen Drama spielte, ist bekannt. Als er die religiöse Befreiung in eine politische Befreiung umschlagen sah, wich er scheu zurück. Schon anfangs, als Heinrich von Einsiedel sich mit der Frage an ihn wandte, „ob Frohnen erlaubt seien,“ antwortete er: „der gemeine Mann müsse mit Bürden belastet sein, sonst werde er zu muthwillig.“ Später, als die Bauern bereits zu den Waffen gegriffen hatten, feuerte er die Fürsten an diese Kinder des Satans nicht zu schonen. Sah er nicht, daß die leibliche Befreiung nichts als eine Consequenz der Geistesbefreiung war, für die er so männlich gestritten? Wohl sah er es, aber er war das Prototyp des deutschen Gelehrten, er war der Klosterbruder geblieben, der mit der Dialektik des Worts Alles gethan zu haben glaubte, der, von Fürsten geschmeichelt und an ihren Tisch gezogen, vergaß, daß er selbst ein Bauernsohn war.

War es Scheu, dem deutschen Volke etwas von dem Glauben an einen seiner größten Männer zu nehmen, das die deutschen Historiker bisher abhielt, die Geschichte des Bauernkrieges in einem umfassenden Werke zu würdigen? Nein, die Forschung hätte für das, was sie uns an Luther genommen hätte, uns reichlichen Ersatz an Männern wie Sikingen, Hutten, Geyer geboten. War 's Furcht, demokratisch zu scheinen, wenn man für die Unglücklichen schreibe, die mit den Waffen in der Hand eine Reform des Bestehenden verlangten? Nein! die schönsten Gestalten des Bauernkrieges waren Adelige. Alle Revolutionen zu Gunsten der Unterdrückten haben das Kriterium, daß die edelsten Theile der Unterdrücker für die Unterdrückten selbst Partei nehmen.

Nein, was die deutschen Geschichtsschreiber*) abhielt, war der Umstand, daß eine Geschichte des Bauernkriegs nothwendig ein Parteibuch werden mußte, so brennendheiß, so wenig abgekühlt ist heutzutage noch dieser Stoff. Und was fürchtet die Mehrzahl deutscher Gelehrten mehr als eben Parteinahme? Diese Scheu hat es dahin gebracht, daß wir bessere Geschichtsbücher von Persien und dem ottomanischen Reiche als eben von Deutschland haben. Doch haben sich noch vor Zimmermann einige wenige Gelehrte gefunden, die die Geschichte des deutschen Bauernkriegs schrieben, freilich indem sie sich zur Partei der Unterdrücker schlugen. Sie nennen die Empörer Schurken, Räuber, Diebe und scheinen dadurch alle an ihnen verübten Greuel zu ratificiren. So Herr Wachsmuth, der den Bauernkrieg vom Standpunkte eines Altlutheraners beschreibt, seine volle Wuth gegen die Empörung der Bauern losläßt, und für die Tyrannei der Fürsten nur beschönigende Worte hat. Zimmermann war der Erste, der in der Auflehnung dieser Chartisten des sechzehnten Jahrhunderts einen Act nothwendiger Vergeltung sah und mildere Worte für ihre Thaten fand. Er hatte vom Könige von Würtemberg eine Pension erhalten, um seine Studien

*) Sartorius, Oechsle und Burckhardt, lieferten nur Skizzenhaftes und Beiträge zur Geschichte.

über den Bauernkrieg in den Archiven zu machen und gab nach vierjährigen Studien sein Buch heraus. Die Folge davon war die: daß er seine Stelle und hohe Gönnerschaft verlor. Er hatte sich von seinem Stoffe hinreißen lassen, und die deutsche Gelehrtenunparteilichkeit außer Acht gelassen.

Nach ihm — im eigentlichsten Sinne nach ihm, denn Zimmermann's Studien sind diesem Buche zu Grunde gelegt worden — hat Alexander Weill, der Verfasser der schönen und leider so wenig bekannten elsäßer Dorfgeschichten, nun eine Chronik dieser blutigen Tage geliefert. Vor allem Andern müssen wir sagen, daß noch nie ein deutsches Geschichtsbuch in solcher Form geschrieben worden ist, mit solchen Abschweifungen und Improvisationen, mit solchen Vorreden und Epilogen, mit solcher Abwechslung von Pathos und Humor, Begeisterung und Laune. Wenn die Muse der Geschichte ein ernstes Weib ist mit kaltblickenden, durchdringenden Augen, die eherne Wage der Parteilosigkeit in den Händen, dann ist dies Buch kein Geschichtsbuch. Der schöne Fehler der Jugend: Exaltation bis zur Ungerechtigkeit getrieben, durchdringt es von Anfang bis zum Ende, die Verdammung wird Fluch, das Lob Apotheose, das Geschichtsbuch ein Drama mit vortretenden Personen, kurz ein Gedicht. Liegt hingegen ein großer Theil des Werths eines Werkes darin, daß es mit Geist und Feuer geschrieben ist, daß es Menschen zeichnet, die Herz und Kopf und Hände und Füße haben, dann ist Weill's Bauernkrieg gewiß ein schönes, ja ein merkwürdiges Buch. Es wetterleuchtet darin auf jeder Seite und oft sind Blitze dabei, die eines großen Poeten nicht unwerth wären. Wunderliches Buch, wo Fernes und Nahes gemischt ist, wo wir von dem schwarzen Hoffmann, von Sikingen, Hutten und Münzer, aber auch vom König von Preußen, von Fourier und Frauenemancipation lesen! Bei allen offenbaren Fehlern ist das Ganze doch von großartiger Conception und von der ersten Seite bis zur letzten von einer edeln Begeisterung durchhaucht. Weill hat allerdings nicht, was der Gelehrte mit dem Worte Quellenstudium belegt und mit Recht hochhält. Er ist ein Pariser Journalist und hätte weit zu laufen, wenn er aus dem Bureau der Demokratie pacifique täglich mit seinem Krüglein an die deutschen Quellen laufen sollte. Er benutzt das Material, das Andere aus dem Steinbruch daher gebracht haben, aber — er weiß zu schildern! Wie treten die Gestalten Münzer's, Sikingen's, Geyer's hervor, wie versteht er es uns zu Begeisterung oder Mitleid, zu Zorn oder Grauen hinzureißen. Man spürt hinter dem Chronisten den alten Novellisten, den Poeten.

Was wir vor allem Andern an diesem Buche lieben, ist der Drang, alle Entwickelung der Weltgeschichte aus einem Korn beweisen zu wollen, in allen Erscheinungen die höhere Einheit zu zeigen. Die Inspiration, mit der das Werk geschrieben, stammt aus der Ueberzeugung, daß der Fortschritt des Gedankens unaufhaltsam und alle Reaction nur ein Mittel ist, seine Entwickelung zu fördern. Diese Ueberzeugung ist nachhaltig und so ist das Buch auch aus einem Guß.

Es ist kein Geschichtswerk, es ist ein Roman, der vom Volke erzählt und ein Volksbuch zu werden verdiente. Wir können ihm kein besseres Wort zur Empfehlung an das deutsche Lesepublicum mitgeben. K....d.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **I. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Erinnerungen an Benjamin Delessert*).

Ein spätes Grab hat sich über einem der edelsten und glücklichsten Männer Frankreichs geschlossen. Blickte er um sich, so begegnete ihm die dankbare Liebe des Volks und die Achtung der Mächtigen; heiter schaute er zurück auf ein thatenreiches Leben voll Anerkennung und herrlicher Erfolge; überall gesellte sich zu seinem Streben die fördernde Kraft der Besseren. Unermeßliche Reichthümer dienten seinen Zwecken und vollendeten das Gleichgewicht zwischen seinem Wollen und Wirken. Und zu diesem Allen wird er das höchste und letzte der irdischen Güter hinzunehmen, einen unvergänglichen Nachruhm.

Das Journal des Débats vom 3. März weiht dem Andenken Benjamin Delessert's einen begeisterten Nachruf. Es gedenkt seiner hochherzigen Stiftungen für das Volkswohl, der Gründung der Sparkassen, der Primärschulen, der Société philanthropique, der Salles d'asyle, seiner segensreichen vierzigjährigen Thätigkeit in der Verwaltung der Hospitäler von Paris, seiner erfolgreichen parlamentarischen Kämpfe für die Aufhebung der Lotterie und der Spielhäuser, und schließt mit den Worten: „Aber welche wohlthätige Stiftung riefe uns denn seinen Namen nicht zurück? Darum wird er auch mit den Segnungen des Volkes zur Nachwelt übergehen! darum wird er sich auch an die unsterblichen und erhebenden Namen La Rochefoucauld, Montyon und Montmorency, jener Wohlthäter der Menschheit, reihen! Ein fleckenloser Ruhm, der in den Herzen der Armen und dem Buche Gottes verzeichnet steht! Die Stiftung der Sparkassen allein reichte hin, ein thatenärmeres Leben, als das Delessert's, zu verherrlichen. Stets wird es unvergessen bleiben, mit welchem Eifer er dieser so wahrhaft volks-

*) Von einem deutschen Naturforscher, der längere Zeit im Hause Delessert's gelebt hat. D. Red.

thümlichen Schöpfung sich widmete. Tilgen wir alle seine Verdienste aus, der Name „Stifter der Sparkassen" auf seinen Grabstein geschrieben, ließe ihn niemals untergehen!"

Wer könnte ein Leben schildern, welches so reich an schönen Thaten war, die nun schon längst ihre Früchte tragen! und ist nicht auch der erhebendste Theil des Lebens dieses einfachen Redlichen den Blicken der Menge für immer verschleiert! Nur die vertrautesten Freunde könnten Aufschlüsse über die Triebfedern geben, die sein menschenfreundliches Herz nie ruhen ließen!

Delessert war aber auch in einer andern Beziehung einer der denkwürdigsten und verdientesten Männer unserer Zeit. Wie einst in England der Ritter Hans Sloane und Sir Joseph Banks die gefeierten Schirmherren der Naturwissenschaften waren, so wurde in unserm Jahrhunderte das Haus Benjamin Delessert's ein Isistempel, zu dem die Priester der Natur aus allen Ländern gewandert kamen. Auch ich habe dort einen halbjährigen Tempeldienst verrichtet. Sei es mir darum vergönnt, Ihnen ein flüchtiges Bild von jenen wissenschaftlichen Anstalten und ihrem Gründer zu entwerfen, der auch mir und meinen Bestrebungen die lebendigste Theilnahme schenkte, und dessen nähere Bekanntschaft zu den freundlichsten und bedeutendsten Erinnerungen meines Lebens gehört.

Benjamin Delessert war im Frühlinge 1773 zu Lyon geboren worden. Seine aus Genf stammende Familie, der protestantischen Kirche zugethan, siedelte bald darauf nach Paris über, wo der Vater ein blühendes Handelshaus gründete, welches jetzt mit einem Erbe von vierzig Millionen an den Bruder des Hingeschiedenen, François Delessert, übergegangen ist. Zu den frühesten Erinnerungen aus seiner Kindheit gehörte Jean Jaques Rousseau, ein vertrauter Freund seiner Aeltern. Wie Rousseau durch seine Schriften jene Blüthe der Humanität entfaltet hat, die den Charakter Delessert's zierte, so ist er auch Veranlassung zu der mächtigen Leidenschaft für die Botanik geworden, die er sein ganzes Leben bewahrt hat. Der friedlose Denker erzählt uns selbst, daß er die glücklichsten Stunden seines Lebens im Umgange mit der Pflanzenwelt verlebte; aber ich erinnere mich nicht, daß er irgendwo erwähnte, wie seine anziehenden „Briefe über Botanik", die noch heute voller Jugendfrische sind, entstanden sind. Diese Briefe sind auf die Bitte von Delessert's Mutter geschrieben, und „die Kleine", wie Rousseau sie im ersten Briefe nennt, war Delessert's Schwester, die später in der Literatur als Mme. Gautier durch ihren geistreichen Briefwechsel über die französische Revolution mit Sir S. Romilly bekannt geworden ist. Dieser Umstand zog den Knaben immer von Neuem zu diesem Buche hin.

Zu gleicher Zeit wurde seine Phantasie erregt durch eine zierlich geordnete Sammlung schöner Alpenpflanzen, die Rousseau selbst gesammelt und bestimmt, und mit vielen handschriftlichen Bemerkungen begleitet, „der Kleinen“ geschenkt hatte, und die noch heute als eine theure Reliquie in der Familie bewahrt wird. Nun überfluthete diese gewaltige Neigung zu den Pflanzen alles andere Sinnen und Trachten des Knaben dergestalt, daß er am liebsten jeder einzelnen Pflanze des Waldes eine Etiquette umgehängt hätte. Mit der Flora von Paris glaubte er sich abgefunden zu haben; wie König Salomo kannte und nannte er Alles, von der Ceder des Jardin des plantes bis zu dem Ysop, der aus der Wand wächst. Eine unbezwingliche Sehnsucht zog ihn nach den Bergen; mit seinem ältern Bruder Etienne († zu Newyork am 29. Sept. 1794) durchstreifte er den Ardennenwald, den Jura, die Savoyer- und Schweizeralpen, zuletzt das Schottische Hochland. Die Beute dieser jugendlichen Streifzüge, der einzigen Reisen seines Lebens, lag hier und da zerstreut unter den Hunderttausenden von Pflanzen, die das größte Herbarium der Welt bilden. Traf man aber zufällig auf eine dieser verblaßten Pflanzenleichen und sah man, wie sie in dem würdigen Greise die Jugendträume wieder weckte, wie nach sechszig Jahren die Umstände noch lebendig vor seiner Seele standen, unter denen er sie damals da oder dort pflückte, so blickte man sie wohl auch etwas ernster an, eine Rührung, die Denen unverständlich sein wird, die den geheimnißvollen Zauber nicht ahnen, der uns so eng an die Pflanzenwelt knüpft.

In jener Zeit beschäftigte das Schicksal des unglücklichen Seefahrers La Peyrouse die ganze Nation. Zwei edle französische Jünglinge, die Brüder Aristide und Aubert Du Petit Thouars, von denen der erstere in der Schlacht bei Abukir als Commandant des „Donnerers“ den Heldentod starb, der andere als Erforscher der Vegetation Afrika's so berühmt geworden ist, hatten mit Aufopferung ihres ganzen Vermögens ein Schiff ausgerüstet, um ihn aufzusuchen. Wie gern hätte Delessert sich mit ihnen vereinigt! Aber das Vaterland rief die waffenfähige Jugend zum Schutz seiner Grenzen, und Delessert verließ die Artillerieschule von Meulan, um im Feldzuge der Jahre 1793—1794 seine Sporen zu verdienen. Nach der Einnahme von Antwerpen gab er als Commandant der Citadelle Proben seines Muthes und seiner Kaltblütigkeit. Aus dieser ehrenvollen Laufbahn riß ihn die Pflicht, sich an die Spitze seines Hauses in Paris zu stellen, da die Gesundheit seines Vaters durch eine Haft von anderthalb Jahren in den Kerkern Robespierre's ganz gebrochen war. Jetzt legte er den Grund zu seinem späteren Reichthume, der während des englischen Krieges unter dem Kaiser-

reich durch die Anlage großer Rübenzuckerfabriken von Jahr zu Jahr wuchs. Der berühmte Genfer Naturforscher, Augustin Pyramus De Candolle, gehörte in jener Zeit zu den vertrautesten Freunden Delessert's. Er nährte in ihm den Plan, im eignen Hause ein Museum für die Naturgeschichte zu gründen, und es den Naturforschern für ihre Studien zu öffnen. Finanzielle Rücksichten waren ihm fremd; in schneller Folge wurden die kostbaren botanischen Sammlungen von Lemonnier, Desfontaines, Commerson, Labillardière, Michaux, Burmann, Thunberg, Ventenat und Palisot de Beauvois erworben, endlich die berühmten conchyliologischen Cabinette Desfresne's und des Marschalls Masséna, nach denen De la Marck seine klassischen Werke gearbeitet hatte. Er theilte sich mit dem Museum des Jardin des plantes in die Beute, welche die wissenschaftlichen Expeditionen der Venus, der Astrolabe und Zélée, der Coquille, der Uranie, der Bonite, und die englischen Schiffe Erebus und Terror, so wie der Sulphur von ihren Weltumsegelungen heimbrachten; auf seine eigne Veranlassung und auf seine Kosten gingen Naturforscher nach allen Winkeln der Erde, deren Vegetation noch unerforscht war. Er war der treueste Freund jener jungen Männer, die von Forschungslust getrieben, jeder Gefahr sich preisgaben, und deren Mehrzahl in den Wildnissen culturloser Länder untergegangen ist. Mit väterlicher Sorgfalt pflegte er ihre Angelegenheiten zu ordnen; er versah sie freigebig mit Geld, Creditbriefen und Empfehlungen; er vermittelte ihren Briefwechsel mit ihren Familien, und war rathend und fördernd stets mit ihnen beschäftigt. Seine Theilnahme für sie verdoppelte sich, indem er der vielen Unglücklichen gedachte, die in fernen Ländern die seltsamsten und schrecklichsten Todesarten erfahren hatten. Beaufort und Kobaut waren am Senegal umgekommen; Jadaro wurde in Brasilien erschossen; Sellow ertrank im Rio San Francesco; Schiede, Despréaux, Vacle, Dombey, Matthews, Freyreis gingen in den Urwäldern Südamerika's zu Grunde; Sieurin und Henri Delessert fanden in der Havannah ihren Tod; van Raalten und Spanoghe waren auf Timor, Plée und Steinheil auf Martinique, Noronha auf Isle de France, Michaux und Hilsenberg auf Madagascar geblieben. Viele wurden in Neuholland erschlagen, unter ihnen Gellibrand, Hesse und die Brüder Allan und Richard Cunningham. David Douglas fand einen schrecklicheren Tod; er stürzte in eine zum Einfangen wilder Stiere bestimmte Grube, und wurde von dem wüthenden Thiere zerfleischt; Petit wurde die Beute eines Krokodils, als er über den Nil schwamm; van Hasselt endete auf Java unter den Hufen eines Rhinoceros. Wie viele Opfer hat Ostindien, wie viele der Orient gefordert! Wie die Kirche, so hat auch die Botanik ihr Martyrologium, und ihre Be-

kenner sind ihrem Ende nicht minder freudig und muthig entgegengegangen; wie Jene in den Legenden, so leben Diese fort im Reiche der Pflanzen, in dem dankbare Genossen ihre Namen verewigt haben. — Ueber Vielen hatte ein glücklicherer Stern gewaltet, und sie waren, freudig und herzlich begrüßt, von ihren Wanderungen mit reichen Schätzen heimgekehrt. So war nun allmälig die berühmte Pflanzensammlung von 90,000 Arten entstanden, der keine andre Sammlung Europas verglichen werden kann, und die der Zahl der bekannten Pflanzen des Erdballs gleichkommt; Tausende von Pflanzen sind noch unerkannt und unbeschrieben. Wie ein blühendes Kleefeld Schwärme von Bienen herbeilockt, so diese Pflanzenschätze die Botaniker. Alle Pflanzenkundigen von Paris fanden sich in den botanischen Gallerien Delessert's zusammen; in zweitausend kleinen, zierlichen Kistchen war das gesammte Herbarium, nach dem natürlichen Systeme geordnet, aufgestellt, jede Art mit Nadeln sorglich an den Bogen geheftet, und mit der Angabe ihrer Heimath, ihres Namens und ihres Entdeckers versehen. Es ist allgemein üblich, große werthvolle Pflanzensammlungen durch Arsenik zu vergiften; die königlichen Herbarien von München und Berlin und die große Wiener Sammlung sind zum Schutz gegen die räuberischen Angriffe der Insecten Pflanze für Pflanze mit Sublimat bestrichen. So nützlich diese Vorkehrung sein mag, ist sie doch stets gefahrbringend für Den, der oft Monate lang täglich diese Vergiftung vorzunehmen hat, und wohl auch für den Gelehrten, der sich anhaltend mit der Untersuchung solcher Pflanzen beschäftigt. Delessert hat sich nie entschließen wollen, sein Herbarium auf Kosten der Gesundheit seiner Beamten zu schützen. „Ich will nicht," hatte er oft gesagt, „daß noch ein Menschenleben verloren gehe zu den vielen, die diese Sammlung schon kostet." Ungefährdet konnte man sich hier dem Studium überlassen. Hier wurden alle größeren botanischen Monographien begonnen und abgeschlossen. Man richtete sich in den zahlreichen kleinen Cabinets des Museums ein, wie im eignen Studirzimmer; ja man schloß sich nach Gefallen ein, um ganz ungestört in seinen Untersuchungen zu sein. Ueberall fanden sich bequeme Schreibtische, mit allem Nöthigen und Ueberflüssigen reichlich ausgestattet, und der liebenswürdige Lasègue, der Bibliothekar, ging ab und zu, jedes Verlangen erforschend und erfüllend. Eine herrliche Bibliothek ließ keinen Wunsch unbefriedigt; eine Frage nach einem Buch, welches zufällig fehlte, reichte hin, dessen Anschaffung zu veranlassen. Welchen Reichthum von Prachtwerken birgt diese Bibliothek! Sibthorp's berühmte Flora graeca, von der nur dreißig Exemplare existiren, von Franz Baaer's Künstlerhand gezeichnet, ist in Frankreich nur hier vorhanden. Für ein einziges Buch, für **Kerner's Hortus**

sempervirens, wurden 32,000 Fr. bezahlt, eine Summe, mit der die Bibliotheken von einem halben Dutzend deutscher Universitäten ein ganzes Jahr lang zufrieden sein müssen! — Neugierige Engländer durchstrichen die Säle, seit ihre Handbücher diese Sammlungen unter die Sehenswürdigkeiten von Paris aufgenommen hatten. Dazwischen kamen junge Mädchen, Stickerinnen oder Blumenmacherinnen, um in den großen blumistischen Kupferwerken nach neuen Modellen zu suchen. Auch ihren unwissenschaftlichen Wünschen wurde freundlich begegnet, und sie gaben dafür Gelegenheit zu vielen heitern und geistreichen Scherzen. Endlich erschien Delessert selbst, gewöhnlich offene Briefe und Frachtzettel in der Hand, und ein großes Bündel neuangekommener Journale und Bücher tragend. Man erhob sich von allen Seiten, und trat ihm entgegen, um sich die Neuigkeiten vorzeigen zu lassen. Jeder gab sein Gutachten über die eingesendeten Bücher ab, und das Endresultat war immer, sie, ob gut oder schlecht, zu behalten. Dann pflegte er die Briefe vorzulesen, die gewöhnlich irgend einen Wunsch ausländischer Botaniker enthielten, und theilte Herrn Lasegue die Antwort mit. Zuletzt folgte er denjenigen seiner jüngeren Freunde, an denen er lebhafteres Interesse nahm, an ihre Schreibtische, ließ sich von ihren Arbeiten und Entdeckungen erzählen, und steckte ihnen dabei heimlich Billets zu großen Bällen, zur Oper, zur Deputirtenkammer und dergleichen in ihre Pflanzenpackete. Diese Gewohnheit hatte er sich seit vielen Jahren angeeignet, und es hat bisweilen große Heiterkeit erregt, wenn irgend ein Andrer später solche unentdeckt gebliebene Kleinodien, die auf längst verschollene Feste lauteten, auffand. In den späteren Stunden des Mittags pflegte sich auch Adrien de Jussieu, „der Sohn der natürlichen Methode," einzufinden, der geistreiche Gelehrte*), der durch eine seltene Gunst des Schicksals mit dem großen Namen seiner Ahnen auch ihr Talent geerbt hat; mit diesem Augenblicke stellte Jeder seine Arbeiten bis zum folgenden Tage ein, und wie von selbst bildete sich plötzlich ein Kreis um den anmuthigen Erzähler, der die Geschichte des Tages in heitrer Wechselrede vortrug und vernahm.

An den Abenden des Montags versammelte Delessert einen glänzenden geselligen Zirkel um sich und seine Familie. So viele bedeutende Staatsmänner, so viele Notabilitäten der Börsenwelt, so viele schöne Frauen man aber auch versammelt fand, so waren doch auch hier wieder die Naturforscher und die Reisenden in dem Grade vorherrschend, daß sie diesen Zirkeln in

*) Auch der berühmte Carricaturenzeichner Cham, Graf Noé, gehörte unter die täglichen Besucher des Herbariums.

Paris einst den scherzhaften Namen „des Salons der Weltumsegler“ eingetragen haben. Bory de Saint-Vincent, Dumont d'Urville, Humboldt, Duperrey, Dessfontaines, Chamisso, Claude Gay und Gaudichaud-Beaupré rechtfertigten diesen Namen und mischten sich hier unter die politischen Freunde Delessert's, die Royer-Collard, Foy, Benjamin Constant, oder unter seine berühmten Collegen aus der Akademie, Arago, Cuvier und Antoine Laurent de Jussieu, den Botaniker par excellence, den Gründer der natürlichen Methode, den Delessert gleichfalls von der Zeit an kannte, wo er als Jüngling den Kranz Linné's auf sein Haupt gesetzt hatte, und der noch als hochaltriger blinder Greis in diesen Kreisen nie fehlte.

Ich kann die letzte Unterredung nicht unerwähnt lassen, die ich wenige Tage vor meinem Abschiede von Paris mit Benjamin Delessert hatte. Man besuchte das Museum gewöhnlich erst von 11 Uhr an. Um mich in meinen zeitraubenden Arbeiten nicht aufzuhalten, war ich von jeder Regel entbunden worden, und trat an einem heitern Maimorgen, wie öfter, schon um 6 Uhr in der Frühe in den schönen Hof seines Hotels. Delessert stand, bereits vollständig gekleidet, mit verschränkten Armen unter einer Gruppe alter Ulmen, die den hintern Theil des Hofraums zierten. Ein leichter Wind strich durch die Bäume und hatte während der Nacht die Millionen Früchte, welche schon reifen, während kaum die Blätter entwickelt sind, zur Erde geweht, so daß der Boden rings grün bedeckt war. Der Greis bückte sich zu wiederholten Malen, um immer wieder diese zierlich gestalteten Früchte aufzuheben, und ergötzte sich an der Betrachtung des zarten Wimpernkranzes, der die Flügel der Frucht umsäumt. Das hatte er noch nie gesehen! „Sehen Sie diese erstaunliche Fruchtbarkeit!“ rief er mich an, „wie verschwenderisch reich ist die Natur, wie wenig achten wir darauf! Der Pförtner“, setzte er scherzend hinzu, „wird heute viele Stunden den Hof kehren und in vierzehn Tagen wird er, wie immer, behaupten, daß diese Bäume weder blühen, noch Früchte tragen!“ Nun erging er sich mit sichtlichem Behagen im Lobe dieser schönen Bäume, unter denen er schon als Kind gespielt hatte und die mit ihm alt geworden waren. Er führte mich rückwärts gegen das schöne Portal, welches den einsamen, mächtigen Hofraum von dem tobenden Lärm der Rue Montmartre scheidet, unter die Doppelreihe munter aufstrebender Fichten, die er selbst hatte pflanzen lassen. Der Mann, der auf andere Verdienste zurückblicken konnte, als seine Reichthümer, schien dennoch mein Erstaunen über seine Forstculturen in der ersten Handelsstraße von Paris gern zu sehen. Er kam auf Goethe und seine Lehre von der Pflanzenmetamorphose zu sprechen. „Wie hat einen solchen Dichtergeist ein so unpoetischer

Gedanke so mächtig ergreifen und so lange beschäftigen können! Er hat der Pflanze, dem Baume die Individualität geraubt und sie zu tausendgliedrigen Ungeheuern gemacht, zu Sammelwesen, in denen keine Dryade mehr wohnen kann. Ist nicht der Baum selbst eine Leiche geworden, auf dem unzählige parasitische Einzelwesen ihren Spuk treiben, und ist ihm nicht eine kleine Knospe mehr werth, als der mächtigste Eichbaum mit Wurzel, Stamm und Krone?" Wir sprachen Viel hin und her über diese bedeutsame Lehre, welche seine Landsleute mächtiger ergriffen hat, als die Deutschen, und ich hob hervor, wie naturwahr und fördernd eine Betrachtung sei, die in der Pflanze kein fertiges, abgeschlossenes Wesen, gleich dem Krystall, erblicke, sondern ein ewig sich Umgestaltendes, Sprossendes, mit stets wiederholten gleichartigen Bildungen. Dann erzählte ich ihm, wie unser Schiller auf Kosten der Natur Goethe's poetische Sünde durch das schöne, aber aller Wahrheit baare Bild wieder gut gemacht habe, welches Wallenstein braucht: „Doch innen, im Marke, lebt die schaffende Gewalt."

Delessert hat die Früchte der Ulmen nicht wieder fallen sehen. Die Blumen des Frühlings, die Freude und Zier seines Lebens, decken sein Grab und werden bethaut von den zahllosen Thränen, die um ihn fließen. Aber sein Name wird leben, so lange der bunte Teppich der Fluren die Pflanzenkundigen rufen und locken wird, wie er dort unten lebt in jenen vom Ocean überflutheten Wäldern, in denen die Nereiden wohnen *).

G. P.

*) In der Pflanzenkunde führt eine schöne glänzendrothe Gattung der Meeralgen den Namen Delessertia.

Die Stuttgarter Theaterverhältnisse.*)

Die Vorstellungen in dem neuen Theater unserer Stadt haben seit dem vergangenen Herbste unter einer neuen Verwaltung begonnen. Das Publicum erwartete mit der neuen Periode eine plötzliche, gänzliche und glänzende Umgestaltung der bisherigen hiesigen Theaterverhältnisse; bis jetzt sind aber seine Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen. Unleugbare Thatsache ist es, daß dem Publicum weniger Novitäten, als es erwartete, sowohl in dem Schauspiele, als der Oper vorgeführt wurden, daß, wenn auch über die Wahl der Stücke nicht geklagt werden kann, doch die Aufführungen der größern Dichtungen in einzelnen Theilen, wie allenthalben, so auch hier, Manches zu wünschen übrig ließen, und endlich, daß mehrere der neuen Engagements den Ansprüchen nicht genügen können, wenn auch andere zur allgemeinsten Befriedigung ausgefallen sind.

Ebenso sehr ist es aber auch Thatsache, daß unser gegenwärtiger Intendant, in seiner Eigenschaft als Vorstand einer andern Bühne, nicht allein mit dieser, sondern auch zum Zwecke der Verbesserung des gesammten Bühnenwesens Deutschlands, Erfolge erlangt hat, welche ihm die allgemeinste Anerkennung und auch wohl seine Berufung hierher erworben haben. Thatsache ist es ferner, daß man bisher keinen Grund hatte, seine Thätigkeit oder seine Befähigung in Zweifel zu ziehen.

Unter solchen Verhältnissen dürfte es von Interesse sein, die Frage, „worin wohl die Unzufriedenheit des Publicums wie mit allen Theaterverwaltungen, auch mit der gegenwärtigen, begründet liege?“ einer Prüfung zu unterwerfen.

Wir glauben zu diesem Zwecke den richtigsten Weg einzuschlagen, wenn wir die Verhältnisse, unter welchen die neue Verwaltung bisher zu wirken hatte, ohne weitere Beurtheilung angeben. Aus denselben wird sich hinrei-

*) Vom Standpunkt der Intendanz. D. Red.

chend ergeben, in wie weit der Ausspruch, welcher bei dem Beginne der gegenwärtigen Theaterverwaltung allgemein vernommen wurde, daß sie nämlich eine höchst schwierige Aufgabe zu lösen habe, ein begründeter oder unbegründeter war.

Wir wollen hier die Verhältnisse, welche schon vor dem Anfange der neuen Verwaltung bestanden haben, von denen trennen, welche erst während derselben entstanden sind.

Schon seit einer Reihe von Jahren machte sich der allgemeine Ausspruch geltend, daß das hiesige Theater einer Reorganisation bedürfe. Hieraus geht genügend hervor, daß wesentliche Mängel desselben allgemein anerkannt wurden und daß also der neuen Verwaltung die schwierige, undankbare, ja gefährliche Aufgabe einer Reorganisation gestellt war. Dieses einzige Wort hat, namentlich wenn Theaterverhältnisse in Frage stehen, für den Klarsehenden ein Gewicht, welches vielleicht alles Weitere an dieser Stelle überflüssig machen könnte.

Während längerer Zeit hatten die öffentlichen Vorstellungen, wegen des Neubaues des Theaters, müssen eingestellt werden. An ihre Stelle waren die Vorstellungen im Schloßtheater getreten, welche vermöge ihrer ganzen Eigenthümlichkeit die einem öffentlichen Theater nothwendigen Banden nachtheilig lockern und von längerem und nicht vortheilhaftem Einflusse bleiben mußten.

Es bestanden keine Theatergesetze und fast keine Instructionen über die den Theaterbeamten obliegenden Dienstpflichten, wodurch es einer neuen Verwaltung, da in allen Fällen nur Herkommen und Gewohnheit Richtschnur sein konnten, unendlich schwer werden mußte, sich die nothwendige Einsicht in die bestehenden Verhältnisse zu verschaffen, wenn sie nicht die Eigenschaft der Allwissenheit ihr Eigenthum nennen konnte.

Ein Theil der Mitglieder, von welchen man zum Heile der Anstalt nichts erwarten konnte, waren durch Contracte für längere Zeit an dieselbe gefesselt, mußten daher verwendet werden. Mißbräuche verschiedener Art hatten sich nach vielen Richtungen hin eingeschlichen, welche nicht ohne Kämpfe und Verletzungen gehoben werden konnten.

Durch eine äußerst milde Führung der frühern Intendanz mußte es der neuen Verwaltung unendlich schwer fallen, in vielen Fällen, in welchen es ihr nothwendig erschien, mit Ernst und Strenge durchzugreifen. Unter solchen Verhältnissen übernahm der jetzige Intendant und zwar kurz vor dem Schlusse der Vorstellungen im Schloßtheater, die Intendanz. Fassen wir nun die weitern Verhältnisse, welche seinem Wirken entgegenstehen mußten,

in das Auge. Unter allen Schwierigkeiten seiner Stellung darf, nach den hiesigen eigenthümlichen Verhältnissen, seine Eigenschaft als Ausländer vielleicht zuerst genannt werden. Ihre unausbleiblichen Folgen sind durch allerlei Aufreizung herbeigeführter böser Willen von Untergebenen, Unwohlwollen und Mangel an gerechtem, mildem Urtheil der Theaterverwaltung gegenüber. Dies muß doppelt nachtheilig wirken, weil der frühere Intendant, ein mit allem Rechte allgemein hochverehrter einflußreicher und hochgestellter Mann, die Intendanz, wie man wenigstens glaubt, nur ungern, wenn auch freiwillig, niedergelegt hat.

Die erste Diensthandlung des neuen Intendanten bestand in der Vollziehung eines Befehls, durch welchen eine bis dahin auf die Theaterverwaltung einflußreiche Person von dem größten und wichtigsten Theile ihrer Geschäfte entbunden wurde. Daß hierdurch ein auf das Repertoir einflußreiches Mitglied und zugleich die große Zahl seiner Freunde gegen die neue Verwaltung gestimmt wurde, konnte dieser wenigstens für den Augenblick keinen Vorschub leisten.

In den ersten Monaten ihrer Verwaltung war die Intendanz in die Nothwendigkeit versetzt, Entlassungen und Pensionirungen auszusprechen, wodurch nicht allein die betreffenden Personen, sondern auch ihr ganzer zum Theil auf die Bühnenverwaltung höchst einflußreicher Anhang verletzt und der Intendanz feindselig gestimmt wurde. Ebenso mußten Mißbräuche eingestellt werden, durch welche verschiedene Personen an ihren materiellen Interessen, wenn auch nicht Rechten, empfindlich verletzt und dadurch zu, wenn auch nur geheimen, Feinden der Intendanz gemacht wurden.

Der Anfang der öffentlichen Vorstellungen im neuen Theater vermehrte noch alle schon bestehenden Schwierigkeiten. Das Haus selbst entsprach, namentlich in Betreff der Bequemlichkeit der Sitze, nicht den gehegten Erwartungen und eröffnete somit der stets zum Tadel geneigten Kritik ein weites Feld.

Durch Ausscheidungen von zum Theil höchst wichtigen Mitgliedern des Personals des Schauspiels und der Oper war das Repertoir gänzlich zerrissen. In jedem früher gegebenen Stücke und jeder einstudirt gewesenen Oper waren einzelne und meistens Hauptrollen nicht einstudirt. Es mußte daher ein fast neues Repertoir geschaffen werden. Wer diese Schwierigkeit durch praktische Erfahrung hat kennen gelernt, wer weiß, wie schwer es ist und welche Zeit und Arbeit es erfordert, sie zu beseitigen, der wird sie in ihrem ganzen Umfange zu würdigen wissen. Stücke, welche das Publicum in früheren Jahren schon oft gesehen hat, von welchen es glaubt, daß sie

so leicht wie ein Paar Würfel auf die Scene geworfen werden könnten, machen in solchem Falle fast gleiche Schwierigkeiten, wie neue Stücke.

Wenn in dieser Lage eine mit Mühe vorbereitete Vorstellung kurz vor derselben gestört wird, wie es in diesem Winter durch plötzliche Krankheiten der Mitglieder so häufig der Fall war, dann kann es nur darauf ankommen, daß man eine Vorstellung gibt, die bequemste wird dann die nothwendigste, aber nicht immer die beste.

Unter den neuen Engagements war nur, wie nicht anders möglich, ein Theil befriedigend ausgefallen. Von diesen spricht natürlich Niemand, gegen die Ungenügenden erhebt sich der allgemeine Tadel. Wenn Mitglieder während der ungünstigen Sommerzeit in kurzem Zeitraum gewonnen werden müssen, wenn der Intendant nur unter den disponiblen Künstlern, also nicht unter dem besseren Theile derselben zu wählen hat, dann ist es unmöglich nur tüchtige Mitglieder zu erwerben. Unter ihnen hat er nur die besseren auszuwählen. Wer es weiß, wie selten überhaupt heut zu Tage wirkliche Künstler sind, wie diese wenigen meistens durch Contracte auf längere Zeit gebunden sind, der wird die Wahrheit des eben Ausgesprochenen fühlen. Nur Böswilligkeit oder Unverstand könnte sie ableugnen. Doppelt schwierig wird es aber hier in Stuttgart, die entstandenen Lücken in kurzer Zeit und genügend wieder auszufüllen, indem Kräfte ausgeschieden sind, welche, wenn je, jedenfalls nur mit der größten Mühe und den größten Opfern möglichst zu ersetzen sein werden.

Für die ausreichende Besetzung der gegenwärtig mangelhaft ausgefüllten Fächer sind, wie wir wissen, die nöthigen Einleitungen durch Einladungen zu Gastspielen getroffen.

Schwere andauernde Krankheiten einzelner Mitglieder, beständiges Unwohlsein vieler ersten Mitglieder machten im Laufe des Winters eine dem Publicum in die Augen springende Thätigkeit der Intendanz unmöglich. Denn wenn man einem Publicum nicht etwas ganz Ungewöhnliches vorführt, wird es sich nie herablassen, von seiner stets negirenden Stellung dem Theater gegenüber abzuweichen. Seit dem Monat October waren beständig, fast ohne Ausnahme eines Tages, erste Mitglieder der Oper krank, wodurch das Einstudiren von Opern, welche viele Proben erfordern, noch mehr aber das von neuen Opern gradezu unmöglich wurde.

Ob die Intendanz und der Dramaturg die ihrem Wirken durchaus erforderliche Unterstützung der ihnen am nächsten stehenden Beamten gefunden haben, dürfte nach der Lage der Verhältnisse sehr zweifelhaft erscheinen. Doppelt ist dies zu bedauern, weil die Eigenschaft des Intendanten, als

Neuling auf dem hiesigen Boden, ihm eine Quelle unzähliger Schwierigkeiten, ja von unvermeidlichen einzelnen Mißgriffen werden mußte. Erfahrung ist ohne die letzten nie zu erlangen, namentlich nicht in einem Geschäft, in welchem schnell und, wie in diesem Falle, im Vertrauen auf den Rath Anderer gehandelt werden muß.

Zu allem Diesem gesellte sich in einzelnen Verwaltungszweigen, namentlich im Decorationswesen, eine gänzliche Zerrüttung, welcher nur sehr allmälig abgeholfen werden kann, und welche sehr störend auf das Repertoir einwirkt.

Eine große Anzahl von contractlich zuerkannten Benefizen, an Mitglieder der Bühne, bilden ferner nicht allein die fortwährende Hemmung der Verwaltung, sondern veranlassen beständige und nicht unbegründete Unzufriedenheiten der Abonnenten.

Die Reorganisation der gesammten Verwaltung soll endlich die Zeit und Kräfte der neuen Intendanz in ungewöhnlichem Grade in Anspruch nehmen.

Die nachstehenden unleugbaren Thatsachen dürfen vielleicht an dieser Stelle nicht ohne Werth sein.

Das neue Theater, über dessen Mangel an Bequemlichkeit für die Zuschauer, allgemein geklagt wird, ladet deshalb nicht zum Besuche desselben ein.

Die allgemeine, auch hier herrschende Geldnoth und die fast beständigen Störungen im Repertoir, wegen fortwährenden Krankheiten der Mitglieder, konnten auf die Einnahme der Theater-Casse nur nachtheilig wirken. Trotz dem sind, wie wir mit Bestimmtheit wissen, die Theater-Einnahmen besser als je; das Publicum applaudirt mehr als früher und das Repertoir läßt es, wie das Nachfolgende zeigt, an Abwechselung nicht fehlen. Unter den ersten 80 Vorstellungen befanden sich 30 Opern-Vorstellungen mit 19 verschiedenen Opern, hiervon waren zwei große Opern neu und von fünf mußten Hauptpartien neu einstudirt werden; 50 Vorstellungen des Schauspiels brachten 47 verschiedene Stücke, die kleineren mit inbegriffen, hiervon waren neu drei Schauspiele, sechs Lustspiele und drei Possen. Ganz neu, oder doch wenigstens in den Hauptpartien neu einstudirt wurden sechs Trauerspiele, drei Schauspiele und fünf Lustspiele. Ferner waren zwei Ballets ganz neu.

Daß ein solches Resultat unter den angegebenen Verhältnissen, namentlich bei dem gänzlich zerrissenen Repertoir, eine Thätigkeit der Verwaltung voraussetzt, bedarf keiner Ausführung und wird Jedem in die Augen fallen,

dem es um Wahrheit, nicht aber um absichtliche Verkennung derselben zu thun ist.

Es würde kaum ein Stück gegeben, welches von dem Publicum nicht beifällig wäre aufgenommen worden.

Die Oper hat durch das Engagement der vortrefflichen Sängerin, Madame Palm-Spatzer, sehr gewonnen und das Schauspiel hat durch das Hinzutreten des Herrn Grunert, der Madame Dessoir und Fräulein Schäfer eine würdige Verstärkung erhalten. Der tüchtige Sänger und Schauspieler A. Gerstel tritt mit dem Anfange des Monats April, und der allgemein als tüchtiger Schauspieler anerkannte Herr Meixner in Leipzig im Laufe des Sommers bei der hiesigen Bühne ein.

Nichts ist wohl der neuen Verwaltung nachtheiliger gewesen, als die großen, alles Maß übersteigenden Erwartungen, welche man, ohne die Schwierigkeiten ihres Wirkens zu erwägen, schon an den Anfang ihrer Thätigkeit geknüpft hatte. Der Aerger über diesen vom Publicum selbst verschuldeten und jetzt zu seiner Anschauung kommenden Irrthum soll nun, wie gewöhnlich im Leben, ein Anderer, in diesem Falle die Intendanz büßen.

So sind etwa im großen Zuschnitt, ohne manches nicht unwesentlichen Details zu erwähnen, die Verhältnisse, unter welchen die neue Verwaltung zu wirken hat. Ob sie günstig oder ungünstig, ob sie schnell oder nur mit großem Muth und Geduld allmälig zu beseitigen sind, ob Manches, was in Betreff der gegenwärtigen Leistungen der Bühne zu wünschen übrig bleibt, auf Rechnung dieser Verhältnisse oder auf die des Intendanten zu setzen ist, mag die billige Einsicht eines Jeden, welcher seinem Urtheile vernünftige Gründe unterlegen will, nach dieser einfachen Darlegung entscheiden.

Wünschen wir, daß auch in Betreff unserer Bühne sich die alte Lebenserfahrung bethätigen möge: daß nämlich die Verwaltungen in der Regel die ruhigsten und anerkanntesten geworden sind, welche mit Stürmen begonnen haben.

Ueber Volksfeste.

Zur Erinnerung an eine Schweizerreise.

Wenn ein Fest eine tiefere, sinnvolle Bedeutung haben soll, so muß ihm eine bestimmt ausgedrückte Idee zu Grunde liegen, für welche sich die an ihm Theilnehmenden lebhaft interessiren; dann gibt sich eine eigentlich festliche Stimmung von selbst, und es bedarf nicht künstlicher Mittel, um Frohsinn und Heiterkeit hervorzubringen. Wenn auch bei den meisten Festen, die kirchlichen und religiösen natürlich ausgenommen, wohlbesetzte Tafeln und insonderheit die Weinflaschen nicht zu verachtende Beigaben sind, so werden diese bei einem Feste von tieferer Bedeutung immer eine untergeordnete Stelle einnehmen und noch weniger werden sie die Mittel sein, welche, nachdem sie sich mit den Festtheilnehmern in möglichst innige Verbindung gesetzt, dann erst in diesen eine Art von Begeisterung hervorrufen. Zu einem sinnvollen Feste muß Jeder einen zündenden Stoff in sich schon mitbringen; etwas, das seine Seele erfüllt, das sein Denken, Empfinden und Wollen belebt, muß ihn zum Theilnehmer am Feste machen; die Eintracht, das gleichgestimmte Wesen Aller facht dann das in den Einzelnen lodernde Feuer zur großen Flamme an, und diese Flamme, welche so lange lodert, als der Idee des Festes geopfert wird, bildet den Grundcharakter desselben.

Wenn nun ferner die größten Ideen diejenigen sind, welche ein ganzes Volk zu beleben im Stande, die gleichsam der Herzschlag sind, so ist auch das großartigste Fest ein Volksfest. Welches Volk wird aber nur in Wahrheit ein Volksfest feiern? Dasjenige, in welchem wahres Volksleben herrscht, und das darum auch eine Stimme bei seinen Lebensfragen hat. Wer an der Wahrheit dieser Behauptung zweifelt, darf nur einem Volksfeste in der Schweiz beiwohnen und seine Erscheinung und Gestaltung vergleichen mit einem sogenannten Volksfeste in Deutschland. Strebt man auch von vielen Seiten dahin, Volksfeste auch in deutschen Gauen zu veranstalten, wozu be-

sonders die sich allenthalben bildenden Sängervereine benutzt werden, mag noch so viel gesungen und gejubelt werden, ein eigentliches Leben, eine tiefere Bedeutung geht immerhin solchen Festen ab, weil nicht Dasjenige den Mittelpunkt bildet, was mancher deutsche Mann auf dem Herzen hat und was er nicht laut werden lassen darf, weil es, wie man zu sagen pflegt, nicht dahin gehört; alle Versuche, aus ihnen mehr zu machen, werden scheitern und so erklärt sich auch der Widerwille, den man von mancher Seite gegen Volksfeste hat. Ebenso wenig zu billigen sind die Ansichten Derer, die dem Volke wohl eine Freude gönnen, die es aber nur wie Kinder genießen soll, wobei es gut läßt, wenn man die Worte des Heilands anführt: „es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!" Dies wäre schon ganz gut, wenn man es von anderer Seite nur auch so machte und an das Kind dächte, das der Heiland bei jenem unter seinen Jüngern entstandenen Rangstreite in ihre Mitte stellte, und es würde sich dann Alles natürlich machen, namentlich bei einem Volksfeste.

Ich wohnte im vorigen Sommer einem Schweizer Volksfeste bei, welches in Solothurn stattfand. Es war ein Cantonalschießen am 28. Juni 1846, und ich will in kurzen Umrissen das Charakteristische dieses Festes hier zusammenstellen. Die Längendorfer Schützengesellschaft, als die bedeutendste des Cantons, ließ die Einladung zum Cantonalschießen an die Schützen und Schützenfreunde ergehen, und war in folgende Worte gefaßt, die hier angeführt werden mögen, nicht allein wegen ihres Eigenthümlichen in Bezug auf Mundart und Inhalt, sondern weil sie auch als Beleg zu manchem weiter unten Gesagten dienen können:

Liedwärthi Fründ und Eidsgenosse!
Ihr wisset scho, es isch beschlosse,
Mer sölle hür's Cantonalschieße gäh;
Am achtezwänzigste wird's si Afang näh,
Und duret no die sächs folgende Täg;
Schießstand und Schibe si scho zwäg,
D' Gäldsumme betreit fast nüntusig Franke,
Ehregobe si cho vo alle Flanke;
Verchränzt ist Alls — es het en Art,
Der Rotschi [1]) het's Miesch [2]) nit ödbe g'spart!
Jetz heimer [3]) numme ei Chummer noh,
Wie's ächt bim Ufzug söll zuegoh,
Aß d' Sach au heig en Art und Gattig,
Und aß mer nit chöme no gar i d' Prattig [4]).

[1]) Name des Wirths auf dem Schießplatze. [2]) Moos. [3]) haben wir. [4]) Zeitung.

Mer hei nis berothe a viele Orte,
Und sind jetz endlig röthig[1]) worde,
Aß Alles süferlig goht und zahm,
Zue handle nach folgendem
Festprogramm:
Die sämmtlige Schütze-Mannschaft stoht
Uf em Waffeplatz, wie's Rüni schloht.
Denn wird es halbs Ploton abgsändt,
Das holt der Fahne bim Präsident;
Er wird, so wie er dur's Thor marschirt,
Drümol vom „Unverzagt" salutirt;
Uf das begibt der Zug sich witer,
Vorab die Zeiger und die Lüter,
Tambure, und — gät Acht bim tusig!
Eusi lustige Liebhaber-Musig;
Do wärdet ihr eui Ohre spitze!
Hintedri marschirt es Ploton vo Schütze,
Zwe Chnabe denn, und das vo de chächere[2]),
Mit euse schöne Gsellschaftsbächere;
Unmittelbar druf loht si gseh
Das Comite,
Mit Fähne mannigfaltig, groß und chli,
Wie si öbbe denn grad binenander si.
Jetz, ohni Unterschied vo Ort und Kantone,
All Schütze, wo im Zug biwohne,
Me frogt si no ihrem Heimet nit,
Aber halte müend[3]) si all der Schritt!
Druf mit sine Kanoniere
Wird der „Unverzagt" ufmarschire,
Es Stuck — der Gießer isch e Meister!
Er wohnt z' Aarau und Rüetschi heißt er.
D' Mannschaft aber, das säg i liber,
Isch z' blätzewis[4]) vo grobem Kaliber. —
Es Ploton, i der Längedörfer Schützetracht,
Marschirt am End als Hinderwacht.
I der Ornig[5]) goht der Zug dur d' Stadt,
Zum Baselthor us uf d' Schützematt;
Dört wärde d' Fähne übergäh,
Um Eins wird das Schieße si Afang näh;
Wägem Mittagässe und dene Gschichte
Wird ech de's Schützemüeti[6]) brichte.
Somit isch euses[7]) Programm am End!
Mer drücke — n — ech Alle fründlig d' Händ,
Chömet so zahlrich, wie 's ech freut,
Mer wei luege[8]), aß ech noche[9]) nit rreut;

[1]) einig. [2]) stärkeren. [3]) müssen. [4]) theilweis. [5]) Ordnung. [6]) Schützenmutter [7]) unser. [8]) wir wollen sehen. [9]) nachher.

Rede dörfet ihr frisch vo der Leber,
Das garantirt
Der Hauptme
Weber;
Und d' Chäller trinket ihr nit all lähr,
Das verspricht ech
Walker, Sekretär.

Längendorf, den 20. Juni 1846.

Wie bekannt sind die Jesuitenumtriebe die Ursache der bisherigen Bewegungen in der Schweiz; dennoch gibt es inmitten dieser Kämpfe schöne Züge von Einheit; man sondert sich zwar ab, aber doch eigentlich nur gegen die Feinde des Vaterlandes, nicht von den einzelnen Theilen des Vaterlandes selbst. Ein Gefühl dieser Art sprach sich bei dem erwähnten Feste schon in dem Gruße aus, der an dem Weichbilde Solothurns an einer festlichen Pforte in folgenden Worten zu lesen war:

Uf!
Schwinget Hüt und Müße
Es lebe der Seeländer[1]) Schüße

Züri isch gewunne,
Bern isch ertrunne[2]),
Wenn schint z' Luzern
e bessers Sunne?

Wie man bei einem Familienfeste auch Derer gedenkt, die in weiter Ferne an ihm keinen persönlichen Antheil nehmen können, wie man sie, obgleich abwesend, durch Gedanken und Gefühle zu Theilnehmern des Festes macht und um alle zur Familie Gehörigen ein starkes, wenn auch unsichtbares Band schlingt, so müssen sich auch bei einem Volke, wenn es ein wahres Volksfest feiern will, ähnliche Gedanken und Gefühle geltend machen, es muß der ganzen, großen Familie, welche das von den Vätern ererbte Land besitzt, gedenken; am wenigsten darf es unberührt bleiben von einem traurigen Loose, das einem Theile des gemeinsamen Vaterlandes zufiel.

Ein Volk dieser Art vergißt seine eignen Großthaten nicht; seine Sorge, groß zu bleiben und das zu erhalten, was es früher errang, hört nicht auf. Eines Arnold von Winkelried gedenkt darum der Schweizer vor Allem, wenn er ein Volksfest feiert; das Volk bringt ächt vaterländische Gesinnung mit und will sie auch ausgedrückt finden in den Inschriften und Emblemen, die Geschichte seiner selbst liegt ihm zu nahe, als daß es sie vergessen könnte, denn es arbeitet ja noch selbst an ihrer Fortsetzung. Dort mußte man Väter und Mütter sehen, wie sie ihren Kindern die bedeutungsvollen Bilder erklärten, ein nutzreicher Anschauungsunterricht; (die obenerwähnten Inschriften nämlich befanden sich an dem Schießhause unter ihnen entsprechenden

[1]) der Schüße, welcher vom Bieler See herkommt. [2]) entronnen.

Bildern;) dort mußte man die kräftigen Männer sehen, wie sie mit Stolz vor dem Schießhause standen und dem vorübergehenden Fremden gerne zugerufen hätten: Verstehst du diese Bilder? auch wir wären im Stande, Gut und Blut für's Vaterland zu geben! Solche Gesinnung, solche Begeisterung und Liebe zum Vaterlande mischte sich dann in die fröhliche Stimmung beim Mahle und gab sich laut kund, wenn der Gesellschaftsbecher voll feurigen Weines von Hand zu Hand ging. Vergleichen wir damit einmal unsere stereotypen Toaste und farblosen Servietten-Sprüche!

Das Wahrzeichen Solothurns war ebenfalls an dem Schießhause angebracht und lautet folgendermaßen:

„Wie der Chuz uf em Stängli und der Ma im Gängli,
„Wache und blicke unverwandt, Schütze, ufs schöne Vaterland!"

Und zwei andere Inschriften lauteten:

„Eidgenossen muß man Euch eine Gasse machen?"
„Ein Schick fürchtet kein Geschick!"

Die Rede des Landammans Munzinger, Präsidenten der Längendorfer Schützengesellschaft war voll von Begeisterung für die Wohlfahrt des Cantons, voll von Abscheu gegen jeden Sonderbund und dabei doch ruhig belehrend. Der „Unverzagt", ein Geschütz, an die Stelle des im Freischaarenzuge gegen Luzern verlorenen von der Schützengesellschaft angeschafft, erhielt hier seine Weihe.

Ein Fest, wie das erwähnte, scheint mir in jeder Beziehung den Namen eines Volksfestes zu verdienen, da das, was damals das Interesse des Volkes in Anspruch nimmt, den Sinn und die Bedeutung des Festes ausmachte. Jeder, der an ihm Theil genommen, hat etwas mit in seine Familie gebracht, was nicht so leicht verloren geht und was zu ernster Zeit seine Früchte bringt. Noch froher und zufriedner als er kam, kehrt der Schweizer heim von seinem Feste; den männlich heiteren Gruß, mit dem er in seine schlichte Hütte tritt, versteht Weib und Kind; statt der Vorwürfe und des lauten Mißbehagens, wie sie auf Uebersättigung eines geist- und herzlosen Vergnügens folgen, hallen in der Familie die frohen Klänge des vaterländischen Festes nach, ja es wird dieses in Gedanken und Gefühlen nochmals gefeiert. Welches ist der Nutzen, den unsere sogenannten Volksfeste bringen? Wenn man sich auch bei einem oder dem andern gut amüsirte, Luftballons und Wettrennen, bunte Trachten und wilde Thiere sah, hat das Volk im Ganzen nur den geringsten geistigen Aufschwung erhalten, der ein neuer Stützpunkt für seine Größe zu werden im Stande wäre?

Letztere Bemerkung gibt mir noch Veranlassung, auf die Mittel hinzu-

weisen, die man in der Regel mit der größten Mühe ersinnt, um ein deutsches Volksfest auf die Beine zu bringen; und wie könnte es anders sein, da das ganze Vergnügen, welches das Volk genießen soll, nur ein forcirtes sein kann? man fragt ja nicht nach dem Geiste und den höheren Bedürfnissen des Volkes, man fragt nicht nach dem, wofür sich der gesunde Sinn des Volkes am meisten interessirt, man will ja eigentlich nicht seine Begeisterung, man will nicht, daß es sich als Volk, als ein Ganzes freue, — man nennt schon das Fest ein gelungenes, wenn nur mannichfache Gelegenheit, je nach dem Geschmacke des Einzelnen, geboten wird, sich einmal zu vergnügen; findet der Eine Gefallen am russischen Rutschberge, so mag er rutschen, will der Andere einmal einen Begriff vom englischen Rennen erhalten, so mag er dem Rennen zusehen oder selber rennen und auf gut Deutsch bietet sich allenthalben Gelegenheit dar, viel zu essen und nicht wenig zu trinken; kurz hat Jeder den Gaul gefunden, auf dem er gerne reiten möchte, so war es ein herrliches Volksfest. Damit vergleiche man nun ein Volksfest in der Schweiz: wie einfach und natürlich entwickelt sich Alles; das Schießen, bedeutungsvoll für ernste Zeiten und andere körperliche Uebungen bilden den Mittelpunkt, die Schützen werden geladen und Schütze oder Schützenfreund ist in der Schweiz jeder Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, er bringt nicht allein seinen Stutzen, er bringt auch jenes mit.

Ein solches Fest muß selbst auf einen Theilnehmer aus fremdem Lande einen unauslöschlichen Eindruck hervorbringen. Ich hatte die Schweiz durchreist, das Land, welches man schon als Knabe dereinst zu sehen wünscht, ich habe auf dem majestätischen Rigi gestanden, die himmelanstrebenden Berge mit ihren eisigen Gletschern gesehen, zu meinen Füßen unzählige Seee, ich habe manches liebliche Thal durchwandert, in der Frühe und am Abende auf das melodische Geläute der an den Bergen weidenden Heerden gelauscht, das Alpenhorn der Sennhirten hört' ich ertönen auf wirklicher Alpe. So kam ich auch nach Solothurn und wie der Gießbach dort an dem Brienzer See im wilden Drang herunterstürzt und Alles mit sich reißt, was er auf seinem Wege findet, so riß mich hier die Begeisterung froher Männer fort, und denke ich oft und gerne an die Schweiz zurück, so gedenke ich vor Allem des Festes in Solothurn.

F. H.

Die Handwerksburschen und die Paßbeamten.

„Da naht dem Wanderburschen ein finster blickender, brutaler „Diener der Polizei und fragt mit barschem Tone: Wie lange „ist Er auf Reisen? zeig' Er mir sein Wanderbuch! sein Reise-„geld! — und dem Unglücklichen stirbt der Bissen im Munde, „wenn das Erste nicht ganz in Ordnung und Letzteres bis „auf wenige Groschen zusammengeschmolzen ist, — er weiß „nun, was ihn bedroht. In der grimmigsten Kälte, im scheuß-„lichsten Regenwetter, wo man keinen Hund herausjagt, wird „er mit Stockschlägen aus der Stadt getrieben: denn das un-„barmherzige Gesetz gebietet, daß er sich nicht über eine Stunde „aufhalten darf."

E. Th. Döbel.
(Wanderungen im Morgenlande Thl. I. S. 155).

Im Alterthume sonderten sich die Menschen von einander ab, man nannte den Ausländer „Barbar" und behandelte ihn mit Verachtung. Die vorschreitende Cultur glich dieses Vorurtheil aus, die Alles umfassende Weltherrschaft der Römer rottete aus, was davon etwa noch übrig geblieben war.

Die vorgeschrittene Civilisation der neuern Zeit ist darauf bedacht gewesen, Mittel zu ersinnen, die Communication durch Chausseen und Eisenbahnen zu erleichtern, aber auch sie durch andere Sachen, durch in Gestalt der Päſſe und Wanderbücher aufgestellte Schranken zu hemmen. Diese Unbequemlichkeit, die so unendlich viel Zeit und Geld in Anspruch nimmt, drückt am härtesten den Handwerker, dessen Bestimmung es ist, auf Reisen die erlangten praktischen Kenntnisse zu verbessern und neue hinzuzusammeln. Die Verordnungen, welche über das Reisen der Handwerksburschen existiren, sind strenger als alle andern und was die Strenge noch drückender macht, das ist: daß die mit der Controlle des Visirens beauftragten Beamten oft auf eine ungebührliche Weise die Wanderburschen behandeln, während sie durch

anständiges, höfliches Benehmen das strenge Gesetz, ohne es zu überschreiten, sehr mildern könnten.

Der Handwerker hat vor seiner Aufnahme in die Zunft als Meister eine Wanderzeit von drei Jahren durchzumachen, die bei mehrern Gewerken als Bedingung zur Meisterschaft festgesetzt ist. In frühern Zeiten wanderten nun die Handwerker ohne schriftliche Legitimation und waren nur durch eine besondere, geheim gehaltene Formel, welche der „Handwerksgruß" genannt wurde, zu erkennen. Der vielen Mißbräuche wegen aber, welche damit getrieben wurden, ward diese Freiheit durch einen kaiserlichen Befehl vom 16. August 1731 im ganzen deutschen Lande aufgehoben und es ward befohlen, daß sich die reisenden Handwerker durch schriftliche, nach einer gegebenen Form abgefaßte Zeugnisse künftig legitimiren sollten. Dadurch entstanden die Kundschaften, welche noch jetzt in einigen Ländern gültig, in den meisten übrigen aber durch die allerdings bei weitem zweckmäßigern Wanderbücher ersetzt worden sind. In Hinsicht dieser sind nun die Polizeigesetze gegen die wandernden Handwerker sehr strenge. Man sucht den Wanderburschen durch das gesetzlich verordnete tägliche Visiren seines Wanderbuches während seiner ganzen Wanderschaft unter beständiger Aufsicht zu behalten, indem man ihm dadurch immer auf seinem Wege folgt und ihn zu finden weiß, wenn er etwa nicht Der wäre, für welchen er sich ausgegeben hat.

Abgesehen davon, daß mit Leichtigkeit alle Vorsichtsmaßregeln trotz aller Aufmerksamkeit der wachsamen Polizei umgangen werden können und häufig umgangen werden, wovon wir weiter unten sprechen werden, gibt es so Vieles in diesen Vorschriften, das gewiß einer Reform bedarf. Jedenfalls müßte den Polizeibeamten größere Höflichkeit und Artigkeit eingeschärft werden, da sie — namentlich in Preußen und auch in Sachsen — so grob gegen die armen Wanderburschen sich benehmen, daß diesen die schönste Zeit in ihrem Leben, die Wanderjahre, durch unangenehme Erinnerungen getrübt und ihnen eine ungerechte und schädliche Erbitterung gegen die vorgesetzten Beamten eingeflößt wird. Außer dem täglichen Visiren muß jeder Wanderbursch durch ein gehöriges Reisegeld sich als zur Weiterreise fähig legitimiren können. Wir wollen sehen, wie das verordnete tägliche Visiren ihm oft unangenehme Hindernisse und Aufenthalt seiner Reise erzeugt. Ein Wanderbursch kommt Abends in eine Stadt; die herannahende Nacht erlaubt ihm nicht mehr, auf die Polizei zu gehen; sehr gut könnte er aber noch weiter marschiren, da die Nacht klar und mondhell ist; gewiß könnte er nach einer kurzen Rast vor Sonnenaufgang wieder auf die Wanderung sich begeben.

Doch — er muß bis zum nächsten Tage bleiben, um sein Wanderbuch visiren zu lassen. Aber glücklich wäre er, wenn er am andern Tage expedirt würde; aber wie häufig kommen die Fälle vor, daß Handwerker drei bis vier Tage in einer Stadt auf das Visiren warten müssen! Arbeit können sie nicht bekommen; so zehren sie ihre wenigen Reisegroschen auf und zuletzt treibt sie die Polizei, wenn das Reisegeld nicht genügend zur Weiterreise befunden wird, mit dem Stocke aus der Stadt.

Wenn die Leute auf das Polizeibüreau kommen, behandelt man sie noch grob, was freilich auch andern Reisenden, als den Wanderburschen, begegnet. In Berlin sind die Beamten auf dem Paßbüreau vor allen andern Städten artig; als Ursache dieser ehrenwerthen Ausnahme wird unter der Handwerkerklasse folgende Anekdote erzählt: Zur Zeit, als der jetzt regierende König von Preußen noch Kronprinz war, ging er eines Abends in schlichtem Oberrocke im Thiergarten spazieren. Da trat an ihn ein Handwerksbursch heran und bettelte. Der Kronprinz, hierüber erstaunt, fragte ihn um die Ursache seiner Noth. Da antwortete der Handwerker, welcher wahrscheinlich den Kronprinzen nicht kannte, bescheiden: „Ja, mein Herr, ich bin bereits vier Tage in Berlin, kann keine Arbeit bekommen und die Polizei visirt mein Wanderbuch zur Weiterreise nicht; sie bestellt mich immer auf den nächsten Tag und behandelt mich grob, wenn ich Vorstellungen mache." — „So, so", antwortete der Kronprinz. „Hier habt Ihr für's Erste eine Kleinigkeit; morgen um elf Uhr seid pünktlich auf dem Paßbüreau, ich werde dort sein." Als am andern Tage der Handwerker auf das Büreau kommt, findet er bereits den Kronprinzen dort, welcher ihm das Wanderbuch abnimmt und sich an den mit dem Visiren beschäftigten Beamten wendet. Zu diesem sprach er dann mit verstelltem Tone: „Heda, mein Herr, ich will visirt sein, ich warte schon vier Tage darauf, habe keine Arbeit und kann nicht aus Berlin fortwandern." Der Beamte, in der Meinung, den Handwerksburschen vor sich zu haben, antwortete dem Kronprinzen in der gewöhnlichen groben Art: „Halt' Er's Maul, sonst wird Er hinausgeworfen! Komm' Er morgen wieder!" Dem Kronprinzen war dieses zu arg; rasch öffnete er den Oberrock, ließ die Uniform durchblicken und gab sich den erstaunten Beamten zu erkennen, von denen alle bei dieser Sache Betheiligten suspendirt wurden. So wurde einige Artigkeit dem Paßbüreau in Berlin eingeimpft.

In andern Städten benehmen sich die Beamten nach wie vor grob gegen die Wanderburschen; oft entbehren ihre Entscheidungen und Urtheile aller Vernunft. So kommt ein Wanderbursch nach Stettin und will nach Landsberg an der Warthe pilgern. Der Polizist fordert sein Wanderbuch,

das ist in bester Ordnung. Dann fragt er nach dem Reisegelde, das besteht in einem Thaler. „Was", fährt ihn der Beamte an, „damit wollen Sie weiter reisen? Sie müssen augenblicklich aus der Stadt! Hier dürfen Sie nicht bleiben!" Also von Stettin bis Landsberg soll für einen Wanderburschen ein Thaler nicht genügen!

Wo der Wanderbursch ankommt, zu welcher Zeit er ankommt, gleich starrt ihn gespensterhaft ein Polizist an, der ihm die Schreckensworte zuruft: „Sein Wanderbuch! Sein Reisegeld!" Und ist nicht Beides in der gehörigen Ordnung, so muß der Aermste gleich aus der Stadt in stockfinsterer Nacht und beim schrecklichsten Wetter!

Noch auf einen andern Druck wollen wir aufmerksam machen. In einigen Städten existirt nämlich die Verordnung, die Handwerksburschen nicht eher in das Thor zu lassen, bis sie eine bestimmte Summe Geldes vorgezeigt haben, die an einigen Orten sogar auf 5 Thaler angesetzt ist. Ist dies nicht widersinnig? Ein Wanderbursch kommt in die große Stadt Leipzig, um dort auf einige Zeit zu arbeiten und soll gleich beim Eintritte 5 Thaler haben. Und was soll damit bezweckt werden? Um das sogenannte „Fechten" oder Betteln an den Hausthüren zu verhindern. Aber wird der Zweck erreicht? Keineswegs; die Handwerksburschen hängen ihre Ränzel über einen in die Stadt hineinfahrenden Wagen und betreten dann die Stadt als Spaziergänger. Mundus vult decipi — ergo decipiatur! —

Wir müssen hier noch einmal auf den Mißbrauch des Paßwesens im Allgemeinen zurückkommen. Pässe oder schriftliche Legitimationen über seine Person, seine Geschäfte, seine Verhältnisse muß jeder Reisende von seiner Ortsobrigkeit bei sich führen, um sich damit auszuweisen, daß er ein rechtlicher, für die öffentliche Sicherheit nicht gefährlicher Mensch sei. Diese Vorsichtsmaßregel wäre zu ertragen, wenn die Vorsicht in vernünftigen Grenzen bliebe und wenn damit nicht eine beschwerliche, willkürliche Steuer verbunden wäre. Jeder Paß muß erstens auf Stempelpapier ausgefertigt sein, dann muß eine Taxe bezahlt werden; ferner müssen die Oblate, das Aufdrücken des Siegels und Gebühren entschädigt werden. Einen solchen Paß oder ein bloßes Führungsattest muß man haben, um von Westpreußen nach der Mark zu reisen; geht man gar von Preußen in einen andern Bruchtheil des einigen Deutschlands, so ist das eine Reise in's Ausland, und da sind eine Masse Papiere, Taufzeugnisse, Militärpapiere u. s. w., die wieder eine neue Besteuerung mit sich führen, herbeizuschaffen. Ist das aber nicht eine ungebührliche Steuer, da sie grade den armen Mann auf so herbe Weise trifft? Außer diesen Geldkosten, die bei der Erwerbung eines Passes oder

eines Führungsattestes erforderlich sind, ist der Zeitaufwand sehr bedeutend, der nöthig ist, um sich diese Papiere zu verschaffen. Zuerst muß man lange Zeit warten, bis die Atteste ausgefertigt werden, in denen nur bescheinigt wird, „daß der Inhaber während seines Aufenthaltes in der benannten Stadt, so viel bekannt geworden, sich immer gut geführt hat."

Dabei drängt sich die Frage auf: Trägt das Institut der Pässe zur öffentlichen Sicherheit wirklich so Vieles bei? Keineswegs! Denn täglich werden Spitzbuben eingefangen, die mit Pässen und allen Attesten wohl versehen waren — täglich werden Vagabonden eingesperrt, die mit wohlvisirten Wanderbüchern als Handwerksburschen reisen; nicht zu gedenken jener viel größerer Spitzbuben, die ganze Familien um ihr Hab und Gut bringend, wie Banquerotteurs, in allen Städten geduldet werden, da sie „so viel bekannt geworden, sich immer gut geführt haben."

Belgien soll neuerdings die Pässe abgeschafft haben, möge Deutschland seinem Beispiele folgen! Vor Allem aber möge man die Verordnungen in Bezug auf die Wanderburschen revidiren, damit die Handwerker, die sich später genug um das tägliche Brod plagen und quälen müssen, nicht gleich aus ihrer Wanderzeit ein bitteres Gefühl gegen die bevorzugten Gesellschaftsklassen und gegen das Beamtenthum überhaupt mit in's Leben bringen.

Mit diesem Wunsche schließen wir diesen kleinen Artikel, der auf Veranlassung eines Handwerkers geschrieben worden ist.

K. König.

Gegenstimmen

zu „Oesterreich und seine Zukunft."

— Vorbemerkung. —

Als der Verfasser von „Oesterreich und seine Zukunft" uns vor Kurzem den eben erschienenen zweiten Theil seiner Schrift zusendete, schrieb er uns unter Anderem in einem Privatbriefe: „Das Buch ist, wie es der erste Theil vor fünf Jahren war, der Ausdruck meiner ganzen und innigsten Ueberzeugung, nur mit dem Unterschiede, daß ich seitdem um so viel älter und um manche Erfahrung reicher geworden bin. Meine Ueberzeugnng ist, daß unsere Zustände jetzt noch ohne eine bedenkliche Erschütterung zum Besten geleitet werden könnten, wenn man an den drei Grundprincipien festhält: Ständewesen, Freiheit der Intelligenz und Municipalfreiheit. Sprechen Sie, wenn Sie meine Schrift beurtheilen, unumwunden ohne Rückhalt und Rücksicht Ihre Ansichten aus. Alles was ich bezwecke, ist, Anregung der Discussion, gelingt dieses, so gebe ich gerne mein Büchlein preis. Wir müssen uns Alle, die wir den Fortschritt wollen, über Formen und Inhalt unserer nächsten Desiderien vereinigen, um diese postuliren und mit Kraft verfechten zu können. Zu diesem aber kann uns nur eine möglichst lebhafte Discussion verhelfen. Mein Motto ist, wie gesagt: Stände, Intelligenz- und Municipalfreiheit — weiß Jemand ein besseres, so will ich gerne das seinige annehmen; aber ein Motto müssen wir haben, sonst fehlt es uns, wie Fürst Metternich sagt, an der „Kraft im Recht"........."

Der Herr Verfasser hat sich nicht getäuscht, als er voraussetzte, daß seine Schrift lebhafte Discussionen anregen werde. Sein Buch hat das große Verdienst, daß es ein Mal die vague Principien-Polemik auf praktischen Boden hinüberspielt und ein Programm bietet, dessen Ausführung selbst im heutigen Oesterreich möglich ist. Viel wichtiger, als unsere eigene Meinung, ist offenbar die Beurtheilung, welche die angeregten Desiderien in Oesterreich selbst finden. Es sind dies Höhenmesser für die politische Bil-

dung und für die Wünsche der verschiedenen Kreise der Monarchie. Während eine Stimme aus den landständischen Kreisen (in Nro. 8 unserer Zeitschrift) dem Herrn Verfasser sich fast unbedingt anschließt, kommen uns aus Wien und Prag Beurtheilungen in halb entgegengesetztem Sinne zu, von Männern, die, obschon oder weil sie der Fortschrittspartei angehören, die Wiederbelebung der landständischen Gerechtsame mit entschiedenem Mißtrauen betrachten. Das liberale Bürgerthum in Oesterreich ist immer noch josephinisch gesinnt und die Reformen des edlen großherzigen Kaisers sind ihm noch immer die Ideale heutigen Fortschrittes. Diese Stimmen zu hören, ist gewiß wichtig, und obschon in den beiden folgenden Artikeln ein allzugroßes Mißtrauen gegen die ehrliche Meinung des Verfassers von Oesterreich und seine Zukunft, ja offenbare Ungerechtigkeiten leicht zu erkennen sind, so ist es doch merkwürdig und nothwendig zu sehen, wie der Liberalismus des österreichischen Mittelstandes gegen die von dem Adel ausgehenden Reformanträge sich sträubt und sich sogar noch eher der Regierung auf Gnade oder Ungnade in die Arme wirft, ehe er die verheißene Hesperidenfrucht aus den Händen der Aristokratie empfangen will, wenn damit die Bedingung verknüpft ist, daß diese an Kraft gewinne. Doch müssen wir bemerken, daß beide nachfolgende Artikel uns vor dem Bekanntwerden der Vorfälle in der letzten niederösterreichischen Ständeversammlung zugegangen sind.

Die Redaction d. Grenzb.

1.

Aus Wien.

Es ist bereits beim Erscheinen des ersten Bandes von „Oesterreich und seine Zukunft" anerkannt worden, daß diese Schrift von einem Adeligen herrührt; der zweite Band zeigt dies auf's Neue. Die Hauptabsicht der Schrift ist keine andere, als die auf den Provinziallandtagen nicht vertretenen Stände davon zu unterrichten, daß auch zu ihrem Heile die landständische Thätigkeit aus ihrem Jahrhunderte dauernden Schlummer erwacht sei.

Sollen wir Andern aber, die wir Güter, Häuser, Fabriken besitzen, Handel und Gewerbe treiben, die wir die Repräsentanten der Intelligenz und doch von unsern Landständen officiell nicht vertreten sind, die zu unserer Vertretung keine Vollmacht haben — sollen wir Andern glauben, daß

diese Landstände unsere freiwilligen Geschäftsführer spielen und die Fabel von der Katze und den heißen Kastanien zu unsern Gunsten praktisch machen werden?

Die Geschichte ist es nicht, die uns zur Bejahung dieser Frage führen könnte, denn sie sagt uns im Gegentheil, daß Landstände, in einer Zusammensetzung gleich denen der österreichischen Provinzen, stets nur ihr eigenes Standesinteresse im Auge hatten, und wenn sie auch einmal mit schönen Worten über „Volksdruck und Gewissenszwang" hervortraten, immer nur eine selbstische Absicht im Hintergrunde hatten, die unter jenen Redensarten verborgen lag.

Diese Landstände führen nun einen Mund- und Federkrieg, aber gegen was ist vorzüglich ihr Zorn gerichtet? Gegen dieselbe agrarische Gesetzgebung, welche die aristokratischen Rechte gewaltig beschnitten, einen dritten Stand erst geschaffen, und die ohne Zweifel durch ihre große Reform einer Staatsumwälzung im Anfang unseres Jahrhunderts vorgebaut hat. Der einzige Mangel dieser friedlichen Reform war, daß sie unvollständig geblieben; aber hätte der große Geist, der sie hervorgerufen, einen stärkern Körper bewohnt, wären seine Nachfolger in seine Fußstapfen getreten, statt sein großes Werk durch Rückschritte zu verunstalten, und einen Zwitterzustand herbeizuführen, der eben den „Beamtenstaat" geboren hat, so würde Oesterreich längst alles das erreicht haben, nach dem von so manchem andern Lande fruchtlos gestrebt wird.

Und was ist nun in der That der letzte Zweck der gegenwärtigen sogenannten „Ermannung" unserer Landstände, der freilich in „Oesterreichs Zukunft" nicht ausgesprochen ist? Kein anderer als die gänzliche Vernichtung der josephinischen Gesetzgebung, der aber klüglich durch einen Kampf wider den „Beamtenstaat" bemäntelt werden will, weil man weiß, daß das „Alles regieren wollen" auch unserer Ansicht widerstrebt und wir unter diesem Systeme mehr leiden, als die Aristokratie, die den Kern des „Beamtenstaates" bildet. Daher hat der Verfasser auch nicht unterlassen, uns auf so Manches, was uns drückt und fehlt, aufmerksam zu machen. Aber werden uns jene Landstände diesen Druck abnehmen, werden sie uns das Fehlende verschaffen, besitzen sie die Rechte und die Mittel sie geltend zu machen? Alle diese Fragen muß ich verneinen, und die letzte Frage betreffend den Verfasser auf sein eigenes Geständniß verweisen: daß die Regierung bisher alle Petitionen der Landstände unbeantwortet gelassen hat. Was können daher wir von der neuen Bewegung der Provinzialstände erwarten, die uns nun als Volksfreunde erscheinen sollen, die im Interesse der Intelligenz,

des Bürger- und Bauernstandes dem Beamtenstaate den Garaus machen werden.

Und wenn man das Buch recht aufmerksam durchgeht, so reducirt sich dieser landständische Zorn doch eigentlich nur gegen einen kleinen Theil des „Beamtenstaates", der freilich unserer Aristokratie der unbequemste ist, gegen die — Kreisämter! Nun hat aber der unvergeßliche Kaiser gerade deshalb dieses Institut geschaffen, um den armen Bauer gegen den Druck seines adeligen Herrn zu schützen, und das Unterthanspatent zu handhaben, was freilich den Letztern und ihren Beamten etwas unangenehm sein mag, denn immer kommt wieder „Oesterreichs Zukunft" auf die leidigen Kreisämter zurück, und möchte dieselben gern durch einen aus der Mitte der Gutsbesitzer von den Landständen gewählten „preußischen" Landrath ersetzt sehen, weil dieser als Gutsbesitzer gewiß recht unparteiisch zwischen Gutsherren und Bauern stehen würde! Der Verfasser hat aber die Kleinigkeit übersehen, daß zwischen österreichischen und preußischen Bauern eine ebenso große Rechtsverschiedenheit herrscht, als zwischen preußischen und französischen Bauern, und daß das Institut der Landräthe in Preußen genügen mag, in Oesterreich hingegen, wo die Abhängigkeit der Bauern von ihrem Grundherrn noch so vielseitig ist, seinen vorzüglichen Zweck, nämlich den Schutz der Unterthanen (leider sind dies noch die Bauern!) nicht erfüllen würde.

Wenn doch der Verfasser statt dieser vermeintlichen Verbesserung der Staatseinrichtung für eine zeitgemäße Umstaltung das Wort ergriffen, wenn er Vorschläge gemacht hätte: wie diese Umstaltung beschaffen sein solle, wenn er seinem Umstaltungsplan eine breite Grundlage gegeben, und etwa von einer gleichen Vertretung des ständischen, städtischen und bäuerlichen Besitzes, der Intelligenz und der Industrie auf den Provinziallandtagen gesprochen hätte, so würde man allenfalls sich dem guten Glauben hingeben können, den gegenwärtigen Landständen sei es um die Wahrheit, um das Wohl des Volkes zu thun; man würde Vertrauen fassen können — aber statt alle dem der ewige Refrain: von den — Kreisämtern!

Wenn das Buch nicht geschrieben für Standesinteressen, warum auch kein Wort über eine österreichische Reichsversammlung, die doch auch nicht unmöglich ist, wenn sie sich auch wegen der ungarischen und italienischen Länder in zwei, vielleicht drei Theile spalten müßte. Dies war ein weites Feld für einen Publicisten, ein meines Wissens noch ziemlich unbebautes. Der Verfasser von „Oesterreichs Zukunft", der jedenfalls ein geistvoller und praktischer Kopf ist, hätte sich auf diesem Felde versuchen

sollen*) und sein Vaterland würde ihm dankbarer dafür sein, als für seine Apotheose der gegenwärtigen Landstände, deren Streben, so lange es nicht die Meinung des Volkes für sich hat, doch immer ein erfolgloses bleiben muß.

Uebrigens kann ich nur mit aller Billigung erwähnen, daß das Buch in einem ruhigen Tone gehalten, von allen Persönlichkeiten frei, und durch Lügen und aufgewärmte Klatschgeschichten nicht beschmuzt ist, welches leider von der heutigen Literatur über Oesterreich nicht gerühmt werden kann, und fast nimmt es mich Wunder, daß es verboten wurde, nachdem doch die schärfste Satyre über unser Regierungssystem auf der kaiserlichen Hofbühne und in allen Provinzialhauptstädten dem großen Publicum vorgeführt wird, ohne daß noch eine andere Bewegung im Volke, als die eines krampthaften Lachens entstanden ist.

+

2.

— Aus Prag. —

„Oesterreichs Zukunft" zweiter Theil findet hier, gewisse Kreise ausgenommen, wenig Anklang, selbst bei durchaus fortschrittlich Gesinnten, denn in Form und Kern scheint uns die Sache verfehlt. Arge Fehler scheinen uns namentlich in den offenbaren Uebertreibungen zu liegen, deren das Büchlein sich schuldig macht; wir halten diese Uebertreibungen insbesondere deshalb für verwerflich, da das Büchlein doch zunächst, ja allein auf Oesterreich selbst hat anregend, auf seine Häupter hat überzeugend wirken sollen, und dieser Zweck nothwendig verfehlt werden muß durch das Ueberpfefferte der Darstellung, welche der Gegenpartei die Waffen zu sophistischer, wie wirksam wirklicher Vertheidigung in die Hand drückt.

Wozu auch übertreiben, wo es an blanker Wahrheit vollkommen genügt, und diese das Ziel sogar besser erreicht, wozu so massenhaft anklagen, während sich die Anklage wohl wirksamer hätte concentriren lassen. Oesterreich

*) Im ersten Bande war von Reichsständen viel zu lesen, ohne daß es besondern Anklang gefunden hat; wir glauben, es ist grade ein Fortschritt dieses zweiten Bandes, daß er auf die Ausbildung des Zunächstliegenden und bereits de jure Bestehenden eingeht und die reichsständischen Pläne bei Seite liegen ließ, gegen die nicht blos die italienischen und ungarischen Länder, sondern auch Galizien und Böhmen gewaltige Einsprüche machen würden.

Anmerk. d. Red.

stehe am Abgrunde, — der Boden schwinde ihm unter den Füßen — das Band, das die Provinzen zu einem Ganzen einet, sei gelockert, der Lösung nahe, und Alles drohe auseinander zu fallen — 2c. 2c. Wo sind die Beweise für diese schreckhaften Behauptungen, welche man uns als Postulate aufdringt?

Wir zählen uns wahrlich nicht zu den österreichischen Optimisten, deren Reihen allmälig dünne werden, wir wissen gar wohl, was uns abgeht, und daß Vieles, sehr Vieles anders und besser werden müsse; wir wissen aber auch, daß Vieles besser werden wird durch den Drang der Zeit, und daß grade die heutige Uebergangsperiode die Grundsteine lege zu einem restaurirten, erweiterten Gebäude, dessen Ausführung einer vielleicht nicht sehr fernen Zukunft anheimfällt: der Bauführer heißt Nothwendigkeit! Das Büchlein ist in landständischer Regierungssucht geschrieben, es spricht eine förmlich in's Uebertriebene gerathende Bureauphobie aus. Wie konnte man sich zu der Behauptung versteigen, vor sechzig Jahren habe es beinahe gar keine Beamten gegeben (Seite 24), in den Jahren französischer Uebermacht hätten die Provinzialstände Oesterreich gerettet; wie konnte man so schwach werden, den Beamten vorzuwerfen, in jener Zeit der Bedrängniß hätten sie sich ganz still verhalten — haben sie etwa die Franzosen in Tinte ersäufen sollen??

Beamte waren, sind, und werden überall sein wo es zu regieren gibt, aber Beamte sollen was gelernt haben, dann verstehen sie regieren zu helfen dem Staatsoberhaupte, und wir beschränken vorerst unser Wünschen und unser Verlangen darauf, daß neben Gewährung freier Druckerschwärze gründliche Bildung und Qualification unserer Beamten ermöglicht und gefordert werde, dann sind wir für die nächsten Jahre versorgt, Reformen im Sinne der Zeit machen sich dann von selbst.

Wer die Monarchie von französischer Uebermacht befreite, bewiesen die menschengedüngten Schlachtfelder, die überfüllten Invalidenhäuser; das Volk, das urkräftige Volk hat die Monarchie gerettet mit Strömen Blutes, treuen, wenn auch unadeligen Blutes, nicht aber die Herren Landstände waren Retter der Monarchie.

Ständeglieder haben als Einzelne mitgefochten, wo der Graf nicht mehr galt als der Bruder Landwehrmann, die Stände haben Kriegsbedarf geliefert, doch wir Andern auch, die Stände haben Staatsanlehen vermittelt, welche der Gesammtstaat verzinset und garantirt, darum vindiciren wir mit Recht das Verdienst des Rettungswerkes für die Gesammtbevölkerung Oester-

reichs, und weisen die aristokratischen Prätensionen in die ihnen gebührenden engen Schranken.

Wir gestehen offen, jede Zukunft wäre uns lieber als diese ständische, welche uns der Herr Verfasser in Aussicht stellt. Grade das Uralte des Ständewesens in Oesterreich, worauf der Herr Verfasser pocht, beweist, daß es veraltet ist und heute nicht mehr taugt. Der Herr Verfasser will Alles in die Hände der Stände gelegt wissen und spricht doch überall nur von Provinzialständen, ohne einen Centralvereinigungspunkt zu formuliren. — Oesterreich soll also zu einer Art Föderativstaat unter einem Schattenmonarchen werden, etwa zu einer neuen Auflage des heiligen römischen Reichs, diesem goldenen Zeitalter der Reichsbarone, Reichsritter und übrigen Reichswucherpflanzen. Der Herr Verfasser gleitet wohl absichtlich über die josephinische Periode hinweg, dieser anerkannten Glanzepoche Oesterreichs, welche allein uns noch heute mit Licht versorgt, denn wahrlich Großes kann nie ganz untergehen — und doch hat Joseph das Ständewesen ganz ignorirt, ja nullificirt, dennoch aber, ohne alle Stände, ging die Sache vortrefflich. Joseph, von erleuchteten, glücklich nicht immer aus Aristokratenreihen gewählten Beamten umgeben, hat regiert urkräftig-concentrisch; nur deshalb ging damals ohne Stände Alles gut, weil praktische Vernünftigkeit regierte im Centrum der Monarchie.

Welche veraltete, von feudalem Spinngewebe umflorte Ansichten dem Büchlein zu Grunde liegen, wird daraus klar, daß der Verfasser alles Gewicht auf den Beirath der Repräsentanten des Territorialbesitzes legt, wo doch heute dieser Besitz, das durch ihn repräsentirte Capital, zur Geldkraft ohne Territorialbesitz, zur Industrie, zur Intelligenz, selbst bei uns schon die Minorität bildet, weshalb wir den Herrn Verfasser auf das Verhältniß der directen Steuer zur indirecten verweisen. Wer mitzahlt, muß auch mitessen dürfen, soll überhaupt von gemeinsamem Mahle die Rede sein. Daß die Franzosen noch immer so theueren Rinderbraten zu essen bekommen, begründet sich blos in dem Uebergewichte der Territorial-Repräsentanten, so wie dasselbe auch in England, wiewohl auf dem Rückzuge begriffen, sich xenophontisch Fuß für Fuß vertheidigt. Zwar stellt uns der Herr Verfasser eine erweiterte Communalverfassung und Vertretung, in Nebelbildern sogar ständische Vertretung des Bauernstandes in Aussicht; allein was eigentlich gemeint ist, verräth der Antrag, daß bürgerliche Besitzer ständischer Güter ihren Platz einst im dritten und vierten Stande sollen finden können, wo doch nach des Buches Prämissen der Besitz stimmberechtigt machen soll, daher die Aufnahme der bürgerlichen Gutsbesitzer in die heutigen Ständeversammlun-

gen als nächster Act der Gerechtigkeit zu empfehlen war. Diese aristokratische Landstandsmanie tritt als unangenehmer Anachronismus allenthalben aus dem Buche hervor, und vereitelt auch die wohlmeinenden Tendenzen des Verfassers, die wir anzuerkennen gerne bereit wären.

Zum Schlusse müssen wir eine directe Unrichtigkeit des Buches rügen, welches dem Publicum erzählt, die Regierung habe den böhmischen Ständeantrag auf Steuergleichheit absichtlich nur für ein Jahr genehmigt; das Unwahre dieser Angabe ist heute notorisch, die Leser der Grenzboten wissen zur Genüge, daß im Gegentheil die böhmischen Stände jene Steuergleichheit nur für ein Jahr wollen gelten lassen.

— Blase. —

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

— März. —

Excellenz und Hoflivree. — Das Capitel von St. Denis. — Katholischer als der Papst. — Lamartine's Geschichte der Girondisten. — Eröffnung der Kunstausstellung. — Das große Bild von Couture.

Wir haben die schwere Frage, ob unsere Minister „Excellenzen" sind oder nicht, unentschieden gelassen. Das ist so unsere constitutionelle Art. Entsinnen Sie sich, wie wir vor ein paar Jahren so tapfer gegen die Hofuniform zu Felde zogen? Damals kamen wir auch zu dem Schlusse, daß es der Sache zu viel Ehre anthun heiße, sie im Parlamente zu verhandeln, sie wurde durch eine ordre du jour beseitigt; und heute geht alle Welt in Livree an den Hof. So wird es auch dieser Excellenzfrage gehen. In ein paar Jahren ist die Sache in Ordnung und Jedermann schreibt an den Minister so und so „Excellenz". Bedeutender wird der Kampf um das Capitel von St. Denis werden. Dieses ist allen Parteien ein Dorn im Auge. Den Ultramontanen, weil sie glauben, daß das Capitel das Ansehen des Königs über die Geistlichkeit vermehren werde; den Philosophen, weil es die Macht der Geistlichkeit, wenn auch in der Hand der Regierung, stärkt; den Constitutionellen, weil es die Geistlichkeit oder wenigstens das Capitel von St. Denis außer dem Staate begründet. Der Kampf um diese Angelegenheit wird ziemlich sicher die Hauptschlacht des diesjährigen parlamentarischen Feldzuges werden. Die Vorgesechte lassen schon zum Voraus auf die Loyalität schließen, mit der er geführt werden wird. Außer den Philosophen, den Antichristlichen, den Indifferenten, die der National vertritt, stehen die übrigen Hauptparteien meist auf einem Boden, auf dem sie nur mit Dolchstichen rücklings angebracht kämpfen können. Der Papst hat diese Maßregel genehmigt und dennoch sind die Ultramontanen dagegen. Sie krümmen sich wie ein getretener Wurm, denn sie müssen in den Fuß ihres Herrn und Meisters stechen. Daher eine Menge hinterhaltiger Perfidien, die dann die Regierung ebenso perfide benutzt. Sie, die die Angelegenheit nur als constitutionelle Maßregel betreiben darf und sollte, hielt den Ultramontanen die Unfehlbarkeit des Papstes vor, um sie so zum Schweigen zu zwingen. Als ob der Papst die innern Verhältnisse Frankreichs zu schlichten

hätte. Es ist eine wahre Sprachverwirrung, und sie wird noch toller werden, wenn die Sache erst in die Kammer kommt. Noch aber sind unsere Vorferien nicht zu Ende, weil die Zeit noch nicht drängt; und erst in etwa sechs Wochen werden die Geschäfte beginnen. Dann ein Mehreres über diese sehr heckenreiche Angelegenheit.

Gegenwärtig beschäftigen uns zwei nichtparlamentarische Ereignisse, und zwar die Geschichte der Gironde von Hrn. v. Lamartine und der Salon. Die erstere erscheint morgen, aber seit vier bis fünf Tagen spukt sie bereits als ungeborenes Kind in allen Blättern. Hr. v. Lamartine hat an alle Hauptzeitungen von Paris eine Episode geschickt, an die Débats, die Presse, den Siècle, den Constitutionnel, den National, die Gazette de France und die katholischen Blätter. Und siehe das Wunder, alle sind entzückt über den Theil, der ihnen anheim gefallen. Die Presse weiß nicht genug zu loben, wie gerecht Hr. v. Lamartine über den Tod Ludwig's XVI. spricht; der National ist vollkommen einverstanden mit der Heiligsprechung Robespierre's u. s. f. Jedes Blatt sieht sich wie im Spiegel in dem Absatze, den Hr. v. Lamartine ihm geschickt hat. Aber als dann den Herren sämmtlich ein paar Stunden später die andern Blätter zukamen, schüttelten sie Alle bedächtig den Kopf, wurden sie mit jedem Artikel, den sie in dem entgegengesetzten Parteiblatt lasen, ganz irre und wirre an ihrem eigenen Enthusiasmus ob des schönen Artikels, der ihnen selbst zugefallen war. Ich gestehe, ich habe sie nicht alle gelesen; aber ich weiß, daß der Eindruck, den diese buntscheckigen Lappen, die bei den Gemäßigten aschgrau, bei den Constitutionellen himmelblau, bei den Republikanern blutroth, und wieder bei den Legitimisten milchweiß aussahen, den niederschlagendsten Eindruck hervorgebracht haben. Ich urtheile hiermit nicht über das Werk, sondern einfach über den Eindruck seiner vielfarbigen Vorläufer. Ich hoffe nnd glaube sogar, daß Hr. v. Lamartine etwas ganz Ausgezeichnetes geliefert haben wird; aber er hatte unrecht, sich zu dieser sonderbaren Ankündigung herabzulassen. Hr. v. Lamartine ist eine edle Natur, ich stelle ihn höher als die meisten seiner Zeitgenossen in Frankreich. Aber er ist eitel, sehr eitel. Verurtheile ihn deswegen, wer ein Recht dazu hat, — aber nur, wer sich frei fühlt, möge den ersten Stein aufheben. Ich nicht. Wie eitel er aber auch ist, so sucht er die Befriedigung dieser Schwäche in den edlern Sympathien seiner Gleichzeitler. Er hascht nach diesen Sympathien überall hin, wo sie sich zeigen, rechts und links, vorwärts und rückwärts. Und das erklärt dann leicht, wie sich in seinem Buche etwas Schönes und Edles für alle Parteien findet, zugleich aber auch, woher es kommt, daß dieser Mann keiner Partei recht ist und vielleicht grade deswegen das Gesammtergebniß des Bessern aller Parteien vertritt. Das Buch ist sicher ein schönes, ja ein gutes Werk, aber nützen wird es wenig. Ich schreibe Ihnen später vielleicht umfassender über dasselbe.

Für heute noch ein paar Worte über den Salon. Dieser ist heuer für sehr Viele in einem einzigen Bilde, Romains de la décadence von Thomas Couture. Es ist dasselbe aber auch wirklich ein Werk, das sich durch seinen Gedanken, seine Composition und seinen Farbenreichthum zugleich vor Allem, was der Salon bietet, vor Allem, was die neuere französische Schule geschaffen, auf's Vorzüglichste auszeichnet. Der Gedanke des Bildes liegt in der Stelle Juvenal's: Saevior

armis Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem. Das Bild stellt ein römisches Saufgelag vor. Auf einem üppigen Divan (ich weiß nicht wie die Römer dergleichen nannten) liegen und sitzen eine Menge Figuren, Männer und Weiber durcheinander. Die Wollust und die Uebersättigung ist in jedem Zuge, in jedem Gliede zu lesen. Die Weiber und die Männer sind sämmtlich Krafterscheinungen, die an das alte Rom erinnern, wie sehr auch der Untergang aus ihnen hervorstrahlt. Rechts stehen zwei Männer, die mit Trauer und Ernst das wilde Schauspiel betrachten; links sitzt ein Dichterjüngling wollust- und weinsatt schlafend auf dem Fußgestell einer Säule, an die er den müden Lockenkopf anlehnt. Im Kreise, um diese Scene stehen die Marmorstatuen eines Brutus, eines Cincinnatus, und schauen wie schaudernd auf die Entartung ihrer Enkel hinab. Ueberall in diesem Bilde ist Leben, die Farbe ist die Natur selbst, jede Gruppe, jeder einzelne Leib ist ein Meisterstück der Keckheit und doch wieder der Natürlichkeit. Es hängen eine Menge Bilder anderer ziemlich namhafter Meister um dasselbe herum; aber ich bin sicher, daß sie sämmtlich das Ihrige thun werden, um bei der Platzveränderung, die jedesmal nach der ersten Hälfte der öffentlichen Ausstellung stattfindet, aus dieser sehr gefährlichen Nachbarschaft herauszukommen. Ein Bild von Lehmann verschwindet ganz, fällt weg, obgleich es seine Schönheiten ebenfalls hat. Mit diesem Wurfe wird Herr Couture, der noch sehr jung ist, unbedingt einer der ersten Meister der Zeit.

Ich habe sonst wenig Ausgezeichnetes auf meiner ersten Umschiffung dieser neuen Welt entdeckt. Ein Bild von Winterhalter, eine Badende, die sich vor einer Wespe fürchtet, ist schön, lebendig, frisch und wahr. Ein Bild von Robert Fleury, die Scene, in der Galilei vor dem Concilium sagt: Und dennoch dreht sie sich! ist nach Herrn Couture's römischer Decadenz wohl das beste. Aber wie gesagt, das Ereigniß des Salons ist in dem Einen Bilde, das unwillkürlich alle Welt fesselt. Heiligenbilder gelingen nicht mehr; die Schlachten verschwinden aus dem Salon, die historischen Scenen sind matt und kalt — die Krone trägt eine Orgie davon. — Sie ist wahr und lebendig, so wahr und lebendig wie die Scenen des Balles der grand opera!

J — y.

II.

Aus Düsseldorf.

Präludium. — Die Düsseldorfer Künstler und die Berliner Kritik. — Ein Artikel der Allgem. Zeitung. — Schirmer, Achenbach und Schrödter. — Satyrische Arabesken.

Es kommt mir beim Ansetzen der Feder ein Quergedanke durch den Sinn, weil ich eben im Begriff bin, eine Correspondenz zu schreiben — ich meine, dies Geschäft sei großartig, ja es müsse großartig sein, weil es so viele Fabrikarbeiter beschäftigt. Vom besternten Hofmarschall, der über jeden Toast auf Se. Majestät Bericht erstattet, bis zum schofeln Brückenknecht, der die Wasserhöhe am Pegel notirt und controlirt, welche Contraste und Extreme und doch, welche unleugbare Aehnlichkeit in der Substanz ihrer Stoffe! Ferner vom „lügenhaften" Berichterstatter über ein mißliebiges Ereigniß bis zum officiös-wahren Correspondenten-

ten des rheinischen Beobachters — welche Kluft! — O käme die Geheime Raths-Zeitung endlich, sie auszufüllen! Hole der Henker die stereotypen Berichte, wenn gar nichts Bedeutendes sich ereignet, kein Festessen, keine Prinzenvermählung, keine „interessanten Umstände", keine Naturforscherversammlung und spanische Tänzerinnen-Scandal. Ich würde es machen, wie nach Heine's Aussage der Pariser Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung und meine Berichte nach einer Art Schablone, nach einem Recept verfassen; aber die Grenzboten lieben kein solches Verfassen und am Ende wäre das Publicum auch mit meiner Verfassung nicht zufrieden!

Also nehmen Sie in Ermangelung aller weltgeschichtlichen Denkwürdigkeiten wieder mit einem schlichten Kunstbericht vorlieb.

Düsseldorfs Künstler sind in neuester Zeit ungemein populair geworden; ihre guten und schlechten Werke sind dergestalt in's Volk gedrungen, daß sie ohne Unterschied von den Berliner Eckenstehern in deren bekannter ächt-volksthümlicher Weise besprochen und recensirt wurden. Und obendrein in aparten Broschüren, und sogar mit Illustrationen, wie es die Speculation verlangt, kann es eine freundlichere Aufmunterung geben? Wie doch der Fortschritt in die untersten Klassen der Gesellschaft eindringt — Spikaal und Herr Buffey sind Kunstkenner geworden! Wie mag nur die Polizei, wie mögen die Gensdarmen, die ewig „zurück" schreien, diesen gefährlichen Geist im Volke dulden, warum versperrt man dem großen Haufen nicht die Zugänge zu den Hallen, wo er die technischen Ausdrücke von Hörensagen zusammenstoppelt? Wohin man blickt, sieht das Auge in Preußens Residenz eine polizeiliche Warnungstafel, aber auf der Kunstausstellung fehlt es an diesen Fingerzeigen, da sollte am Ein- und Ausgange groß zu lesen sein: dieser Ort darf nicht — —.

Wir reden von „Düsseldorfer Künstlern", nicht von der „Düsseldorfer Schule", denn diese existirt nicht mehr, wie die Augsburger Allgemeine unlängst glänzend bewiesen hat; der Kritiker demonstrirte auf historischer Grundlage einfach so: vor zwölf Jahren nannte man die sentimentale und larmoyante Malerei einiger weniger Künstler Düsseldorfs allgemein „die Düsseldorfer Schule". Diese Richtung ist nicht mehr vorhanden — folglich gibt es auch keine Düsseldorfer Schule mehr. Dictum, basta! ein Argument, beinahe noch besser, als das des Rheinischen Beobachters über die wirkliche Existenz der Preßfreiheit. Jene thränenreiche Düsseldorfer Schule von Ehedem gehörte fast lediglich in's Gebiet der Historienmalerei oder doch des historischen Genres — also alle Landschaften, alle Darstellungen aus dem Leben sind davon ausgeschlossen. Die jetzigen Schöpfungen auf den beiden letztgenannten Gebieten werden von der Kritik gar nicht beachtet, weil man nicht gewohnt ist, sie mit zur „Schule" zu zählen; man bricht ohne Gewissensbisse über die „Schule" den Stab, wenn auf der Berliner Ausstellung einige verfehlte Producte der historischen Richtung zu sehen waren, und kein Recensent hat so viel Billigkeit, der vielen Meister in andern Fächern zu gedenken. Als ob Schrödter und Hasenclever, Jordan und Ritter, Kretzschmer und Meyer und viele Andere gar nicht vorhanden wären, als ob die Schule der Landschafter nicht die größten Meister Deutschlands aufzuweisen hätte, wie Schirmer, den Gründer derselben, und Achenbach, den Byron der Malerei.

Grade diese beiden Zweige werden vorzugsweise hier cultivirt, grade ihnen gehören die besten Schöpfungen der Düsseldorfer Kunst an; ich kann mir schon denken, warum die Kritik sich mit beiden, namentlich der Landschaftmalerei, so wenig befaßt — sie bietet keinen Stoff, sie läßt sich weder mit Worten, noch mit der Feder recht eigentlich beschreiben. So wenig der größte Kenner und gewandteste Redner den Eindruck einer Beethoven'schen Symphonie mit der bloßen Sprache wiederzugeben vermag, so wenig ließe sich eine Achenbach'sche Felsenlandschaft oder ein Schirmer'sches Waldleben in Worte fassen. Aber das Gefühl wird mächtig angeregt von dem Bilde der Mutter Natur, und eben in seinen geheimsten Tiefen fehlt dem Gefühle die Sprache. Aehnlich ergeht es den Darstellungen aus dem Leben, Genrebilder genannt; hier fehlt es dem krittelnden Phraseologen an Anhaltspunkten, nirgends findet er Thatsachen, die aus der Geschichte zu corrigiren wären, also lassen sich keine Behauptungen aufstellen, keine historischen Kenntnisse entwickeln und jede Gelegenheit fehlt zum Auskramen der nimbusgebenden Gelehrsamkeit. Die Phantasie des Künstlers erzeugte Gestalten und Situationen, die Motive schlummern in seinem Hirne, wo ihnen nicht beizukommen ist — und Lichtenberg lebt schon lange nicht mehr. Sehen Sie, das ist fatal für einen Kritiker und sehr fatal für einen Krittler, denn nun muß er das Publicum, das ignorante Volk, allein urtheilen lassen und kann es nicht bevormunden.

Ich schwatze hier aus der Schule, denn es geht mir ebenso: der Leser mag's längst gemerkt haben, denn hätte ich ein classisches Bild aus der Weltgeschichte unter der Feder, so würde ich auf dem Kothurn einherschreiten und meinen Styl nach Tacitus oder König Ludwig formiren, und meine Helden gehörig lapidarstylen. Aber ich berichte heute nichts von dem ernsten Lessing, sondern vom heiteren Schrödter, nichts von Huß und Ziska, sondern vom einfältigen Bauernvolk und alltäglichen Straßenmenschen. Dies vorlaufende Geständniß zur Warnung für diejenigen Leser, welche Ihr Blatt mit Glacéhandschuhen anfassen — sie mögen mir also nicht weiter folgen, denn es geht ohne Gnade in die Hefen des Volks, sogar bis zu besoffenen Handwerksburschen und bettelnden Schnurranten.

Es war in einer kleinen Künstlergesellschaft, Compositionsverein benamset, vor längerer Zeit die Idee aufgetaucht, transportable Friese zu malen, welche die immobilen Fresken ersetzen sollten; dies brachte Meister Schrödter auf den Gedanken, seine bisher auf die enge Leinwand beschränkte Malerei auszudehnen zu größeren Compositionen. Er wählte einen Fries für den Salon, componirte Variationen über das Thema „der Tanz" und malte sie auf sieben Zinkplatten, welche zusammengesetzt die Wände eines Ballsaals nach Art der Fresken verzieren sollen. Zu diesem Behufe nahm er die Hahn-Hahn'schen Romane zur Hand und malte eine glänzende Soirée so treu, daß man den Charakter eines Grafen Otbert von Astrau von dem eines Erbprinzen schon an ihren Halsbinden unterscheiden kann und auf den ersten Blick hier Clelia, dort Sibylle an dem distinguirten Air ihrer Augen erkennt. — So hätte der Künstler verfahren müssen, wenn er die haute volée und ihre Begriffe von Aesthetik gekannt und gewußt hätte, was für Stände in den Salons Zutritt haben; das hat er aber nicht

und daher verging sich seine künstlerische Freiheit so weit, daß er plumpe Bauern für einen „Cercle" geeignet hielt.

Wer diesen etwas schauderhaften Gedanken zu fassen vermag, wird in etwas versöhnt werden, wenn ich beifüge, daß die ganze unästhetische Scene in das Blumengewand Schrödter'scher Arabesken eingehüllt wurde, natürlich blos, um ihr die ursprüngliche Rohheit zu benehmen. Um die ganze Schaar singender, tanzender, trinkender und musicirender Menschen schlingen saftige Guirlanden einen blühenden Kranz, und ranken kreuz und quer bald unter, bald zwischen, bald über sie ihr buntes Gewinde. Hier lauscht ein blühendes Liebespaar verstohlen hervor aus einer Rosenkette, dort hocken die schnurrigen Musikanten auf Distelstauden und streichen Baß und Geige zum lustigen Hopser. Electrisirt von ihren Tönen erkiest jeder Junge sein Mädel; das Bärble fliegt bereitwillig dem Hansjörg entgegen, die Agathle ziert sich ein wenig, weil der Kasper sie heut' Morgen nicht gegrüßt hat und die Emmerenz bleibt nun gar sitzen und schmollt bitterböse darüber und rächt sich mit schnöden Klatschereien bei den alten Weibern hinter ihr. Derweil rauschen die Töne über der flüchtigen Schaar und immer mehr kopfwakkelnd streicht der Geiger, immer bausbäckiger bläst der Posaunist, und immer wirbelnder dreht sich das junge Volk. Doch sieh, da schreitet ernst und abgemessen der Buchmeier mit seiner ehrsamen Hausfrau im Tacte des Menuets, ein würdiger Contrast gegenüber der rasenden Jugend; und während der eitle Florian gar graziös mit seiner schmucken Crescenz Ländler tanzt, parodiren ihn ein paar muthwillige Kinder mit nachäffenden Capriolen.

Im Nebenzimmer des „Krugs" sitzt mittlerweile der wichtige Voges, das eine Auge im Amtseifer auf die Tanzenden, das andere auf die Zeitung geheftet. Offenbar findet er das Gläserklingen der Fuhrleute neben ihm höchst mißliebig, denn seine Miene drückt ein Unbehagen aus, wie die eines Fürsten, der eine freisinnige Petition liest. Und nun gar die übertriebene Nonchalence jenes schäkernden Paares — es ist zu arg mit dem Volke — Hannes beabsichtigt der Grethel einen Kuß zu rauben und ihr Sträuben veranlaßt eine offenbare Katzbalgerei. Denken Sie Sich, gnädige Frau, diese pöbelhafte Scene soll in einem Salon spielen! —

Aber es kommt noch besser; der lange Peter und sein Freund Klas, diese Dioskuren, welche bei dem Weibsvolk kein Glück machen können, haben sich im andern Kämmerlein bei der Flasche niedergesetzt und entschädigen sich durch Zuschauen und Chikaniren. Als die Crescenz, welche ihm einen Korb gegeben, in des Peters Nähe kommt, verschnappt er seinen Groll vor Florian's Ohren und nun antwortet dieser mit einem Schlag hinter Peter's Ohren, Klas haut mit der Flasche drein und im Nu regnet's die schönsten Prügel. Stuhlbeine und Pfeifenköpfe caramboliren an ihren menschlichen Collegen, daß nicht blos die Henne, sondern auch die Enten und Hühner auf dem Hofe davonfliegen.

O Meister Pfropfenzieher, hättest du dich an Gräfin Ida gehalten, da hättest du statt fliegender Bänder auf Hauben und Hüten nur winzige Bändchen an Knopflöchern zu malen gehabt und welchen reichen Stoff hätten dir erst die reichen Stoffe der rauschenden Damengewänder geboten! Du hättest kein lachendes Gesicht, höchstens eine lächelnde Miene zeichnen dürfen, und an den Bewegungen

deiner Gestalten wäre dir viel Mühe erspart, wenn du die Schablone zu einem Frack oder Atlaskleide angewendet hättest! Wie ganz anders wäre die letzte Scene geworden; statt sausender Flaschen und Scherben, statt des tollen Handgemenges der Streitenden durftest du ganz schlicht einen ermordeten und einen lebenden Duellanten mit Zubehör darstellen — ein ganz anderes Finale deiner Composition, als diese ungeschlachte Bauernlümmelei! —

Schrödter's Arbeit entspricht nur im Aeußern den Anforderungen an ein Freskobild, die brillanten Farben auf Goldgrund und das Format sind wie immer, aber vom strengen Styl, von Allegorien und Idealfiguren keine Spur. Wir haben nichts als das Leben und die Natur in der ursprünglichen Form und Gestaltung. Dafür bedarf es aber auch keines langen und breiten Commentars bei seinem Werke; wir studiren nicht lange an einer Figur, die dem Costüme nach ebenso gut Faust als Gutenberg sein kann, wir brauchen die Jahrhunderte und ihre großen Männer nicht nach Toga oder Mantel zu beurtheilen. Das ist's, was den schlichten Beschauer so mancher gefeierten Fresken-Allegorie abstößt, und gleichwohl ist das Schrödter'sche Werk nichts Anderes, als eine Allegorie — aber sie schöpft aus dem Leben, nicht aus der abstracten Philosophie der Geschichte.

Unser rheinisch-westphälischer Kunstverein hat den Fries angekauft und zugleich eine Lithographie in Farbendruck von des Künstlers eigner Hand zur Vertheilung an seine Actionäre bestellt. Sie werden also demnächst Gelegenheit haben, das originelle Werk zu sehen, und viele Ihrer Leser werden diese „gemalten Dorfgeschichten" lieb gewinnen. Die wichtige Streitfrage der Augsburgerin wird dann auf's Neue angeregt werden müssen, und ich hätte nichts dagegen, wenn es damit so weit getrieben würde, daß man der Generalsynode die Frage vorlegte: Darf man an die Existenz der Düsseldorfer Schule glauben oder nicht?

W. K.

III.

Aus Wien.

Die Bäckerladenplünderung. — Brod aus Oelkuchen. — Graf Senff-Pilsach. — Vesque von Püttlingen. — Ein Spaß.

In dem Momente, wo die Theuerung in der Residenz fortgesetzt im Steigen begriffen ist, so daß schon in den Vorstädten Gumrendorf, Fünfhaus, Plünderungen von Bäckerläden vorkamen, und bei den fortlaufenden Nachrichten aus den Provinzen über die herrschende Noth macht eine Erfindung eines hiesigen Fabrikanten A. M. Pollak nicht geringes Aufsehen. Es ist ihm nach mehrjährigen Versuchen gelungen, aus einem Producte, das ziemlich allgemein verbreitet ist, Brod zu backen. Durch seine Erfindung ist es möglich, einen Centner genießbaren Brodes um 40 Kreuzer C.-M. zu liefern; er vertraute und schenkte sein Geheimniß dem hiesigen Magistrate, der mit der Publication der Sache unbegreiflicher Weise zögert, indem die Bäckerinnung aus natürlichen Gründen manche Einwendung vorgebracht haben soll, unter andern auch die, daß die Wiener Armen kein anderes Brod als weißes essen wollen. Der uneigennützige Erfinder hat nun Sr. Majestät dem Kaiser die Sache vorgelegt, die am lebhaftesten vom Erzherzog

Stephan für die Hungernden im Erzgebirge und im Arvner Comitate ergriffen wurde. Das Brod, das sehr nahrhaft und schmackhaft ist, wird aus sogenannten Oelkuchen, die bei dem aus Raps gepreßten Oele zurückbleiben und bis jetzt nur zur Heizung verwendet worden sind, bereitet. Der Erfinder wird die Sache in den hiesigen Zeitungen bereits in den nächsten Tagen mittheilen und verlangt keinen andern Dank, als tausend Laib dieses Brodes zuerst unter die Wiener Armen öffentlich vertheilen zu dürfen. Sollte man es denken, daß bei so großer Wohlthat, die in so entscheidendem Momente kommt, sich bereits der Wucher der Oelfabrikanten bemächtigte! Noch vor wenigen Tagen konnte man einen Centner Oelkuchen, als ein wenig geachtetes Brennmaterial, weil es einen ranzigen Geruch verbreitet, um 30 Kreuzer C.-M. vollauf haben, und heute ist schon der Werth auf zwei Gldn. C.-M. gestiegen.

Seit mehrern Tagen befindet sich der bisher am bairischen Hofe beglaubigte österreichische Gesandte in Wien und bildet in den betreffenden Kreisen den Mittelpunkt der Herren und Damen, die nach den neuesten Nachrichten aus München fragen. Er selbst ist, wie allgemein verlautet, in Folge des Anerbietens, welches er dem ihm persönlich befreundeten Minister v. Abel mit einer Wohnung im Gesandtschaftshotel zu München machte, auf Veranlassung des Königs Ludwig zeitweilig zurückberufen worden; doch hörte ich gestern in einem diplomatischen Salon es von Neuem mit Bestimmtheit aussprechen, daß Graf Senff-Pilsach als Präsident des Bundestages nach Frankfurt gehen werde, während Graf Münch-Bellinghausen immer allgemeiner als einstiger Nachfolger des Fürsten Metternich, dem er stets zur Seite ist, bezeichnet wird.

Der in der musikalischen Welt als Opern-, noch vortheilhafter als Liedercompositeur unter dem Namen J. Hoven bekannte Staatskanzleirath Vesque von Püttlingen ist dieser Tage zum Hofrath ernannt worden. Er wird als einer der tüchtigsten Arbeiter in der Staatskanzlei gerühmt und hat bereits seit Jahren die Arbeiten eines ihm vorgesetzten höhern Beamten besorgt. Einen größern Verlust, als durch den kürzlich stattgefundenen Tod des Leibarztes Raimann hat die medicinische Welt durch das Hinscheiden des Professors der gerichtlichen Medicin, Kolletschke, erfahren. Man sagt, Dr. Günther werde an Raimann's Stelle kommen. Der Ischler Badearzt Dr. v. Brenner oder Med.-Rath Seebürger, einer der beschäftigtsten praktischen Aerzte Wiens, werden als Diejenigen genannt, welche die meiste Hoffnung haben, die nun erledigte Stelle eines zweiten kaiserl. Leibarztes zu erhalten.

Zum Schlusse noch eine charakteristische Anekdote. Dieser Tage kam ein Mann in dem liederlichen Anzuge eines sogenannten Kappelbuben (Wiener Lazzaroni) in ein Kaffeehaus und begehrte Punsch. Als der Kellner Zahlung verlangte, suchte er mühsam Kupfergeld zusammen, welches aber nicht ausreichte. Da holte er aus dem Stiefel eine tausendguldige Banknote hervor, die der Kellner übernahm, zugleich aber auch dem Kaffetier den verdächtigen Gast bezeichnete. Dieser äußerte, als man mit dem Wechseln der Note zögerte, er wolle morgen den Betrag abholen, wenn man grade nicht bei Cassa sei. Dies bestärkte den Verdacht; die mittlerweile herbeigerufene Polizei nahm den Mann fest und brachte

ihn, als er einen Wagen verlangte, in einem solchen zur Behörde. Hier wurde er schon in der Hausflur von einigen Cavalieren erwartet, mit denen er gewettet hatte, daß er, ohne etwas zu begehen, von der Polizei verhaftet werden würde. Nun ergab es sich, der vermeintliche Kappelbube sei der durch seine Reiterkünste bekannte ungarische Graf S. —

o — o.

IV.

Aus Berlin.

Das Gastmahl der Stadt. — 500 Thaler Revenüen. — Die rheinländischen Deputirten. — Die Belagerung der Cerrito. —

Der alte Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit", als er von der Sitte spricht, ein Hochzeitsfest zu feiern, es würde vernünftiger sein, das glücklich erreichte Ziel als den hoffnungsreichen Anfang festlich zu begehen; unsere Stadtbehörden aber sind anderer Meinung. Als ächte Deutsche sagen sie: kein Tanz vor dem Essen; und ehe noch die Rede ist von Dem, was die Landstände leisten werden, von Dem, was man von den Deputirten zu fordern berechtigt ist, denkt man schon an das Fest, welches man ihnen zu geben beabsichtigt.

Zehntausend Thaler sind dazu freigebig bestimmt aus der Communal-Kasse einer Stadt, in der Suppen- und Brodvertheilung als nöthig erachtet, in der die Armuth größer ist als je. Während der Scheffel Kartoffeln 1⅔ Thaler kostet, während unzählige Handwerksgesellen brodlos umhergehen, wird man an einem Mittag 500 Thaler jährlicher Revenüen verprassen und damit die Probe geben, welche Verbesserungen man von der Finanzverwaltung in der neu beginnenden Aera zu erwarten hat. Das fängt wenig verständig an hier in Berlin und erregt ebenso vielseitigen Tadel, als die Erklärung der rheinischen Deputirten Lob erntet, daß sie gar keine Einladungen zu Festen annehmen wollen, weil sie ihre Zeit zu wichtigern Dingen nöthig hätten. Ueberhaupt scheint es, als ob die Rheinländer doch aus ihrer Nachbarschaft gelernt hätten, worauf es eigentlich ankomme; sie gehen mit ruhiger Sicherheit an das Werk und haben — da sie zwischen 50 bis 60 Deputirte zählen, Sprecher unter sich erwählt, die die Wünsche der Gesammtheit zur Kenntniß bringen sollen. Es wäre nothwendig, daß alle Provinzen diesem praktischen Beispiele folgten. Es heißt, der Hof werde während des Landtages in Potsdam verweilen und der König nur für die Sitzungen nach Berlin kommen.

Wir erwähnten zu Anfange des Berichtes des grellen Gegensatzes, den die allgemeine Noth gegen das beabsichtigte Banket bildet; ein ähnlicher Contrast machte sich auch fühlbar bei dem Benifiz der Cerrito, das obenein zu komischen Scenen Anlaß gab.

Frau Cerrito wohnt in dem Hôtel de Brandenbourg an der Ecke des Gensd'armen-Marktes, die Billets zu ihrem Benefiz wurden in ihrer Wohnung verkauft; man spielte bei erhöhten Preisen, über welche beständig geklagt wird

und vernunftgemäß stand zu erwarten, daß das Publicum, über die Preiserhöhung entrüstet, von der allgemeinen Noth gerührt, die Mißbilligung durch Nichtbesuch des Theaters ausdrücken würde. Aber zu solch entschiedenen Demonstrationen hat ein wohlerzogenes Publicum keinen Muth, es raisonnirt vorher und nachher und amüsirt sich inzwischen; so hat es ein dreifaches Vergnügen, für welches man schon doppelte Preise zahlen kann.

Früh um 7 Uhr waren die Thüren, die Flur, die Treppen des Hôtel de Brandenbourg dermaßen voll von Bedienten in Livrée, Offizieren in Galla-Uniform und geschniegelten Stutzern, daß der Wirth Gensd'armen forderte, die Ordnung in seinem Hause zu erhalten. — Vergebens! der Andrang wuchs und man sah sich zu einem originellen Auskunftsmittel genöthigt. An einem der Seitenfenster des Parterre wurde eine provisorische Kasse eröffnet, an dem andern von innen und außen Stiegen hingestellt, um das Haus durch dieses improvisirte Thor von der Ueberfülle seiner Gäste zu entleeren. Während nun die Livréediener von außen hineinschrien, sie hätten von dem Bankier N. N. zwei Friedrichsd'or für den Platz zu bieten, stiegen die Offiziere in Uniform, welche nicht zwei Friedrichsd'or haben, wie die dicken Bankiers, aber dafür junge gesunde Glieder, zu dem andern Fenster hinaus, das Billet, wie ein Pfand des Glückes, in der Rechten.

Dies Schauspiel dauerte, zum großen Ergötzen der Marktweiber, bis gegen 10 Uhr, wo die Menge sich verlief und Frau Cerrito mit ihren Elfenhändchen die Summen zählte, welche die vornehme Gesellschaft des hungernden Berlins übrig hat, wenn es gilt sich einen Genuß zu verschaffen. In Rom rief das Volk: Spiele und Brod! — Bei uns ruft die reiche Gesellschaft: Spiele! und die Armen schreien nach Brod!

A. M.

V.

Aus Leipzig.

Diogena von Iduna H. H. — Biographie Ganganelli's.

Die Brockhaus'sche Verlagshandlung hat zwei kleine Bücher gebracht, die als sehr zeitgemäß die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich ziehen werden, den parodistischen Roman Diogena von Iduna Gräfin H. H., und eine Biographie Clemens XIV. (Ganganelli) des berühmten Papstes, dem die Christenheit die Aufhebung des Ordens der Jesuiten verdankt. Diogena ist seit Hauff's „Mann im Monde" die beste Persiflage, die in Deutschland erschienen ist, und es ist möglich, daß sie der literarischen Wirksamkeit der Gräfin Hahn-Hahn allmälig ein ähnliches Ende bereitet, als jener Roman dem des einstmals so vielgelesenen Clauren. Wenn wir übrigens einen Vergleich zwischen diesem und seiner hocharistokratischen Nachfolgerin ziehen sollen, so würde dieser unbedingt zum Vortheile des ersteren ausfallen, die ihm eine starke komische Ader nicht abzusprechen ist, und mehrere seiner Erzählungen, wenn ihre Form minder geschmacklos und zerzogen wäre, sich erhalten hätten, was den Romanen der Gräfin kaum

nachzusagen ist. Diogena, die Tochter der Gräfin Sibylla, hat den alten Fluch aller Frauen, welche die Hahn-Hahn als Heldinnen ihrer Romane uns vorführte, auch überkommen, und muß den „rechten Mann“ suchen, den sie nirgends findet, nicht in der Aristokratie, der sie angehört, nicht in der Sphäre bürgerlichen Lebens, in der sie es nicht aushalten kann, nicht in den Urwäldern Nordamerikas, ja, nicht einmal in China, wohin sie zuletzt verzweifelnd sich flüchtet, als das letzte Bollwerk jener Aristokratie, die in langen Nägeln und kleinen Füßen die wesentlichen Unterschiede der Racen sucht. Mit viel Geschicklichkeit ist der übertriebene, mit Fremdwörtern so bis zur Unausstehlichkeit überladene Styl der Gräfin Hahn nachgeahmt, und da der Roman nur ein Viertel so lang ist, als die der Gräfin zu sein pflegen, so kann man sich das wohl gefallen lassen, die Persiflage mußte freilich sehr stark markirt werden, da es eigentlich eine Carricatur — denn etwas Anderes sind die Figuren und die Form der gräflichen Romane nicht — zu überbieten galt! Die Carricaturen des Buches, der englische Lord und der deutsche Fürst sind vortrefflich — ungemein wirksam aber ist die Scene, wo ein naturwüchsiger nordamerikanischer Wilder die ihm nachlaufende Diogena als ein unnützes, ihm zuwideres Weib verstößt. Die ernsthafte Moral am Schlusse scheint uns jedoch überflüssig, da der Witz, wenn er nicht ein gesinnungsloser und blos egoistischer ist, schon selbst zur nothwendigen Schlußfolgerung führt und so gut gemeint auch jener Schluß ist, hätten wir das Buch doch lieber mit einem für die persiflirte Gräfin absolut tödtlichen Gelächter aus der Hand gelegt; als durch die magensäuerlichen Endreflexionen aus dem guten Humor gebracht zu werden. Man hat mehrfach behauptet, A. v. Sternberg sei der Verfasser, wir haben aber die innigste Ueberzeugung, daß diese Behauptung falsch sei. So tief in das eigene Fleisch schneidet Niemand. Das andere Büchlein ist die Biographie Clemens XIV. aus der Feder eines Protestanten und Pius IX. gewidmet. Die Biographie ist mit lobenswerther Unparteilichkeit nach dem nun verschollenen Buche Caraccioli's „la vie du pape Clemens XIV.“ (Ganganelli) bearbeitet. Die Intention des Verfassers geht dahin, Pius IX. zu bewegen, dem Beispiele seines erleuchteten Vorgängers zu folgen und durch ein neues Breve, wie das berühmte „Dominus ac redemtor noster“ Ganganelli's, den neubelebten Jesuitenorden aufzuheben. Ob dies Pius IX. so leicht werden würde, ist eine Frage, die der Verfasser sich hätte selbst aufwerfen sollen. Damals waren alle Könige der katholischen Christenheit nicht allein zustimmend, sondern sogar auffordernd vor den Stuhl Petri getreten; diesmal, wo die Völker es sind, welche den damaligen Wunsch der Könige aussprechen, scheinen diese anderer Meinung zu sein. Die Jesuiten haben nämlich ihre schwere Schule nicht umsonst durchgemacht; Pater Rothan, ihr heutiger General, ist keineswegs so unbeugsam, wenn auch nicht weniger egoistisch, als der eiserne Lorenzo Ricci, ihr damaliger, dessen „sint ut sunt, aut non sint“ die trotzige Antwort eines Mannes war, der sein Haus bis auf den letzten Stein zu vertheidigen gesonnen war. Hoffen wir indeß, daß die mit gewaltigeren Mitteln als damals gewaffnete Volksstimmung einen ebenso lauten und wirksamen Widerhall im Lateran finden werde, als jener Zeit die donnernden Anforderungen Pombal's und später Joseph's des Zweiten. 24

VI.

Das Ghetto in Prag.

Prag, im März.

Eine allerhöchste Verordnung gewährt den Juden die Erweiterung der beengten, und jederzeit Ueberschwemmungen ausgesetzten Judenstadt; eine Verordnung, vielmehr eine verkehrte Auslegung dieses Gnadenactes durch die Unterbehörde, bedroht die, bisher sogar mit ihrer besondern Bewilligung in den bescheidensten Winkeln wohnhaften Judenparteien außer dem neu zugewiesenen Judenbezirke, mit Delogirung!! wenn selbe sich nicht in die ihnen zugewiesenen, nächst dem Moldauufer, meist abgelegenen engen Gassen, als ihre neuen Quartiere zurückziehen. Man muß ferner bemerken, daß bei Unterbreitung der zuzustehenden Erweiterung von der städtischen Behörde mit besonderer Sorgfalt zu Werke gegangen worden, indem man mit Vermeidung breiterer, luftigerer und gesünderer Straßen, ja sogar mit Vermeidung einzelner, in diesen concessionirten Straßen gelegenen besseren Häuser, den Juden nur jene Straßen zugewiesen hat, welche die entlegensten und der Wassergefahr am meisten ausgesetzt sind. Keinesweges konnte es in der Absicht gelegen haben, einen entvölkerten Stadttheil, durch eine Strafcolonie und durch eine Deportation der Juden dahin, etwa beleben zu wollen, im Gegentheil, der den Juden zugewiesene Bezirk ist von der ärmsten Klasse der christlichen Bevölkerung weit überfüllt, und es muß, wenn die Wohnungsausweisung der Juden dahin stattfände, der Fall eintreten, diese arme christliche Bevölkerung, durch den allzugroßen Zudrang der Wohnparteien, die aufzunehmen jene Gassen und Häuser nicht Raum genug besitzen, durch Ueberzahlung der ohne dies hohen Zinse zu verdrängen.

Wie folgerichtig diese unsere Ansicht ist, möge als Beweis dienen, daß mehrere Hausbesitzer in diesem neu zu errichtenden Ghetto, in Folge dessen, ihre ohne dies schon hohen Miethzinse um 40 bis 60 Procent erhöht haben.

Ein großer Theil aber der Prager Bürger und Hausbesitzer außerhalb dieses erweiterten Judenbezirkes, denen eines Theiles die Auslegung eines auf die humansten Grundsätze beruhenden Erlasses etwas unzukömmlich geschienen haben mag, andererseits der Verlust ruhiger und jahrelanger inne gehabter Wohnparteien in Aussicht stand, brachte höchsten Orts eine Petition ein, wornach man den Juden ohne eine Beschränkung die Bewohnung der Stadttheile gestatten möge.

Dieses, von vielen achtbaren Bittstellern christlicher Confession allerhöchsten Orts eingebrachte Gesuch wurde von dorther der städtischen Behörde, zu ihrem eigenen Gutachten und allenfallsiger Constatirung der Unterschriften der Bittsteller, zugemittelt.

Bei dieser übrigens gewöhnlichen Procedur trat der unerhörte und staunenerregende Fall ein, daß, nachdem die Richtigkeit der Unterschriften der Bittsteller constatirt, dieselben protocollarisch einvernommen waren, man gleichsam als Grundlage allenfalls höheren Orts zu fassender Beschlüsse in dieser Angelegenheit die

einzelnen Zünfte, Handwerksgilden, Innungen und Corporationen aufforderte, ihre Meinung über die Zulässigkeit der Juden zu Bewohnung der Stadttheile außerhalb des alten und neu zu creirenden Ghetto's abzugeben.

Wir wissen kein Beispiel, daß je in Oesterreich hohe und höchst zu fassende Beschlüsse der Ansicht und der Begutachtung dieser Art untergeordnet wurden, und wie beifällig diese neue Prärogative, mit Hinblick auf wichtigere Ereignisse der Zukunft, immerhin aufzunehmen sein mag, so ist es doch wunderbar, daß grade in diesem Falle der Anfang gemacht wird. Wir zweifeln sehr, daß, wenn die Regierung es für gut fände, den Protestanten eine Concession zu machen, sie diesen Weg der Begutachtung einschlagen würde. Gegen die Juden aber ist, eben weil man sie so lange im Ghetto von dem gemeinsamen Leben mit der christlichen Bevölkerung abgesperrt hielt, der ungebildetere Theil der Letzteren leicht zu fanatisiren, um so mehr als auch die Concurrenz in einzelnen Handelszweigen die Mittel zur Aufstachelung hergeben kann. Wie die Begutachtung in solchen Fällen ausfällt, haben wir erst im vorigen Jahre bei dem Plane zur Einführung der in Preußen längst bestehenden Gewerbefreiheit gesehen.

† †

VII.

Volksbücher des norddeutschen Volksschriftenvereins.

Es ist genugsam bekannt, daß unsere Literatur, die allerdings vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert eine volksmäßige war, nach dem dreißigjährigen Kriege und vorzugsweise in ihrer so reichen Entwickelung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem eigentlichen Volke fremd geworden und bis zur Gegenwart so ziemlich fremd geblieben ist. Diese Richtung derselben war zu ihrem eignen Gedeihen nothwendig und wird immer nothwendig bleiben, da sich die große Masse niemals zu dem Urtheil und Geschmack der Gebildeten wird erheben können. Aber das ist zu beklagen, daß sich neben dieser neuen Richtung die alte volksmäßige Literatur nicht nur nicht weiter fortbildete, sondern sogar dem Bewußtsein des Volkes ganz entschwand. Die Bürger verloren mit ihrer politischen Bedeutung zugleich fast alles Interesse an der Literatur und in den Landleuten, die erst spat aus ihrem gedrückten Zustande herauskamen und eigentlich nun erst zum Volke im höhern Sinne des Wortes gezählt werden konnten, war noch kein großes Interesse für Literatur vorhanden. Als nun aber beide, Bürger und Landleute, das neuerdings wieder erwachte oder erst erregte Interesse für Lectüre zu befriedigen suchten, so war es theils der blinde Zufall, theils unverständige Einwirkung, die ihre Wahl leitete. So wurden auf dem Lande die lange Zeit hier und da noch festgehaltenen alten Volksbücher und Volkslieder von abgeschmackten Kalendergeschichten und Opernarien verdrängt, und in den Städten machten sich unter Denen, die nicht durch guten Unterricht und andere günstige Verhältnisse gefördert, höher streben konnten, die aberwitzigsten Ritter- und Räuberromane, und hier und da auch politische und theologische Traktätchen in Broschüren und Zeitschriften geltend. Daß dies keinen gesunden Bildungsstoff gebe, mußte man einsehen und suchte dem abzuhelfen. Freilich fing man es hier und da verkehrt ge-

nung an. Da mußten Leute Volksbücher schreiben, die von den Bedürfnissen des Volks und von seiner Eigenthümlichkeit keinen Begriff hatten. Wenn es nur moralisch war, da war es schon gut. Und diese Abgeschmacktheit war um so unbegreiflicher, da man in der ältern Volksliteratur und in späterer Zeit in Hebel so treffliche Muster hatte, wie für das Volk geschrieben werden muß. Schon deshalb ist es erfreulich, daß Auerbach in „Schrift und Volk" wieder auf ihn hingewiesen und dabei so treffliche Winke für die volksthümliche Literatur gegeben hat.

Der norddeutsche Volksschriften-Verein hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, für Verbreitung zweckmäßiger Volksbücher theoretisch und praktisch zu wirken. Wir erhalten diesmal als dritte Spende*) die Geschichte von einem Bauer, der durch schlechte Gesellschaft liederlich geworden ist, aber sich wieder aufrafft und nach manchen schwerern Prüfungen zu einem glücklichen Dasein gelangt. Diese Erzählung ist mit Geschick aus dem wirklichen Leben herausgegriffen und der Ton durchaus angemessen. Die Charaktere sind wahr, die Situationen lebendig. Die Erzählung aber würde sicherlich gewinnen, wenn sie gedrängter wäre. Man sieht übrigens, daß der Verfasser sich den Schweizer Gotthelf zum Muster nahm, der bekanntlich solche Verhältnisse meisterhaft schildert. Daß Gotthelfs Charaktere eine unendlich höhere poetische Bedeutung haben, wird Niemand leugnen. Doch auch eine treue Copie des wirklichen Lebens ist für diesen Zweck dankbar hinzunehmen. Da aber das Volk der Schilderung der Freuden und Leiden des eignen Lebens bald überdrüßig wird, so ist vor Allem zu wünschen, daß der Volksschriften-Verein seine Aufmerksamkeit künftig auch besonders der deutschen Sage und Geschichte zuwende und das Interesse des Volks für das Abenteuerliche und Humoristische auf eine verständige Weise zu befriedigen suche.

C. B.

VIII.

Notizen.

Herr Dingelstedt und seine Verläumder. — Zwei Grobheiten statt einer!

— Den französischen Justizminister haben sie verläumdet und der Schlag hat ihn darüber gerührt; den belgischen Kriegsminister haben sie verläumdet und er hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt — nun verläumden sie gar den Herrn Legationsrath Dingelstedt, den „Dr. Franz Dingelstedt, königl. würtembergischen Legationsrath!" Es gibt keine Pietät mehr in der Welt! „Sängerin-Gatte" haben sie ihn genannt! Die Gottlosen, die Atheisten, die Lichtfreunde! Als ob seine Lebensaufgabe darin bestünde, „Notenblätter und Schminktöpfchen nachzutragen!" Als ob er nicht genug damit zu thun hätte, sich selber zu schminken und auf kokette Stellungen in langen Journalartikeln zu denken. Er soll über seine Frau geschrieben haben — er, der noch nicht Hände und Raum genug hat, um über sich selber zu schreiben, der in Gedichten, Reiseskizzen, Festkalendern, „im

*) Volksbücher des norddeutschen Volksschriften-Vereins. III. Band (Berlin 1847.)

Amt, im Hause und in der Kunst" nur die eine und höchste Idee verfolgt, die Franz Dingelstedt heißt. Man muß wirklich „so schwäbisch naiv, so deutsch gemüthlich" sein, um zu glauben, daß Hr. Dr. Narcissus Dingelstedt eine so kleine Notiz über seine Frau schreiben wird, wenn ihm die Augsburger Allgemeine für die bloße Gegenerklärung anderthalb Spalten einräumt, eine Gegenerklärung auf einen Angriff, den sie, wie sie selbst erklärt, nirgends gelesen hat. O Schwäbisch-Naiven, Deutsch-Gemüthlichen, schämt Euch! Es gehört die ganze plumpe Herzlosigkeit der Schwaben und der Deutschen dazu, um einen bescheidenen Mann, „der seinen Weg nicht blos in der Kunst, sondern auch in der Welt zu machen wußte", um einen bescheidenen Dichter, „der in wie außerhalb Deutschlands zu dreien Malen eine unbescholtene Stellung errang", um einen bescheidenen Schriftsteller, „dessen Denk- und Handlungsweise im Amt (!), im Haus und in der Kunst von fern und nah die rührendste Theilnahme verfolgt, ohne sie auf der ersehnten Niederträchtigkeit zu erwischen," — es gehört die sämmtliche schwäbische und deutsche Plumpheit dazu, um einen so bescheidenen, stillen Mann, „der für sich nur Ruhe und Dunkelheit verlangt", zu zwingen, in der ersten deutschen Zeitung anderthalb Seiten lang nur von sich und seiner Frau zu sprechen, und England und Frankreich und Nordamerika Glauben zu machen, er sei ein eitler, sich wichtig machender Mensch, da jene fernen Länder doch unmöglich wissen können, was die naiven und gemüthlichen Schwaben und Deutschen doch genau wissen, daß Hr. Dr. Franz Dingelstedt „königl. würtembergischer Legationsrath" nie von sich selber spricht, es sei denn, daß grade in den öffentlichen Blättern nirgends ein Angriff gegen ihn zu finden war.

— Die Setzer der Grenzboten wollen durchaus nicht gestatten, daß die Redaction artig sei. In dem Artikel: „Ein fliegendes Blatt", den das vorletzte Heft unserer Zeitschrift enthielt, kam am Schlusse eine ziemlich derbe Grobheit gegen eine Dame vor. Da der Aufsatz eine Uebersetzung aus dem Böhmischen war, so strichen wir, aus Rücksicht für das Geschlecht, dem die Dame angehört, den kleinen Schlußsatz weg und ersetzten ihn durch Citirung der böhmischen Originalworte. Unsere Setzer nahmen aber von der Redactionsgalanterie keine Notiz und setzten frischweg die böhmischen und die deutschen Worte, so daß die betreffende Dame jetzt statt einer Grobheit deren zwei empfängt*)!

*) Die Setzer und der Corrector der Grenzboten bitten um die Erlaubniß zur Entschuldigung dieses und manchen andern Druckfehlers den Umstand anzuführen, daß der Herr Redacteur selten in Leipzig anwesend, die Leitung der Zeitschrift durch Briefe und kleine Billete bewerkstelligt. Von diesen Redactionsordonnanzen laufen bisweilen drei bis vier an einem und demselben Tage ein, die Aenderungen im Arrangement, Vorrückung neuer dringender Artikel und Beiseitestellung minder wichtiger u. s. w. anordnen, so daß manches kleine Mißverständniß hier und da unausweichlich ist.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Stuttgart und die Stuttgarter.

Nachdem ich fast zwei Monate in Würtembergs Hauptstadt verlebte, möge es mir nun gestattet sein, die dort gewordenen Eindrücke in kurzen Umrissen wiederzugeben. In dem Charakter des Schwaben liegt anerkannter Weise viel Tüchtiges und Gediegenes, aber Weniges, was bei der ersten Erscheinung gleich für ihn einnehmen könnte. Er ist im Allgemeinen an Gemüth wie Verstand reich begabt, aber diese trefflichen Eigenschaften liegen oft aufgesucht tief verborgen und lieben es mehr zu werden, als daß sie sich selbst schimmernd hervordrängen. Deshalb wird bei der Bekanntschaft mit einem Schwaben die erste Begegnung nicht sonderlich ansprechen, jede folgende aber uns mit immer größerer Werthschätzung erfüllen. Es geht dem Schwaben die Gabe des Wortes oft in auffallendem Grade ab, nicht allein im gewöhnlichen Leben, sondern auch bei öffentlichen Verhandlungen. Die würtembergische zweite Kammer ist sicherlich eine der tüchtigsten in Deutschland, und sie steht in manchem Punkte höher, als die zweite badische Kammer, aber von allen mir bekannten deutschen Ständeversammlungen wird in der würtembergischen am wenigsten gut gesprochen und sie hat im Verhältniß ihrer Mitgliederzahl auffallend wenig gute, ja selbst nur mittelmäßige Redner aufzuweisen. Nirgends in Deutschland trifft man so viele Individuen aller Stände, die durch eine Fülle von Kenntnissen jeder Art sich auszeichnen. Mit Ausnahme Sachsens, das hierin vielleicht in Concurrenz treten kann, wird nirgends so viel auf tüchtigen Schulunterricht verwendet, als bei den Würtembergern. Dabei besitzen sie natürliches und gesundes Urtheil, vermögen auch schriftlich sich glänzend, klar und prägnant auszudrücken; aber beim Reden zeigen sie so viel Verlegenheit, setzen die Worte so ungeschickt, sind oft so rührend unbeholfen, daß ein oberflächlich Urtheilender sehr leicht ein falsches, ungerechtes Urtheil über sie fällen kann, ein Urtheil, das er allerdings mit Beschämung

wird zurücknehmen müssen. Nirgends im übrigen Deutschland wird die Form so vernachlässigt, als in Schwaben, die Hauptstadt mit eingerechnet. Die gebildetsten, durch äußeren Rang wie innere Geistestüchtigkeit gleich ausgezeichneten Männer stehen oft in ihrer äußeren Erscheinung wie verlegene Schulkinder da, wissen weder ihre Füße noch ihre Worte richtig zu setzen, und würden in einem Berliner Salon leicht zum Gespötte dienen können, während doch mancher Einzelne hier mehr inneren Kern für sich allein besitzt, wie oft dort eine ganze Gesellschaft zusammen. Und nicht blos die Männerwelt, in gleichem, wenn nicht noch in höherem Grade, zeigt sich das schöne Geschlecht in gleichem Fall. Mit vollem Rechte verdient dasselbe in Stuttgart diese Benennung das „schöne", denn die Stadt ist von den allerhöchsten bis niedrigsten Ständen ganz auffallend reich an blühenden Mädchengesichtern. Dabei trifft man in den gebildeteren Kreisen eine seltene Bildung und weit mehr Neigung für geistige Beschäftigung als in den Residenzen des deutschen Nordens. Aber trotz ihrer Vorzüge wird eine Stuttgarterin selten einen Fremden durch ihre erste Erscheinung zu fesseln vermögen. Linkisch im Auftreten, befangen in der Conversation, wird sie sich besonders im Anfang sehr viel darauf beschränken, die an sie gerichteten Fragen kurz zu beantworten, um das Gespräch so rasch als möglich fallen zu lassen. Man braucht, um diesen Unterschied zu fühlen, nicht grade von Paris zu kommen, sondern nur von den nicht zu fernen Ufern des Rheins. Wie ganz anders ist es nicht in Mannheim, Darmstadt, Mainz, ja selbst schon in dem so nahen Karlsruhe! Sehr viel trägt zu dieser schwachen Seite der Stuttgarter die Sucht der Schwaben bei, ihre Geselligkeit in möglichst kleine, streng von einander abgeschlossene Kreise zu vereinzeln. Da gibt es so viele kleine Cotterien, so engbegrenzte Familienzirkel! Größere Vereinigungspunkte findet man nur spärlich. Zwar hat die Stadt eine Menge in der literarischen und wissenschaftlichen Welt mit Recht gefeierte Männer aufzuweisen, und wird, als Hauptsitz des süddeutschen Buchhandels, schon deshalb von fremden Gelehrten, Diplomaten, Schriftstellern auf längere oder kürzere Zeit besucht, aber man merkt von alledem nur äußerst wenig. Es fehlt ganz an einem größeren geselligen Vereinigungspunkt für diese verschiedenen geistigen Elemente, und wenn ein solcher auch bestände, würde er wahrscheinlich von den Einheimischen spärlich besucht werden. Die Männerwelt drängt sich gern in möchlichst kleine enge Kneipzimmer, wo höchstens 20 Personen Raum finden können, bei „halbem Bier" oder Schoppen mit Landwein zusammen; die Frauen sitzen in ebenso hermetisch abgeschlossenen kleinen Gesellschaften, bei denen Vetter- und Basenschaft eine große Rolle spielt,

und fühlen sich etwas unheimlich, so oft ein fremdes Mitglied dort Eingang gefunden. Großstädtische offene Häuser, in denen sich an bestimmten Abenden Mehrere auch uneingeladen zusammenfänden, sind in Stuttgart seltene Erscheinungen. — Es fehlt wahrlich nicht an Wohlhabenheit und es gibt auch mehrere reiche Familien, deren Einkünfte es gestatten würden, ihre Gesellschaftsräume an bestimmten Wochentagen einer höheren Gastlichkeit zu öffnen; aber — sei es Hang zur Sparsamkeit, einer Tugend, die bei dem Schwaben nicht immer bei passenden Gelegenheiten hervortritt, sei es Bequemlichkeit, genug, es bleibt Alles in den alten Kreisen der Vettern und Basen. Die Scheu gegen Fremde sieht oft einem beleidigenden Mißtrauen sehr ähnlich. Vielleicht hat dieses seine historische Begründung und mag daraus hervorgegangen sein, daß fast zu allen Zeiten und insbesondere noch in diesem Jahrhundert, während der Regierung des vorigen Königs, Fremde aus allen Ländern in die vortheilhaftesten Stellen sich einzudrängen und den Inländer zu benachtheiligen wußten. Derselbe Mangel an Durchbildung der äußeren Form, der im Allgemeinen die Schwaben charakterisirt, tritt auch in ihren Bauten und öffentlichen Anlagen hervor, Stuttgart ist auffallend arm an irgend der Erwähnung werthen öffentlichen Gebäuden und was es davon besitzt, zeichnet sich mehr durch den Umfang (wie z. B. das Schloß) als durch Geschmack, ja selbst nur durch Zweckmäßigkeit aus. Ein recht deutlicher Beweis hiervon ist das neue, vor einem Jahre erst eröffnete Theater. Im Innern groß, möglichst glänzend mit Gold und Purpur decorirt, so daß es namentlich bei der vorzüglichen Gasbeleuchtung im ersten Augenblick zu blenden vermag, ist es dennoch von allen neuerbauten Schauspielhäusern in jeder Weise das unzweckmäßigste. Die Plätze, besonders in den Logen, sind eng und unbequem zum Sitzen wie zum Sehen, die Gänge, welche zu den Zuschauerräumen führen, sind der Art, als wollte man das Problem lösen, ein modernes Labyrinth zu erbauen und noch mehrere Mängel gröbster Art sind mit leichter Mühe herzuzählen. Noch schlimmer steht es mit dem Gebäude, worin die Kammern sich versammeln. Alle Localitäten desselben, und besonders auch die Tribünen für die Zuschauer in der zweiten Kammer, sind so erbärmlich und armselig, wie man sie nirgends in Deutschland finden wird. Um noch andere Beispiele anzuführen, muß ich des Museums erwähnen, das mit Zeitungen und Lectüre aller Art sorgfältig und reich ausgestattet ist, und an der Börsenhalle in Hamburg, an dem Museum in Leipzig und an der neuen Zeitungshalle in Berlin Concurrenten finden kann; die Localitäten selbst aber und namentlich die innere Einrichtung derselben, Beleuchtung, Ameublement u. s. w. sind schlechter und ärmlicher,

als in den meisten anderen ähnlichen Orten, selbst unbedeutenderer Städte. Dieser Mangel an Comfort und zweckmäßiger Einrichtung geht bis auf die Wirthshäuser herab, von denen Stuttgart kein einziges äußerlich elegantes besitzt! —

Unter den Eindrücken, die Stuttgart dem Fremden in geistiger Beziehung bietet, muß auch wohl der des Theaters in seinem inneren Wirken erwähnt werden. Es ist übrigens ein eigenes Ding, jetzt viel vom Stuttgarter Theater zu reden. Zu loben ist augenblicklich gar wenig, und tadeln möchte ich doch auch nicht gern, da dieser Tadel leicht ungerecht oder voreilig sein könnte. Der neue Theater-Intendant Baronaljall, von seiner früheren Amtsführung in Oldenburg hier rühmlich bekannt, hat noch mit gar manchen Hindernissen aller Art zu kämpfen, dabei in deren Besiegung oft offenbares Unglück gehabt und befindet sich augenblicklich gewiß in einer in keiner Weise angenehmen Stellung, die er hoffentlich mit der Zeit verbessern wird, und die ich wenigstens durch ein voreiliges Urtheil hier nicht noch mehr erschweren möchte. Der innere Zustand der Bühne ist gegenwärtig mit einem Chaos buntgemengter Elemente zu vergleichen, aus dem je nach der Kraft des Schöpfers ein lachender Garten voll duftender Blumen und lieblicher Früchte, oder eine öde Sandwüste entstehen kann. Hoffen wir auch Ersteres, ein gutes Theater wäre nicht allein den Stuttgartern, sondern auch den vielen anwesenden Fremden, denen ohne weitere Familienbekanntschaften bei gänzlichem Mangel sonstiger öffentlicher Unterhaltungen die Abende dort leicht viel Langeweile bringen können, dringend zu wünschen. Dieser Winter bot, wie nicht geläugnet werden kann, nur wenig Befriedigung und zeichnete sich besonders auch durch ein, milde ausgedrückt, dürftiges Repertoir, was dabei noch wöchentlich Störungen und Stockungen oft der ärgsten Art erlitt, aus, da fast in allen Fächern fühlbare Lücken bemerkbar waren. Unter dem Herren-Personale sind M o r i t z, im feinern Conversationsstück entschieden einer der besten Repräsentanten, welche Deutschlands Bühnen besitzen, dann G r u n e r t und L ö w e, wie der Sänger P i s c h e k mit Auszeichnung, unter den Damen aber nur die Sängerin Palm-Spatzer, schön aber kaltsingend, und bedingungsweise auch ein Fräulein Schäfer als muntere Liebhaberin mit Lob zu nennen; das Uebrige wollen wir lieber mit Schweigen übergehen.

Was den äußeren Eindruck der Stadt betrifft, so muß ich bekennen, hierüber nicht recht im Klaren zu sein, denn Stuttgart hat nichts weniger, als einen scharf ausgedrückten Charakter. Die würtembergische Residenz, die in einem lieblichen, von Rebenhügeln umsäumten Thal eng und abgeschlossen liegt, ist weder schön noch häßlich, weder alterthümlich noch modern, weder groß-

artig noch kleinlich, sondern hat von Allem etwas. Nürnberg, Augsburg, Lübeck, Bremen, Cöln auf der einen, Karlsruhe, Darmstadt, Potsdam auf der andern Seite, haben in ihrer äußeren Physiognomik etwas ganz Bestimmtes; nicht so Stuttgart. Weder Alterthum noch Modernität haben der Stadt einen festen Stempel aufgedrückt. Die öffentlichen Plätze, die bedeutenderen Gebäude, die Hauptstraßen, das Pflaster, es ist Alles nicht gar zu ärmlich, aber gewiß auch in keiner Weise großartig, Stuttgart scheint mit sich noch nicht selbst einig zu sein, ob es sich zu den großen oder kleinen Sädten rechnen will. Es macht hier und da einen glücklichen Anlauf sich zu ersteren zu erheben, fällt aber ebenso oft entschieden zu letzteren wieder zurück. Auch dem Straßenleben fehlt der bestimmte Ausdruck. Die Stadt wird von der gesammten königlichen, ziemlich zahlreichen Familie und noch mehreren anderen fürstlichen Personen bewohnt, aber man merkt nach Außen nicht allzuviel davon; nicht wie in anderen Residenzen sieht man hier eine zu große Menge von Hofequipagen oder reich galonnirten Livreedienern, da der Hof, den Wünschen des Landes und dem mit denselben harmonirenden Willen des Königs gemäß, einfach in zwar anständigem, aber dabei verständigem Haushalt lebt. Stuttgart ist ferner der Sitz der obersten Dikasterien des Landes, und einer großen Zahl von Behörden jeder Art; aber auch hiervon merkt man äußerlich nicht allzuviel, braucht nicht bei fast jedem Schritt Handwagen mit Acten oder schwer mit denselben beladenen Trägern auszuweichen, wie an so vielen anderen Orten, welche unsere deutsche Bureaukratie sich zum Hauptsitz erkoren. Die Garnison ist zwar der Zahl der Regimenter nach sehr stark, da aber in Würtemberg für gewöhnlich die Beurlaubungen sehr bedeutend sind und in Folge dessen der Effectivbestand äußerst schwach, dieser aber viel mit theoretischem wie praktischem Unterricht aller Art in den Kasernen beschäftigt wird; die Spielerei der Wachtparaden und das Vergeuden von Menschenkräften durch unnöthige Posten aber viel weniger stattzufinden scheint, als dies in manchen norddeutschen Residenzen der Fall ist: so sieht man auch für gewöhnlich nicht mehr Söhne des Mars als nöthig ist, um durch ihre Uniformen dem Ganzen eine bunte Abwechselung zu verleihen. Auch die Industrie, die in Stuttgart ziemlich lebhaft gepflegt wird, drängt sich nach Außen nicht allzu sichtlich hervor; ebenso wenig der Buchhandel, in dessen Betreibung es nächst Leipzig und Berlin den bedeutendsten Rang in Deutschland einnimmt. Während Einem in Leipzig vor der Masse von Bücherballen, welche geschäftige Markthelfer durch alle Gassen mit eilenden Schritten tragen oder in kleinen Wagen ziehen; während Einem in Berlin von der hinter Ladenfenstern fast in jedem zehnten Hause zur Schau gestellten Titeln,

einer immer anlockender und pikanter wie der andere erdacht, angst und bange wird, sind in Stuttgart die Symptome, welche daran erinnern, daß man sich in einer der Hauptzubereitungsstädte der deutschen Literatur befindet, sehr gering, und die äußere Ausstattung der Sortimentshandlungen hält nicht den mindesten Vergleich mit der in andern großen Sädten aus; von Verlagshandlungen gar nicht zu sprechen, da selbst Firmen, wie die Cotta'sche, ihren Sitz in kleinen, unscheinbaren Gebäuden haben. Die Zahl der Verkaufsläden und besonders solcher, die eine schmucke äußere Ausstattung haben, ist in Stuttgart viel geringer und sie tragen zur Zierde der Straßen viel weniger bei, als in manchen anderen, kaum die Hälfte der Einwohner zählenden Orten. Kommt man z. B. nach Nürnberg, Elberfeld, Offenbach, so sieht man gleich, daß man in eine Fabrikstadt; nach Darmstadt, Weimar, Hannover, daß man in eine Residenz; nach Potsdam, Düsseldorf, daß man in eine große Kaserne; nach Frankfurt, Leipzig, in eine Handelsstadt gerathen ist: Stuttgart kann man für Alles oder auch für nichts von Allem halten, denn es wird von Einem so viel und so wenig, wie vom Anderen zeigen. —

Ebenso ist es mit der Lebensweise und besonders an den Erholungsplätzen mit Dem, was da genossen wird. — Würtemberg ist weder Bier-, noch ausschließlich Weinland, sondern consumirt wohl so ziemlich gleiche Quantitäten von beiden Getränken, und bildet somit einen Uebergang von den bierbeherrschten Altbaiern bis zu der wahren Weinheimath Germaniens, der Rheinländer. Wie überall, hat auch hier das Bier in den letzten Jahren den theuern Wein immer mehr verdrängt, und es entstehen immer mehr großartige Bierbrauereien, nach bairischem Muster eingerichtet. Es ist dies sehr zu beklagen, denn wie sehr der Volksfreund sich freuen muß, den abscheulichen Fusel, der die unteren Stände unsers deutschen Nordens immer noch in so hohem Grade entkräftet, durch den viel nahrhafteren und auch im Uebermaß weniger schädlichen Gerstensaft verdrängt zu sehen, so wäre es doch zu wünschen, daß dieses Getränk weniger Fortschritte und zum wenigsten in den deutschen Weingegenden der Arbeiter täglich einige Gläser Wein trinken könnte. Kommt man von einem Bierlande in ein Weinland, so fällt es in die Augen, wie belebend und anregend der Wein auf den geistigen Zustand des Menschen wirkt, wie Alles bis auf die untersten Volksklassen herab einen ganz anderen Charakter annimmt, und fröhlicher und frischer und geistesthätiger ist. Welch ein ungeheurer Unterschied ist zwischen Rhein- und Altbaiern, wozu gewiß auch die Verschiedenheit ihres Getränkes viel mit beiträgt. Uebrigens wird das letzte beim Wein so sehr günstige, wie für

das Getreide ungünstige Jahr das Weintrinken auf Kosten des Bieres an manchen schismatischen Orten, wo das Abendmahl in beiden Gestalten genossen wird, wohl befördern und einigen Ersatz liefern für seine anderen schweren Uebelstände, die namentlich das starkbevölkerte würtemberger Land mit doppelter Härte drücken.

Von dem politischen Leben Stuttgarts schweige ich absichtlich in diesem Aufsatze, da es mir wohl binnen kurzer Frist gestattet sein wird, eine vergleichende Charakteristik des, während meiner Anwesenheit dort versammelt gewesenen außerordentlichen Landtags mit denen aller übrigen süddeutschen constitutionellen Staaten in diesen Blättern mitzutheilen.

J. v. W.

Der preußische Landtag.

Die im nächsten Monat zusammentretenden Landtage sind von so unberechenbaren Folgen, daß alle übrigen Interessen vorläufig zurücktreten. Wer sich irgend für das Wohl des Vaterlandes interessirt, darf nicht schweigen; die Verantwortlichkeit, die auf den Deputirten lastet, fällt, wenn auch in geringerem Maße, jedem Bürger zu. Es ist ein Tag in der preußischen Geschichte, wie er nicht wieder kommt; wenn wenigstens Jeder, der hier eine Stimme hat, sich durchdringen wollte mit dem Gefühl der Zukunft, die in diesen kurzen Zeitraum gebannt ist! — Ich will meine Betrachtungen an ein glänzendes Werk anknüpfen, an die Schrift des Stadtgerichtsrath Simon. Ich kann die Meinungen des ausgezeichneten Verfassers nicht unbedingt theilen, und werde meine Abweichungen motiviren; im Allgemeinen scheint er mir die rechtliche Seite mehr hervorzuziehen zum Nachtheil der natürlich-geschichtlichen; aber sowohl der Scharfsinn in Beurtheilung des Thatsächlichen, als die kräftige, wahrhaft liberale Gesinnung geben dieser Schrift einen Werth, daß jeder Abgeordnete sie sich einprägen sollte, nicht dem Buchstaben, sondern dem Geist nach.

Der Inhalt zerfällt in vier Fragen:

1. Hat die königliche Verordnung vom 3. Februar rechtliche Gültigkeit ohne Zustimmung der andern Betheiligten?
2. Wer ist competent, diese Zustimmung zu ertheilen?
3. Was muß geschehen?

Ad 1. Die Regierung hat nicht das Recht, eine in anerkannter Wirksamkeit bestehende Verfassung ohne ständische Zustimmung durch einseitige Handlungen in beliebiger Weise umzuformen; vielmehr besteht trotz jener Verordnung die bisherige ständische Verfassung in voller Wirksamkeit fort, und jene Verordnungen sind lediglich als Entwürfe der Regierung zu betrachten, die erst durch ihre Annahme Seitens des Volks zur preußischen Verfassung werden und bis dahin ohne alle praktische Gültigkeit sind,

dergestalt, daß sie bis zu dieser Annahme ständischer Verhältnisse lediglich nach der bisherigen Verfassung zu beurtheilen sind. Eine bestehende ständische Verfassung hat die Natur des Vertrags, wenn sie auch octroyirt ist; die deutschen Verfassungen stehen noch dazu unter Garantie des Bundestags. Nach der Wiener Schlußacte dürfen die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden.

Ad 2. Sind die jetzigen Landtags-Deputirten competent, Namens des Landes sich bindend über die umgestaltete ständische Verfassung zu erklären? —

a) Sind dieselben, sofern man die Verordnungen vom 3. Februar als bereits zu Recht bestehende Verfassung betrachtet, legitimirt, als Deputirte mit den Rechten zu fungiren, welche jene Verordnungen ihnen beilegen, insbesondere also mit der Macht über den Geldbeutel des Volks?

Die Landtags-Deputirten sind Bevollmächtigte; ihre Machtgeber sind die Grundbesitzer des Reichs. Diese haben ihnen das Mandat zu dem bestimmten Zweck gegeben, dem König Rath zu ertheilen über gewisse die einzelne Provinz betreffende Angelegenheiten. Diese Bevollmächtigten können auf Grund des gedachten Mandats und ohne daß die Machtgeber von Neuem gefragt werden, dem Könige nicht statt der Rathertheilung Anleihen bewilligen, gemachte Schulden genehmigen u. s. w., und wenn sie es thäten, so würden sie ihre Machtgeber durch eine derartige ungesetzliche Ueberschreitung ihrer Befugnisse in keiner Art binden.

b) Sind die jetzigen Landtags-Deputirten, sofern man die Verordnungen vom 3. Februar noch nicht als zu Recht bestehende Verfassung ansieht, legitimirt, zu einer constituirenden Versammlung zusammenzutreten?

Nur anscheinend handelt es sich hier um Rathertheilung; es handelt sich vielmehr um eine bindende Annahme oder Ablehnung einer neuen Verfassung Namens des Volks. Dazu haben sie keine Vollmacht.

In beiden Fällen sind die gegenwärtigen Deputirten incompetent. Man muß vielmehr auf die Wähler zurückgehen, deren Recht auch durch die Verordnungen vom 3. Februar nicht angetastet ist: denn auch diese erkennen die provinzialständischen Wähler als Basis der ständischen Verfassung. Weiter zurück auf das Volk kann nicht gegangen werden, ohne den Boden der bestehenden Verfassung zu verlassen.

Ad 3. Wie kann die Erklärung des Volks, ob die angebotene Verfassung anzunehmen oder abzulehnen, nun ausfallen?

a) Was hat Preußen für ein Recht zu fordern, und was hatte es daher zu erwarten?

Die Ansicht, daß die gegenwärtigen Provinzialstände im Geist der älteren deutschen Verfassung gebildet seien, beruht auf einem historischen Irrthum. Die Rechte der alten Stände bestanden darin, daß ohne Zustimmung die Landesherren keine Steuern erheben konnten, daß ihnen in Gemeinschaft mit den Landesherren die Erhebung der bewilligten Steuern und die Ueberwachung und deren Verwendung zustand; daß der Landesherr nur mit ihrer Zustimmung Bündnisse schließen und Krieg führen durfte, daß sie Theil hatten an der gesetzgebenden Gewalt; daß ohne ihre Einwilligung die Lande nicht getheilt und nichts davon veräußert werden durfte; daß sie sich versammeln konnten, ohne von dem Landesherrn berufen zu sein, und wenn derselbe ihre Freiheit verletzte, sie sich ungestraft gewaltsam widersetzen durften. — Die gegenwärtigen Landtage sind also nicht im Geist der ältern deutschen Verfassung.

Wir wollen aber auch nicht die jetzigen Ansprüche des Volks auf die früheren stützen. Wir gehören nicht jener historischen Schule an, die nur das Recht anerkennt, und deshalb anerkennt, weil es zu irgend einer Zeit einmal Recht geworden; vielmehr zu der historischen Schule, welche das durch das Leben des Volkes sich bildende Recht anerkennt. — Auf die Thatsache der Wiederholung des Volks stützt sich auch sein Recht, mitzusprechen und mitzuhandeln, da, wo es seine Geschicke gilt.

Dieses factische Recht ist uns durch Brief und Siegel verbürgt. Die Krone stirbt nicht; der Nachfolger muß alle gesetzlichen Zusicherungen seines Vorgängers, die er vermöge seiner Landeshoheit abgegeben, anerkennen und erfüllen.

Das preußische Volk hat diesen verbrieften Rechten nach zu erwarten: eine in schriftlicher Urkunde niedergelegte Constitution, die im Allgemeinen diejenigen Grundsätze enthält, welche bürgerliche Freiheit und gerechte, auf Ordnung gegründete Verwaltung sichern, nach der insbesondere in reichsständischen, jährlich wiederkehrenden Versammlungen eine Repräsentation des Volks zusammentritt. Diese Repräsentation hat die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffend; mit ihrer Zuziehung sind insbesondere die Steuern zu reguliren und festzustellen; sie hat die ausschließliche Be-

rechtigung zu Bewilligung neuer Staatsanleihen; sie ist zu einer vollständigen Ueberwachung des Staatsschuldenwesens berechtigt.

Der durch gleiche feierliche Zusage verbriefte Zeitpunkt, zu welchem diese Reichsstände in's Leben treten sollen, ist eingetreten. — Sie sollen nämlich zusammentreten, sobald der Staat neue Schulden eingeht. Das ist geschehen durch das Darlehn der Seehandlung im Jahr 1832; durch die Cabinets-Ordre vom 11. Februar 1832, kraft welcher sämmtliche Cautionen der Beamten zur Generalstaatskasse baar eingezahlt werden müssen, vom Staat aber nur verzinst werden; durch die Cabinets-Ordre vom 22. Nov. 1842, mittelst welcher der Staat eine Garantie für die Zinsen der Anlagecapitalien einzelner Eisenbahnen — also eine eventuelle Schuld — übernimmt; durch die Verordnung vom 11. April 1846, die Ausdehnung der bisherigen Wirksamkeit der Bank, und die fernere Ausgabe von Banknoten seitens derselben betreffend.

Das Volk hat also ein vollständiges, juridisches, fälliges Recht auf die Zusammenberufung von derartigen Reichsständen, wie sie verbrieft und versiegelt sind.

b) Entsprechen die Verordnungen vom 3. Februar diesen Ansprüchen?

Der König erklärt im Eingang derselben, er wolle die Rechte und die Macht der Krone, mit denen er dieselbe überkommen, unversehrt dem Nachfolger übergeben. Da nun ständische Rechte, seien sie welcher Art sie wollen, immer den Zweck haben, die Rechte des Volks gegenüber der Krone zu vertreten, und deshalb mit Nothwendigkeit eine Schmälerung der Macht der Krone in sich schließen, so folgt aus jener Erklärung, daß den Ständen irgend welche wesentliche Rechte, welche sie nicht bereits besaßen, nicht gewährt werden sollen. — Diese Verordnungen gehen aber weiter; sie nehmen dem Volk noch von seinen wenigen Rechten.

Die verheißene Repräsentation sollte sich alljährlich versammeln; für die vereinigten Landtage sind keine bestimmten Fristen gesetzt; es ist vielmehr, da fast alle ihre Finitionen dem Ausschuß übertragen sind, zu verordnen, daß sie nach ihrer ersten Zusammenkunft vielleicht nie, oder vielleicht alle Menschenalter einmal einberufen werden. — Die verheißene Repräsentation sollte alle Stände des Volks vertreten; die Verordnungen vom 3ten Februar geben alles Recht in die Hände des Herren- und ritterschaftlichen Grundbesitzes. Das erschien zeither als temporäres Leiden; man hoffte — da duldet man viel; — jetzt soll dies Mißverhältniß für alle Zukunft sanctionirt werden. — Die Frage über die Art der Repräsentation ist sehr ernsthaft materiell: denn wenige herrliche und

ritterschaftliche Grundbesitzer, ja zuletzt eine Deputation von 8 Personen sollen die Macht über den Geldbeutel des gesammten Volkes erhalten. Bisher war der Geldbeutel gesetzlich für die Regierung in Betreff der Schulden überhaupt geschlossen; jetzt ist er geöffnet, und zwar der Art, daß dritte, das Volk nicht repräsentirende Personen, über ihn zu disponiren haben sollen. Um sich berathen zu lassen, mochte sich die Regierung zur Noth die Personen nach ihrem Belieben aussuchen, von welchen sie diesen Rath haben wollte; soll aber das Volk mit Steuern und Schulden belastet werden, dann hört das Belieben auf, dann verlangt das Volk eine wirkliche und nicht eine scheinbare Vertretung. — Die Aufnahme neuer Anleihen ist nicht einmal unbedingt von der Genehmigung der V. Ldstde. abhängig gemacht. Man will hiervon vielmehr derartige Ausnahmen machen, daß diese, um es mit einem Wort zu sagen, die Regel wären; Ausnahmen, kraft deren die Zustimmung der V. Ldstde. practisch jederzeit überflüssig sein würde. Die Verordnungen halten nämlich eine solche Zuziehung nur für nöthig bei Darlehen, für welche das gesammte Eigenthum des Staats zur Sicherheit bestellt wird; sie halten zur Verschuldung und Veräußerung der Domänen und Regalien die Zustimmung der V. Ldstde. nicht für nöthig; sie wollen im Falle eines zu erwartenden Krieges die V. Ldstde. durch eine Deputation von 8 Personen vertreten lassen. Diese Ausnahme wird aber die Regel sein; ein Ministerium Thiers gäbe Veranlassung zu einer Anleihe von 25 Millionen ohne Zuziehung der vereinigten Landstände u. s. w. Diese einseitige Bestimmung kann die unter Bürgschaft des königlichen Staats gestellte gesetzliche Zusage nicht beseitigen, daß nur die Reichsstände Darlehen garantiren können. — Ebenso wie bei dem Anleihe-Bewilligungs-Recht, ist das Steuerbewilligungsrecht durch Ausnahmen dergestalt abgeschwächt, daß bei richtiger Beleuchtung die Regel verschwindet: die indirecten Steuern, die gerade am tiefsten in das Wohl des Volkes eindringen, sind dem Einfluß der Volksstimme entgegen; ebenso die Abgaben, die sich auf Regalien beziehen; die Abgaben zu Provinzial-, Kreis- und Communalzwecken, welchen die Regierung mit unausgesetzter Anstrengung eine Staatslast nach der andern aufzubürden bemüht ist.

Noch bedenklicher ist ein anderer Punkt. Jene Verordnung spricht der Krone, mit einem Federstrich, die unbeschränkte Verfügung über die Domänen zu, gegen die bestehende Verfassung, welche die Domänen für Staatseigenthum, nicht aber für Eigenthum der Krone erklärt. Im Gegentheil haben wir definitiv bestimmende organische Gesetze, nach welchen mit Aus-

schluß der auf die Domänen radicirten Einkünfte des Regenten (2½ Million Thlr.) die Domänen lediglich zur Bezahlung der Staatsschulden verwendet werden dürfen. Die Krone kann somit nicht über die Domänen verfügen. Das Volk müsse der Krone dieses Recht erst zugestehen. Ein solches Aequivalent von 200 Millionen Thlr. wäre aber für die Rechte, welche die Krone dem Volk durch die Verordnung vom 3. Februar gibt, zu bedeutend.

Daß die Stände die allgemeine Uebersicht des Staatshaushalts zu ihrer Information erhalten, ohne darüber irgendwie mitsprechen zu dürfen, enthält nicht etwas Neues. — Die Verordnung vom 3. Februar beschränkt sogar das Recht der Bitte durch die Bestimmung, daß die Opposition von ⅓ des Herrenstandes oder ⅓ der zweiten Kammer eine Bitte unmöglich macht. Nur bei Steuern, wo es das Interesse der Regierung gilt, schien es derselben angemessen, den Einfluß einer abgesonderten ersten Kammer zu beseitigen. Ueberall dagegen, wo es der Regierung zweckmäßig erschien, den Einfluß der zweiten Kammer durch entgegenstehende Interessen der ersten zu schwächen, behalten beide Kammern ihre besondern Berathungen. Man halte fest, wovon es sich handelt: blos um Bitten und Beschwerden. Dem Könige soll also auf gesetzliche Weise sein Ohr verschlossen sein gegen die Bitten des Volkes. Es ist augenscheinlich, daß in diesen Vorschlägen eine Verweigerung der bisherigen ständischen Rechte liegt. Die Mediatisirten und die Standesherren, aus denen die erste Kammer bestehen soll, sind vom Volk fast gänzlich losgelöst; sie haben vermöge ihrer Stellung von der Bureaukratie nicht zu leiden; sie führen ein ganz heiteres Leben, genießen beiläufig der Steuerfreiheit von Personal- und Grundsteuern, und wissen wenig von den Sorgen und Mühen des Volks. Sie vertreten lediglich sich; und dennoch, nachdem bereits ⅔ der sogenannten Volksvertreter in der zweiten Kammer die vorgetragene Bitte oder Beschwerde als begründet anerkannt haben, dennoch sollen noch ⅔ von diesen unbetheiligten Personen es genehmigen, daß das Volk seine Bitten und Beschwerden zu den Ohren des Königs bringe!

Ferner. Der vereinigte Landtag soll völlig isolirt stehen; Niemand aus dem Volke, weder Einzelne noch die ständischen Corporationen, dürfen ihm in irgend welcher Weise nahen, weder durch Infinitionen oder Aufträge, noch durch Bitten und Beschwerden. Einem solchen politischen Körper mit künstlich unterbundenen Lebensadern könne das Volk nicht die Berechtigung übergeben, ihm Steuern aufzulegen und für dasselbe Schulden zu machen. —

Nach all diesen Voraussetzungen können wir an dem vereinigten Landtage nur ein theoretisches Interesse nehmen; der praktische Kern ist in den Anordnungen über den Ausschuß und die ständische Deputation. Sie sind praktisch die wichtigsten, weil sie allein ein wirkliches Leben haben können. Es ist gezeigt, daß, wenn die vereinigten Landstände die neuen Anordnungen acceptirt haben werden, diese demnächst nicht wieder zusammen berufen zu werden brauchen, sondern an ihre Stelle der Ausschuß und die Deputation.

Die Rechte des Ausschusses sind in Betreff seiner Befähigung, dem Volk Verpflichtungen aufzulegen, vergrößert, in Betreff der Wahrung der Volksrechte gegenüber der Krone verkleinert. Von den 109 Mitgliedern des Ausschusses würden nunmehr die Standesherren und Rittergutsbesitzer 52 senden, während sie bisher unter 96 Mitgliedern 44 gehabt. Diese Verschlechterung kann um so weniger angenommen werden, da gegenwärtig der Ausschuß Rechte bekommen soll, die er nicht gehabt, da also die Frage direct in das Wohl, ja in das Materiellste, in den Geldbeutel hineingreift. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein politischer Körper gebildet wird, der die wenigen Rechte, welche die Provinzialstände bisher hatten, in sich aufnehmen, ein politischer Körper, dem eine Controle des Staatshaushaltes, wie das Eigenthum der Staatsbürger, das Recht, im Namen des Volkes Credit zu ertheilen, anvertraut werden soll, wenn diese aus Mitgliedern zusammengesetzt wird, die nicht frei von den Grundbesitzern gewählt werden, sondern nur mit Genehmigung des Königs?

In Betreff der ständischen Verfassung ist den Volks-Abgeordneten das Recht der Bitte gänzlich untersagt. Wird hierbei erwogen, daß auch den Provinzialständen das Recht der Bitte in Betreff der allgemeinen ständischen Verfassung genommen, und daß die Volkslandstände, denen dies Recht überwiesen, nach dem innern Zusammenhang dieser Verordnungen nicht leicht zusammenkommen dürften, so ergibt sich, daß factisch in dieser Richtung jede Bitte ungesetzlich sein soll.

Der Volks-Abgeordnete soll von den Provinziallandtagen keine Instinitionen und Aufträge erhalten können, auch nicht von Kreisständen, Gemeinden oder andern Eigenschaften, nicht von einzelnen Personen; er soll von Niemandem auch nur eine Petition annehmen.

Durch die ständische Deputation endlich sollen Anleihen ohne Reichsstände möglich werden, während sie gegenwärtig ohne Reichsstände rechtlich unmöglich sind. —

Und was ist in diesen Verordnungen nicht gegeben?

Die persönliche Freiheit nach wie vor ohne genügende Garantien gegen polizeiliche Uebergriffe; die öffentliche Meinung nach wie vor durch Censur überwacht; das Recht des Volks zu öffentlichen Versammlungen nach wie vor gehemmt; die Beamten nach wie vor wegen Handlungen ihrer Verwaltung nur mit Erlaubniß anderer Beamten gerichtlich zu verfolgen und die Minister unverantwortlich; die Richter nach wie vor abhängig; politische Vergehen schwerster Art nach wie vor einem Specialhofe überwiesen; nach wie vor heimliches Gerichtsverfahren ohne Volksgeschworne; die Nation nach wie vor nur scheinbar vertreten; dieser Scheinvertretung gegenwärtig der einzelnen Rechte einer wirklichen Vertretung beigelegt; nach wie vor dabei keine Oeffentlichkeit und unbedingte Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen; die Gesetze über Personen und Eigenthum nach wie vor von der Genehmigung des Volks unabhängig und die Steuern endlich nach wie vor der Bewilligung des Volks in den meisten Fällen entzogen.

Die Wahl, ob die neue Verfassung anzunehmen oder abzulehnen sei, ist somit leicht. Zur Zeit sehr unbedeutende ständische Rechte, aber die Krone in die Unmöglichkeit versetzt, den Staat mit Schulden zu belasten. Gegenwärtig nicht größere, vielmehr geringere ständische Rechte, aber der Krone die Möglichkeit gegeben, den Staat mit Schulden zu belasten. — **Das preußische Volk kann nur auf das entschiedenste ablehnen.** — Die Regierung wird eine solche Erklärung zu respectiren wissen, weil es nicht Sache einer legitimen Regierung sein kann, einen auf gesetzlichem Wege zwischen Krone und Volk gebildeten vertragsmäßigen Rechtszustand zu ändern ohne Zustimmung des andern Theils.

Ad. 4. Was hat das Volk von den zum Volkslandtage einberufenen Deputirten zu verlangen?

Sie müssen rechtzeitig vor Eröffnung des Volkslandtags durch ausdrückliche Erklärung feststellen, daß sie dem Rufe des Königs nicht als Deputirte eines Volkslandtags im Sinne des Patents vom 3. Februar Folge leisten, sondern als Mitglieder der einzelnen Provinziallandtage, die Seine Majestät, um ihren Rath zu hören, nach Berlin berufen. Sie müssen demnächst unmittelbar nach der Eröffnung der Volksprovinziallandtage, ohne sich auf irgend eine Berathung einzulassen, zunächst eine Adresse an den König richten, zu beschließen: daß sie zu einer ihre Committenten bindenden Erklärung über Annahme des proponirten Verfassungsentwurfs nicht competent seien, da dies ihr Mandat überschreite; daß sie daher, streng genommen, sich lediglich auf den Antrag zu beschränken hätten: die Verordnungen vom

3. Februar den in ihren Provinzen zu versammelnden Provinzialständen, nach vorgängigen neuen Deputirtenwahlen, zur Berathung vorzulegen; daß sie aber Seiner Majestät rathen, jene Verordnungen zurückzunehmen, welche den Bedürfnissen des Volks in keiner Art entsprechen; daß sie hieran ihre Ansichten zu einem neuen, dem Bedürfnisse des Volks entsprechenden Verfassungsbande zwischen König und Volk zu knüpfen sich gestatteten.

Das ist das Wesentliche jener Schrift, was die Rechtsfrage betrifft. Es zieht sich aber durch dieselbe eine andere, historische Voraussetzung, eine Voraussetzung, in welche sich die besten Schriftsteller unserer Tage so hineingeredet haben, daß sie gleichsam zur fixen Idee geworden ist; diese Voraussetzung nämlich, daß, wenn keine friedliche Vereinbarung zwischen dem Gouvernement und den Wünschen des Volks stattfände, ein gewaltsamer Ausbruch erfolgen müsse. Dieser Voraussetzung fehlen nicht weniger als alle Grundlagen. Man mag ein Verehrer oder ein Gegner der französischen Revolution sein, wenn man sich nur nicht durch seine Idee gegen die Wirklichkeit blenden läßt, so muß sich dem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung aufdrängen: von allen den einzelnen Ereignissen, aus denen das, was wir französische Revolution nennen, zusammengesetzt war, ist bei uns keines möglich. Die Berliner werden nicht das Zeughaus stürmen, unter den Linden wird nicht barricadirt werden, die Landwehr wird nicht mit den Fischweibern nach Sanssouci marschiren, u. s. w.

Die Frage ist nicht: was ist Recht? sondern: was ist zweckmäßig? — Gesetzt, eine Partei auf dem Volkslandtage macht jene Ansicht zu der ihrigen; was wird die Folge sein? — Zunächst, sie geht nicht durch. Jene Deputirten verlassen die Versammlung; ihre Stellvertreter werden einberufen. Auch wenn diese nicht erscheinen, bleibt der Landtag formell in Kraft; die Verfassung wird angenommen, und die Ausschüsse mit alle dem, was Simon befürchtet, treten in's Leben. — Aber wir haben unser Recht behauptet! wir haben protestirt! wir waschen unsere Hände in Unschuld. — Laßt auf eure Grabschrift setzen: Hier liegt ein deutscher Mann von ächtem Schrot und Korn!

Aber nein, das Unmögliche vorausgesetzt, der ganze Landtag erkläre sich für incompetent, dann ist der Krieg erklärt. Der König löst den Landtag auf und im günstigsten Falle geht es, wie es gegangen ist. Das Schuldengesetz macht keine ernstlichen Schwierigkeiten; wir können Herrn Simon mit seinen eignen Argumenten schlagen: J e t z t, ruft er, j e t z t ist das Versprechen

fällig! jetzt müssen die Stände kommen, es sind Schulden gemacht — — im Jahre 1832!! Wenn also seine Ansicht von der Natur jener Finanzoperationen die richtige ist, so beweisen sie gegen sein System. — Aber es ist noch ein anderer Fall denkbar, und dieser ist wahrscheinlicher; der König, der sich entschieden gegen eine Constitution erklärt hat, der einsieht, daß auf einem Mittelwege jenes Gesetz nicht zu umgehen ist, hebt es auf, im Einverständniß mit dem Staatsrath etwa — Herr Simon wird sagen: dann ist die Verfassung verletzt; — nun wohl, und weiter? — Wir protestiren! — Aber auch das wird euch gelegt werden; die Provinziallandtage werden nicht mehr einberufen! — Ich gehe von der Ueberzeugung aus, daß eine Verbesserung der gesetzlichen Verhältnisse Preußens nur mit der vollen, überzeugten Einstimmung des Königs denkbar ist; wer anderer Meinung ist, mit dem will ich hier nicht streiten; wer aber meine Ansicht theilt, muß nothwendig auch zu dem Resultat kommen: eine solche Kriegserklärung kann für die gute Sache nur nachtheilige Folgen haben.

Und sind jene Voraussetzungen denn alle so ausgemacht? Ist z. B. das Vorherrschen des Ritterstandes in den Landtagen wirklich so gefährlich? Würde derselbe, wenn die Eintheilung in Stände aufgehoben wäre und dafür ein Census eingeführt, nicht vielleicht in weit höherm Grade das Uebergewicht gewinnen! Der Geldbeutel dominirt, sagt Simon; in welcher Constitution thut er das nicht? Kommt es nicht vielmehr auf die Gesinnung an, die in jenem Stande herrscht, als auf den Stand selbst? Und wird diese, schon jetzt der Anlage nach lebend, nicht durch die ständische Wirksamkeit weiter gebildet werden? — Ferner: Ist dem König nicht schreiendes Unrecht geschehen? Ist jene Vermuthung, der König denke so wenig königlich, seinem Volke durch ein scheinbares Gnadengeschenk seine ihm bisher eingeräumten Freiheiten zu nehmen, um unter dem Schein, allgemeine Stände einzuführen, Gelegenheit zu neuen Staatsschulden zu suchen — ich will sie nicht weiter vom Standpunkt des Patriotismus auffassen, aber der historischen Kritik — eine ungeschichtliche! Tritt in der ganzen Handlungsweise unseres Königs etwas lebendiger hervor, als eben das Ehrgefühl! — Der König verlangt Vertrauen; es ist wahr, er gibt es nicht; die ganze Verordnung vom 3. Februar ist aus Mißtrauen zusammengewebt, und wir selber haben es schon beklagt. Es wäre aber ein grober Beschluß, aus diesem Mißtrauen das Bewußtsein eignen Unrechts abzuleiten. — Endlich, kann jenen Männern, die durch das gemeinsame Vertrauen des Königs und der Stände zur Beaufsichtigung der finanziellen Operationen berufen sind, auch wenn sie an sich noch so geneigt wären, nachzugeben, eine so ungeheure Charakterlosigkeit zu-

getraut werden, daß sie in Anleihen oder Steuern einwilligen, die sie vor den Augen ihrer Mitbürger brandmarken würden!

Herr Simon nimmt als Jurist alles nach dem Buchstaben; nach diesem hat er recht; die neue Verfassung verheißt weniger als die alte. Aber sie gibt mehr — wenn sie anständige, charakterfeste und überlegene Repräsentanten findet. Dieses Einem auseinanderzusetzen, der es nicht weiß, ist nicht möglich, nicht thunlich; für Den, der es verstehen würde, ist es überflüssig. Wenn sie solche Männer nicht findet, dann ist es ziemlich einerlei, was für eine sie ist.

Ich will nicht leugnen, es ist ein gewagtes Spiel; und auf dem Gewissen jener Männer ruht eine schwere Last. Um also noch meine Antwort auf jene vier Fragen zu geben:

Ad 1. Dadurch, daß die neue Verfassung für ungültig erklärt wird, wird die alte nicht erhalten, noch viel weniger eine dritte, gewünschte, meinetwegen gerechte, herbeigeführt.

Ad 2. Wer ist competent? das Volk in Masse? das läugnet Simon selbst! Die Wähler? formell mag es sein; aber materiell? doch nur, wenn sie ein competentes Urtheil haben? Wer nun Herrn Simon's Schrift nicht gelesen hätte, würde dem nicht ein wesentlicher Maaßstab fehlen? und wenn diese gar nicht geschrieben wäre? — Wenn aber die Provinzialstände so viel politische Einsicht haben, sich für incompetent zu erklären, könnten sie nicht etwas weiter gehen, z. B. sich für competent erklären? und dann sich competent zeigen? Ob ihnen in Berlin oder an acht Orten jener Entwurf zur Berathung vorgelegt wird, was thut's am Ende?

Ad 3. Annehmen oder ablehnen? — Ich antworte: Beides, und keins von beiden. Die neue Verfassung gibt einerseits Rechte und legt Verpflichtungen auf. Beides fällt in's Juristische und wiegt dem Advokaten schwerer als dem Staatsmann. Andererseits aber gibt sie Macht und legt Schranken; nicht dem Volk, wie weit sie euch beschränken darf, das habt ihr auszumachen, ihr Volksvertreter!

K.

Tagebuch.

I.

Oesterreich und die deutschen Preßreformen.

Aus Oesterreich.

Das Gespräch Derjenigen, die in Wien für Angelegenheiten der Presse sich interessiren, bildet seit vierzehn Tagen eine Mittheilung, die von Seiten Preußens an die Staatskanzlei ergangen und worin der Entschluß ausgesprochen sein soll, beim Bundestag auf Abschaffung der bisherigen Präventivcensur und Einführung eines Preßgesetzes anzutragen; gleiche Noten von Würtemberg, Baden und Baiern sollen sich jener anreihen. Die Präventivcensur wird darin als überlebt und sowohl der öffentlichen Stimme gegenüber als eine allzu gehässige und aufreizende Form geschildert, als auch von Seiten der Regierungen als eine Last hingestellt, die von unzähligen Widersprüchen und nöthigen Inconsequenzen begleitet, die Würde des Gouvernements oft compromittirt, ohne doch den vollständigen Zweck zu erreichen. Es soll jede dieser verschiedenen Noten eine andere Nüance zur Sprache bringen und an Charakter und Endzwecken sich mannichfach von den andern unterscheiden. Daß damit eine vollständige Freigebung des Gedankens beabsichtigt sei, daß man über die Qualität des Gedankens eine weitere und freiere Auffassung erhalten hat, ist sehr unwahrscheinlich, da eine solche Aenderung im Princip bereits jetzt schon in der deutschen Presse zu bemerken sein mußte, indem den Censoren freiere Instructionen ertheilt worden wären. Die Festhaltung der bisherigen engen Grenzen ist namentlich in Preußen kaum zu bezweifeln; nur die constitutionellen süddeutschen Staaten, namentlich Baden, das jetzt ein liberales Ministerium hat, mögen auch im Princip eine Erweiterung statthaft finden. Aber wie es immer sein mag und ob auch Preußen blos die gehässige Form beseitigen will, unter Vorbehalt Alles, was jetzt der Censor gestrichen hatte, später auch die Gerichte an dem Autor oder dem Drucker zu strafen, ohne das Maß des freien Gedankens quantitativ und qualitativ zu erweitern — immerhin wird die österreichische Regierung durch diese beabsichtigte Aenderung in Verlegenheit gebracht. Nicht nur, daß ein deutsches Preßgesetz in den süddeutschen Staaten, je nachdem die Opposition in der Kammer stärker ist, eine größere und ungestrafte

Freiheit in Büchern und Journalen zur unmittelbaren Folge hätte, was Niemand mehr fürchten muß, als das gegenwärtige ultraconservative Princip Oesterreichs, nicht nur daß der Kaiserstaat, so lange er an den gegenwärtigen Grundsätzen festhält, auf eine ununterbrochene Reihe von Angriffen sich gefaßt machen müßte, und zu noch stärkerer, drückenderer und fast unausführbarer Absperrung gezwungen wäre, so würde seine Lage nach innen und außen eine noch viel unangenehmere, indem es dann der einzige Staat in Deutschland wäre, der noch die Censur aufrecht erhielte, was die Unpopularität im Auslande und die Mißstimmung in den einzelnen Landen bedeutend erhöhen würde. Geht der Schritt am Bundestage vorwärts, was bei der Uebereinstimmung der genannten deutschen Staaten kaum zu bezweifeln ist, so wird Oesterreich seine eigenen Preßgesetze ändern müssen, wenn es dies nicht schon jetzt thun muß. Denn die Ueberzeugung wird auch unsere Staatsverwaltung haben, daß der jetzige Zustand kein bleibender sein kann. Diese Ueberzeugung ist bereits bis in die untersten Beamtenkreise gedrungen, und selbst in den öffentlichen Büreaus machen die Wenigsten ein Hehl daraus. Daß die Erneuerung der Censurvorschrift von 1810 nicht mehr genügen kann, darüber täuscht man sich wohl selbst in den höchsten Kreisen nicht und ein hoher Staatsmann beabsichtigt, wie verlautet, Büchern von 20 Bogen Censur-Freiheit zu gewähren und das langverheißene Censurcollegium definitiv in's Leben treten zu lassen. Unter dem Einfluß des jetzigen Princips wäre aber auch von einem Censurcollegium wenig zu erwarten, und ein anderer Staatsmann hat es im Voraus als ein Mondkalb bezeichnet. Nicht in der Form der Censur, sondern in der leitenden Idee bedarf es der Veränderung. Und im Grunde wird von den meisten Censurzwecken doch kaum ein Drittheil erreicht; die im Auslande erscheinenden erga schedam- und damnatur-Schriften werden doch bei uns in derselben Zahl und in derselben Verbreitung gelesen, als ob sie nicht damnirt und nicht schedamnirt wären. Nehmen wir die probibitirtesten Bücher über Oesterreich vor: Anastasius Grün's „Spaziergänge eines Wiener Poeten" haben drei Auflagen erlebt, und wer da weiß, wie enorm die Hoffmann- und Campe'schen Auflagen sind, der weiß, welche Anzahl von Exemplaren damit in die Welt geschleudert wurden! „Oesterreich und seine Zukunft", dito drei Auflagen! „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege", von Hormayer, zwei Auflagen. Von den „Anemonen" und von Meißner's „Ziska" sind gleichfalls zweite Auflagen bereits angekündigt. Das Verbot solcher Schriften trägt sogar zu ihrem Absatze noch mehr bei. Denn abgesehen davon, daß die Neugierde um so größer ist, verhindert es das Verleihen des Buchs (was mit der Scheda ausdrücklich beabsichtigt ist) und nöthigt zum Ankauf, was das Geschäft des Verlegers um so lucrativer macht. Die Censur hat also von ihrem ganzen bisherigen Verfahren nur zwei Resultate, die Gehässigkeit, die sie der Regierung aufladet, und die Verführung ansehnlicher Capitalien in's Ausland, die dem österreichischen Buchhandel und der damit verbundenen Industrie der Druckereien, Papiermühlen, Schriftgießer, Buchbinder u. s. w. zu Gute kommen könnten. Daß die außerösterreichische Presse für einen mehr als dreifachen Betrag Bücher und Journale nach der österreichischen Monarchie liefert, als da erzeugt werden, ist ohne Uebertreibung anzunehmen. Es ist notorisch, daß von den Geheimnissen von Paris und vom ewigen Juden zwischen 17 bis 19,000

Exemplare nach Oesterreich gingen. Durch diese zwei Werke allein hätte manche Buchhandlung, mancher Papiermüller sich aufhelfen und hundert Menschen in Nahrung setzen können. Dies ist zum Theil schon in Bauernfeld's Pia desideria gesagt worden, hat aber indessen tausend neue Belege gefunden. Wer nicht aus Hartnäckigkeit, aus Leidenschaftlichkeit oder aus Bornirtheit mit den bestehenden Zuständen der öffentlichen Meinung trotzen will, der wird zugestehen müssen, daß die jetzigen österreichischen Censureinrichtungen im Princip wie in der Form gradezu gegen die höhere Politik, gegen die Würde und den Einfluß des Staats, gegen die einfachsten Principien des Civilrechts, der Staatswirthschaft und der Volksbildung fündigen, während mit allen diesen entnervenden Opfern nicht einmal der Zweck, nicht einmal die Hälfte des Zweckes erreicht wird!!

† †.

II.

Aus Paris.

24. März.

Irische Noth und englisches Mitleid. — Wo ist der Communismus berechtigt? — Das russische Anlehen. — Guizot's Stellung. — Nachträgliches zur Kunstausstellung. — Alexander Dumas. — Laube.

Heute fastet England für Irland! Es ist nicht meine Absicht, die Ironie der Zustände, die in diesen paar Worten liegt, herauszuheben. Wenn wirklich England heute in Demuth und Reue an Irland denkt, wenn wirklich England heute aus der Tiefe seines Herzens zu Gott für Irland betete — so würde hierin eine größere Bürgschaft der Versöhnung für beide Länder liegen, als in all den Millionen, die gegenwärtig England vorschießen muß, damit Irland nicht verhungert. Nicht, als ob ich glaubte, daß das Gebet ein thatsächliches Wunder thun würde. Aber es würde die Herzen stimmen, es würde England sagen, was es an Irland schuldet. Seit Jahrhunderten saugt es an dem Marke dieses unheilvollen Landes, bis dasselbe zuletzt zernichtet zu seinen Füßen liegt. Der Geist, mit dem die Leiter der englischen Nation noch heute an Irland denken, ist nicht der der Bruderliebe. Sie haben Angst vor dem hungernden Volke, noch mehr Angst vor der Schmach, die dieser Hunger auf England wirft, die dem Engländer in der Meinung aller Völker heute auf Schritt und Tritt begegnet. Aber wie wenig wahre innere Theilnahme gegen Irland in den höchsten und einflußreichsten Kreisen Englands lebt, das beweisen alle Tage die mitleidlosen und hartherzigen Artikel, mit denen das erste Blatt Englands dem unglücklichen Irland die Almosen, dessen es bedarf, um nicht zu verhungern, hinreicht. Und dieser Geist ist das größte Unglück für England, denn er verpestet sogar seine milden Gaben und empört das irländische Gefühl in doppelter Weise, indem es nie vergißt, daß England die Ursache seiner Noth ist und es ihm in dieser Noth keinen Bissen Brod reicht, ohne zugleich dem Hungernden einen Fußtritt mit in den Kauf zu geben. Sie werden die milden Gaben vergessen, nicht den Fußtritt, der sie begleitet. Und deswegen wäre es gut, wenn dieser Buß- und Bettag mehr als eine Heuchelei oder eine leere Ceremonie wäre. Wir wünschen dies England,

denn der Tag wird kommen, bald kommen, wo es Irland mehr bedarf, als Irland seiner. Die Völker aber mögen aus der Art, wie das hungernde Irland heute an dem Marke des reichen, mächtigen und stolzen Englands nagt, lernen, daß es eine Volksgerechtigkeit gibt, die schon hier auf dieser Erde ihr Urtheil spricht und vollstreckt.

Auch in Frankreich ist die Noth groß, doch hat sie nicht denselben Charakter, wie in England. Es gibt in Frankreich kein herrschendes und beherrschtes, keinen Sieger und besiegtes Volk neben einander. Jeder, der hier leidet, kann immerhin mit Neid auf seinen Nachbarn sehen; aber Niemand hat ein Recht zu sagen: „Du und deine Väter sind Schuld an meinem Elend, denn du und die Deinigen haben die Unserigen ausgesaugt." Deswegen sind auch die communistischen Ansichten nur vereinzelte Erscheinungen, die ohne eigentlichen Boden im Volke nur wie zufälliges Unkraut wurzeln. In Irland herrschen Ansichten von Gütertheilung in jedem Armen, ohne daß er je das Wort Communismus gehört zu haben braucht. In Galizien, in Polen, in Rußland mögen ähnliche Gefühle ziemlich allgemein im Volke wuchern. Aber in Frankreich können sie seit der großen Gütertheilung von 1789 nur als vereinzelte und auch unbegründete Erscheinungen Boden fassen.

Das Elend aber hat dennoch diesen Ansichten in dem gegenwärtigen Jahre vielfachen Vorschub geleistet. Aber gewiß nicht mehr als die Mühe, die man sich überall und allgemein gibt, der Noth zu steuern, wieder doppelt aufzuheben im Stande sein wird. Der Communismus ist in gewisser Beziehung berechtigt, wo die Gesellschaft nicht durchzugreifen die Pflicht übernimmt, überall Schutz gegen unverdiente Noth, gegen augenblickliches Elend einzelner Klassen der Arbeitenden zu bieten. Wo diese Pflicht anerkannt und durchgreifend erfüllt wird, ist der Communismus nicht zu fürchten. Aber auch nur, wo dies geschieht. In dieser Pflicht liegt das Gegenmittel, und es ist fast ein Glück, daß das Hungerjahr dieselbe überall in den Vordergrund gedrängt hat.

Die russischen Millionen kamen unsern Geldleuten ganz wie gerufen. Die Noth war groß und die Hülfe that wohl. Das ist das Hauptgefühl, das unsere Klugdenker belebt. Sie fragen zwar auch nach der Absicht des Kaisers, aber da die fünfzig Millionen gegenwärtig eine nicht zu verachtende Wohlthat sind, und alle Geldleute dabei gewinnen, so kann der Gedanke, daß bei denselben eine tiefere Absicht versteckt liege und daß diese Absicht etwa gegen Frankreich gerichtet sein möchte, nicht recht Boden fassen. Man kann sich zwar eines heimlichen Gefühls des Mißbehagens nicht ganz erwehren, aber die gewonnenen Franken an der Börse lassen dasselbe nicht aufkommen. Deswegen sucht man die Absicht Rußlands außerhalb Frankreich, und bildet sich oft ein, daß sie gegen die preußische Constitution oder die englische Protestation in Bezug auf Krakau gerichtet sei. Preußen und England dürften von Glück noch sagen, wenn Rußland nie anders gegen sie aufträte. Die Angelegenheit ist einfach eine Geldsache, sie zielt und trifft in der Börse von Paris; Rußland besitzt heute die 50 Millionen des Reservefonds der französischen Bank; es kann dazu mit Leichtigkeit noch fünfzig kaufen, denn die Scheine der französischen Bank sind gut und verzinsen sich noch besser. Es ist schwer sein Geld einträglicher und sicherer anzule-

gen. Das ist der alltägliche Nutzen, den Rußland aus diesem Geschäfte grade so gut wie alle Rentner zieht. Im Falle der Noth aber kann Rußland mit seinen 50 oder 100 Millionen die ganze Börse regieren. Läßt es in einem Augenblick der Krisis dieselben mit einigen Opfern und mit Klugheit manövriren, so beherrscht es den Geldmarkt und kann in acht Tagen Zeit den ganzen Credit Frankreichs nach seinen Ansichten lenken. Hierin liegt der Staatsnutzen, den Rußland aus diesem Geschäfte ziehen kann und wird, sobald es seinen Interessen zusagt. Und das soll auf Preußen oder England abgemünzt sein! —

Es gibt Leute genug, die dieses Unternehmen dennoch nicht gerne sehen; es gibt welche, die dadurch überrascht wurden und dabei verloren. Das verursachte in gewissen Kreisen Mißmuth, und daher erklärt sich theilweise die letzte Schlappe der Regierung in der Wahl Herr Leon's de Malville zum Vicepräsidenten der Kammer. Die Regierung steht ohnedies nichts weniger als fest. Die Heirathen, die Auflösung der englischen Allianz, die Krakauer Geschichte, die Vereinzelung Frankreichs, der kritische Zustand Spaniens, werden ihr halbwegs zur Last gelegt. Ein Theil der Majorität ist Anhänger eines gemäßigten Fortschrittes, und dieser Theil bedroht alle Tage die Regierung. Wie lange sie sich in dieser zweifelhaften Stellung erhalten wird, ist die Frage, aber je länger sie zweifelhaft bleibt, desto unabläßlicher führt sie zum Sturze. Ich meinerseits halte denselben für unausbleiblich, und habe diese Ansicht vom ersten Tage der Heirathen an bis jetzt in Allem, was geschehen, bestätigt zu sehen geglaubt.

Der Salon ist nicht reich an schönen und großen Werken. Aber die beiden schönsten und größten sind Herrn Couture's römische Orgie unter den Gemälden; Herrn Glesinger's „Femme piquée par un serpent", die aber nichts als eine sprechende und lebendige Darstellung der höchsten physischen Wollust unter den Bildhauerarbeiten ist. Beides sind Kunstwerke erster Klasse. Was Sie daraus schließen wollen, daß grade diese Stoffe die ersten Künstler begeisterten, überlasse ich Ihrem Gefühle. — Ich mache noch auf die Glasbrennerbilder eines unserer Landsleute, Herrn Karl Hauder (Flüchtling aus Frankfurt) aufmerksam. Sie bekunden die größten Fortschritte auf diesem Felde, sie sind das Beste, was in der neuesten Zeit auf ihm in Frankreich geschaffen wurde, und wir freuen uns, daß die Fortschritte, die hier gemacht wurden, dem Talente und der unermüdlichen Ausdauer eines Deutschen zu verdanken sind.

Sorgen Sie doch dafür, daß die Reise Herrn Alexander Dumas in Spanien übersetzt werde. Deutschland kann daraus Viel lernen, wenn nicht grade irgend etwas über Spanien, — aber, was viel wichtiger ist, wie Herr Dumas eine Omelette kocht; wie sein Sohn Alexander II. Granaten kauft und nicht unterzubringen weiß, weil der Wagen schon überall vollgepfropft; was Herr Maquet thut und treibt, Herr Bauberge denkt und nicht denkt und dergleichen Großthaten mehr. Deutschland würde Unrecht haben, diesen Geistreichthum nicht Wort für Wort brühwarm zu seinem Eigenthum zu machen. — Heinrich Laube ist seit gestern hier. —

J—y.

III.

Aus Berlin.

1.

Die Polemik gegen die Akademie. — Ruge und Prutz. — Bruno Bauer und Jungnitz. — Max Stirner. —

Durch den Austritt Raumer's aus der Akademie, und die Zuschrift der Majorität derselben an ihn, er möge bleiben, hat die Sache nicht grade wesentlich eine andere Wendung genommen. Geschehene Dinge werden nicht ungeschehen gemacht. Ein Anonymus in der Voss'schen Zeitung erklärt, er habe jene Adresse unterschrieben; man müsse, wenn man einen wackern Mann gekränkt zu haben befürchte, seine Höflichkeit gegen ihn verdoppeln — (was man doch mit Worten machen kann! jene Adresse höflich zu nennen, ist wirklich der köstlichste Einfall, auf den die Akademie gerathen konnte); übrigens seien in der Akademie Männer, die früher für die Freiheit gelitten (die Grimm's); die Gegner mögen doch aus ihrer Anonymität hervortreten, und zeigen, was sie dafür gethan, mit welchem Recht sie sich als Vertreter der Menschenwürde gerirten. — Darauf ist zu erwidern: Quisquis praesumitur bonus, donec probetur contrarius. — Einer jener Gegner hat sich in der Vossischen gemeldet: er heiße Klentz; nun möge man urtheilen. — Was kommt es in einer solchen Sache auf die Namen an? wir wollen die einzelnen Mitglieder der Akademie in keiner Weise in ihrem sonstigen wohlverdienten Ruhm beeinträchtigen, wir wollen nur zwei Thatsachen constatiren: 1) die Gelehrsamkeit ist (wenigstens in Deutschland) noch nicht mit dem Gefühl menschlicher Würde verbunden; auch große Gelehrte haben (wenigstens in Deutschland) nicht immer den Tact, die Ehrfurcht vor dem Monarchen von ersterbender Unterwürfigkeit zu unterscheiden; 2) das Volk dagegen hat wenigstens ein Bewußtsein darüber, wenn die Schicklichkeit verletzt wird. — Habt doch endlich, ihr Männer der Wissenschaft, ein Gefühl eurer Würde! bis jetzt habt ihr nur Dünkel. — Auch Theodor Mund ist mit einer Erwiderung gegen jenen Anonymus aufgetreten; wir sind im Ganzen seiner Ansicht, nur in zwei Punkten müssen wir von ihm abweichen. Einmal nämlich verlangt er von den Gelehrten, sie sollten ihr Betragen nach der Meinung des Publicums einrichten; das wäre ein trauriger Grund, sich würdig zu betragen; wer in sich selbst nicht das Gefühl der Menschenwürde trägt, wird sie dem Publicum nicht absehen. Sodann tadelt er das vermeintliche Regierungs-Organ, den Rheinischen Beobachter, wegen der Indiscretion, mit der er jene Adresse veröffentlicht habe. — Aber was bleiben denn der Regierung für Waffen gegen die öffentliche Verläumdung! Die fabelhaftesten Gerüchte waren im Umlauf; die Akademie habe sich auf das ehrenwertheste benommen, der Professor Encke, der bekanntlich auf Raumer's Ausschließung antrug, gehörig zurechtgewiesen, Raumer's Sache entschieden für die ihrige erklärt u. s. w. Die Akademie that nichts, diesen Gerüchten zu widersprechen; ich will nicht behaupten, daß sie dieselben direct unterstützt habe. Was bleibt, frage ich noch einmal, der Regierung übrig, als die Acten vorzulegen! Wunder-

barer Liberalismus, der Ansprüche auf Heimlichkeit macht! Jener Schritt war, seiner Natur nach, ein politischer; er gehörte der Oeffentlichkeit an. — Nun aber auch genug von dieser Geschichte; ungeschehen sind geschehene Dinge nicht zu machen; wohl aber in Vergessenheit zu bringen durch verständiges Betragen.

Ich erwähnte in meinem vorigen Brief der kleinen Schrift, in welcher sich Prutz gegen Ruge der deutschen Nationalität angenommen hatte. Ruge hat nun geantwortet in seinen politischen Bildern („Auch ein Politiker"). Diese Antwort ist sehr elegant und geistreich geschrieben, sie bewegt sich aber leider fast ausschließlich in Persönlichkeiten. Mit Vergnügen entnehmen wir übrigens daraus die Erklärung, daß jene so heftig angefochtene, leidenschaftliche Aeußerung in den deutsch-französischen Jahrbüchern über Deutschland keineswegs die wirkliche Meinung des Philosophen hat vorstellen sollen, sondern daß sie einem „kleinen Drama" angehört, in welchem Ruge zwei entgegengesetzte Ansichten in dialektische Bewegung gesetzt hat. Auch soll jene Aeußerung deutsche Kunst, Wissenschaft u. s. w. nicht treffen. — Prutz verläßt uns übrigens in einigen Tagen, um nach Halle, und von da nach Hamburg zu gehen, wo er als Dramaturg angestellt ist.

Die ehemalige Coterie der Freien ist zerstoben; wo sind jene Zeiten hin, da man im Spiel die Welt über den Haufen zu werfen meinte! Ein so kurzer Zwischenraum, und wie hat sich seitdem der Geist umgestaltet! — Buhl und Edgar Bauer sitzen in Magdeburg, in unausgesetzten, hoffnungslosen Krieg mit ihren Aufsehern verwickelt; Bruno Bauer schaut von einsamer Höhe auf die Cultur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts herab, und beweist von jeder Einzelheit, die ihm gerade aufstößt, daß sie nothwendig und — nichtig sei. Ich fürchte, daß dieser glänzende Geist sich bereits überlebt hat; das Feuer der Begeisterung ist erloschen, und daß er zur Darstellung, zur Geschichtschreibung kein Talent hat, werden nachgerade auch seine leidenschaftlichsten Verehrer einräumen. Zur Geschichtschreibung gehört zunächst, daß man zu erzählen weiß; und wie kann einer erzählen, der „in dem Strom der Zeiten ewig nur sein eigen Bild anschaut"? — Viel mehr Talent zur Darstellung hat ein junger Freund desselben, Jungnitz, der leider sich schon zu sehr in das Netz der Kategorien verfangen hat, mit denen sein überlegener Verbündeter ihn umstrickt. Es macht mitunter einen rührenden Eindruck der Naivetät, wie „die Kritik", wenn sie etwas Neues lernt, behauptet, die Welt lerne es jetzt. Wenn z. B. Jungnitz in seiner Geschichte der Revolution von 1787 bis 1788 ganz richtig nachweist, daß die versuchte Revolution von der Regierung, die Reaction dagegen von den ständischen Instituten ausging, so posaunen das seine Verehrer der Welt als eine neue Entdeckung aus, während in der Welt, die durch die Schule gegangen, sich wohl wenige finden würden, die es nicht wüßten. — Ein anderer Schriftsteller dieser Schule des Nihilismus, Max Stirner, der Verfasser des Medis: der Einzige und sein Eigenthum, hat im Leben sein Princip des Egoismus nicht mit besonderm Erfolg durchgeführt, weil er eben nur davon geträumt, nur in Abstractionen damit gespielt, in logischen Visionen damit gerungen hat. Vor einiger Zeit setzte er in der Voss'schen Zeitung Berlin durch die Aufforderung in Erstaunen, ihm auf Personalcredit 500 Thaler zu leihen, er, der gegen alle

Begriffe des Rechts, der Pflicht, der Treue, ein so leidenschaftliches Manifest in die Welt geschickt! Seine Theorie spukte nur in seinem Kopf, sie war nicht in seinem Herzen; er ist kein Egoist, sondern ein liebenswürdiger, gemüthlicher deutscher Schwärmer, der seine Sehnsucht zur Abwechselung einmal auf das reine Ich gewendet. — Aber zugleich ein geistreicher Mensch, ein Poet, wenn auch ein verdorbener. Max Stirner, denke ich, hat noch eine Zukunft. Möge er bei seiner Begeisterung für das Recht der Freiheit sich nicht den Fesseln einer ehemaligen Schrulle, dem falschen point d'honneur der literarischen Consequenz hingeben. Die gute Sache der Freiheit fordert Gemeinsamkeit Aller, die für Ideen empfänglich sind; möge er sich derselben nicht entziehen. Seine Idee war der romantische Egoismus, im Gegensatz gegen den wirklichen; möge er nach dieser verunglückten Emeute gegen den Liberalismus zur alten Fahne zurückkehren.

— **Neukölln.** —

2.

Revolutionär und conservativ. — Die Krakauer Frage. — Ruge gegen Julius. — Die Zeitungen. — Zeitungshalle und Conditoreien. —

Sie haben durch ein Redactions-Fragezeichen Ihren Unglauben an die revolutionären Tendenzen der „Zeitungshalle" und ihres Redacteurs angedeutet. Es hat damit folgende Bewandtniß; der Grundsatz der Revolution, im Gegensatz der Legitimität, ist: die Macht ist das Recht; mit andern Worten, das Recht ist ein flüssiger Begriff, welcher mit den Zeitumständen sich verändert, ein ideeller Hauch des Lebendigen, der kein Leben für sich selbst hat. Die Legitimität dagegen betrachtet das Recht als etwas Festes und Heiliges, dem sich das Lebendige zu fügen habe. In der angeregten Frage, der Einverleibung Krakaus, stellte sich der Staat der Revolution auf den Rechtsboden: die Umstände mögen sein, welche sie wollen, sie können das Recht nicht aufheben; das Recht kann nur auf rechtliche Weise aufgehoben werden. Allerdings fuhr die revolutionäre Partei in Frankreich weiter fort: es ist nun aber auf eine unrechtliche Weise aufgehoben, von der legitimen Partei selbst; wir sind nun in den Zustand der Gewalt zurückgetreten, so wollen wir denn unsrerseits thun, was das Herz begehrt, und nach dem Recht nicht fragen. Kein Staat, sagte Guizot, in Uebereinstimmung mit der Adreßcommission, kann bestehende Verträge verletzen, ohne eben dadurch den andern Contrahenten das Recht zu geben, ihrerseits nur ihren Nutzen, nicht das Recht in's Auge zu fassen. — Die Zeitungshalle, wie einige liberale Blätter, vertheidigte das Verfahren der heiligen Allianz, aber mit dem Grundsatz der Revolution: Verträge binden nur so lange, als die Zeitumstände für sie passen; die Macht der Geschichte steht über dem geschichtlichen Recht. Mit andern Worten: Jeder Vertrag enthält stillschweigend die Clausel, daß man ihn bei passender Gelegenheit sich vorbehält ihn zu umgehen. — Wenn daher der Janus sich in dieser Frage gegen die Ansicht der drei Regierungen aussprach, und namentlich diese Gründe — als revolutionär — entschieden verwarf, so war er darin in seinem Recht. Die conservative Partei kann einen Grundsatz nicht anerkennen, durch welchen sie sich selbst aufheben würde. — Ueberhaupt kann

man die Ansichten der Zeitungshalle, so sehr sie im Resultat mit denen der conservativen Blätter übereinzukommen scheint, dennoch sehr wesentlich von ihnen unterscheiden. So wie die Apostaten vom Protestantismus — Schlegel u. s. w. — trotz ihrer Begeisterung für das Princip der allgemeinen Kirche dennoch auf protestantischem Boden bleiben: — denn die aus der Reflexion hergeleitete Anerkennung des Alten steht Freiheit voraus, und ist nicht im Entferntesten mit dem unbedingten Gehorsam, dem eigentlichen Princip der Kirche zu verwechseln — so bleibt der Liberale, wenn er durch die Consequenzen seines Princips zum Entgegengesetztesten fortgetrieben ist, immer ein verkappter Jacobiner. Arnold Ruge sagt von Julius: Sie sind nicht zum Feinde übergelaufen, sondern Sie haben aus Ihrem Studium der Jesuiten gelernt, Sich herüberzuwinden. Dieser Ausspruch ist unrichtig, wenn darin ein Vorwurf gegen die Redlichkeit des ehemaligen Redacteurs der Leipziger Zeitung enthalten sein soll; aber die sehr richtige Bemerkung, daß die Ideen der Freiheit, so lange sie nur im Verstand bleiben, und nicht in's Herz übergehen, unfruchtbar sind; daß die Speculation, welche sich nicht der Gesinnung und des Charakters bemächtigt, nicht Stich hält, ist allerdings zu beherzigen.

Wie dem auch sei, Julius hat sich durch Gründung seiner Zeitungshalle ein unbestreitbares Verdienst um Berlin erworben. Der politische Theil seines Blattes ist schwach; dafür ist der Besprechung der eigentlich innern Angelegenheiten ein sehr reichhaltiges Feld eröffnet, das nicht verfehlen kann, seinen Nutzen zu haben. Auch trägt selbst das Pikante und Paradoxe in den Ansichten des alten Hegelianers dazu bei, der Berliner Schlaffheit und Blasirtheit zu imponiren, sie aus ihrem gewohnten Schlendrian aufzustacheln und wenigstens Aufmerksamkeit zu erregen. — Das Berliner Bürgerblatt von Hermes, weiland Employé bei der Preußischen Staatszeitung, wird, nach der Probenummer zu urtheilen, einen versöhnlichen Charakter tragen, und zwischen den Liberalen und der Regierung vermitteln, doch mehr, wie es scheint, im Sinne der letztern. Es kommt in der That für den Augenblick nicht so sehr darauf an, in welchem Sinne die Zeitblätter redigirt werden, wenn sie nur überhaupt die Ereignisse ausführlich besprechen; der politische Sinn, das freie und vernünftige Urtheil werden sich schon mit der Zeit bilden, wenn die Masse nur erst des Factischen mächtig ist. Darin ist auch die gute Vossische nicht ohne Verdienst; noch anerkennenswerther ist die kleine Staffette, die freilich urtheilt, wie es ihr gerade einfällt, schlecht und recht, ex aequo et bono; aber sie urtheilt! und immer mit einer gewissen plastischen Anschaulichkeit, wie es für das Publicum paßt, daß ein so reich ausgestattetes Organ, wie die Allgemeine Preußische Zeitung so wenig für die innern Angelegenheiten thut, ist jedenfalls zu beklagen; nichts würde auf das Volk bildender einwirken, als ein mit Einsicht und Tact redigirtes, durch äußere Hülfsmittel gehobenes conservatives Blatt. Der Rheinische Beobachter und die Zeitung für Preußen können das nicht leisten, theils weil ihnen die Mittel fehlen, theils weil die Farblosigkeit ihres Servilismus Alles zurückstößt, und einzelne Wahrheiten, die man doch immer findet, in Schatten stellt. Der Janus, der viel besser redigirt wird, findet fast gar kein Publicum.

Da ich von der Zeitungshalle spreche, so will ich auch Einiges über das

mit ihr verbundene Leseinstitut gleiches Namens hinzufügen. Es hat sich bis jetzt eines zahlreichen Zuspruchs erfreut, und man konnte darin nicht allein die Physiognomie der verschiedenen Literatenbärte studiren, sondern die Gelehrsamkeit, das ehrsame Berlinerthum und der Heroismus hatten gleichfalls ihre Vertreter. Merkwürdiger Weise hat dieses dem Besuch der übrigen Lesecabinette, d. h. der Conditoreien keinen Abbruch gethan; bei Stehely und Spangapani wenigstens erfreut man sich in den passenden Stunden noch immer des Mangels an Raum, wie ehemals, das ist überhaupt die Erbsünde Berlins; auch die Zeitungshalle, so großartig sie dem Anschein nach angelegt ist, leidet daran; Lesezimmer reichen für das Bedürfniß Berlins nicht aus. In der orientalischen Ausstattung des Instituts liegt übrigens etwas weit ihrem Zweck Widersprechendes; diese bunten Divans, die vergoldeten Leisten, die mit grünen Guirlanden umzogenen Candalaber machen den Eindruck eines Weihnachtstisches; diese schweigsam ernste Lectüre gesetzter Männer macht sich in dem bunten Wesen gar zu sonderbar. Im Sommer hat Julius muthmaßlich eine bedeutende Abnahme seines Publicums zu gewärtigen, denn es wird in den Zimmern vor Hitze nicht auszuhalten sein. Die eigenthümlichste Zierde der Lesehalle ist das Damenzimmer, mit den nöthigen Goldfischchen u. dergl. ausgestattet; und hin und wieder sieht man wirklich eine Dame sich in die Geheimnisse der europäischen Cabinette vertiefen und den süßen Brei dazu einschlürfen, den man hier abusive Chocolade nennt, entweder unter dem sichern Schirm ihres Gatten eingeführt, oder auch im freien Selbstbewußtsein. Die Dienerschaft, ungefähr wie die Krollsche gekleidet, hat im Allgemeinen das herablassende, schlaff-wohlwollende, selbstbewußte Wesen des Vollblut-Berliners. Zuweilen fliegt Julius im blauen Schlafrock mit ungestümer Heftigkeit an dem lesenden Publicum vorüber, ergreift eilig einige Zeitungen, wirft sie weg, sieht scheu um sich, ergreift sie wieder, und ist spurlos verschwunden; Keiner weiß, was aus ihm geworden ist. Abends wird in den Rauchzimmern geplaudert, aber nicht viel und leise; der Berliner ist nicht mittheilsam. Einmal hatte ein Spaßvogel den Hahn der Gasleitung umgedreht und das gesammte Publicum sah sich in ägyptische Finsterniß versetzt.

— Neukölln. —

3.

Behandlung der gefangenen Polen. — Die Spener'sche Zeitung. — Simon und seine Gegner. —

Die Untersuchungen in dem Polenprocesse sind, Dank der rastlosen und geistvollen Thätigkeit des Staatsanwaltes (Geheimrath Wenzel), zum großen Theile beendigt und etwa einhundertfunfzig Polen warten hier im Gefängnisse ihr Urtheil ab. Ihre Familien sind ihnen nach Berlin gefolgt, und die Zahl der anwesenden Polen ist so bedeutend, daß die Polizei es nöthig erachtet, ein Augenmerk auf ihr Thun und Treiben zu haben. Alles aber, was man über die harte Behandlung der gefangenen Polen berichtet, ist eine grundlose Fabel, zu der wohl das Gebäude Anlaß gegeben hat, in welchem sie untergebracht worden sind. Es ist dies das neue Gefängniß vor dem neuen Thore, welches zu einem Zellen-

gefängniß nach pennsylvanischem Systeme eingerichtet werden soll, bis jetzt aber noch unbeendet ist. In diesem Gefängniß befinden sich die Polen, jedoch ohne daß eine der pennsylvanischen Maßregeln auf sie angewendet würde. Sie sehen ihre Frauen und Kinder; die Gefangenen sind den Tag über zu zweien beisammen, man sieht sie Schach spielen, lesen und schreiben; es kommt auch täglich der Diener einer hiesigen Leihbibliothek hinaus, der sie ganz nach ihrem Wunsche mit Büchern versorgt; kurz es geschieht Alles, was sie vernünftiger Weise verlangen können, und der Vorwurf unbilliger Härte, den man der preußischen Regierung macht, ist glücklicher Weise ein ganz unverdienter.

Um so mehr fällt es auf, daß die Behörden nichts dagegen thun, ihn zu entkräften, da sie sonst die Zeitungen benutzen, um anonym ihre Ansichten geltend zu machen. Die leitenden Artikel, die die Spener'sche Zeitung über das Patent vom dritten Februar und ähnlich wichtige Gegenstände bringt, und die mit der Chiffre S. l. unterzeichnet sind, kommen von oben herab, und ein bekanntes Witzwort fragt, ob das St. „im Namen der Sanctae Trinitatis" bedeute, oder das Salvo Titulo bezeichne, das man auf die Adressen setzt? Bei dieser Anonymität aber hat sich neuerdings der sonderbare Fall ereignet, daß die Censur jene Artikel, welche auf hohen Befehl geschrieben sind, zu liberal, dem constitutionellen Wesen zu günstig fand und solche Aenderungen damit vornahm, daß grade das Gegentheil von dem gesagt ward, was man zu sagen beabsichtigt hatte.

Gegen das Werk des Stadtgerichtsrath Heinrich Simon, das Patent vom dritten Februar betreffend, ist hier unter langem Titel eine Broschüre erschienen, als deren Verfasser man den Geheimen Obertribunalrath Heppe bezeichnet. Das Werk soll keineswegs alle Zweifel entkräftigen. Das Auffallendste an demselben ist aber, daß es überhaupt erschienen ist und öffentlich verkauft wird, da in Preußen gesetzlich jede Besprechung verbotener Schriften untersagt ist *). Am Ende sollte man gar erwarten, daß zugleich mit einer Untersuchung gegen Simon, welche, wie man sagt, bei dem Breslauer Oberlandesgerichte eingeleitet werden soll, eine zweite Untersuchung gegen seinen Gegner angestellt werde und daß so — wie bei dem jüngsten Gerichte — Freund und Feind neben einander in die Wagschale gelegt werden.

— K. M. —

IV.

Aus Frankfurt am Main.

Kirchengeschichten. — Öffentlichkeit auf dem Stadtamte und in der gesetzgebenden Versammlung. — Die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste. — Sparkasse. — Theater und Concerte. — Vorlesungen.

Unser öffentliches Leben hat in diesem Winter einige nicht unbedeutende Schritte vorwärts gethan. Von der sehr bewegten Versammlung in Sachen der

*) Auch die Kölnische Zeitung brachte in Nr. 89 eine ausführlichere Besprechung des Buches von Simon, wobei Titel und Autor ohne Umschweife genannt sind.

D. Red.

Gustav-Adolph-Stiftung, wo Rupp's Ausschließung mit bedeutender Majorität mißbilligt wurde, ist genug gesprochen worden. Was in jener Versammlung von einem verhältnißmäßig kleinen Theile der hiesigen Einwohner und einigen Hülfstruppen vom Lande entschieden wurde, blieb noch lange der Gegenstand allgemeiner Unterhaltung in allen Kreisen der Gesellschaft, so daß die ganze Stadt sich in bestimmte Lager absonderte und durch Principsgleichheit, wie durch Wahlverwandtschaft, Katholiken und orthodoxe Lutheraner auf der einen und Rationalisten und katholische Sektirer auf der andern Seite in Verbindung traten. Gegenwärtig ist dies übrigens wieder ziemlich verwischt und der übergeschwollene Strom religiöser Parteiung wieder in sein Bette getreten; — doch sagt man, daß eben jene Abstimmung, wobei ein hiesiger Candidat, der in der Nähe der Abgesandten des Montagskränzchens (einer Gesellschaft, die sich eine Reform, wenn nicht den Umsturz der jetzigen kirchlichen Verhältnisse zum Ziel gesetzt zu haben scheint) saß und in deren Sinne stimmte, in den Verdacht kam zu jener Gesellschaft zu gehören, und bei einer vor Kurzem hier vorgekommenen Pfarrwahl, obwohl er einer der älteren ist, grade deswegen von unserm Consistorium bei dem Vorschlage übergangen worden sein soll.

Etwas Anderes, welches das öffentliche Leben mehr direct berührt, ist der von der gesetzgebenden Versammlung (bekanntlich eine zu einem Viertel aus dem Senate und zu drei Viertel aus der übrigen Bürgerschaft gewählte Körperschaft, die dem Senate in Beziehung auf Gesetzgebung, Besteuerung, Verträge und Bewahrung der Verfassung die Wage hält) ausgehende Antrag, sowohl auf Oeffentlichkeit ihrer eignen Berathungen, als auch auf die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, wenigstens bei dem Gerichte erster Instanz (dem sogenannten Stadtamte), welcher Antrag mit 71 Stimmen gegen eine angenommen wurde und allgemeinen Anklang mit dem ersterwähnten fand und gegenwärtig dem Senate zur Genehmigung vorliegt.

Diesen vorbereitenden Bestrebungen nach Oeffentlichkeit schließen sich einige praktische Versuche an, unter die in erster Linie die Bekanntmachung des bis jetzt immer geheimgehaltenen sogenannten status exigentiae oder des Ausgabe-Budgets von Seiten eben jener gesetzgebenden Versammlung zu rechnen ist, auf der andern Seite die erwähnte Generalversammlung der Gustav-Adolph-Stiftung und die in letzterer Zeit abgehaltenen Berathungen der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste — oder, wie sie eigentlich heißen sollte, des allgemeinen Wohls — zu zählen sind. Letztere Versammlungen waren jedesmal von mehrern hundert Theilnehmern besucht und sowohl von schlichten Handwerkern, als von Senatsgliedern und Doctoren der Jurisprudenz wurden Reden gehalten.

Es handelte sich aber auch dabei um nichts Geringes, sondern um Das, was vornehmlich in einer Handelsstadt nicht für leicht geachtet wird, — um das Geld. —

Die sogenannte Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften hat es sich nämlich zur Aufgabe gestellt, aus Privatmitteln allerlei allgemein nützliche Anstalten in's Leben zu rufen; sie hat eine Sonntagsschule, eine Gewerbsschule, eine Blindenanstalt, einen Gewerbverein, ein Institut für Garten- und Feld-Cultur, ein Gleiches zur Beförderung des Wohlverhaltens

der Dienstboten, eine Stiftung zur Unterstützung ärmerer Talente und endlich auch eine Sparkasse gegründet. Alle diese Institute sind aus kleinem Anfange allmälig zu größerer Bedeutung gelangt, und so hat die Sparkasse nach mehr als 20-jährigem Bestehen einen Reservefond von nahe an 130,000 Fl. angehäuft. Diese Letztere hat vor den übrigen Instituten in sofern eine exceptionelle Stellung, als sie zu ihrem Bestehen nicht nur der Beiträge der Gesellschaft nicht mehr bedarf, sondern, wie der genannte Fond zeigt, jährlich eine nicht unbedeutende Summe zurücklegt. Da nun die Direction dieser Anstalt sich selbst ergänzt, in sofern die Gesellschaft blos aus den von der gegenwärtigen Direction vorgeschlagenen Mitgliedern den Ersatz für die abgehenden Directoren wählen kann, so hat man schon seit längerer Zeit ein Streben wahrgenommen, sich von der Gesellschaft gänzlich unabhängig zu machen. Dies und das immer mehr sich vergrößernde Capital des Reservefonds war die Veranlassung, daß die Gesellschaft auf eine Aenderung der Statuten dieser Anstalt drang. Die Berathungen über den von einer besonders gewählten Commission ausgearbeiteten Statutenentwurf bildeten den Gegenstand der obenerwähnten Verhandlungen. Der Statutenentwurf war im Sinne der jetzigen Sparkassendirection ausgefallen, fand aber eine bedeutende Opposition. Trotzdem gelang es, den Artikel über den Wahlmodus der Directoren, der dem früher bestandenen analog war, durchzubringen. Anders aber war es in Beziehung auf diejenigen Paragraphen, die den Reservefond betrafen. Die Commission ganz absehend von der früher einmal in diesen Blätterm niedergelegten Ansicht, daß die erübrigten Gelder den jetzigen und zukünftigen Einlegern durch Erhöhung des Zinsfußes zu Gute kommen müßten, hatte es nur darauf abgesehen, den Reservefond soviel als möglich zu vergrößern. Die Opposition dagegen ging von der Ansicht aus, daß das Verhältniß der Sparkasse zu den Einlegern ein freiwilliger Vertrag sei, wonach die Letztern nichts als ihr Capital in 3 % Zinsen ansprechen könnten, daß sonach der gesammelte Reservefond, wenn auch zur Deckung allenfallsiger Verluste bestimmt, doch an und für sich selbst Eigenthum der Gesellschaft sei und folglich die aus ihm gewonnenen Zinsen zum Besten der Institute, die ja alle die Hebung der ärmern Klassen im Auge hätten, angewendet werden dürften. Nach langem heftigen Kampfe trug die Opposition den Sieg davon, jedoch nur mit einer geringen Majorität, da Viele, um der Partei der Sparkassenverwaltung ein Zugeständniß zu machen, auf daß nicht mehrere dieser besonders hierzu geeigneten Directoren zum Austritte veranlaßt würden, gerne einen Mittelweg eingeschlagen hätten, welcher darin bestand, die Zinsen nur so lange in Anspruch zu nehmen, als der Reservefond, wie gegenwärtig, 10 % des Einlagecapitals überschritten hätte.

Wie gesagt, die Opposition erhielt den Sieg, aber nur auf kurze Zeit, da in der folgenden Generalversammlung (ein merkwürdiger Fall in den Annalen einer Gesellschaft!) der Antrag, eine Commission zu wählen, welche Vorschläge zur Vermittlung entgegennehmen und selbst entwerfen solle, durchging; wodurch also der frühere Beschluß factisch wieder aufgehoben wurde. Welche Vorschläge nun gebracht und angenommen werden, wird die Zeit lehren und ich werde nicht ermangeln, darüber zu berichten.

Concerte und Theater haben in diesem Winter eine eigenthümliche Richtung

genommen, daher auch einige Worte hierüber. Die Zeit der Virtuosen-Bewunderung scheint für Frankfurt vorüber; es kamen nur wenige Concerte, und diese wenigen waren kaum besucht. Dagegen war es eine für die wahren Musikfreunde erfreuliche Erscheinung, daß eine Serie von Abendunterhaltungen, in welchen regelmäßig drei klassische Streich-Quartette aufgeführt wurden, sich halten konnte und sogar eifrig besucht wurde, so wie auch ähnliche Soiréen für Clavier-Trios und Quartetten unter Mitwirkung eines Rosenhayn Beifall fanden. Das Museum bewegte sich in bekannter Weise fort, scheint aber mit Ende dieses Winters für immer eingehen zu wollen.

Auch unser Theater hat ein ernsteres Streben gezeigt; neuere italienische Opern sind gar nicht mehr einstudirt, die frühern kaum noch wiederholt worden, dagegen erschienen Gluck's „Iphigenie", Mozart's „Idomeneus" und andere klassische Gebilde der deutschen Oper von Neuem einstudirt auf der Bühne. „Struensee", von den beiden Beer's wurde freundlich aufgenommen und fleißig besucht und Laube erlebte hier den Triumph, daß seine „Karlsschüler" sich selbst eine glänzende Bahn brachen. Trotz aller günstigen Berichte, auf die man in neuerer Zeit hier nichts mehr geben will, war die erste Aufführung kaum besucht, aber die zweite und die folgenden machten jedesmal ein überfülltes Haus. Zur letzten, Mittwoch, den 17. März war der Dichter, auf einer Durchreise nach Paris begriffen, selbst zugegen, und wurde von den begeisterten Zuschauern dreimal gerufen. Die „Familie" von Ch. Birchpfeiffer und das Lustspiel: „der Vetter" haben ein freundliches Publicum gefunden.

Alles dies deutet auf ein regsames geistiges Leben hin und es ist daher nicht zu verwundern, daß auch sonstige literarische Bestrebungen unterstützt werden. Herr Dr. Heiden hatte zu seinen Vorträgen über neuere Geschichte ein so zahlreiches Auditorium, daß er sich genöthigt sah, jede Vorlesung zweimal in der Woche zu halten.

Die Vorlesungen des physikalischen und geographischen Vereins sind ebenfalls in diesem Jahre besuchter als früher. In letzterem las Dr. Bagge über seine Reise nach der Türkei und Egypten, was allgemein interessirte. Andere Vorlesungen zogen nicht minder an, so diejenigen des Herrn Dr. Stricker, desselben Gelehrten, der gegenwärtig als Zugabe zu Molten's Weltkunde ein höchst interessantes „Archiv zur Kenntniß des deutschen Elementes in allen Ländern der Erde" herausgibt.

Leo Att.

V.

Aus Wien.

1.

Akademie und Studienplan. — Die böhmische Hofkanzlei. — Baron Kubek. — Die böhmisch-sächsische Eisenbahn. — Das Verpachtungssystem bei Bauten. — Der Gewerbeverein.

Für das Doppelgespann zur Weiterbeförderung unseres geistigen Lastwagens — ach, der Geist ist für Viele eine gar so schwere Last und strebt doch schneller

weiter, als diesen Vielen lieb ist — scheint man noch immer das rechte Geschirr nicht finden zu können, – die Akademie der Wissenschaften nämlich und der neue Studienplan sind noch immer — — „Gegenstand sorgfältigster Erwägung", wie es im euphemistischen Kanzleistyl gewöhnlich heißt. Die Akademie sprang längst ganz fertig, wenn auch nicht wie ihre Schutzpatronin St. Minerva, aus Jupiters Haupt, so doch von der Einweihungstribüne des Franzensmonument herab; die Pläne der Studienreform waren ebenfalls damals schon, nach aber- und abermaliger Berathung, definitiv redigirt, und doch stehen oder vielmehr liegen beide Angelegenheiten noch am alten Platze bei der Hofkanzlei, die doch am besten wissen sollte, wie sehr noth es thut, auch auf geistigem Gebiete eine Erlösung von der bisherigen Robot in unsern Schulen, Gymnasien und Universitäten zu bewirken. Gewiß, Napoleon hatte, wie in Anderem so oft, auch darin unrecht, wenn er blos von den Deutschen sagte: sie kennen den Werth der Zeit nicht; denn auch bei unserer Hofkanzlei, die bekanntlich noch immer den Beinamen die „vereinigte böhmische" führt, scheint man es mit dem Werthe der Zeit nicht so genau zu nehmen. Es liegen dort nicht blos jene erwähnten Verhandlungen so lange, sondern noch ganz andere, nur materiell, nicht aber principiell wichtige Dinge, und noch viel länger; so z. B. wurde von selber vor 20, sage zwanzig Jahren, nach vorausgegangenen mehrjährigen Verhandlungen, der Platz zu einem neuen Irrenhause für Wien ausgemittelt, da das Vorhandene damals schon einen schreienden Gegensatz zu den übrigen derartigen Musteranstalten Oesterreichs — bekanntlich Josephinische Schöpfungen — bildete, und doch ist man damit jetzt noch erst so weit, daß man vor mehrern Wochen erst den Promodikus Radherny aus Prag hierher berief, um den dem dortigen neuen, musterhaft organisirten Irrenhause nachgeformten Plan hier bei der Hofkanzlei zum Vortrag zu bringen*). Ungleich rascher als bei dieser Behörde geht's aber seit Kübel's Präsidium bei der Hofkammer. Ob dies wohl daher rührt, daß bei der Hofkammer Alles deswegen schneller herunter kömmt, weil sie in der Johannisgasse, also viel tiefer liegt, als das Niveau der Hofkanzlei in der Tripplingerstraße, oder weil, wie Viele meinen, es überall in Kammern überhaupt anders ist, als in Kanzleien — darüber zu entscheiden, will mein beschränkter Unterthansverstand sich nicht vermessen; einen neuen erfreulichen Beweis aber der Raschheit, mit welcher bei der Hofkammer selbst die umfangreichsten Verhandlungen in kürzester Zeit zum Ziele geführt werden, lieferte Baron Kübek eben jetzt wieder in der Art der Abmachung des wichtigen Geschäfts wegen Vollendung der nördlichen Staatsbahn bis zur sächsischen Grenze. Von dieser für die Monarchie und deren Beziehungen zu dem übrigen Deutschland so wichtigen Bahn, von Prag aus beinahe 19 Meilen Länge, war bisher erst kaum der sechste Theil in Angriff genommen, und durch den etwas lauen Betrieb schon die Besorgniß rege geworden, daß diese 1850 zu befahrende Trace Verzögerungen erfahren und bis dahin zu vollenden nicht mehr möglich sein dürfte. Kaum aber hatte sich kürzlich als gewiß herausgestellt, daß der Unterbau der sächsischen Strecke von Dresden bis zur Grenze schon im Jahre 1849 vollendet sein werde, so sorgte Baron Kübek, selbst bei der jetzigen, aller

*) Wir verweisen auf den folgenden Brief. D. Red.

Orten äußerst schwierigen Lage des Geldmarktes, für die Sicherstellung der finanziellen Mittel, um auch diesseits den Bau rascher fördern und mit der sächsischen Strecke, obwohl die dortige Aufgabe in jeder Beziehung eine ungleich geringere, gleichzeitig das Ganze zu vollenden. Neben den finanziellen Erfordernissen war es aber bei den colossalen Terrainsschwierigkeiten, welche die steilen Elbufer auf der diesseitigen Strecke meilenlang bieten, eine nicht minder große Aufgabe, auch die technischen Kräfte sicherzustellen, damit dieser riesige Bau ohne Gefährdung der nöthigen Solidität und doch in der anberaumten so kurzen Zeit vollendet werde. Doch gelang es auch hierin der Energie unseres Eisenbahnchefs, an den Erbauern der musterhaft ausgeführten Olmütz-Prager Strecke und des großartigen Prager Bahnhofes, Gebrüder Klein u. Lahna, tüchtige Werkzeuge für die Ausführung seiner Pläne sich zu sichern und selbe dahin zu verpflichten, daß der Unterbau von Prag zur Elbe im Jahre 1848, von da bis zur sächsischen Grenze aber, und somit die ganze Länge der Bahn im Sommer 1849 vollendet sei — eine in der That riesige Aufgabe, die dem muthigen Unternehmungsgeiste Ihrer böhmischen Landsleute alle Ehre macht.

Dieses Resultat — schon höchst erfreulich wegen der nunmehr gegen alle Bedenken unserer Isolirungsmänner gesicherten baldigen — und so Gott will, nicht blos materiellen — Verbindung mit Deutschland, bietet aber auch noch eine andere erfreuliche Seite, da dabei ein bedeutendes Stück Schlendrian über Bord geworfen wurde. Vergeblich beklagte man bei uns nämlich seit lange schon das bisherige System der Verpachtung öffentlicher Bauten im Concurrenzwege, wo selbe immer dem Mindestverlangenden überlassen wurden, ohne Rücksicht auf die Garantien für die Erfüllung der übrigen ungleich wichtigern Zwecke, als die der bloßen Wohlfeilheit. Man hatte sich längst überzeugt, daß es nicht gut sei, Letztere als Hauptsache zu betrachten, auf Kosten der soliden, dauerhaften Ausführung, die allein den wahren Maßstab auch der wahren Oekonomie bildet, und eigentlich die wohlfeilste ist für den Staat, da dieser immer Eigenthümer seiner Bauten bleibt, daher bei deren Ausführung nicht die scheinbare Wohlfeilheit in der geringern Ziffer der Kostensumme, sondern ganz andere Rücksichten haben muß, als Private, die so oft auf den Wiederverkauf ihrer Herstellungen speculiren und daher nur darauf denken, die möglichst geringe Summe aufzuwenden. Obwohl aber durch mancherlei Erfahrungen über die Nachtheile des bisherigen Verpachtungssystems, besonders bei Staatsbauten von ungewöhnlich großem Umfange, längst belehrt, ward dasselbe doch durch die bei uns besonders große Macht der vis inertiae beibehalten, und man berief alle Welt zur Mitbewerbung selbst bei Unternehmungen von solchem Umfange und Schwierigkeit der Ausführung, wo dies jedem Sachkundigen als zwecklose Form erscheinen mußte, weil nur Einzelne, durch frühere Leistungen als solchen Aufgaben gewachsen erprobt, im Stande waren, die nöthigen materiellen und moralischen Garantien für vollkommen entsprechende Lösung derselben zu bieten, Andere aber sich nur deswegen den Schein gaben, als Bewerber aufzutreten, um Abfindungssummen von den wirklichen Erstehern zu erpressen. Diese unwürdige Speculation, hier leider selbst von Männern betrieben, die ihr Vermögen nach Millionen zählen, mußte aber in letzter Instanz immer doch die Staatskasse bezahlen, sei es nun durch die Summe oder durch die min-

der dauerhafte Ausführung des Baues. Von der Ueberzeugung geleitet, daß in letzterer Beziehung es dem wahren Vortheile großer Staatsunternehmungen zusagender, wenn weniger die Herabstimmung der Bausumme, und nur das Vertrauen zu der erprobten Solidität und Intelligenz der Ausführenden und ihre Controlirung durch sachkundige und redliche Baubeamte als entscheidendes Motiv Geltung erlange, soll daher Baron Kübek die Ermächtigung des Kaisers erwirkt haben, für den vorliegenden Fall der böhmisch-sächsischen Bahn den von den erwähnten, durch frühere Leistungen hinreichend erprobten Unternehmern angebotenen Nachlaß von den Voranschlägen der Bausumme anzunehmen, mit Uebergehung der bisher üblich gewesenen Concurrenzverhandlungen. Diese Neuerung ist freilich nicht nach dem Geschmack Mancher, die bisher aus der Scheineoncurrenz fette Brocken zogen und ihr Jammern und Wehklagen über diesen neuen kühnen Schritt des Eisenbahnchefs so schlecht verhehlten, daß durch sie zuerst der neue Vorgang bekannt wurde. Diese Art Initiative konnte aber auch zuerst nur ein Mann, wie Baron Kübek, wagen, der bei den Bank- und Finanzfragen früher schon das allseitige Vertrauen zu seiner Unbefangenheit und durchgreifenden Festigkeit vor aller Welt gesichert hatte; einmal aber versucht, und wie sicher zu erwarten, mit gutem Erfolge, wird man sich auch bei andern Departements — am wünschenswerthesten vor Allem bei den militärischen — zu Aehnlichem entschließen und dadurch ein neuer, nach oben mehr Sicherheit gewährender, nach unten aber minder corrumpirender Weg zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten gefunden werden.

Der hiesige Gewerbverein — für welchen der Eifer übrigens bedeutend kühler geworden — beschäftigt sich jetzt angelegentlich mit Sammlung der Nachweisungen, welche geeignet sind, den ökonomischen Zustand der Arbeiter in den verschiedenen Theilen der Monarchie und bei den verschiedenen Beschäftigungen in ein klares Bild zu stellen. Ein Circular mit gewissen bestimmten Fragen hierüber ist an die vorzüglichsten Fabrikanten und Landwirthe der Monarchie versendet worden; hoffen wir, daß das zu erwartende reichliche Material besser verarbeitet werden und brauchbarere Resultate liefern wird, als die Statistik des Generalrechnungs-Directoriums in Beziehung auf Industrieverhältnisse. Die Herren dieser Behörde mögen sehr gut die Kunst verstehen, Zahlen im Allgemeinen zu gruppiren, um diese aber auf Industrie anzuwenden, muß man eine genauere Kenntniß derselben haben, als sie bis jetzt in jenen Regionen vorhanden; es gehören dazu ebenso gut Sachkenntnisse, wie bei der Abfassung einer Criminal- oder Sanitätsstatistik, und die von statistischen Dilettanten ebenso wenig befriedigen werden, als die erwähnten Industrietabellen in ihrer jetzigen Beschaffenheit irgend einen Nutzen zu gewähren vermögen.

— **Wipplinger.** —

2.

Arbeiternoth. — Ein neues Burgtheater. — Narrenthurm und Irrenhaus. — Die Findelkinder. — Thierhoffnungen. — Droschken und Fiaker. — Oeffentlichkeit der fonds secrets.

Die zunehmende Noth und die vorgefallenen Bäckerplünderungen haben ein Handbillet Sr. Majestät des Kaisers an den Bürgermeister von Wien veranlaßt,

in welchem eine genaue Darstellung über den Armenzustand der Residenz gefordert wird. Eine Stelle in dem neuesten Lustspiele Bauernfelds, in der es heißt, daß man dem Volke keine Wohlthaten, keine Gnadengeschenke, aber als die größte Wohlthat: Arbeit geben möchte, wurde in ungewöhnlich lebhafter Weise beklatscht und man bemerkte, daß auch eine hohe Dame in der Hofloge mit einstimmte; es war der ganze Hof anwesend. Zur Beschäftigung der arbeitenden Klassen sind mehrere bedeutende Canal- und andere Bauten im Plane. Vor Kurzem wurde der seit Jahren projectirte Neubau des Hofburgtheaters beschlossen; derselbe wird sich außerhalb des Kärnthnerthors erheben. Ebenso ist endlich die Erbauung eines neuen Irrenhauses entschieden worden. Lächeln Sie nicht über die Zusammenstellung; ich weiß, daß sich manche Aehnlichkeiten und Unterschiede hier witzig anbringen ließen. Als der große „Schätzer der Menschheit", wie er sich über dem Portale des Augartäns selbst nannte, als Joseph der Zweite ein Haus für Irre bauen ließ, herrschten über solche Institute nichts weniger als richtige und klare Ansichten. Es entstand in einem runden Thurm, von einzelnen Zellen, Ketten und Eisen und die Anstalt war mehr ein Gefängniß, als ein Haus der Menschlichkeit. Es war mehr zum Schutze der gesunden glücklichen Welt, als zur Heilung der armen Kranken. Glücklicherweise hat die Humanität und die Wissenschaft eine andere Richtung hervorgerufen. Seit langem sind die psychiatrischen Aerzte anderer Ansicht über Geisteskranke und überhaupt, daß deren Isolirung den Wahnsinn eher befördere, als heile, und seit mehr als 10 Jahren wird bei den betreffenden Behörden über den Bau einer neuen Irrenanstalt debatirt. Nun liegt eine kaiserliche Entschließung vor, vermöge welcher eine Million (?) Silbergulden zum Baue angewiesen sind. Das Haus, im einfach großartigen Style, wird sich auf dem sogenannten Schaumburgergrunde erheben und soll nach Ablauf von zwei Jahren vollendet sein. Eine nicht geringe Schwierigkeit dürfte es haben, einen leitenden Arzt an die Spitze der Anstalt zu stellen; der jetzige Primararzt, dessen erschienener Reisebericht über die deutschen Irrenanstalten so begründeten und allgemeinen Widerspruch fand, genießt weder von den Behörden, noch weniger vom Publicum Vertrauen; der ihm beigegebene zweite Arzt ist noch Neuling auf dem Gebiete der Psychiatrie. Man spricht davon, daß der jetzige Decan der medizinischen Facultät, der eine Lehrkanzel für Seelenheilkunde in's Leben gerufen hat und sehr interessante Vorträge seit drei Jahren hält, daß Freiherr von Fuchtersleben die Leitung übernehmen soll. Jedenfalls würde dieser klare Denker, wenn die ökonomische Gebahrung der Anstalt einem tüchtigen Verwalter übergeben würde, am geeignetsten sein.

Noch eines dritten projectirten Baues muß ich erwähnen, eines neuen Findelhauses. Die Findelhäuser gehören gleichfalls zu jenen wohlthätigen Instituten, welche wir Joseph dem Zweiten danken. Oesterreich ist hierin manchem sogenannten aufgeklärten deutschen Staate voraus, die aus Prüderie und unzeitigem Tugendschein (wie z. B. Sachsen) noch keine solchen Anstalten besitzen. Es ist eine Thatsache, daß der Kindermord in Oesterreich in unverhältnißmäßig geringer Zahl stattfindet, da das Findelhaus nicht nur die Neugebornen unentgeldlich aufnimmt, sondern auch jede arme Wöchnerin, die sich dahin wendet, unentgeldlich pflegt. Es ist ernstlich zu wünschen, daß eine solche heilsame Anstalt nicht durch unzei-

tige Sparsamkeit in's Stocken gerathe, und wir nicht auch auf diesem Gebiete eine Reaction gegen die Josephinische Zeit erleben.

Seit einem Monate ist der von Castelli begründete und von der Regierung bestätigte Antithierquälerverein in's Leben getreten. Es herrscht eine freudige Aufregung unter den vierfüßigen Thieren, die jetzt nicht mehr „gestrichen" werden dürfen. Wenn ein Fiaker sein Pferd züchtigen will, so muß er ein wohl motivirtes Gesuch beim Präsidenten einreichen, und bei dem langsamen Geschäftsgange in Oesterreich kann es dem Rosse glücken, der Strafe vielleicht vollständigst zu entgehen, da die Naturgeschichte die Lebensdauer eines Pferdes nur auf zwanzig Jahre angibt. Einer ihrer Correspondenten, den ich neulich mit zwei feurigen Rappen in den Prater fahren sah, brachte in Nr. 7 der Grenzboten witziger Weise den Präsidenten des Antithierquälervereins mit unserm „Droschken-O'Connell" in Verbindung; eine kleine Notiz über unsre Droschkenfrage dürfte daher hier an Ort und Stelle sein, denn nicht Jeder kann im eigenen Wagen fahren, wie gewisse correspondirende Herren. Es heißt nämlich, daß die Einführung der Droschken, die wirklich gegenüber der unmäßig theuern von keiner Taxe begrenzten Preise der Fiaker ein Bedürfniß wären, aus der Ursache von der Polizei nicht gestattet werde, weil die 760 Fiaker, die hier bestehen, größtentheils zu Diensten verpflichtet sind, die man nur Vertrauten anvertrauen kann. Ob diese Dienste auch in Berlin, in Paris, wo doch die Polizei nicht minder gut über das Thun und Treiben der Fremden und Einheimischen unterrichtet ist, auch von dieser Menschenklasse verrichtet werden, wissen wir nicht; sicher aber ist's, daß dort nicht das Publieum dafür bezahlen muß. Die Fiakersteuer, die wir hier in allen öffentlichen Ecken zahlen, wird in Paris aus den fonds secrets bestritten.

Ƃ

3.

Eine Posse ernster Art. — Die Böhmen in Wien. — Tumultuarische Auftritte. — Die Nationalreibungen. — Bauernfeld's „Unterthänig". — Graf Dietrichstein und seine Verwaltung. — Ein Löwentheil. — Dr. Weber.

Vorige Woche fand hier im Josephstädter Theater ein Scandal statt, der eine ziemlich ernste Grundlage hatte. Vor mehreren Wochen wurde eine Posse von gemeinster Art „der Wiener Schusterbub" gegeben, in welcher unter den auftretenden Handwerksgesellen auch ein Böhme vorkömmt, der Allen zur Zielscheibe des Witzes dient, und nicht etwa eines harmlosen Witzes, sondern es wurde gradezu den Böhmen Lügenhaftigkeit und Diebssinn vorgeworfen. So unklug die Annahme eines solchen Stückes Seitens der Direction, so unklug ist auch die Zulassung Seitens der Behörde. Wenn die Censur nun einmal besteht und als unumgänglich nothwendig betrachtet wird, so darf man von ihr fordern, daß sie ihr Amt auch da übe, wo es billig und vernünftig ist. Wir wollen damit keineswegs ihr zugestehen, daß sie nothwendig und zumal in solcher Form, wie sie jetzt besteht, nothwendig sei. In Ländern, wo Preßfreiheit oder wenigstens eine freiere Presse existirt, ist die Haut des Publicums weniger empfindlich, weil alle Klassen der Gesellschaft, weil die Behörden selbst dem Tadel und der Satyre ausgesetzt sind, findet der Einzelne sich weniger verletzt. Unter einer Censur, wie die unsrige, wirkt jedoch die einzelne ungewohnte Ausnahme wie die Tropfen

eines Tuschbades auf einen besondern Theil des Körpers. Doch blieb die erwähnte Posse unbeachtet, bis ein vor acht Tagen hier einlaufender Artikel in der böhmischen Zeitschrift „Wcela" die Unzukömmlichkeit scharf rügte und mit gerechter Entrüstung den vielen Böhmen in Wien vorwarf, wie sie solche Unbill dulden können. Wenige Abende darauf waren bei der Vorstellung der Posse Logen, Parterre und Gallerien vielfach von Böhmen besetzt, die das Auftreten des übrigens sehr mittelmäßigen Schauspielers Hölzel, der selbst ein Böhme ist, gespannt erwarteten. Als die erste Sottise gesprochen war, erhob sich ein mächtiges Zischen und Pfeifen, so daß die Vorstellung unterbrochen und endlich vom Regisseur versprochen werden mußte, daß jede anzügliche Stelle wegbleiben, und eine bezügliche Scene gar nicht gespielt werden solle. Während des Tumultes wurden vier junge Männer, die sich bereits durch Pfeifen bemerklich machten, vom Polizei-Commissär und einigen Vertrauten festgenommen und auf die Wachtstube gebracht; auf der Straße setzte sich der Theaterscandal dadurch fort, daß die Polizisten die jungen Männer, Angesichts eines nachströmenden Publicums, vor sich hertrieben. Den jungen Männern, von denen einer Doktor der Medizin und Chirurgie und Feldarzt eines k. k. Regimentes ist, die andern aber Schüler des polytechnischen Instituts, wurden die Nacht über, trotz Nennung ihres Namens, Wohnortes und ihres Logis und Berufung auf ihre Miethherrn, bis zum Morgen um 9 Uhr festgehalten. Der Doktor wurde entlassen, die Techniker aber wurden auf die Polizeidirection gebracht. Die Leidenschaftlichen übertrieben den Hergang der Scene, indem sie sie mit allerlei Nüancen ausschmückten und unter Andern erzählten, man habe den jungen Leuten die Hände gebunden, was eine offenbare Unwahrheit ist. Doch enthält der Vorgang eine große Lehre. Nichts ist unpolitischer, als in einem Staate, wo die Nationalitäten so eifersüchtig neben einander leben, durch unzeitige Handlungen und Worte die Leidenschaften zu entzügeln. Wenn die Censur zur Einsicht kommen will, so sind es ganz andere Pforten des Gedankenlebens, die sie öffnen muß, als die der gegenseitigen Nationalüberhebungen, obgleich der vorliegende Fall keineswegs ein beabsichtigter, sondern nur eine Nachlässigkeit war. Wir stehen hier bei einem Thema, wo die Zukunft der österreichischen Provinzen mehr in Frage steht als durch die ständische Zukunft, welche den Inhalt einer berühmten Schrift bildet; aber eben weil dieses Thema so tief in's Herz der Monarchie eingreift, läßt es sich in einer kurzen Correspondenz nicht erledigen. Aber anregen möge es unsere Staatsmänner zum ernstlichen Nachdenken, namentlich über die Stimmung, die sich in Böhmen durch hundert Symptomen kundgibt. Im Vergleich mit Dem, was dort gegen die Deutschen gesprochen und gedruckt wird, ist allerdings der mehr dumme als boshafte Spaß einer trivialen Lokalposse nicht in Vergleich zu bringen.

Bauernfeld's beide neue Lustspiele „Unterthänig" und der „Ritter aus dem Stegreif", die vorgestern zum Erstenmale hier aufgeführt wurden, fanden nur mäßigen Beifall. Der Dichter hat diesmal seine in letztern Jahren eingeschlagene politische Richtung verlassen und stilles Seelenleben geschildert. So geistreich und poetisch einzelne Züge sind, so fehlt doch dem Ganzen die Wirksamkeit. Vielleicht aber war gerade das Genre, an welches Bauernfeld in den letzten Jahren sein Publikum gewöhnte, ihm hier nachtheilig; ein großer Theil des

Publikums mag abermals satyrische Seitenhiebe auf unsere Zustände erwartet haben, zumal der Titel „Unterthänig" dazu berechtigte und fand sich nun enttäuscht. Es ist leicht möglich, daß an andern Bühnen grade diese zwei kleine Stücke mehr Succeß haben als die politischen, da letztere mehr für unsere Verhältnisse berechnet waren, als für die im übrigen Deutschland. Die nächsten Novitäten sind „König René's Tochter" von Herz und der „Doge Ziani" von Hermansthal. Ersteres Stück ist bereits an den meisten deutschen Bühnen gegeben worden, bevor das k. k. Hofburgtheater, das noch immer die Prätension, die erste deutsche Bühne zu sein, macht, es auf die Bretter brachte. Freilich ist es nur aus embarras de richesse bisher verschoben worden, denn das Burgtheater weiß nicht, wo es all die neuen Stücke deutscher Theaterdichter so rasch erledigen soll! Kaum haben wir Zopf und Schwert und das Urbild des Tartuffe aufgeführt, so hat man die Carlsschüler und Meyerbeer's Struensee geben müssen, und kaum sind diese beiden Dramen gegeben worden, ging es gleich an Uriel Acosta und an Freitags Valentine! Und dann die ganze Reihe von Stücken Immermanns und Mosens, die seit einer Reihe von Jahren heimisch bei uns sind. Es ist kein Wunder, wenn Graf Dietrichstein müde wird, da das Publicum statt dieser Masse von Novitäten, wodurch er unserer verfallenen Bühne wieder aufhelfen will, durchaus die Wiederholung veralteter Stücke, für die kein Mensch mehr sich interessirt, von ihm verlangt. Nur um diesen allgemeinen Wünschen zu genügen, hat er eine ganze verschollene Theaterbibliothek vom Staube befreit, und um die belohnende Theilnahmlosigkeit, mit welcher das Publicum dafür dankt, anzuerkennen, überläßt er fast die ganze geistige Leitung den Regisseuren, und namentlich Herrn Löwe, der auf jede mögliche Weise seine wenig begabte Tochter in den Vordergrund rücken möchte.

Der bessere und ehrenhafte Theil der hiesigen Journalistik kann nur durch consequentes Schweigen den gerechten Tadel ausdrücken, den diese Zustände verdienen; ihn laut werden zu lassen ist unmöglich, da die Schauspieler von der Censur gewissermaßen als unfehlbare Päpste beschützt werden. Wir erinnern im Gegensatze zu der jetzigen tadelsscheuen Führung an die Art und Weise, wie der frühere Leiter das geistige Gebiet dieser Bühne zu erweitern strebte. Jetzt findet jedes neue Stück einen weit strengern Censor an der Direction selbst, als an dem Grafen Sedlinizky. Wir sind von der neuesten Strömung deutscher Dramatik völlig abgeschnitten. Wo ist eins von den Stücken, welche wir oben genannt haben? Doch vielleicht werden um so mehr die einheimischen Talente gepflegt! Da ist z. B. Ihr Landsmann der Dr. Weber, dessen Spartakus bei der ersten Aufführung ihm wiederholten Tadel bereitete; er hat vor zwei Jahren eine neue Tragödie, die Wohabiten, eingereicht und noch ist trotz des anerkannten Fortschritts des Dichters keine Rede von der Aufführung, weil — nun weil die Enghaus-Hebbel und nicht Anna Löwe vom Dichter für die Hauptrolle bestimmt wurde. Dr. Weber befindet sich eben wieder hier nnd hat ein drittes Trauerspiel Athenais, das nach dem Urtheil der Kenner ein echt poetisches und wirksames Stück sein soll. Was werden ihm diese Eigenschaften nützen? Besser als alle Schilderungen der versinkenden oder vielmehr schon versunkenen Glorie des Hofburgtheaters, spricht der Kassenzustand für eine neue Ordnung der Dinge und so

wird auch hier das liebe Geld mehr entscheiden, als jeder höhere moralische Grund. Es ist eine Thatsache, daß der durch Holbein übergebene Ueberschuß nicht nur aufgezehrt, sondern auch ein Deficit vorhanden ist. ⊙

VI.

Notizen.

Mars und List. — Die deutsche Flotte auf der Elbe.

— Die Franzosen sind nie liebenswürdiger, als wenn es sich um ihre nationalen Beziehungen zu ihren geistigen Helden handelt. Bei keiner Nation ist das Bewußtsein des innigen Zusammenhangs ihrer Größe mit den großen Talenten, die sie in der Literatur, in der Wissenschaft, in der Politik wie in der Kunst hervorgebracht, allgemeiner und intensiver. Da haben sie die Mars begraben, die alte Schauspielerin des théâtre français, und ein Pair hält die Rede an ihrem Grabe und Alles, was Paris an Celebritäten in der Kunst und in der Literatur hat, folgt ihrem Sarge — vier Tausend an der Zahl waren dem Leichenzuge gefolgt, denn „dieses Talent ist ein Nationaleigenthum gewesen", sagte der Redner am Grabe, „und im Namen der Nation stehen wir hier an diesem Sarge". Unwillkürlich dachten wir, als wir dieses lasen, an Friedrich List und an die scheelsüchtigen Bemerkungen, welche in deutschen Journalen über die Sammlungen für seine Hinterlassenen gemacht werden. Der Deutsche gönnt einem Schriftsteller seinen Ruf auch dann noch nicht, wenn er bereits todt ist; er beraubt lieber die ganze Nation um einen glänzenden Namen in der Geschichte ihrer Entwickelung, ehe er seinen eigenen kleinen Beitrag an Anerkennung ihm zollt. Hätten sie bei Schiller und Goethe nicht die Majorität gegen sich gehabt, an gutem Willen zur Entwürdigung hat es nicht gefehlt.

— Während unsere Zukunftspolitiker fortwährend für die „deutsche Flotte" schwärmen, sind auf der Elbe die kleinen Dampfboote, welche die Strecke von Dresden nach Böhmen befahren, in einem wahren Grenzkrieg. Es gibt da nämlich zwei Dampfschiffahrts-Compagnien, eine böhmische und eine sächsische. Nun ist es den böhmischen Dampfschiffen nicht gestattet, auf einer der Landungsstationen durch die sächsische Schweiz Reisende aufzunehmen, während es wieder den sächsischen Dampfbooten nicht erlaubt ist, in Böhmen Passagiere auf den Zwischenstationen einzuschiffen. Wenn nun Jemand, der von diesem Schiffahrtszwang nicht unterrichtet ist, Morgens nach einem der reizenden Plätze an den Elbufern mit dem Dampfboot einen Ausflug macht, in der Hoffnung, Abends mit dem andern Schiff zurückkehren zu können, so sieht er zu seinem Schreck sich verlassen, wie Robinson, und es gibt nur das Mittel, sich Extrapost zu nehmen oder zwei Tage auf das nächste Boot zu warten. Solche Opfer gab es bereits viele; doch hörten wir, daß in diesem Jahre endlich eine Uebereinkunft zwischen beiden Elbstaaten stattfinden wird — also ein Schritt näher zur deutschen Flotte im Süßwasser.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Beilage zu den Grenzboten.

Heft 2.

Inhalt

I.

Die Robotablösung in Oesterreich.

Es ist vor Kurzem in öffentlichen Blättern die Phrase gebraucht worden, Galizien sei gegenwärtig wie ein neu erobertes Land und als solches auch zu behandeln. Wir wollen nicht auf den Werth dieses Ausspruchs detaillirt eingehen. Praktisch ist jedenfalls nicht viel damit gesagt, denn jedes Land, sei es auch erobert, muß behandelt und regiert werden nach seiner Weise und in Rücksicht, daß es ein Glied zu sein bestimmt ist der großen Völkerfamilie, die Oesterreich heißt und die viele slavische Geschwister zählt. Leicht ist's gesagt, die Frohnen seien aufzuheben und frei soll der Bauer hinfort ausgehen, Herr seiner Scholle, und allerdings ist das Frohnwesen vom humanistischen Standpunkte aus zu verabscheuen, doch hat es das historische, das formelle Recht für sich und materielle Rechte Dritter sind dabei betheiligt. Schwer strafte sich bei uns das leidige System des Zögerns und Gehenlassens, so lange man Friede hat oder zu haben glaubt. Was vordem mit Gemächlichkeit, alle Theile befriedigend, hätte allmälig gelöst werden können, muß jetzt, in der Stunde der Noth, entwirrt werden, und beide Theile leiden. Man hat in Galizien bereits begonnen, die Robotverhältnisse, in die sich zahllose Mißbräuche eingeschlichen haben, zu ordnen, und die allgemeine Stimme bezeichnet jene von dem dortigen Gubernium veröffentlichten Decrete als Anfänge zu weitern Regulirungen. Wir wissen nicht, ob diese mit dem unlängst durch die Grenzboten bekannt gewordenen Plan im Zusammenhang stehen werden. Jener Plan, die galizische Frohnpflicht in eine Rente umzuwandeln (jedoch mit höchst willkürlicher [?] Verannahme weit unter dem wahren Werthe), käme im Grunde voll-

ständiger Aufhebung gleich (?); diese ist nur im Ausdruck umgangen, denn was am Werthe entfällt, ist ohnehin für alle Zeit verloren — und die Rente als Aequivalent des kleinen Restes wird der Pflichtige niemals zahlen, die Eintreibung der Rückstände verewigt den Krieg zwischen Bauer und Herr.

Ein anderer Vorschlag scheint auf den ersten Blick befriedigender, durchgreifender, wäre seine Ausführung durch Gesammtverhältnisse nicht erschwert.

Man bringt in Antrag, zunächst in Galizien, später in den übrigen Provinzen, den wirklichen Geldwerth der Frohndienste gewissenhaft zu erheben und dabei zu berücksichtigen, welche Dienste der Grundherr zur Bebauung seines Besitzes bisher wirklich unentbehrlich brauchte, während die überflüssigen, heute durch Einzelverkäufe der Grundstücke außer Verbrauchbarkeit gelangten, gänzlich wegzufallen hätten, und auf diesem Wege das Entschädigungs-Capital zu ermitteln. Für dieses Capital stellte der Staat mit Vier vom Hundert verzinsliche Schuldbriefe aus, mit welchen er die Grundherren betheilt und abfindet. Dagegen zahlt der Bauer jährlich sortan Sechs vom Hundert des auf ihn fallenden Antheiles an den Staat, welche als Annuität die Zinsen und zugleich allmälig das Capital selber tilgen, so daß der Bauer durch Zahlung dieser Annuität, welche mit der Grundsteuer eingetrieben wird, vom Staate, nicht von dem verhaßten Grundherrn, sich in einigen Jahren seine Freiheit erwirbt und erkauft, die er der That nach sogleich genießt, während er durch bloße Umwandlung der Frohne in Renten ewig zahlpflichtig bleibt, ohne Aussicht, des lastenden Halsringes frei zu werden.

Durchaus willkommen wäre daher Freikauf unter des Staates Vermittlung zu heißen, besorgte dieser nicht, auf solche Weise eine Masse Staatspapiere in den Markt zu bringen und sich diesen zu verderben für den Fall, wenn der Staat, in seinem Haushalt stets bedürftig, seine Zuflucht zum Borgen nimmt.

Und dennoch glauben wir die letzterwähnte Methode unbedingt vorzuziehen, denn in ihr liegt Wahrheit, wirkliche Entschädigung der Berechtigten wie ihrer Gläubiger und wirkliche Befreiung des Bauers, wogegen der bloße Rentenvorschlag die Sache nur zum Schein abthut und weder Entschädigung noch Freiheit gewährt.

Die Annuitäts-Rente, als Preis der Freiheit, wird der Bauer willig zahlen, er zahlt sie dem Staate, und mit jedem Jahre ist ein Stückchen Freiheit mehr errungen — welch' ein Sporn zur Sparsamkeit, zum Fleiße liegt darin! ist doch Freiheit des Menschen höchstes Gut! — Die Rente dagegen, die er als Geld-Aequivalent der Frohne zahlen soll in alle Zeit, wird ihm drückend, ihm ungerecht scheinen, er wird nur bedacht sein, sie zu umgehen, er wird verschwenden, um die verhaßte Sclavenrente dem verhaßten Herrn nicht zahlen zu können.

Die übrigen Slaven Oesterreichs sind allenthalben ruhig; wird ihnen kund, wie den galizischen Brüdern der Freiheitskauf gewährt worden, wird es auch möglich werden, ähnliche Kaufverträge ohne Dazwischenkunft des Staates, nach festgeregelten Grundsätzen zwischen ihnen und den Grundherren unmittelbar zu Stande zu bringen, was in Galizien, dem aufgeregten, aufgewühlten, heute unmöglich wäre, und so wird der Nachtheil vermieden, jene befürchtete Masse von Schuldbriefen in den Verkehr werfen zu müssen.

Wäre es doch jedem human Gesinnten gewährt, seine Ansichten, seine Wünsche wie der Bauer zum freien Menschen umzuschaffen sei, auszusprechen ohne Hehl — manch' gesunde Ansicht käme vielleicht zu Tage! leider glaubt man, nur der ergraute Beamte habe das Recht und die Gabe zu beurtheilen und zu beantragen.

— X —

2.

Zur Beantwortung
des in den Grenzboten Nr. 40 II. enthaltenen Artikels „Herren und Bauern in Böhmen“.

Der Einsender des erwähnten Artikels in den „Grenzboten“ verräth seine Leidenschaftlichkeit schon dadurch, daß er sich gegen mich Ausfälle erlaubt, die sich ein wohlunterrichteter Mann von ruhiger Beurtheilung, ein Literat von Charakter, nicht würde zu Schulden kommen lassen. So behauptet er: ein verweigerndes Votum, „wo es sich um Erleichterung des armen Bauers handle, sei inhuman und unklug.“

Wo es sich um Wohlthaten handelt, pflichte ich dem Opponenten ganz bei, allein wo es sich um Recht und Billigkeit handelt, muß man alle andern Rücksichten bei Seite setzen und so votiren, wie man es am besten vor Jenen zu verantworten vermag, an deren Stelle man votirt.

Herr Opponent muß Bote von sehr entfernter Grenze sein, und scheint die Verhältnisse Böhmens nur ungenau zu kennen, sonst würde er wissen, daß die sogenannte Dominical-Steuer nicht allein von dem Gutsherrn, sondern auch vom Emphyteuten getragen wird, deren es Hierlandes sehr viele gibt; wie kommen diese dazu, 28 Procent Steuer mehr zu zahlen, weil man den reichern Bauern 10 Procent nachlassen will?

Wenn es erwiesen und richtig wäre, daß die Gründe der Obrigkeiten und Emphyteuten geringer besteuert seien, als jene der Rusticalbesitzer, so wäre Referent auch der Meinung, es sei billig, diese Ungleichheit zu beheben, obwohl diese Ungleichheit durch die seit 1792 stattgefundenen Besitzveränderungen längst ausgeglichen ist. Nun aber besteht diese Ungleichheit der Besteuerung nur scheinbar, nicht wirklich, daher von einer Ungerechtigkeit keine Rede sein kann.

Wollten aber die Stände eine Wohlthat üben, so war es dermalen nicht an der Zeit, selbe dem Bauer zukommen zu lassen, da man wirklich verlegen ist, zu sagen, aus welchem Grunde diese Summe von 350,000 Fl. C.-M. dem Bauer

*) Wir müssen dem geehrten Herrn Einsender bemerklich machen, daß der in Rede stehende Herr Verfasser des Aufsatzes „Herren und Bauern“ kein „Literat“, am allerwenigsten aber ein Literat von Profession ist, obschon wir volle Ursache haben, ihn für einen allerdings wohl unterrichteten Mann zu halten, trotz mancher streitigen Punkte.
D. Red.

geschenkt werde. Wenn übrigens die Stände einen Ueberfluß haben (was nur bei Wenigen der Fall ist), so wären andere Klassen des Volks, nämlich jene der Proletarier, weit bedürftiger, denen man Wohlthaten und Erleichterungen könnte zukommen lassen, indem man einen Theil dieser Summe zur öffentlichen Wohlfahrt, z. B. Errichtung von Wohnhäusern für Tagelöhner, ärmere Handwerker, Errichtung von Arbeitsnachweisungs-Anstalten, für Individuen, welche theils aus Trägheit, theils aus Mangel an Arbeit der bürgerlichen Gesellschaft zur Last fallen; Errichtung von Seminarien für Schullehrer, Anlegung sogenannter Armencolonien zur Urbarmachung öden Landes u. s. w. verwenden und damit weit mehr Gutes stiften könnte, als das Geld dem Bauer zuzuwenden, welcher diese Wohlthat kaum spürt.

Es war daher das verweigernde Votum im Landtage vom 25. Mai 1846 weder inhuman noch unklug, wie sich Opponent auszudrücken beliebte. Ferner behauptet er, daß gar kein Geschäftsordnungs-Reglement für die ständischen Verhandlungen Hierlandes bestehe, und Referent sich hinter angebliche Formen des Hauses verschanzt; darauf muß erwidert werden, daß Opponent, wie es scheint, nicht weiß, daß sowohl die von Kaiser Ferdinand III. herausgegebene Landesordnung, als das von Kaiser Leopold II. erlassene Hofdecret vom Jahre 1791 die Abhaltung der Landtage genau bestimmt.

Opponent erklärt die Landtage und die ganze Verfassung der böhmischen Stände für eine bloße Form, ein Kabinetsstück aus der Rococo-Zeit, sagt auch, sie repräsentire die Stände von ehemals, nicht von jetzt. Weder dem Opponenten noch Referenten steht es zu, an den bestehenden Ordnungen etwas zu ändern. Wenn man auch wünschen kann, daß der Bürgerstand in den Landtagen mehr vertreten würde, so hängt das nicht von den Ständen ab. Allein man kann nicht leugnen, daß die Stände Böhmens jetzt weit mehr wirken, als vor Zeiten, wenn man auch den Wunsch nicht bergen kann, daß dieselben sich noch mehr mit dem Wohl des Landes beschäftigten, statt die alten Formen zu vertheidigen, was man jedoch nur Wenigen vorwerfen kann.

Uebrigens kann man gewiß nicht behaupten, daß die Stände Böhmens etwas beschließen, was dem Lande — wohl aber, was ihrem eigenen Beutel nachtheilig ist. Nur im Landtage vom 25. Mai 1846 haben die Stände einen Beschluß gefaßt, der auch Vielen vom Bürgerstande nachtheilig ist, und haben in der Form wesentlich gefehlt, indem bei jeder parlamentarischen Verfassung die Vorträge genau instruirt und bedacht werden sollen, ehe man darüber bestimmt. Diese Form ist nicht rococo, sondern jederzeit und überall nothwendig. Se. k. k. Majestät haben den Beschluß vom 25. Mai für das Jahr 1847 allerdings geneh-

migt, allein der vom Opponenten angeführte Beisatz: da man die gleichmäßige Steuer-Repartition ohnehin habe anbefehlen wollen, ist offenbar eine Unwahrheit, indem dieser Gegenstand im Jahre 1825 zur Sprache kam, und die Stände damals erwiesen haben, daß keine Ungleichheit in der Steuervertheilung bestehe, daher haben Se. Majestät Kaiser Franz I. befohlen, diesen Gegenstand bis zur neuen Steuerregulirung auf sich beruhen zu lassen. Nun ist ersterwähnte Repartitions-Art blos für 1847 bestätigt worden, insolange man nichts Anderes verfügen werde.

Opponent sagt: daß Referent falsch angegeben, die Dominical- und Rustical-Steuer wäre ursprünglich gleich vertheilt gewesen.

Von einer Urzeit kann hier die Rede nicht sein, hier ist die Rede von Einführung der Steuer-Regulirung unter Joseph II. und da waren die Steuerprocente vom Dominicale wie vom Rusticale ganz gleich, unter Kaiser Leopold II. haben die Stände unter sich beschlossen, nicht 19 Procent, wie Opponent irrig angibt, sondern 19 Kreuzer vom Gulden, also fast 28 Procent von der Grundsteuer ab- und auf die Steuer von Nebennutzungen zuzuschlagen, also dieselbe Steuer nur unter verschiedener Gestalt zu bezahlen, welches die Regierung genehmigte und dagegen jene Steuer, welche die Rusticalbesitzer unter dem Namen Fictitium von ihren Nebennutzungen zahlten, mit circa 3 Kreuzer vom Gulden von der Rustical-Steuer abzuschlagen.

Daher zahlen vom ganzen Steuer-Gulden:

Der Dominical-Grundbesitzer Grundsteuer 41 Xr.,	Adminiculare 19 Xr.,	Sma. 60 Xr.
„ Rusticalbesitzer aber — — — 57 Xr.,	Fictitium 3 Xr.,	— 60 Xr.

Wie kann der Herr Opponent ferner behaupten, daß Referent in seiner Erwiderung (Nr. 37) gesagt habe: die Proletarier seien bei der Steuerbemessung gedrückt? Entweder kann oder will Hr. Opponent nicht lesen und verstehen! Es wurde blos gesagt, daß bei Uebernahme eines Theils der Rustical-Steuer auf das Dominicale — welches ein Act der Großmuth ist — dem Bauer eine geringe Erleichterung zukomme und sich die Stände die Geldmittel benehmen, um etwas Wesentlicheres zum Wohl des Landes und zur Erleichterung der ärmern Klasse zu thun, da es diese mehr braucht, als der Bauer. Wenn Referent auch kein Doctor der Staatswirthschaft ist, so versteht er doch, was er liest, welches leider bei Opponenten der Fall nicht zu sein scheint, außer er wollte absichtlich die Sätze verdrehen! In Ansehung der „Bauernprosperität" endlich, welche sich, beiläufig erwähnt, durch Nachlaß einiger Steuer-Gulden nicht heben wird, auch vom Referenten nicht behauptet worden, so muß dieser auf die (abermals von

entfernter Grenze her, die mit unvollständiger Sachkenntniß) weiter vorgebrachten Bemerkungen im Allgemeinen folgendes entgegnen:

Was die von dem Herrn Opponenten angegebenen weitern Leistungen bezüglich der Rusticalgründe betrifft, als Rekrutirungspflichtigkeit, Vorspänne, Transporte, Zehnte, Roboten rc., so sind diese in der Verfassung gegründet, die zu andern den Ständen nicht eingeräumt ist, und den Obrigkeiten, wenn sie derlei Rusticalgründe besitzen, ebenso obliegen, daß aber auch verfassungsmäßig die Obrigkeiten keine geringen Lasten treffen, als z. B. die Bestellung und Bezahlung eigener gesetzlich geprüfter Beamten zur Verwaltung der politischen und judiciellen Gerichtsbarkeit, die Führung des adeligen Richteramtes, die Verwaltung des Steuerwesens, des Waisen-Depositen-Kirchenvermögens und aller andern öffentlichen Fonde, was den Obrigkeiten oft sehr fühlbare Haftungen auferlegt. Ebenso tragen die Obrigkeiten kostspielige Patronatslasten, für Kirchen, Pfarreien und Schulen, sind selbst nach den Gesetzen zur Unterstützung und Vertretung ihrer Unterthanen verpflichtet. Daß in letzterer Beziehung die böhmischen Obrigkeiten oft mit Großherzigkeit vorgehen, wird gewiß Niemand in Abrede stellen, dem die Verläumdung nicht höher als die Wahrheit gilt, und der die Unterstützungen der Stände selbst in der letzten Zeit, z. B. nach den vorjährigen Ueberschwemmungen Hierlandes im Auge hielt.

Was die den Obrigkeiten von den Rusticalgründen zu leistenden Roboten und Zinsungen betrifft, so sind diese wie allenthalben, wo derlei besteht, in alten Verträgen gegründet, da diese Gründe den Unterthanen hierfür ursprünglich von den Obrigkeiten in das Eigenthum gegeben wurden, welche Leistungen daher keineswegs einen Steuergegenstand, sondern eigentlich eine Art Erbzins bilden und als solcher angerechnet werden können. Wenn übrigens Herr Opponent von der Armuth der Bauern spricht, so liegt die Ursache nicht in der Höhe der Steuern, oder in der Last der Robot, sondern meist darinnen, daß viele Bauern Privat-Schulden haben, welche theils von schlechter Wirthschaft, meist aber daher kommen, daß viele Erbtheile auf den Wirthschaften versichert sind; wo diese Fälle nicht bestehen, sind die Bauern nicht arm.

Zum Schlusse sei nur noch hinsichtlich der stimmfähigen Geistlichkeit, welche Opponent ebenfalls angreift, bemerkt:

Wenn es sich um Uebernahme einer Steuer für die Zukunft handelt, so verliert jede Besitzung an Capitals-Werth, denn wie 100 Fr. Steuer mehr bezahlt werden, beträgt es im 4% Capital 2500 Fr., wenn daher ein Nutznießer (und diese sind die Besitzer geistlicher Stiftsgüter) freiwillig die Lasten vermehrt, ist er dafür seinen Nachfolgern verantwortlich; das kann doch Jeder einse-

hen, dem es nicht darum zu thun ist mit seichten Witzeleien glänzen zu wollen; sondern der Wahrheit sucht und annehmen will.

Hiermit erklärt Referent, daß er, nachdem sämmtliche Satzschriften gewechselt sind, dem sachkundigen Publicum das Urtheil überläßt, und dem Opponenten nicht mehr antworten wird, dem es vielleicht ohnehin nur um das letzte Wort zu thun war.

Prag, 1846.

Von einem Mitgliede der böhmischen Stände.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Beilage zu den Grenzboten.

Heft 4.

Originaltext des k. k. Decrets über die Robotablösung.

Allerhöchste Vorschrift in Absicht auf die Beförderung des Zustandekommens freiwilliger Abfindungen zwischen den Grund- und Zehentherren und ihren Grund- und Zehentholden, über die Natural-Frohnde und die Natural-Zehente.

1) Alle unterthänigen Arbeitsleistungen (Roboten) und zehentherrlichen Rechte können auf dem Wege freiwilliger Uebereinkommen in andere Leistungen umgestaltet, oder durch den Erlag eines Capitales, durch Grundabtretung oder durch die Verzichtleistung auf gegenseitige Verpflichtungen abgelöst werden.

2) Derlei Uebereinkommen bedürfen jedoch zu ihrer Gültigkeit die Bestätigung des betreffenden Kreisamtes, welche ihnen, wenn sie klar und unzweideutig verfaßt sind, und nichts Gesetzwidriges enthalten, ohne Anstand zu ertheilen ist. Durch diese Bestätigung erlangten dieselben die Kraft eines gerichtlichen Vergleiches, wohlverstanden jedoch, daß in dem Falle, als die Robot oder der Zehent mittelst einer zugesicherten, fortwährenden, bestimmten Jahres-Rente abgelöset worden ist, die Eintreibung dieser letzteren im politischen Wege zu geschehen habe.

3) Wenn bei der Ablösung Rechte eines Dritten eintreten, so hat das Kreisamt vorläufig die Aeußerung des Landrechtes, in dessen Landtafel das Gut des Grund- oder Zehentherren gehört, darüber einzuholen, ob in rechtlicher Hinsicht die Genehmigung erfolgen könne. Diese Vorsicht ist insbesondere zu beobachten.

   a) Wenn das Gut, dessen Besitzer Robot oder Zehent zu fordern hat, mit Schulden belastet ist, und die Uebereinkunft sich nicht auf die in §. 6 bezeichnete Art der Ablösung beschränkt;

   b) wenn das Gut Fideicommiß oder Lehen, oder einer Substitution unterworfen ist;

   c) wenn sich unter Miteigenthümern eines Gutes Verschiedenheit der Meinungen äußert.

4) Auf gleiche Art hat das Kreisamt, wenn der eine oder der andere Theil aus was immer für einem Grunde über das Seinige zu verfügen nicht fähig ist, das gehörige Gericht um die Entscheidung über die Genehmigung des Vertrages anzugehen.

5) Das Landrecht hat, wenn das Gut mit Schulden belastet ist, über die Genehmigung des Vertrages alle bekanntlich in der Provinz vorhandenen Pfandgläubiger zu vernehmen, für alle übrigen einen gemeinschaftlichen Curator zu stellen und dessen Aeußerung abzufordern. Die Frist, binnen welcher die Gläubiger oder der Curator sich äußern sollen, ist auf wenigstens neunzig Tage mit der Bemerkung festzusetzen, daß diejenigen, welche nicht in gehöriger Zeit ihre Erklärung abgeben, für einwilligend werden gehalten werden. Die Genehmignng kann mit Vorbehalt des Recurses an die höhere Behörde ungeachtet der von einzelnen Gläubigern oder dem Curator verweigerten Beistimmung dann ertheilt werden, wenn das Landrecht findet, daß davon kein Nachtheil für die Widersprechenden zu besorgen sei.

Wird Zehent oder Robot ein für alle Male mit einem Capitale abgelöst, so muß dasselbe, wenn nicht entweder das Gut ganz schuldenfrei ist, oder alle Pfandgläubiger in eine andere Verfügung einwilligen, zu dem Landrechte deponirt und in den Depositenbüchern vorgemerkt werden, daß alle mit der Landtafel bis dahin auf das Gut erworbenen Hypotheken und andere dinglichen Rechte sich auch auf dieses Capital erstrecken.

Ebenso sind, wenn dieses Capital in der Folge angelegt wird, oder wenn Grundeigenthum durch Tausch an die Stelle des Zehents oder der Robot tritt, die dinglichen Rechte durch Anmerkung in den öffentlichen Büchern zu versichern.

6) Die Vorschriften des §. 5 finden keine Anwendung auf Verträge, wodurch der Besitzer eines freieignen Gutes anstatt der Robot oder des Zehents eine fortwährende bestimmte Jahresrente in Geld oder Früchten zugesichert, oder von dem Unterthan gegen Aufhebung der Robot auf ein ihm gegen den Grundherrn zustehendes Weide-, Holzungs- oder ähnliches Recht Verzicht geleistet wird. Hierzu bedarf es, wenn auch auf dem Gute Schulden haften, keiner Beistimmung der Gläubiger oder des Landrechtes.

7) In Rücksicht der zu Fideicommiß-Gütern gehörigen Roboten und Zehenten hat das Landrecht nach Vernehmung der in der Provinz wohnenden nächsten Anwärter und der Curatoren des Fideicommisses und der Nachkommenschaft über die Genehmigung des Ablösungsvertrages zu entscheiden. Die von dem Fideicommißbesitzer angesuchte Genehmigung kann ungeachtet der von Anwärtern und Curatoren verweigerten Beistimmung ertheilt werden, wenn das Landrecht findet, daß sie dem Fideicommiß nicht nachtheilig sei. Zur Ablösung des Zehents oder Robot für ein Fideicommiß bedungene Capitalien sind als Stammvermögen des Fideicommisses

zu Gericht zu deponiren, zur Abfindung überlassene Grundstücke dem Fideicommisse in den öffentlichen Büchern zuzuschreiben. Alles von Fideicommissen für aufgehobene Zehenten oder Roboten eingetauschte Grundeigenthum kann ohne besondere landesherrliche Bewilligung dem Fideicommisse einverleibt werden.

Diese Bestimmungen finden auch auf Güter, die einer Substitution unterliegen, analoge Anwendung.

8) Bei Lehengütern ist über den Ablösungsvertrag auch der Lehenherr, wenn es sich um ein Privatlehen handelt, zu vernehmen, im Uebrigen nach den für Fideicommisse ertheilten Vorschriften zu verfahren.

In Rücksicht aller landesfürstlichen Lehen oder Afterlehen ist mit der kreisamtlichen Bestätigung des Vertrags auch die lehensherrliche Bewilligung als ertheilt zu betrachten.

Das Kreisamt wird jedoch hierbei Sorge zu tragen haben, daß, wenn die Ablösung der Frohne oder des Zehents bei einem Lehengute mit einem Capitale ein für alle Mal geschehe, das Capital im geeigneten Wege sogleich mit dem Lehensbande vinculirt werde, da es hierfür einen Bestandtheil des Lehens zu bilden haben wird.

9) Ueber die Rechte der Nutzeigenthümer eines Gutes dienen die allgemeinen Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuches zur Richtschnur.

10) In Rücksicht der anstatt des Robots oder des Zehents bedungenen Jahresrente gebühren dem Gläubiger eben die Pfand- und Vorrechte auf das Grundeigenthum des Verpflichteten, welche ihm vorhin in Ansehung der Roboten oder Zehente selbst zugestanden sind.

Wird zur gänzlichen Abfindung der Roboten oder Zehente ein dem Grund- oder Zehentherrn verschriebenes, oder zur Befriedigung desselben von Andern geborgtes Capital auf das bisher mit Robot oder Zehent belastete Gut einverleibt, so hat es den Vorrang vor allen übrigen, wenn auch früher eingetragenen Hypotheken. Ein solches Capital ist immer auf gerichtlichem Wege durch die nach Bestimmung der Jurisdictionsnorm berufene Gerichtsbehörde einzutreiben und hat darauf die politische Executions-Ordnung, welche für Unterthansforderungen vorgeschrieben ist, keine Anwendung mehr zu finden.

11) Zum Behufe der Robot- und Zehentablösungen können auch unterthänige (Rustical-) Grundstücke verwendet und an die Obrigkeiten in das Eigenthum überlassen werden, ohne daß Letztere in solchen Fällen zur Abtretung eines Aequivalents in Dominical-Grundstücken gehalten sind.

Auch können zu dem gleichen Zwecke Grundtausche zwischen Obrigkeiten und Unterthanen stattfinden.

Das Kreisamt hat sich jedoch bei Bestätigung solcher Ablösungsverträge im geeigneten Wege die Ueberzeugung zu verschaffen, daß dabei die Subsistenz der Unterthanen nicht gefährdet und ihre Wirthschaften im aufrechten Stande erhalten werden.

12) Wenn sich ganze Gemeinden von der Robot- und Zehentschuldigkeit frei machen und dazu ihr Gemeindevermögen, es mag dieses in Grundstücken Servituts-Rechten oder Capitalien bestehen, verwenden wollen, so ist diesem Wunsche, in so fern er mit der Vorsorge für die gehörige Bedeckung der Gemeindebedürfnisse vereinbarlich ist, kein Hinderniß entgegenzusetzen.

Auch die Vorräthe und Capitalien der unterthänigen Contributionsfonds dürfen zur Ablösung solcher Schuldigkeiten benutzt werden, in so weit dieses ohne die Sicherstellung des unterthänigen Samenbedarfs zu gefährden, geschehen kann.

Sind die Mitglieder einer an den Verhandlungen über die Ablösung Theil nehmenden Stadt-, Markt- oder Dorf-Gemeinde verschiedener Meinung, so kann das Kreisamt für eine billige und der Gemeinde unschädliche Uebereinkunft, selbst wenn sie nur die mindern Stimmen wünschen, den Ausschlag geben.

13) Wenn unterthänige Grundstücke an Obrigkeiten übergehen, haben diese auch die hierauf entfallenden landesfürstlichen Steuern und Giebigkeiten zu übernehmen.

Uebereinkünfte, daß die, solche Realitäten treffende Vorspanns- und Einquartierungs-Leistungen, so wie Schub-, Botenlohn und andere Gemeindeumlagen von den Verpflichteten auf ihren übrigen Grundbesitz übernommen werden, sind unter Beobachtung der §. 11 erwähnten Vorsicht nicht zu beanstanden.

14) Die über Ablösung von Roboten und Zehenten gepflogenen Verhandlungen haben, so wie die darüber errichteten Verträge, die Stempelfreiheit zu genießen.

Wien, am 25. December 1846.

Vorstehendes sind die Paragraphe des neuen Robotablösungs-Patentes. Der Termin der Publication desselben ist nicht gleich für alle Provinzen bestimmt, indem z. B. in Böhmen noch einige Erhebungen gemacht werden müssen. Zuerst wird es im Erzherzogthume publicirt werden, dann in den andern Provinzen. Im Eingange des Patentes wird gesagt, daß es Se. Majestät auf Ansuchen vieler Betheiligten und in Gemäßheit der fortschreitenden Zeit erlassen habe.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Beilage
zu den
Grenzboten.

In Sachen der böhmischen Stände.

Bemerkungen zu dem Aufsatze
„Beurtheilung der Ständischen Verhältnisse in Böhmen."
(im 28. Heft der Grenzboten, Seite 67 bis 82)

Wer etwas in ein öffentliches Blatt einrücken läßt, dem wolle gerathen sein, sich zuerst genau von allen Umständen zu unterrichten. Der Herr Verfasser jenes Aufsatzes hat eine sehr schöne Darstellung der böhmisch-ständischen Verhältnisse geliefert, wofür ihm gewiß Dank gebührt; allein er lobt den Antrag der Stände, den Unterschied in der Besteuerung der Dominical- und Rusticalgründe aufzuheben, und sagt: die reichen Segnungen der Grundunterthanen würden den einundfunfzig Mitgliedern, welche für den Antrag stimmten, mit Ausschluß eines Mitgliedes des Herrnstandes, dann dem ganzen Geistlichen- und Ritterstande zu Theil werden.

Dieser ständische Antrag war jedoch nicht nur ganz gegen die Landesordnung zur Berathung gezogen, sondern er beruhte auf einer ganz irrigen Ansicht, weshalb jene ständischen Mitglieder den Gegenstand einer neuern Berathung zu unterziehen, antrugen, welchen der Herr Verfasser die reichen Segnungen der Unterthanen nicht will zu Theil kommen lassen.

Nach der Landesordnung und dem Hofdecret vom Jahre 1791 soll ein jeder Gegenstand, ehe er zur Berathung kommt, voraus bekannt gegeben, vom Landesausschuß gehörig instruirt und erklärt, dann aber den versammelten Ständen vorgetragen werden, welche ihn in Berathung zu ziehen haben.

Das ist aber im Landtag vom 25. Mai 1846 nicht geschehen; wie aus den Wolken herabgekommen, wurde von zwei Mitgliedern des Herrenstandes, welche von der Sachlage nicht gehörig unterrichtet waren, vorgebracht: die obrigkeitlichen Gründe wären in der Steuer geringer gestellt,

als jene der Unterthanen, daher sei es billig, daß sämmtliche Gründe gleich besteuert würden. Wenn dieses richtig wäre, so müßte auch der Antrag, die Besteuerung sämmtlicher Gründe gleich zu stellen, ganz billig und gerecht sein. Diese irrige Ansicht verleitete auch sämmtliche Mitglieder des Herrenstandes, mit Ausnahme Eines (der auf Vertagung antrug) zu ihrem Votum, welchem jedoch der geistliche Stand, so wie die Mehrzahl der Ritter nicht beitreten wollte, sondern der Vertagung beistimmte.

Da nun der Beschluß der Stände landesordnungswidrig war, indem der Präsident den Gegenstand nicht hätte sollen abstimmen lassen, ehe er vorher bekannt gemacht und gehörig instruirt war, so ist dieser Beschluß eigentlich ungiltig.

Der Irrthum, welcher die Antragsteller verleitete, liegt in Folgendem:

Es besteht in der Besteuerung der Dominical- und Rustical-Gründe eine blos scheinbare, nicht aber eine wirkliche Ungleichheit. Als der Staat eine Grundsteuer ausschrieb, war Grund und Boden der allein zu besteuernde Gegenstand; der Grund und Boden des Dominical- und des Rustical-Contribuenten wurden nach ganz gleichen Procenten belegt, und hierdurch der ganze Betrag ausgemittelt, welchen das Dominicale und Rusticale von Grund und Boden zu zahlen hatte, und den es auch wirklich zahlt. Wäre in Ausmittelung der Grundsteuer etwas zum Nachtheil der Rusticalgrundbesitzer vorgegangen, so würden es die landesfürstlichen Länder- und Hofstellen, die das Geschäft ohne Einfluß der Stände leiteten, gewiß nicht geduldet haben. Wäre nun die Steuer blos auf Grund und Boden vertheilt worden, so wäre gewiß nie die Frage entstanden, ob hier eine Ungleichheit in der Belegung sein könne; da aber damals die Herren Stände zur Erleichterung jener Gutsbesitzer, welche blos Grund und Boden allein besitzen, einen Theil dieser Grundsteuer auf einige jener Nutzungen legten, welche ihrer Ansicht nach keiner Besteuerung von Seite des Staates unterliegen konnten, so wurden hierdurch die Procente ihrer Grundsteuer scheinbar aber nicht wirklich vermindert, indem sie auf einer Seite um so viel mehr als sie auf der andern weniger zahlen. Die Herren Stände ließen zu ihrer innern Ausgleichung mit höchster Genehmigung Brau- und Branntweinhäuser, Mühlen, Wirthshauszinse und Urbarialabgaben mit einem Theil der Dominicalsteuer belegen, wo doch der Staat die Brau-, Branntwein- und Schenkhäuser mit Abgaben belegt hat, somit versteuern sie diese Gegenstände doppelt. Die Urbarialabgaben also sind als Zinsen eines überlassenen Capitals zu betrachten, daher sie in so lange keiner Steuer unterliegen, als von Seiten des Staates keine Zinssteuer verlangt wird. Aus diesem leuchtet hervor, daß das-

jenige, was die Stände von diesen sogenannten Adminicular-Gefällen zahlen, als Repräsentativ des Abschlags von der Grundsteuer anzusehen ist. Wenn jene Summe, welche die Stände von diesen Adminicular-Gefällen zahlen, aufgehoben und der Dominicalgrundsteuer zugeschlagen wird, so hört alle scheinbare Ungleichheit in Besteuerung der Dominical- und Rusticalgrundsteuer auf.

Aus diesem Sachverhalt ist zu ersehen, daß die Herren Antragsteller sehr irriger Ansicht waren, und hätten die Herren Stände den Gegenstand einer reifern Ueberlegung gewürdigt und sich nicht überraschen lassen, so dürfte der Beschluß ganz anders ausgefallen sein, welches noch geschehen könnte, wenn der Monarch in seiner angestammten Gerechtigkeit den Gegenstand einer nochmaligen, nach aller Form einzuleitenden Berathung übergäbe.

In Nr. 30, S. 166 der Grenzboten ist wegen dem, daß die Herren geistlichen Stände im Landtage vom 25. Mai 1846, nebst Einem Mitglied des Herren- und mehrerer des Ritterstandes, nicht gleicher Meinung mit den Herren Antragstellern waren, ein sehr bitterer Ausfall gegen diese Herren ständischen Mitglieder erschienen, welcher ebenfalls sehr ungerecht ist, indem diese achtbaren Herren nichts Anderes verlangten, als einen Gegenstand in nähere Berathung zu nehmen, der doch einen jährlichen Steuerzuschlag von 22 pr. Ct. und einen Capitalwerth von 7,000,000 Fl. C.-M. in sich faßt. Denen Geistlichen kann man um so weniger verargen, wenn sie bei Uebernahme neuer Lasten behutsam fürgehen, als man sie nicht als Eigenthümer, sondern nur als Nutznießer ihrer Güter betrachten kann.

Wenn es sich um Zustimmung irgend einer Summe zum Wohle des Landes handelt, so war und ist die Geistlichkeit nie dagegen, dies haben sämmtliche Stände, somit auch der geistliche Stand, als erster Votant, in neuester Zeit sattsam bewiesen, allein hier, wo es sich darum handelt, einen Gegenstand reiflich zu überlegen, ehe man nebst dem Anschein einer — seit Einführung der Steuer bis jetzt bestandenen scheinbaren — Ungerechtigkeit, eine Zahlung für immer auf sich ladet, wodurch am Ende Niemandem eine bedeutende Erleichterung zukommt, verdient es keinen Tadel, vielmehr ein Lob, denn schwächen sich die Stände selbst in ihren Geldmitteln, so sind sie außer Stand, bei wesentlichen Verbesserungen im Lande thätig zu wirken.

Der Bauer ist in Böhmen nicht gedrückt, wohl aber der ärmere Theil, nämlich Häusler, Handwerker, Tagelöhner und derlei Menschen; — diesen kommt bei einer derartigen unzeitgemäßen Uebernahme von

Steuern gar nichts zu Gute, während der Bauer es als Pflicht ansehen und dafür nicht danken wird.

Wäre es nicht weit besser gewesen, diesen Steuergegenstand genauer zu erörtern, ehe man einen Beschluß faßte, der am Ende zu nichts führt, als — in den Grenzboten belobt zu werden! Durch diesen Beschluß werfen die Stände den Verdacht auf sich, als habe der Rustical-Grundbesitzer seit Beginn der Steuer mehr als der Dominical-Grundbesitzer bezahlt, somit Letzterer auf Unkosten des Erstern eine Erleichterung genossen, und dem Rusticalisten sei Unrecht widerfahren, was doch offenbar nicht wahr ist.

Also auch von dieser Seite betrachtet, war der ordnungswidrig und unrecht verfaßte, bisher vom Monarchen nicht sanctionirte Beschluß d. d. 25. Mai 1846 weder richtig und gerecht, noch klug!

Haben endlich einige der Herren Landstände — denn bei den meisten tritt dieser Fall nicht ein — so viel Geld, daß sie demselben einen Abfluß verschaffen wollen, so gibt es im Vaterlande genug Gelegenheit, selbes auf gemeinnützige Anstalten zu verwenden und sich des Segens der ärmern Menschen zu erfreuen.

Im August 1846.

Von einem Mitglied der böhmischen Stände.

Eine andere Mittheilung, die uns dieser Tage aus Böhmen zugekommen, ist vom 1. März datirt!! Wir wissen nicht, ob dies ein Schreibfehler ist oder ob der Schneckengang überängstlicher Privatgefälligkeit eines Zeitraums von 6 Monaten bedurfte. Wir können daher den Brief nur im Auszuge mittheilen, in sofern er Thatsachen enthält, deren Veröffentlichung uns auch jetzt noch von Interesse scheint. Den geehrten Herrn Einsender aber ersuchen wir freundlichst, seinen Taufnamen uns gleichfalls mitzutheilen, da wir bereits auf sein früheres Schreiben gern geantwortet hätten, wenn es nicht der Müller, der Schmidt, der Schulze gar viele geben würde und wir mit unserem Briefe nicht gern in die unrechte Mühle, vor die unrechte Schmiede und noch weniger den Herrn Schulzen par excellence in die Hände kommen möchten. — sapienti sat. D. Red.

Prag im März.

Vieles ist in auswärtigen Blättern über unsere Stände und ihre Landtage geschrieben und manchen ihrer Beschlüsse eine Wichtigkeit beigelegt worden, die sie, durch die Brille der Alltäglichkeit betrachtet, entbehren. Würdigt man mit unbefangenem Auge die ganze Reihe der Verhandlungen, so braucht man kaum ein Argus zu sein, um zu sehen, wie die ständischen Versammlungen lediglich das Stelldichein einiger Aristo-

kraten sind, die hier ihre Standes-Interessen besprechen und auf Sachen des Gemeinwohls höchstens in zweiter Reihe bedacht sind. Und wie sollte es auch die hohe Versammlung sein, da ihre Elemente mit geringer Ausnahme fast nur dem Adel angehören? Es werden zwar zeitweilig hochwichtige, das Volk betreffende, Angelegenheiten in den Bereich dieser Berathungen gezogen, allein die meisten scheitern an der Selbstsucht des Aristokratismus, oder an der aus höhern Staatsrücksichten verweigerten Sanction. Dieses Loos hatten die Anträge über Auflassung des Bierzwangs, der Ablösung der Frohndienste und in letzterer Beziehung die Beschlüsse wegen Modification der immoralischen Verzehrungssteuer, der Aufhebung des Lotto, die Errichtung einer Hypothekenbank, worüber zwar noch verhandelt wird. Uebrigens sind in letzter Zeit kaum zwei Maßregeln durchgegangen, die von einer wirklichen Berücksichtigung der Landesverhältnisse zeugen. Natürlich war dies der Ruf der Angst und des Kummers, der das Herz jedes Menschenfreundes auf das empfindlichste ergriffen hat. Es ist damit gemeint die Bewilligung der **100,000** fl. für die Ueberschwemmten und die Theuerungszuschüsse für die ständischen Beamten; Entschließungen, die im Publicum mit Beifall und von den Betheiligten mit grenzenloser Dankbarkeit aufgenommen wurden, da sie sich als Balsam tiefgefühlter Wunden erwiesen haben. Durch den letzteren Act wurde wohl die Staatsverwaltung an Großherzigkeit übertroffen, denn während die Stände nach den verschiedenen Gehaltsstufen **30, 24, 16** und **10** Procent für die ganze Dauer der Theuerung bewilligten, genehmigte diese blos einen Betrag von **6000** fl. zur Vertheilung an dürftige Beamtenfamilien und stellte den unmoralischen Grundsatz auf, daß die Bewerber Schulden nachweisen müssen, wornach der Schuldenmacher so ziemlich Unterstützung findet, der brave, ordnungsliebende Beamte aber unbedacht bleibt. Die Bedürfnisse des Bürgerstandes werden nicht berücksichtigt, und dieser Stand ist auf dem Landtage ganz bedeutungslos, zumal da er blos von dem Bürger und Vice-Bürgermeister der Hauptstadt Prag vertreten wird. Obwohl diese Männer die besten Absichten hegen, so wird es leicht begreiflich sein, daß sie bei ihrer wichtigen Stellung in der Hauptstadt, die ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, einestheils die Verhältnisse des Bürgers in der Provinz nicht kennend, anderntheils dem Adel und der blos figurirenden Geistlichkeit allein gegenüberstehend — nichts bezwecken können, oder aus anderen vielleicht triftigern Motiven keinen Antrag stellen wollen. Dieses Verhältniß könnte zwar in etwas zu seinem Besseren geändert werden, wenigstens in numerischer Hinsicht, wenn das Ansinnen der einen von

den zwei im Landtage bestehenden Parteien verwirklicht werden würde, nämlich, daß den priv. k. Städten Kuttenberg, Pilsen und Budweis das alte Recht eingeräumt würde, den Landtag zu beschicken, was man nunmehr auch auf die königlichen Städte, deren im Lande fünfundvierzig bestehen, ausgedehnt wissen will. Noch mißlicher steht es mit der großen, die Lebensader der staatlichen Existenz bildenden Familie des Bauernstandes, der gar nicht repräsentirt und folglich, vom st. Standpunkte aus, als nicht existirend betrachtet wird; allein sein Loos dürfte unter den obwaltenden Umständen keineswegs mehr zu beklagen sein, als der durch eine Vertretung beglückter Bürger, denn welcher Geltung sich die Bürgerrepräsentanten im Angesichte der Adeligen erfreuen, beweist genugsam die von einem der letztern gelegenheitlich einer Landtagsdebatte im Gefühle seiner erhabenen Ideen vom Menschenwerth hingeworfene Aeußerung: „der Bürgerstand möge ruhig sein, er verdiene ohnehin keine Beachtung". Freilich sind die Geschäftslandtage der böhmischen Stände bisher die verwischten Schattenbilder einer wirklichen Volksvertretung, weil sie einseitig und durch die Landesverfassung in enge Schranken gewiesen sind, wiewohl nicht zu verkennen ist, daß in der neuesten Zeit für die Rechte der Stände mehr Terrain genommen wurde.

Eine der diesjährigen Verhandlungen gestaltete sich namentlich sehr stürmisch zwischen den, von den Ständen zur Ueberwachung der Geschäfte des permanenten ständischen Landesausschusses bestellten Revisoren und der ihnen gegenüberstehenden, von einer gewissen Seite gewonnenen Majorität. Die Folge war, daß die erstern abdankten, was zu beklagen sein dürfte, da sich unter den drei, die ständischen Interessen wahrenden und generös vertretenden Revisoren der energische und geschäftskundige G. D. befand, von deren Wirken als Scrutatoren der ständischen Geschäfte sich heilsame Folgen erwarten ließen. Ihr Hauptaugenmerk war dahin gerichtet, einen geregelten — einerseits durch weise Sparsamkeit, andererseits aber durch Großherzigkeit sich auszeichnenden Haushalt zu erzielen. Es war ihre Absicht, die ständischen Canzleigeschäfte im Allgemeinen zu reguliren, den Beamtenstand, vorzüglich bei der, in einer Uebereilung hervorgerufenen, obwohl seit 30 Jahren projectirten ständischen Buchhaltung theilweise zu vermindern, dagegen aber das wirklich erforderliche Personal besser zu besolden und eine strenge Pflichterfüllung zu fordern. Durch dieses Bestreben wurde eine Persönlichkeit in nicht geringe Enge getrieben, weil ersichtlich worden wäre, daß einige Beamte nicht hinreichend beschäftigt sind und daß die Creirung mehrerer Dienststellen nicht aus ständischen, sondern aus ganz heterogenen Rücksichten geschah, nämlich um nebstbei

die Geschäfte der den ständischen Beamten zugewiesenen Sparcassen zu besorgen, wofür solche ansehnlich, einige selbst mit mehr als 1000 Fl. C.=M. remunerirt wurden. In Erwägung, daß hierdurch der ständische Dienst beeinträchtigt werde, ein Argument, das nicht ganz ungegründet war, da sich zur Bestreitung dieses Geschäfts dermal 21 Individuen als nothwendig erwiesen, haben die Stände durch einen Beschluß diese Anstalt zur Entfernung aus dem ständischen Amthause bestimmt und sie ist bereits seit Neujahr 1846 unter Wehklagen und Jammer von einer, und unter Frohlocken von der andern Seite geschieden, indem dieselbe in einem zu diesem Zwecke eigends um 60,000 Fl. C.=M. angekauften Hause untergebracht und sehr splendid eingerichtet wurde. Es ist in der That unbegreiflich, wie die ahnenstolzen Stände einer reichbemittelten Provinz dulden, daß die Amtslocalitäten der ständischen Departements so schofel bestellt sind, daß sie weit zurückbleiben hinter dem Comptoir des armseligsten Krämers. Die Hauptsteuercasse der Provinz, die mit vielen fremden Partrien verkehrt, ist in dieser Beziehung das non plus ultra, denn ihr Mobiliar ist so schlecht und die ganze Räumlichkeit dermaßen schmuzig, daß sie dem Eintretenden das Aussehen einer ordinären Branntweinboutique gewährt, und es dürfte eine Ehrensache der Stände sein, diesen Zustand aufhören zu lassen.

Das in's Leben getretene Departement der Fondsabtheilung ist das verhätschelte Kind des Tages, dem man ein Relief der Gediegenheit und Nothwendigkeit zu geben sucht, deren es ohne Zweifel entbehrt und man ist in einer gewissen Sphäre bemüht, den Ständen gegenüber und dem Publicum begreiflich zu machen, daß sie es ist, die die Interessen der Stände eigentlich wahrt, indem diese einer gehörigen Ueberwachung bisher entbehrten und daß sie zugleich die Providenz ist, unter der sich die Quellen des Reichthums entwickeln und die Erträgnisse der Fonds mehren, obwohl diesem ähnliches seither nichts ersichtlich wurde. In dieser Hinsicht äußert sich somit das Bestreben, diese einfache Revision mit allen Attributen einer selbstständigen Rechnungsbehörde auszustatten und ihr einen Wirkungskreis einzuräumen, womit sich kaum die großartige Anstalt des Staates ähnlicher Art ausgerüstet sieht.

Possierlich ist es anzusehen, wie diese sogenannte censirende Behörde unter der Aegide ihres Pflegers den andern ständischen Departements feindlich entgegentritt und bei jeder Gelegenheit den Fehdehandschuh hinwirft, indem sie vor dem Forum ihres Gönners stets Recht behält, wenn solches auch offenbar auf Seite der erstern liegt. Absonderlich eines unter diesen Departements hat das schmähliche Geschick, die ganze Wucht ihrer

amtlichen Wirksamkeit und Launenhaftigkeit empfinden zu müssen, während sich ihre ephemere Existenz fast ausschließend auf dasselbe gründet.

Es haben sich im Schooße dieser jungfräulichen Rechnungsbranche einige Individuen durch die Unterweisung eines, aus dem Staatsdienste übergetretenen Rechnungsbeamten ausgebildet, die nun die Träger der Gesammtthätigkeit derselben bilden und die in ihrem Eigendünkel die Lehrmeister der ältern, im Rechnungsfache erprobten Beamten sein wollen, während sie kaum vor einem Lustrum eine Idee vom Rechnungswesen gehabt haben. Ihre Elaborate strotzen von eitlen Redensarten und hochtrabenden Worten über ganz bedeutungslose Dinge und nehmen den Ton des Schulmeisters gegen seine Schulbengel an, wodurch eine wirkliche Landplage von nutzlosen Schreibereien hervorgerufen wird. Freilich geschieht es größtentheils aus der Absicht, um ein Lebenszeichen zu geben und um zu zeigen, man esse das Brod nicht umsonst; nun diese harmlose Freude könnte ihnen wohl gegönnt werden, wenn es nicht in Verdächtigungen ausartete, wodurch der Credit Anderer beeinträchtigt wird, denn die nichtssagenden Anträge und kleinlichen Denunciationen fördern keineswegs die Geschäfte, sondern sind nur darauf berechnet, um persönliches Ansehen und Vortheil zu gewinnen.

Es ist wirklich beklagenswerth oder vielmehr lächerlich, daß die obere Behörde auf jeden der Anschläge dieser, in ihrem Fache der Reife noch entbehrenden Menschen eingeht und ihre Gutachten zur Basis von Resolutionen annimmt, wenn solche auch unpraktisch und zum Theil abgeschmackt sind. Die nothwendige Folge davon ist, daß die übrigen Organe der ständischen Verwaltung descustirt und in ihrem Eifer erkalten gemacht werden, was üble Wirkungen für den ständischen Dienst nach sich ziehen muß.

* † *

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
[illegible]	[illegible]		